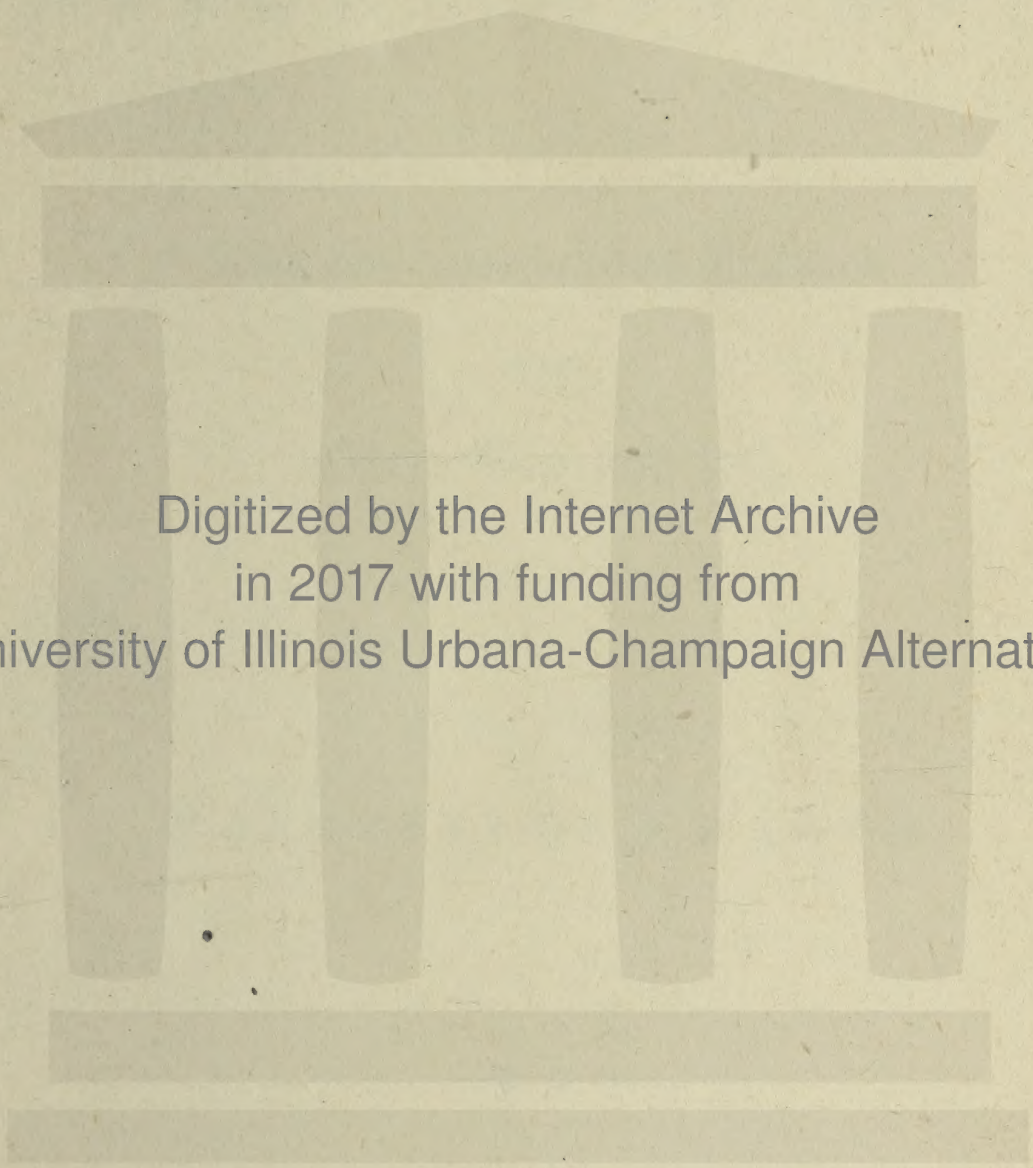
K35-11



Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/scandalgeschicht15kasz

Kászony, Daniel von
"

Scandal-Geschichten europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren
eines
alten Diplomaten.

Erster Band.

Oesterreich-Ungarn.

Leipzig
Verlag der Verlagsanstalt.

940
K155
Ratt.
VI-5

Vorwort.

Der Verfasser dieser Memoiren, einer der gewiegtesten Diplomaten unseres Jahrhunderts, der schon von frühester Jugend her an der Seite solider Lehrer gelebt und alle Höfe Europas besucht hat, ist vor Kurzem gestorben und da der Herausgeber seiner Aufzeichnungen so glücklich war, in sein Vertrauen zugelassen zu werden, so überantwortet er ein Werk beinahe unschätzbaren Werthes dem geehrten Lesepublicum, ein Werk, welches, so wohlhabend der Verfasser dieser Aufzeichnungen auch sein mochte, unter allen Schätzen seines Nachlasses der kostbarste ist.

Diese Sammlung von Skandalgeschichten europäischer Höfe bildet gleichzeitig einen Beitrag zur Weltgeschichte, indem hier viele Ereignisse erzählt werden, die bis jetzt der Welt in anderer Weise, theils nur halb und unvollkommen, theils auch unrichtig bekannt waren und die zu berichtigen der Verfasser sich zur Aufgabe gemacht.

366441

Vermöge seiner hohen socialen Stellung, seiner Beliebtheit an allen Höfen und seiner bekannten Discretion, war es ihm gelungen, Zutritt zu allen Hofarchiven und Bibliotheken zu erhalten und daselbst die Quellen, aus denen sein Buch entsproß, zu erschöpfen, ebenso standen ihm auch die Archive und Privatbibliotheken solcher Familien offen, in welchen er Beiträge zu diesen Hofgeschichten sammeln konnte.

Diese Bücher sind demnach Früchte der Studien und des Fleißes von etwas mehr als einem halben Jahrhundert, da der Verfasser dieselben zur Zeit der Verheirathung Napoleons I. mit der Tochter des Kaisers Franz I. von Oesterreich, der Erzherzogin Marie Louise, begonnen und seine Aufzeichnungen im Jahre 1862 geschlossen hatte, als ein Greis von 76 Jahren.

Da ich so glücklich gewesen, sein Vertrauen im vollsten Maaße zu genießen, so gestattete er mir auch die Durchsicht dieser Memoiren, die ursprünglich nicht für das Auge des Lesepublicums bestimmt zu sein schienen, da sie in einer Weise gehalten waren, daß es unmöglich gewesen wäre, sie in jener Form und mit Beibehaltung aller hier und da etwas allzu drastischer und caustischer Reflexionen des Autors zu veröffentlichen.

Nichtsdestoweniger betrachtete ich die Nichtherausgabe

dieses Werkes als einen an der Nachwelt begangenen Raub und es gelang mir mit einem nicht unbeträchtlichen Aufwand von Beredtsamkeit und Vernunftgründen den Verfasser dahin zu bewegen, mir nach seinem Tode das Verfügungsrecht über diese seine Schriften abzutreten, doch auch dies nur bedingungsweise und zwar: 1. durfte der Name des Verfassers weder am Titel noch sonst im Werk genannt werden, 2. durfte das Werk erst fünf Jahre nach seinem Tode herausgegeben, endlich aber 3. in den Ereignissen, nach dem Jahre 1809 keine Namen genannt werden. Alle diese Bedingungen nahm ich ohne Weiteres an, da sie, zumal der letztere Punkt, auch mir, dem Herausgeber, zu gute kommen, da es in meinem Interesse liegt die Verbreitung des Buches zu fördern, was nicht möglich wäre, wenn der Inhalt ein derartiger wäre, um gegen die existirenden Preßgesetze zu verstoßen und es auch nicht von Wichtigkeit ist Personen zu bezeichnen, deren gegenwärtiges Leben und Treiben mehr der Zukunft als der Gegenwart angehören.

Demnach habe ich jene Freiheit in der Herausgabe dieses Buches benutzt, die mir vom ursprünglichen Verfasser verliehen, und obschon ich den Originalstyl und den Vortrag bis auf die geringsten Details streng beibehalten, so habe ich mir nur eine Aenderung in der Oekonomie und Struktur des Werkes zu schulden kommen lassen, indem ich es anstatt

in synchronistischer Weise zu geben, wie diese Memoiren ursprünglich verfaßt waren, denselben eine mehr ethnographische Ordnung gegeben habe, wobei ich aber bei den einzelnen Staaten und Ländern des Verfassers Ordnung adoptirt, so daß jeder einzelne Band ein kleines abgeschlossenes Ganzes bildet und auch als ein solches ebenso instructiv wie unterhaltend sein muß. Endlich habe ich mir auch einige Ereignisse als Beitrag zur Skandalgeschichte der europäischen Höfe der allerneuesten Zeit hinzuzufügen erlaubt, um es so zeitgemäß als möglich zu halten.

Mehres zu sagen finde ich überflüssig, das Buch selber möge dies für sich thun, wie ich nicht zweifle, daß dies geschehen wird.

Der Herausgeber.

Oesterreich-Ungarn.

I.

Einleitung. — Die parallelen Flüsse und parallel laufenden Geschichten der Staaten. — Ursprung Oesterreichs. — Nationalhaß. — König Stephan. — Seine Gattin, sein Sohn Emmerich. — Prinz Vazul. — König Peter. — Was ist ein Skandal? — König Andreas II. — Königin Gertrude. — Otto von Meran. — Palatin Bánkban. — Bretislawa. — Die Babenberger: Leopold und Friedrich der Streitbare.

Im fernen Oriente, in der Bucharei und in der großen mongolischen Wüste, giebt es der Sage nach mehre Flüsse, die mit einander parallel laufend der See zueilen, ohne mit einander auch nur an einem Punkte zusammenzufließen oder durch Kanäle verbunden zu sein. Namentlich nennt man zwei solche, die nördlich von Chiwa entsprießen und dann bis an den Baikalsee, folglich auf eine Entfernung von vielen hundert Meilen, parallel mit einander laufen. Es sind zwei kleine schmale Flüsse, an deren Ufern der üppigste Hanf, dieses von jedem Orientalen

über alle Pflanzen hochgeschätzte Kraut, wächst, aus welchem der unsterblich machende Mahadschun bereitet wird, ein köstliches Fabrikat des Orients, in Europa bis jetzt noch wenig bekannt. Der Lauf dieser Flüßchen ist ein höchst sonderbarer. Es scheint beinahe als besäßen sie menschliche Eigenschaften und eine gewisse combinirende Politik. Während der nördlich laufende — Irma — sich dem südlich fließenden — Gobar — zu nähern scheint, wendet der letztere seinen Lauf durch eine schnelle Biegung nach Südosten, in solcher Weise, als wenn er sich gewaltsam von seinem Verfolger trennen wollte, dann aber, gleichwie sich anders besinnend, läuft er seinem Rivalen entgegen und kommt demselben so nahe, daß man glaubt, er würde die schmale Landzunge, die ihn trennt, durchbrechen und sein Wasser sich mit demselben vermischen. Selbst dies geschieht an manchen Stellen, doch vermischt sich das Wasser der kleinen Gewässer niemals, denn dasjenige des Irma bleibt schwärzlich, während das des Gobar seine schöne hellgrüne Farbe stets behält. Dann trennen sich diese Flüsse neuerdings und erst bei ihrem Einfließen in den Baikalsee vereinigen sie sich zum letztenmale, ohne daß ihr Wasser sich vermischte und seine Farbe verlöre, welches dann vom großen See in sich aufgenommen wird.

Gleich diesen parallelen Strömen giebt es Reiche, Staaten und Länder, die mit einander einen parallelen Lauf nehmen ohne sich jemals zu vermischen, wie z. B. England mit Schottland und Irland, Spanien mit Portugal, Holland und Belgien, Rußland und Polen, die

Staaten an der unteren Donau und dem adriatischen Meere, die drei Königreiche der Skandinavischen Halbinsel und vielleicht am meisten Oesterreich und Ungarn, in welchen genannten Ländern die Völkerschaften zumeist sich feindlich gegenüber gestanden und auch jetzt noch im Grunde ihres Herzens sich gegenseitig hassen.

Es ist beinahe unmöglich die Geschichte Oesterreichs zu schreiben ohne diejenige Ungarns gleichzeitig mit einzuflechten.

Wenn man es pragmatisch betrachtet, so giebt es eigentlich nur seit dem Jahre 1806 ein eigentliches Oesterreich als Kaiserthum, denn das kleine Ländchen, welches im strengen Sinne Oesterreich, d. h. das Erzherzogthum Oesterreich, genannt wird, ist kaum 800 □ Meilen groß und zählt etwas weniger als drei Millionen Einwohner. Dieses letzteren Geschichte ist auch sehr wenig selbstständig und mit derjenigen des deutsch-römischen Reichs und Ungarns so eng verschmolzen, daß es sich ohne diese beiden Reiche in der Weltgeschichte beinahe ganz verliert.

Wenn ich demnach einige historische Momente aus älterer Zeit berühren will, muß ich die Geschichte Ungarns mit derjenigen Oesterreichs zusammen nehmen, so wie auch in der Geschichte des ersteren Reichs Baiern, in alten Zeiten nur ein Herzogthum, eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Nachbarvölker sind fast immer erbitterte Feinde, ebenso wie Nachbarn überhaupt, Miterben, Verwandte und Geschwister. Nur den von manchen Gesetzgebern den Völkern

aufgedrungenen Institutionen ist es zu verdanken, daß es nicht einen ewigen Krieg zwischen Nachbarn, Verwandten und Geschwistern giebt. Da die Interessen der Nachbarn, Verwandten und Geschwister sich am öftesten kreuzen, wodurch Neid und das Begehren des Eigenthums Anderer entsteht, so haben die Gesetzgeber die Nächsten- und Geschwisterliebe als Pflicht aufgestellt, welche eben so vernunftgemäß als den edleren Trieben der Menschen entsprechend ist.

Es ist aber für das Familienoberhaupt viel leichter, den Frieden zwischen seinen Kindern aufrecht zu erhalten und ihnen gegenseitige Liebe einzuimpfen, als einem Staatsoberhaupte, sein Volk abzuhalten, in des benachbarten Volkes Ländereien einzubrechen und diese sich anzueignen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat man internationale Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge erfunden, und damit das lockere Freundschaftsband um so sicherer halte, verschwägerten sich die Fürsten und die benachbarten Völker unter sich.

So war es namentlich zwischen Ungarn und Deutschland und später zwischen Ungarn und dem ersten Gründer der Dynastie, welche berufen sein sollte aus dem kleinen Erzherzogthum Oesterreich eine mächtige Monarchie zu schaffen.

Schon zu Ende des X. Jahrhunderts nach Chr. G. verehlichte sich der Ungarnherzog Géza mit der Tochter eines Deutschen Fürsten, und sein Sohn, der heilige Stephan, der erste christliche König der Ungarn, folgte dem Beispiele seines Vaters Géza, indem er ebenfalls eine Deutsche zur Gattin nahm.

Es ist ein seltenes, doch immerhin vorkommendes Beispiel im menschlichen Leben, daß es Frauen giebt, die ihre Geschwister und Verwandten selbst mehr lieben, als ihre eigenen Kinder und daß sie mit Verkürzung der Rechte und Vortheile der letzteren Alles ihren Verwandten zuschanzen.

Eine solche Frau war die Gattin des Königs Stephan. Sie hatte es durch ihre Intriguen dahin gebracht, daß ihr Sohn, der heilige Emerich, unverheirathet blieb, sie gab ihm einen deutschen Erzieher an die Seite, einen Pfaffen, der des jungen Prinzen Kopf so sehr mit ascetischen Schwärmereien füllte, daß dieser sich nicht verheirathen wollte; die Folge seines Blödsinns war ein frühzeitiger Tod. Da das in seinem Inneren tobende Jugendfeuer in einem ehelichen Leben keinen Abzugscanal fand, verzehrte es seinen Körper.

Gleich nach Emerichs Tode berief die Königin einen ihrer Vetter, Peter, einen deutschen Prinzen ohne Aussichten auf ein väterliches Erbe in seiner Heimat, einen Jungen, wie es die zweitgeborenen Söhne der Lords in England sind, nach Ungarn und that Alles, um ihm die die Krone Ungarns nach Ableben ihres Gatten zu verschaffen.

König Stephan — schon als Heiliger — war ein Mensch von sehr nachgiebigem Naturell. Doch es handelte sich hier nicht allein um seine, sondern um die Einwilligung des ganzen Landes. Die Ungarn waren das erste constitutionelle Volk in Europa, und den Deutschen, trotz der

Verschwägerung Gézas und Stephans mit denselben, nicht sehr gewogen, sie würden Peter höchstens als Nothnagel angenommen haben, wenn es Niemanden sonst gab, der die Krone Stephans zu erben berechtigt gewesen wäre.

Wie wenig schon zu jener Zeit die Deutschen in Ungarn beliebt gewesen, beweist auch die Benennung, die man ihnen gab, die sich sogar bis auf die heutige Zeit erhalten hat. Man nennt die Deutschen Nemetek, welches Wort aus dem Ungarischen nem ett — hungrig, oder einem Menschen, der noch nicht gegessen, doch gerne essen möchte, hergleitet wird.

Dieser Nationalhaß ist bei den Ungarn nach den erlittenen Niederlagen bei Augsburg und Merseburg verzeihlich und auch leicht zu erklären, wiewohl die Deutschen vollkommen in ihrem Rechte waren, als sie die ungarischen Räuberhorden zu Zeiten der Kaiser, Heinrichs des Voglers und Otto's des Großen, vernichteten und ihre Bandenführer aufknüpfen ließen. Kurzum, der Nationalhaß war einmal da und die Gattin Stephans des Heiligen trug nicht wenig dazu bei, daß dieser später noch größer wurde.

Um nämlich ihrem Vetter Peter die Krone Sanct Stephans zu sichern, ließ sie dem von ihrem Gatten bestimmten Erben, dem Prinzen Vazul, aus dem Hause Arpad, einem nahen Verwandten Stephans, in der Veste Neutra, wohin Vazul vom Könige wegen eines jugendlichen aus Uebermuth begangenen Vergehens geschickt wurde, geschmolzenes Blei in die Augen und Ohren gießen, so daß

dieser unglückliche Prinz zur Regierung untauglich wurde und Stephan genöthigt war, den ihm von seiner Gattin vorgeschlagenen Vetter Peter zum Erben einzusetzen.

Daß dies einen Hofskandal gab, ist natürlich. Der alte König war so sehr unter den Pantoffel gerathen, daß er ganz willenlos ward. Peter aber sollte sich des Thrones nicht lange erfreuen, denn er wurde, nachdem er noch die Bétise beging, Ungarn vom Kaiser Heinrich III. als Lehen anzunehmen, von den Ungarn zum Teufel gejagt, und als er vier Jahre später von seinem Beschützer, dem deutschen Kaiser, zum zweitenmal eingesetzt wurde, wartete man nur darauf, bis der letztere anderweitig beschäftigt war, um Peter zu entthronen; diesmal aber wurden ihm auch die Augen ausgestochen, seine Haare abgeschoren und er in ein Kloster gesperrt, wie dies Childerich III. in Frankreich und sehr vielen griechischen Kaisern geschah, wo das Augenausstechen seit Justinians Zeiten in Permanenz blieb.

Man möge also nicht denken, daß Hofskandale Dinge neuerer Erfindung sind. Es gab deren schon seit undenklichen Zeiten, unter den Pharaonen Aegyptens ebenso wie unter den römischen Kaisern und Königen von Juda und Israel, nur daß zu jener Zeit die Grausamkeit an der Tagesordnung war, und da diese Ereignisse schon seit sehr lange her sind, man sie vergessen. Gewiß ist's aber, daß die Civilisation die Skandale an den Höfen häufiger gemacht.

Gegenwärtig versteht man unter der Benennung: Chronique scandaleuse, Ereignisse, die sich auf Liebes-

händel gewisser höher gestellter Persönlichkeiten beschränken. Ich will nicht behaupten, es sei ein Unrecht, solche Affairen skandalös zu nennen, der Begriff eines Skandals ist ein neuerer, doch ob Liebesaffairen und die aus denselben entstehenden Skandale etwas gar so Schlimmes seien, wie viele strenge Sittenrichter es den Menschen glauben machen wollen, wage ich doch zu bezweifeln.

Eine Handlung ist dann eine verbrecherische, wenn sie keine Ausnahmen gestattet, wie Mord, Fälschung, Diebstahl u. s. w., gegen die sich die Menschen zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen, als gegen eine sündhafte ausgesprochen, für welche sich nach den Gesetzen der Natur und Naturphilosophie nichts zur Entschuldigung anführen läßt, nicht aber eine, die zu gewissen Zeiten und bei gewissen Völkern nicht als solche betrachtet wurde und selbst jetzt unter gewissen Verhältnissen eine erlaubte oder wenigstens geduldete ist. Namentlich findet dies seine Anwendung auf die Freuden der Liebe, die eben zumeist als Basis der Skandale gedient. Andererseits aber kann eine eben solche an und für sich nach den Naturgesetzen gestattete Handlung, wenn sie von den positiven Gesetzen zu einer verbotenen gemacht wird, in ihren Folgen eine verbrecherische werden, z. B. Nothzucht, Kuppelei, Ehebruch u. s. w.

Ich habe diese Reflexionen vorausgelassen, um die nachstehende Handlung in ihrem wahren Lichte zu beleuchten. Es war wieder eine skandalöse Geschichte, und zwar eine, wie man sie im gewöhnlichen Sinne zu nehmen pflegt.

Sie ereignete sich zur Zeit der Kreuzzüge unter der Regierung Königs Andreas II. von Ungarn.

Während dieser König sich in Paläſtina befand, bestellte er zu seinem Stellvertreter den Palatin Bánk Ban, da er die Regierung einer so kriegerischen Nation wie die Ungarn nicht gut einem Weibe, seiner Gattin Gertrud, einer gebornen Prinzessin von Meran, anvertrauen konnte. Sie war zwar nicht eben machtlos, doch durfte sie ohne Beiziehung Bánk Ban's nichts unternehmen.

Dieser hohe Herr war verheirathet, seine Gattin Melinda gehörte zu den schönsten des Landes und ihre Tugend war über alle Proben erhaben. Da ihr Gatte zu Ofen, im Mittelpunkte des Landes, wohnte, begleitete sie ihn dahin.

Der Bruder der Königin Gertrud, Prinz Otto, entbrannte in Liebe für die schöne Dame und theilte das Geheimniß seines Herzens der Schwester mit, die ihm in seiner Liebesnoh Rath zu schaffen versprach. Niemand, Bánkban und Melinda aber am wenigsten, ahneten etwas von dieser Leidenschaft des Prinzen, und die Königin lud Melinda, während der kurzen Abwesenheit ihres Gatten, zu sich ein, ließ sie dann mit Otto allein, damit diesem die Gelegenheit geboten werde, die Rolle eines Tarquinius bei der keuschen Melinda zu spielen. Es gelang ihm auch, die schwache Frau durch rohe Gewalt zu bezwingen, wodurch er über das Haupt seiner Schwester, der Königin, sicheres

Verderben heraufbeschwor. Melinda machte es nämlich wie Lucretia und später Caba, sie klagte Otto und Gertrud, den ersteren als Verführer, die letztere als Kupplerin, an, und rief die Großen des Reichs zur Empörung auf. Es war Otto gelungen, bei Zeiten zu entspringen, doch dafür mußte Gertrud mit ihrem Leben büßen. Die Verschworenen unter der Anführung ihres Gatten Bánk und Petúrban drangen in den Königspalast ein und erstachen sie. Als später der König Andreas II. nach Ungarn zurückkehrte, wagte er es nicht einmal, den Tod seiner Gattin an ihren Mördern zu rächen, ja diese setzten ihm so stark zu, daß er ihre alten unter Arpad gebrachten Gesetze durch eine Charte — die sogenannte goldene Bulle — verbriefte, und zwar zehn Jahre später, als die magna charta in England zu einem Grundgesetz des Reichs wurde. So wie Rom, so hatte jetzt Ungarn seine Freiheit und seine Rechte mittelbar den Reizen einer schönen Frau und den Wollüstlingsgelüsten eines unbedeutenden Prinzen zu danken. Somit hatte dieser Hofskandal für das Land seine besten Folgen.

Während der ganzen Zeit der ersten Periode, also drei Jahrhunderte hindurch, finden wir in der Geschichte Ungarns nur zwei Liebesskandale am Hofe, was, wenn man dies mit der Geschichte aller übrigen europäischen Länder, zumal Griechenlands und Frankreichs, vergleicht, sehr wenig ist, somit Zeugniß für die Moralität am ungarischen Hofe ablegt. — Die andere skandalöse Geschichte ist diejenige der zweiten Gattin des Königs Koloman, Bretislawa, einer polnischen Prinzessin. Diese junge

und schöne Dame hatte nämlich schon am Hofe ihres Vaters einen französischen Ritter, Namens Romain, kennen gelernt, und es entspann sich zwischen ihm und ihr ein platonisches Liebesverhältniß, welches dadurch, daß Bretislawa vom König Koloman zum Weibe gefordert wurde, in grausamer Weise zerrissen ward. Romain folgte jedoch der Königin nach Buda, und das platonische Liebesverhältniß erhielt eine unplatonische Wendung, eine solche, wie sie die Königin Margarethe von Navarra in ihren Novellen zu beschreiben liebt und in deren Schilderung auch Boccaccio eine Berühmtheit erlangt hat. Zu jener Zeit, wo die Eifersucht der Männer auf einen viel höheren Grad gespannt war, als in unserem toleranten Zeitalter, gab es am Hofe genug unberufene Argusse, die die Sache ausspürten und dem König davon Bericht abstatteten, der den unglücklichen Troubadour, denn als solcher war Romain an den Hof des Königs gekommen, gefangen nehmen, auf die Folter spannen und endlich hinrichten ließ. Bretislawa aber wurde vom Hofe verwiesen und zu ihrem Vater geschickt, wo sie einem Sohne — Borics — das Leben gab, welcher später, zu Zeiten Gézas II., als legitimer Erbe des Königs Koloman und Kronprätendent auftrat, doch nach einigen Jahren mit abwechselndem Glück geführten Krieges geschlagen wurde und seinen Ansprüchen auf die Krone Ungarns auf ewig entsagte.

Wie zu Anfang dieser Einleitung erwähnt, wo gesagt wird, Oesterreich sei gleich einem parallel laufenden Fluße mit Ungarn zu vergleichen, gab es in diesem Lande keine

solche Skandalgeschichten. Die Herzöge von Oesterreich aus dem Hause Babenberg waren nicht besser als die übrigen Raubritter jener Periode, der einzige Leopold hatte es so weit gebracht, in der Weltgeschichte durch die Gefangennahme des Königs Richard Plantagenet, genannt der Löwenherz, sich einen herostratischen Namen zu machen und diese Familie schloß ihre Carrière auf eine unrühmliche Weise, indem der letzte dieses Stammes, Herzog Friedrich der Streitbare, der sich gegen das heilige Gastrecht schändlich vergangen, diese That mit seinem Leben zu büßen hatte.

Da diese Ereignisse einen Zeitraum von drei Jahrhunderten in sich fassen und eine Periode behandeln, in welcher anstatt der schriftlichen Documente zumeist Traditionen als Quellen der Geschichte dienen, so können die etwaigen Hofskandale nur ganz kurz gefaßt werden, je weiter wir aber in der Zeit vorwärts schreiten, desto ausführlicher und pikanter werden die Hofskandale.

II.

Die Weltgeschichte als Fälscherin und Courtisane. — Der Beichtvater Agnesens von Ungarn. — Die Anjous und die Habsburger. — Das Maitressenthum. — Friedrich von Oesterreich. — Ladislaus V. — Mathias Corvinus. — Das Zeitalter der Galanterie. — Beatrix von Neapel, die Gattin Mathias Corvinus.

Brantome nennt die Weltgeschichte eine große Fälscherin, Voltaire geht sogar noch weiter, indem er sie die bestechlichste Courtisane nennt, und wenn wir die Blätter derselben nachschlagen, werden wir diese Behauptungen für richtig anerkennen. Es kommen ganz falsche Data auf uns, und die Geschichtschreiber der Gegenwart führen die Täuschung der Nachkommen ins Unendliche weiter.

Solchen geschichtlichen Unwahrheiten begegnen wir überall, in allen Ländern und zu allen Zeiten. Da ich indessen gegenwärtig die Skandale der Länder Oesterreich-Ungarn unter die Feder genommen, will ich hier gleich zwei Ereignisse aus dem vierzehnten Jahrhundert anführen.

Wem ist die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges der Schweizer aus Schillers „Wilhelm Tell" nicht bekannt, und wer erinnert sich der letzten Scenen dieses Dramas nicht, wo Johann von Schwaben als Flüchtling, nachdem

er den Kaiser Albrecht ermordet, in Tells Hütte kommt? Die Geschichte hat auch hier eine Fälschung in den Nebenumständen begangen, namentlich in der wahren Ursache der Hinrichtung Kurts von der Wart.

Von den Mördern Albrechts sind drei: Tegerfelden, Eschenbach und von der Palm, entkommen, selbst dem angeblichen Urheber dieser Mordthat gelang es zu fliehen, wie wir dies auch aus Schillers Schauspiel lernen.

Daß man in einem verfallenen Kloster Ungarns auf die Spuren der Wahrheit kommen würde, ahnte niemand, und dennoch ist es so. Die Wittwe Albrechts von Habsburg war nämlich Agnes, eine ungarische Prinzessin, der Verfasser des auf diese greuliche Geschichte Licht werfenden Documentes aber ihr Hofkaplan, ein Mönch aus Ungarn. In diesem Manuscripte wird das Ereigniß — welches ich nur ganz kurz fasse — folgendermaßen angegeben:

Albrecht von Habsburg, der Nachfolger Rudolfs I., war ein roher, dem Weine und dem liederlichen Lebenswandel mit feilen Dirnen nachhängender Mensch, der seine Gattin Agnes nicht allein vernachläßigte und bei ihr seine ehelichen Pflichten nicht erfüllte, sondern sie noch obendrein mißhandelte. Wie seit undenklichen Zeiten dies der Brauch der Frauen war, sich deshalb an ihren Gatten auf ähnliche Weise zu rächen, wie dies auch jetzt geschieht, daß sie ihnen in gleicher Münze zahlen, so war es auch bei Agnes von Ungarn der Fall. Sie war nicht besser als Messaline oder Margarethe von Burgund und Lucretia Borgia, nur daß sie es klüger anstellte und weder ihr

Gatte noch die Außenwelt Wind von ihren geheimen Sünden bekamen. Ihre geheimen Liebhaber waren eben die Mörder Albrechts, außer Kurt von der Wart, der seine Gattin, die schöne und tugendhafte Adelheid von Sargans, zu sehr liebte, als daß er sich in die Netze der kaiserlichen Messaline hätte verstricken lassen. Nichtsdestoweniger gehörte er doch zu den Feinden des despotischen Albrecht und betheiligte sich ebenfalls an dessen Mord. Nach begangener Missethat entfloh Johann von Schwaben am ehesten, während seine Mitschuldigen, deren drei die Geliebten der Kaiserin waren, auf ihren Schutz pochend zurückblieben. Ihr Bleiben aber mußte sie aufs Aergste compromittiren, weil das Volk denken konnte, sie habe vom Morde Kenntniß gehabt, deshalb ließ sie ihren Geliebten bedeuten, das Land zu verlassen, was sie auch thaten, nur Kurt wurde eingefangen und hingerichtet, seine zerbrochenen Glieder aber aufs Rad geflochten. Der Verfasser des Manuscripts, in welchem alles dies erzählt wird, wurde von der Kaiserin nach Rom gesendet, um vom Papste eine Absolution der Sünden seiner Gebieterin zu erwirken. Ob diese Absolution sich nur auf ihren liederlichen Lebenswandel beschränkte oder sich auch auf ihre Mitwissenschaft des Mordes ausgedehnt habe, davon geschieht in dem Nachlasse des Herrn Beichtigers keine Erwähnung, doch muß er von ihrer Unmoralität über die Maßen skandalisirt gewesen sein, daß er sie sofort nach erlangter päpstlicher Absolution verließ, um nach Ungarn zurückzukehren, wo er zum Klausner ward und in sehr hohem Alter im Ge-

ruche der Heiligkeit starb, doch vorher dem Abte des zunächst liegenden Klosters von allem, was ich hier erzählt, ein schriftliches Bekenntniß ablegte.

Derselbe Mönch mußte auch sonst ein sehr gelehrter Mann gewesen sein, denn ihm hat die Welt eine der köstlichsten wohlriechenden Essenzen, das sogenannte Königinwasser, oder wie es allgemein unter der französischen Benennung l'eau de la reine de Hongrie bekannt ist, zu verdanken, mithin mußte er ein sehr geschickter Chemiker gewesen sein, wie überhaupt zu jener Zeit der Sitz aller Wissenschaften nur in Mönchsklöstern zu finden war.

Die abgeschlossene Lebensweise, welche dieser Mensch führte, spricht nicht wenig zu Gunsten seiner Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit, und da er es gewesen, der der Königin Elisabeth von Ungarn, der Gattin Carl Roberts von Anjou, das Recept zu dem oben erwähnten Königinwasser gegeben, so mußte er mit ihr in einem ziemlich intimen Verkehr gestanden haben, denn auch andere Historiker erwähnen des Umstandes, daß die Königin Promenaden nach dem nahe gelegenen Wald von Visegrad machte, um diesen Klausner zu besuchen. Demselben Manne haben wir auch Aufklärung über ein anderes Hofereigniß und respective Skandal zu verdanken, nach welcher sich die Dinge ganz anders verhalten, als sie in der Weltgeschichte angegeben sind, und zwar wird diesmal der Hof — d. h. der König Carl Robert und seine Gattin Elisabeth — gegen die Verleumdungen der Historiker in Schutz genommen.

Die Geschichte Felicians von Zách, seiner Tochter Clara und seiner ganzen Familie, ist nicht nur in Ungarn, sondern überall in Europa bekannt, und unzählige Balladen, Novellen, Dramen und sonstige Gedichte rufen Weh über die Tyrannei der damaligen Zeiten. Clara selbst wird als unschuldiges Opfer dargestellt, ihr Vater als ein anderer Virginius und die Königin Elisabeth als eine schändliche Kupplerin. Wenn wir aber der Aussage des von mir erwähnten Mönches, dessen Namen uns leider unbekannt ist, da er sich nirgends nennt, glauben können, so erscheint diese Begebenheit in einem ganz anderen Lichte, und Vieles vom Gehässigsten fällt weg.

Es ist eine nur zu bekannte Thatsache, daß die Habsucht in der Familie Habsburg, von ihrem ersten Gründer Kaiser Rudolf angefangen, ein vorherrschendes Laster dieses Geschlechts war, daß Scheinheiligkeit, Gleißnerei, Tücke, Falschheit, Unterdrückung, Lüge und Intriguen als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke dienten. Schon Rudolf beraubte den Böhmenkönig Ottokar seiner Länder und zuletzt seines Lebens, andererseits aber hoffte und trachtete er auch in nichtdeutschen Ländern ebenfalls festen Fuß zu fassen und zwar durch Ehen. So verheirathete er seinen Sohn Albrecht mit Agnes von Ungarn, einer Prinzessin aus dem Stamme Arpad, welcher im letzten Jahre des 13. Jahrhunderts in der Person Andreas III. erlosch. Gleich nach seinem Tode traten die Nachfolger Rudolfs als Kronprätendenten in Ungarn auf, fielen jedoch dreimal durch: zuerst siegte Wenzel von Böhmen, nach ihm Otto

von Baiern, endlich aber Carl Robert von Anjou, der sich auch bis an sein Lebensende auf dem Throne behauptete und denselben im unbestrittenen Besitz seines Sohnes Ludwigs des Großen ließ.

Wenn es sonst kein Argument gäbe, welches man anführen könnte, wie beliebt die Anjous in Ungarn waren, so zeugt dafür schon der Umstand, daß diese Dynastie während der Wahlperiode, wo die Ungarn durch keinen Vertrag an irgend ein Herrscherhaus gebunden waren, hinter einander vier Mitglieder dieser Dynastie zu Königen zählte, und nur den Intriguen der Habsburger ist es zuzuschreiben, daß, als dieser Dynastie ungarische Linie in männlichen Nachkommen ausstarb, sich die Habsburger nach den Luxemburgs, die den Anjous folgten, in Ungarn eingeschlichen hatten.

Diese Intriguen begannen schon zur Regierungszeit Carl Roberts. Friedrich, der zweitgeborene Sohn Rudolfs, war auf die ungarische Krone lüstern und hetzte einige der Großen des Reichs gegen Carl von Anjou, doch obschon von ihm bestochen, wagte es keiner, etwas gegen den nur zu populären König zu unternehmen, nur im Kopfe Felicians von Zách reifte ein abscheulicher Plan, wie es sich kaum denken läßt, daß ihn ein Vater aussinnen könne. Er hatte nämlich seine Tochter Clara, eines der reizendsten Mädchen am Hofe der Königin, dazu beredet, sie möge den am Hofe Carl Roberts weilenden Bruder seiner Gattin, den König Casimir von Polen, durch Künste der Koketterie derart an sich fesseln, daß dieser seiner Leidenschaft fröhnend

das Aeußerste wagte. Dies war Clara auch gelungen. — Ob Casimir nun Gewalt angewendet oder ob ihm Clara freiwillig unterlegen, ist nicht gewiß, doch daß sie sofort zu ihrem Vater eilte und ihm klagte, Casimir habe sie um ihre Tugend gebracht, ist gewiß, und hierbei beschuldigte sie die Königin Elisabeth der Kuppelei, eine Anschuldigung, die eine zu weitgehende ist, als daß man ihr großes Gewicht beilegen sollte. Hierauf ging der Vater Claras in Wuth entbrannt auf das Schloß des Königs, ermordete die Wärter der königlichen Prinzen und bedrohte selbst diese mit ähnlichem Schicksale, wenn sie nicht von dem Hofgesinde gerettet worden wären, stürzte dann in den Banketsaal des Königs, wo er drei Finger der rechten Hand der Königin abhieb und den König Carl Robert selber anfiel, doch von den herbeieilenden Leibwachen unter Anführung Ludwigs von Cselei niedergesäbelt wurde. Nicht durch einen Machtspruch des Königs, sondern durch ein Gericht wurde sodann ein zwar sehr grausames, doch der Barbarei der damaligen Zeiten ziemlich anpassendes Urtheil gefällt, welches sowohl Clara, als Miturheberin des Attentates an dem Leben der königlichen Familie, wie auch alle Mitglieder der Familie Zách bis in die dritte Generation zum Tode verurtheilte, diese letzteren höchst wahrscheinlich als Mitverschworene des Familienoberhauptes.

Lange Zeit nach diesem tragischen Ereignisse wurde das Maitressenthum in Ungarn erst permanent, und zwar von Siegmund aus dem Hause Luxemburg, nachherigem

römisch-deutschen Kaiser, eingeführt. Ehe ich jedoch von ihm spreche, muß ich noch eines Hofskandals erwähnen, welcher sich zur Regierungszeit des Königs Maria (die Ungarn nannten diejenigen ihrer Souveräns, ob weiblichen oder männlichen Geschlechts — gleichviel, Könige, die mit der Krone des heiligen Stephan gekrönt wurden, die Gattinnen der Könige aber Königinnen, diese wurden nur mit einer kleinen Hauskrone vom Bischof von Veszprim gekrönt, während die Krone des heiligen Stephan vom Palatin und vom Erzbischof von Gran den Königen auf das Haupt gesetzt wurde) ereignete.

Maria war noch sehr jung, als sie ihrem Vater, Ludwig dem Großen, auf dem Throne folgte, und das Land wurde zumeist von ihrer Mutter Elisabeth und den Günstlingen in einer Weise regiert, wie dies von Günstlingen und den unter ihrem Einfluß stehenden Weibern regiert zu werden pflegt, d. h. nur die von ihnen begünstigten Leute erhielten Anstellungen und Aemter. Unter solchen Verhältnissen war es fremden Potentaten leicht, im Trüben zu fischen, und daß dies wieder der Papst und die Herzöge von Oesterreich, die Habsburger, thaten, selbstverständlich. Es wurde im Lande von einigen Großen des Reichs eine Verschwörung angezettelt, und zwar von solchen, die der Dynastie Anjou mehr anhänglich waren als den Habsburgs. Diese Verschwörer riefen Carl von Durazzo, einen Vetter des Königs Maria, ins Land, und ließen ihn hierselbst krönen. Das ganze Land hatte sich für Carl erklärt, dieser war großmüthig genug, den beiden ent-

thronten und ihrer Macht entsetzten Damen eine Apanage auszuwerfen, was aber Elisabeth und Maria nicht genügte, und sie sannen darauf, sich ihres königlichen Nebenbuhlers zu entledigen. Sie ließen ihn zu sich bitten, und während Carl mit Maria sich unterhielt, rief Elisabeth Blasius von Forgách, ihren ehemaligen Mundschenk, herbei, und ihn mit den Worten: „Haue, haue, Forgách! Dir wird gehören Ghymes und Gács“ (zwei Schlösser, noch jetzt im Besitze der Familie Forgách) aufmunternd, fiel dieser von rücklings den König an und spaltete seinen Kopf mit einem Beil, so daß der letztere in wenigen Tagen seinen Geist aufgab. Maria aber und Elisabeth hatten in Ungarn ihres Bleibens nicht, sondern flohen unter Begleitung ihres Hauptgünstlings, des Palatins Gara, der auch den Plan zur Ermordung Carls entworfen, nach Croatien, wurden jedoch auf der Reise von Horváth von Palisnya angegriffen, ihre Escorte in die Pfanne gehauen, sie selber aber nach dem Schlosse Kneginetz in Croatien gebracht und gefangen gehalten, ja Elisabeth später von den Verschworenen in dem Flusse Bozutha ertränkt. Maria wurde erst nach einem Jahre von Siegmund, nachherigem König von Ungarn und ihrem späteren Gatten, befreit.

Dieser Siegmund war es, der, wie ich oben erwähnt, das Maitressenthum für die Könige einbürgerte. Aus dem Stamme der arpadschen Könige weiß man nur einen, der eine Maitresse gehalten, dies war Ladislaus IV., der eine schöne Kumanierin, Edua, zur Geliebten hatte und von ihren Verwandten, Arbucz, Turtul und Kemenche, eben

deshalb, weil sie ihrem Geschlechte Schande machte, sammt ihrem königlichen Buhlen ermordet wurde, ein Zeichen, wie verhaßt und verpönt die Immoralität unter diesen halbwilden Völkern gewesen sein mußte.

Auch zu Zeiten Siegmunds wurden ähnliche Verschwörungen von den Habsburgern angezettelt wie unter den Anjous, namentlich jene des berühmten Nicolaus Kont von Hedervár, der dann mit dreißig seiner Mitverschworenen zu Ofen geköpft wurde.

Ich will mich jedoch nicht mit der Geschichte Ungarns befassen, wenn diese mit Skandalen nicht verbunden war, sondern nur derartige erwähnen, wobei Liebeshändel mit figurirten, demnach kehre ich zum Maitressenthum zurück.

Eine der Liebschaften König Siegmunds war eine reizende Walachin, doch zur Aristokratie gehörend, wiewohl nicht zu der wohlhabenden. Die Geschichte hat ihren Namen nicht aufbewahrt, umsomehr aber denjenigen ihres Sohnes und ihrer Enkel, der Heldenfamilie Hunyady oder wie sie auch genannt wurden, der Corviner.

Diesen Namen — Corvinus — danken sie dem Umstande, daß, als Siegmund mit seiner Geliebten unter einem Baume saß und ihr einen schönen Ring schenkte, ein Rabe auf das verliebte Paar hernieder flog und den Ring vom Schooße der schönen Walachin stahl. Dies ist auch der Ursprung des Wappens der Familie Hunyady, ein Rabe, der in seinem Schnabel einen Ring hält. Die Dame hatte nur einen Sohn, den Helden Joannes Hunyady, oder wie

man ihn fälschlich nannte, Hunniades, dieser hinwieder zwei, Ladislaus und Mathias, nachherigen König von Ungarn.

Die Habsburger hatten indessen ihr Ziel erreicht, indem einer ihres Stammes, Albrecht, die Tochter Siegmunds, Elisabeth, heirathete und zum Könige von Ungarn gewählt wurde. Er genoß indessen dieses Glück nicht sehr lange, da er vier Jahre nach seiner Erwählung und zwar, ohne männliche Erben zu hinterlassen, zu Neßmèly an einem Fieber starb, welches er sich durch übermäßigen Genuß von Melonen an den Hals gezogen hatte.

Ich habe so eben gesagt, Albrecht habe keine männlichen Erben hinterlassen. Dies glaubte bei seinem Tode alle Welt, sogar seine Wittwe, die es nicht ahnte, daß er ihr in einem Nachkommen ein Andenken hinterlassen. Wie wenig sie dies wußte, ist daraus ersichtlich, daß sie gleich nach dem Tode ihres Gatten, Wladislaw I. aus dem Hause Jagello ihre Hand und die Theilung des Thrones mit ihr anbot. Als die Gesandten sich aber schon aufgemacht hatten, um Jagello zum Throne zu berufen, fing sie an sich Mutter zu fühlen, es reute sie der übereilte Schritt und kaum war der nachgeborne Sohn Albrechts geboren, als sie ihn als Säugling von wenigen Tagen mit der Krone des heiligen Stephan krönen ließ und der Einladung ihres Schwagers, des Herzogs Friedrich von Oesterreich, folgend, alle Kronjuwelen, die Krone selbst und ihren Säugling zusammenpackte und nach Wiener-Neustadt floh, um sich dort niederzulassen und die Rechte ihres Sohnes aufrecht zu

erhalten, was aber, da Jagello in Ungarn sehr beliebt war, zu einer leeren Protestation wurde.

Wenn irgend etwas skandalös genannt zu werden verdient, so ist dies das Benehmen eben dieses Friedrich von Oesterreich, nachherigen römisch-deutschen Kaisers unter dem Namen Friedrich IV., sowohl gegen seine Schwägerin, wie später gegen die Ungarn.

Es wäre Elisabeth niemals eingefallen nach Oesterreich zu fliehen und die Ungarn um die Krone und Kronjuwelen zu bestehlen, wenn ihr dies nicht von ihrem Schwager angerathen worden wäre, der seinen Geheimschreiber, den berühmten Historiographen Aeneas Silvius, zu ihr sandte, ihr goldene Berge versprach, wenn sie ihren Sohn, seinen Neffen, unter seinen Schutz stellte. Die bethörte Frau hatte sehr bald Ursache ihren Entschluß zu bereuen, denn Friedrich war ein solcher Filz, daß er es ihr, seinem weiblichen Gaste, an dem Nothwendigsten mangeln ließ, so daß sie, um sich, ihr Kind und ihren sehr kleinen Hofstaat erhalten zu können, die Krone und die übrigen Kronjuwelen für 20,000 Goldgulden zu verpfänden genöthigt war. Trotzdem führte sie in Wiener-Neustadt ein sehr kümmerliches Leben, so daß das Loos jeder Bürgersfrau, verglichen mit dem ihrigen, zu beneiden war. Nicht nur daß sie und ihr Hofstaat Hunger und Kälte litten, da sowohl Lebensmittel wie Holz ihr nur spärlich zugemessen wurden, sondern sie hatte nicht einmal Hemden mehr zum wechseln, und während diese gewaschen wurden, mußte sie im Bette liegen bleiben, bis sich endlich fremde Damen ihrer erbarmten

und sie mit Wäsche versahen. Diese mannigfaltigen Kränkungen, die Hoffnungslosigkeit, aus ihrer Lage heraus zu kommen, denn sie hatte es auch mit den Ungarn verdorben, und endlich die materiellen Entbehrungen, brachten sie so weit herab, daß sie endlich denselben erlag und im Jahre 1446 zu Wiener-Neustadt starb. Johannes Hunyady, von den Ungarn zum Gouverneur des Landes ausgerufen, zwang Friedrich mit den Waffen in der Hand, ihm den jungen König, den 6jährigen Ladislaus V., den Nachgebornen, auszuliefern, der dann, da Wladislaw I. im Jahre 1444 bei Varna gefallen war, als König von Ungarn anerkannt und im Triumph nach Ungarn gebracht wurde.

In Ladislaus steckte schon zu viel vom Habsburger Blute, als daß die Ungarn hoffen konnten, wenn er heranwüchse, einen Ludwig von Anjou aus ihm werden zu sehen. Sein Oheim Friedrich, der sich die Vormundschaft über seinen Neffen vorbehielt, delegirte dieses Amt dem Grafen Ulrich von Cilley, einem der intriganteſten, bösartigſten, neidischſten Männer seiner Zeit. Dieser, Ladislaus von Gara, Palatin und Bánffy von Lindva, sämmtlich Feinde und Neider der Familie Hunyady, thaten Alles, um den Helden Ungarns vom Könige fern zu halten; die Türken beschäftigten ihn auch fortwährend, so daß ihm keine Zeit blieb, sich darum zu kümmern, wie sich die Moralität des jungen Königs entfaltete. Dieser war schon in seinem 14. Jahre so entnervt und allen Lastern ergeben, als zählte er doppelt so viele Jahre; er war charakterlos, falsch, gerade so, wie ihn Ulrich von Cilley modelte. Etwa zwei Jahre

vor seinem Tode hatte er die übrigen ephemeren Liebschaften aufgebend, sich von einer schönen Czechin — Namens Rokitzana — fesseln lassen, er versprach ihr die Ehe und, wie gewöhnlich Monarchen mit Eiden spielen und sich von denselben durch ihre Beichtväter entbinden lassen, so machte es auch Ladislaus V., indem er sich in seinem 16. Jahre mit einer Prinzessin, die ihm die Großen des Reiches zu heirathen anriethen, verlobte. Dies entzündete bei Rokitzana die Eifersucht und das Rachegefühl, so daß sie dem Könige in einem Trank Gift beimischte, an welchem er starb, gerade am Jahrestag seines von ihm vor dem Altare auf die Hostie geleisteten und von ihm gebrochenen Eides.

Mit ihm ging auch die Herrschaft der Habsburger in Ungarn für einige Zeit zu Ende, obschon sich Friedrich von Oesterreich alle Mühe gab, dieselbe zu erlangen, indem er nach dem Tode seines Neffen mit Casimir von Polen als Throncandidat in die Schranken trat, doch eben so durchfiel, wie sein Nebenbuhler, da die Ungarn den Sohn ihres verstorbenen Gouverneurs, Johann von Hunyady, Mathias Corvinus, zum Könige wählten.

Einen Beitrag zur Charakteristik Friedrichs liefert uns auch die Art und Weise, wie er die Ungarn bei Einlösung der von seiner verstorbenen Schwägerin verpfändeten Krone prellen wollte. Wie oben erwähnt, hatte er darauf 20,000 Goldgulden geliehen, rechnete aber den Ungarn für die sechszehn Jahre, während welchen sie bei ihm verpfändet gewesen, nicht weniger als 200 Procent, oder 60,000 Goldgulden, an. Als die Reichsbannerträger zu

ihm kamen, um diese Summe zu zahlen, legte er ihnen eine falsche, nachgemachte Krone vor, die aber einer der ehemaligen Kronhüter, Sebastian von Rozgony, sogleich als gefälscht erkannte; nun brachte er eine zweite, doch auch diese ward als gefälscht zurückgewiesen, bis er endlich mit der dritten herausrückte, die von Rozgony an einem gesprungenen Smaragd für echt erkannt wurde.

Während der ganzen Regierungszeit des Königs Mathias that Friedrich nichts anderes, als intriguiren, seine Rathgeber zu bestechen, Spione an seinem Hofe zu halten und Verschwörungen gegen ihn anzuzetteln, welche aber alle entdeckt wurden, so daß Friedrich schließlich immer durchfiel und endlich sogar einen Krieg über den Hals bekam, wobei er Wien verlor, welche Stadt von Mathias erobert wurde.

Diese Periode war eigentlich sowohl für Ungarn, wie auch für ganz Europa das eigentliche Zeitalter der feineren Galanterie. Die sogenannten Liebeshöfe wurden eingeführt, das irrende Ritterthum blühte überall, mithin auch an einem der glänzendsten Höfe Europas, ich kann es keck behaupten, dem glänzendsten seiner Zeit, demjenigen des Ungarkönigs Mathias.

Wenn ein epikuräisches Liebesverhältniß irgend jemandem verziehen werden kann, so ist dies gewiß Mathias Corvinus; denn erstens war seine erste Gattin, die Tochter des Königs von Böhmen, Georg Podiebrad, Katharina, ein schwächliches und kränkliches Wesen, durchaus nicht tauglich für häufige Liebesgenüsse, sie siechte viele Jahre

hindurch, bis sie endlich an einem organischen Brustleiden starb, welches sie so zu sagen mit sich auf die Welt gebracht; zweitens aber gehörte es zu jener Zeit zum guten Ton, eine Maitresse zu halten; endlich aber war Mathias ein kräftiger, feuriger Jüngling, von dem man nicht fordern konnte, er möge ein Karthäuserleben leben. Somit genoß er auch von Liebe so viel, als sich ihm gerade bot, und hatte mehre kürzer oder länger währende Liebesverhältnisse, und von einer seiner Geliebten auch einen natürlichen Sohn, dem es nach dem Tode seines Vaters beinahe gelungen wäre, die Krone zu gewinnen, da er zum Regieren, außer der ehelichen Geburt, alle Erfordernisse besaß, doch wurde er von den undankbaren Creaturen seines Vaters für einen untauglichen Monarchen, wie Wladislaw II., beseitigt.

Wenn Mathias ein galantes Leben führte, so ist seine zweite Gattin, Beatrix von Neapel, von diesem Vorwurfe auch nicht frei, und es waren über ihren zweideutigen Lebenswandel manche Gerüchte in Umlauf. Mathias war aber ein sehr toleranter Ehemann, wie dies auch aus der nachfolgenden Begebenheit ersichtlich wird.

An einem sonnigen Sommertage kehrte Mathias von einem Spaziergange, als Student verkleidet, heim — denn er pflegte manchmal, wie einst Haroun al Raschid, verkleidet unter seine Unterthanen zu gehen, um sich zu überzeugen, wie man gegen ihn gesinnt sei und wo er dem Volke helfen könnte — und lagerte im Grase unter den Fenstern des königlichen Schlosses zu Ofen. Seine Gattin Beatrix trat ans Fenster, und den jungen Studenten —

in dem sie ihren Gatten nicht erkannt hatte — erblickend, rief sie in lateinischer (damals der Conversationssprache an den meisten Höfen) Sprache aus: „Pauper ubique jacet.“ (Der Arme liegt überall.) Mathias antwortete, ohne hinaufzublicken, mit verstellter Stimme: „In thalamis, regina, tuis hac nocte cubarem, si verum hoc foret: pauper ubique jacet.“ (Ich würde diese Nacht in Deinem Bette schlafen, o Königin, wenn es wahr wäre, daß der Arme überall liegen kann.) Lächelnd rief sie ihm zu: „Si libet, licet.“ (Du darfst es, wenn es Dir gefällt.) Da sprang Mathias auf und sagte lachend: „Insignis meretrix est ergo nostra Beatrix.“ (Dann ist also unsere Beatrix eine ganz ausgezeichnete H—.)

III.

Die Habsburger sind nicht verliebten Naturells, weder die Männer, noch die Frauen. — Ihr Wahlspruch. — Ihre Intriguen. — Sie fallen stets durch. — Maximilian und Wladislaw II. — Thronfolge. — Rudolf II. und sein Sohn, Prinz Cäsar. — Geheime Hinrichtung des letzteren. — Die Jesuiten. — Der abtrünnige Pater.

Wie ich in den vorhergehenden Capiteln gezeigt habe, hat es unter den Königinnen Ungarns keine einzige Deutsche gegeben, die sich durch Galanterie oder, was gleichbedeutend ist, durch einen unmoralischen Lebenswandel berüchtigt gemacht hätte; denn Bretislawa war eine Polin, Agnes, die Wittwe Albrechts I., eine Ungarin, Beatrix aber eine Neapolitanerin. Es scheint sogar, als ob es den männlichen Mitgliedern der Familie Habsburg an Temperament gemangelt hätte, denn von keinem erwähnt die Weltgeschichte ähnliche Facta der Galanterie wie von Königen anderer Nationen. Daß sie den Freuden der Liebe ganz unempfänglich gewesen wären, kann man zwar auch nicht behaupten, denn wenn es so gewesen wäre, würden sie nicht geheirathet haben, und gerade die Habsburger waren es, die ihre Macht einzig und allein ihren ehelichen Verbindungen zu verdanken hatten, daher auch der Vers, den

man auf sie machte: „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“ (mögen Andere Kriege führen, du, glückliches Oesterreich, heirathe), welcher zumeist auf Maximilian I. paßte, der die Tochter Carl des Kühnen, Maria von Burgund, heirathete und mit ihr die ungeheuren Ländereien dieses unermeßlich reichen Fürsten, wie Hennegau, Flandern, Burgund und Lothringen, erbte. Ebenso waren schon früher die Ländereien der eben so reichen wie mächtigen Margarethe von Maultasche durch Heirath an die Habsburger gefallen, endlich aber hofften und glaubten sie auch, als Abkömmlinge der weiblichen Linie des Hauses Arpad, als Nachkommen Agnesens von Ungarn, nach Erlöschen der männlichen Erben, Ansprüche auf den Thron Ungarns zu haben. Daß es ihnen zweimal geglückt, Mitglieder ihrer Familie (Albrecht II. und Ladislaus V., des letzteren Sohn) auf den Thron Ungarns zu schmuggeln, räumte ihnen aber weder Rechte noch Vortheile ein, denn Albrecht II. regierte in Ungarn nur drei Jahre, Ladislaus aber starb ohne Erben, und die Krone Ungarns war mit Beseitigung aller Nachkommen Arpads weiblicher Linie auf einen ungarischen Magnaten übergegangen, der nicht einmal aus legitimem Blute stammte, wie ich dies oben dargethan, wo ich vom Ursprung der Familie Hunyady oder Corvin gesprochen.

Nach Mathias Tode trat Friedrich IV. nicht mehr für sich, sondern für seinen Sohn mit den übrigen Kronprätendenten in die Schranken, deren es nicht weniger als — Maximilian I., den Sohn Friedrichs IV., mit-

gerechnet — drei gab: den König von Polen, Wladislaw II., den Sohn Casimirs des Großen, — ihn selbst, Maximilian, und endlich den Sohn Mathias', Joannes Corvinus den Jüngeren.

Sowohl der junge Corvin, wie auch Wladislaw, hatten viel mehr Chancen, zum Throne Ungarns zu gelangen, als Maximilian I. Der erstere, obschon ebenso von illegitimer Geburt, d. h. aus einer morganatischen Ehe, da Mathias sich später nach der Geburt seines Sohnes mit dessen Mutter auf die linke Hand trauen ließ, hatte im Lande einen großen Anhang, namentlich den reichen und mächtigen Grafen von Ujlaki, Herzog von Syrmien und König von Bosnien, auch war Johann seiner eigenen schönen männlichen Eigenschaften halber ebenso beliebt, wie die Nation auch seinen Vater vergötterte, und dem Andenken dieses Königs es schuldig zu sein glaubte, daß sie seinen Sohn zum König wählte. Andererseits aber neigten sich die übrigen Großen des Reichs mehr dem Sohne Casimirs zu, als Maximilian, was auch seine Ursachen hatte, wie ich diese gleich angeben will.

Die ungarische Oligarchie, welche von Mathias Corvinus unter strenger Zucht gehalten wurde, glaubte keinen anderen König wählen zu dürfen, als einen, der sich in Allem ihrem Willen und ihren Rathschlägen fügte, ohne von anderwärts beeinflußt zu werden. Maximilians Vater, Friedrich IV., lebte noch und welch ein Intrigant dieser sei,

dies wußten die Ungarn schon seit längst, da sie nur zu viel mit ihm zu thun gehabt.

Unter den ungarischen Großen des Reichs gab es namentlich vier, von denen die Wahl des Königs am meisten abhing, weil sie ihren Willen mit bewaffneter Hand unterstützen konnten, es war der oben erwähnte Ujlaki, dann der Palatin Stephan Báthory, welcher in Siebenbürgen einen großen Anhang hatte, der Reichsoberrichter Paul von Kinizsi, welcher für den stärksten und tapfersten Mann in Ungarn gehalten wurde, sonst aber ein sehr bornirter und charakterloser Mensch war, der ganz von den Einflüsterungen der Uebrigen und der Königin Wittwe Beatrix abhing, endlich aber der unermeßlich reiche und mächtige Stephan von Zápolya, Graf von der Zips. —

Wie erwähnt, neigte sich Ujlaki dem Sohne Mathias' zu, wogegen Báthory für den Sohn Friedrichs, Maximilian, gestimmt zu sein schien. Von Zápolya wußte noch niemand, zu welcher Seite er sich schlagen würde, man glaubte aber, er würde sich für denjenigen entscheiden, den die Königin Beatrix vorschlüge, denn man munkelte von einem zwischen ihm und Beatrix bestehenden Liebesverhältnisse. Zu diesem Gerede gab am meisten der Umstand Veranlassung, daß diese Dame sich erklärt hatte, sie würde sich in dieser Beziehung, was die Wahl des Königs betreffe, mit dem Ausspuche Zápolyas zufrieden stellen lassen.

Als eine Deputation zu Zápolya kam, um ihm diese Botschaft der Königin zu melden, stand sein Sohn, der damals zehnjährige Johann, an seiner Seite. Sein Vater

ging sinnend im Saale auf und ab, blieb bei seinem Sohn stehen, über dessen Kopf er etwa zehn Zoll hoch seine Hand hielt und ausrief: „Wärest Du nur um so viel höher, mein Bube, dann würde ich um einen König nicht in Verlegenheit sein.“ Dann aber wandte er sich zur Deputation und sagte, er würde der Königin mit eigenem Munde zu wissen machen, wen er für den geeignetsten hielte, um den Thron Ungarns zu besteigen.

Die Königin Beatrix hatte sich hierauf mit Wladislaw in Briefwechsel gesetzt und glaubte in den süßen Worten des polnischen Königs einen Liebes- und Heirathsantrag zu entdecken, dies war nämlich zwischen Zápolya und Wladislaw bereits so abgekartet. Der schlaue Graf von der Zips hatte Wladislaw den Rath gegeben, Beatrix in einer solchen Weise zu schreiben, und sie ging in die Falle. Da sie auch über Paul von Kinizsi, welcher ebenfalls zu ihren erhörten Liebhabern gezählt wurde, einen großen Einfluß besaß, so stimmte sie diesen ebenfalls für Wladislaw. Zápolya aber temporisirte noch immer und schien sich erst entschlossen zu haben, als die Königin in ihn drang, dann erklärte er sich ebenfalls für Wladislaw, der dann richtig vom ungarischen Reichstage am Rákosfelde, von der überwiegenden Mehrheit der Anwesenden zum König ausgerufen wurde, und auch bald nach Ungarn kam, um den Thron zu besteigen.

Nun legten erst Alle die Masken, die sie bis jetzt getragen, ab. Wladislaw wollte von einer Heirath zwischen sich und Beatrix nichts wissen; Báthory, Kinizsi und

Zápolya, die bis dahin dem jungen Johann Corvinus ihre Stimmen insgemein versprochen hatten, zeigten sich als dessen Gegner, und nur Ujlaki war ihm treu geblieben. Friedrichs IV. Sohn aber war ganz durchgefallen, und der schwache willenlose Wladislaw, ein Automat in den Händen der ungarischen Oligarchen, der König eines mächtigen Reichs.

Es war ihm aber nicht leicht, die durch Intriguen gewonnene Krone auf dem Haupte zu erhalten, denn sowohl Johann Corvinus und sein Anhänger Ujlaki, wie auch Maximilian I. bestritten seine Herrschaft; der erstere wurde jedoch von Báthory und Kinizsi, der letztere von Johanns Vater aus dem Staub zu den höchsten Würden erhoben, denn Kinizsi war von Geburt ein Unadeliger und Müllerjunge, in einer Schlacht geschlagen, und verzichtete auf die Krone, obschon Ujlaki ihm davon widerrieth und den Krieg gegen Wladislaw noch mehre Jahre auf eigene Faust fortführte. Gegen Maximilian focht Wladislaw mit wechselndem Glücke und es kam endlich zu einem Friedensschlusse, in welchem ausgemacht wurde, daß, wenn das erstgeborne Kind Wladislaws ein Knabe sein würde, er die Tochter Maximilians heirathen sollte, eben so der Sohn Maximilians die Tochter Wladislaws. Es war also eine doppelte Verschwägerung.

Wie wenig Vertrauen die Ungarn in die Rechtlichkeit der Habsburger setzten, beweist der Umstand, daß der obenerwähnte Zápolya und noch zwei Große des Reichs, als die Gattin Maximilians sich zu Bette legte, um einem

Kinde Leben zu geben, gegenwärtig sein mußten während dem ganzen Akte der Entbindung, damit nicht ein männliches Kind anstatt einem weiblichen in die Welt geschmuggelt werde. Es war auch richtig ein Mädchen, Maria, die gleich nach ihrer Geburt mit dem ungarischen Thronerben, dem Sohne Wladislaws II., Ludwig, verlobt wurde, so wie die Schwester des letzteren mit dem Sohne Maximilians I., Ferdinand, nachmals Ersten dieses Namens als römisch-deutscher Kaiser, welcher, falls Ludwig kinderlos stürbe, als Thronerbe Ungarns designirt wurde, ein Act, welcher keine Rechtsgültigkeit hatte, wenn der ungarische Reichstag seine Beistimmung verweigerte.

Ich habe mich geflissentlich bei diesen Thronfolgeangelegenheiten der Habsburger länger aufgehalten, weil sie Vielen nicht genau bekannt sind, ebenso wie auch nicht die Rechtstitel, kraft welchen sie zur ungarischen Krone gelangten. Der erste war ihre Abstammung aus der weiblichen Linie der Arpád'schen Familie — nach der Wittwe Albrechts I., Agnes von Ungarn; der zweite, als Seitenlinie der Luxemburger, die ebenfalls von der weiblichen Linie der Arpads stammten; drittens endlich der so eben erwähnte Tractat zwischen Maximilian I. und Wladislaw II., König von Ungarn.

Trotz allen diesen Rechtstiteln gelang es den Habsburgern erst anderthalb Jahrhunderte später, die Thronfolge ihrer Familie, sowohl in Ungarn wie in Siebenbürgen, vollkommen und durch ein Gesetz zu sichern, da diese bis zu Leopolds I. Zeiten nur durch eine stille Zustimmung

in Ungarn sanctionirt war, während sie in Siebenbürgen ganz und gar nicht existirte, da dieses Schwesterland Ungarns sich von dem größeren Lande, dem eigentlichen Ungarn, ganz trennte und zu einem unabhängigen Fürstenthum wurde, sich seine Fürsten wählte und am öftersten Krieg gegen die deutschen Kaiser, die gleichzeitig Könige von Ungarn waren, führte.

Wie dieses Mißtrauen des größeren Theils der Ungarn gegen die Regenten aus dem Hause Habsburg entstanden und von Tag zu Tag noch zunahm, ist leicht erklärbar: weil diese Fürsten ebenso wenig gute Regenten, als gute Menschen waren, weil sie eine volksfeindliche Politik verfolgten, das Land Ungarn, wo sie es nur konnten, aussogen, die protestantische Religion, welche sich von Tag zu Tag im Lande mehr verbreitete, unterdrückten; denen man nun, nach Ausbreitung des Jesuitenordens, der nirgends in Europa eine so gute Aufnahme fand, wie bei den Habsburgern, durchaus in Nichts Glauben schenken konnte, da der Meineid und das Brechen des Wortes tägliche Vorkommnisse unter den Mitgliedern der Dynastie Habsburg waren.

Andererseits wohnte auch im Busen dieser Männer kein menschliches Herz, die Leidenschaft des Geizes und der Habsucht nahm ihr ganzes Wesen so sehr ein, daß in demselben für andere menschliche Leidenschaften und Schwächen kein Platz mehr blieb. Was sie Schlimmes thaten, geschah niemals aus Leichtsinn, Uebermuth und Unbedachtsamkeit, sondern aus kalter Berechnung. Das

Evangelium, auf welches sie schworen, war: „Die Staatsgründe.“ Diesen wurden die heiligsten Gefühle, Eltern-, Kinder-, Geschlechts- und Geschwisterliebe aufgeopfert, wie sich dies bei sehr vielen Gelegenheiten zeigte, und wie ich nicht vergessen werde, derartige Fälle zu erwähnen.

Gleich im ersten Jahrhundert des Regierungsantritts der Familie Habsburg zum ungarischen Thron, kommen unter der Regierung Rudolfs II. zwei großartige Hofskandale vor: die Ermordung des Prinzen Cäsar und die Thronentsagung Rudolfs II.

Prinz Cäsar war der einzige Sohn des Kaisers Rudolfs II., ein muthwilliger, leichtsinniger, doch dabei talentvoller und für einen Prinzen aus dem Hause Habsburg nur zu aufgeklärter Jüngling; der einzige unter den Habsburgern, der von seinen galanten Abenteuern sprechen machte, denn die übrigen waren zumeist kalte Menschen und Liebeshändel bei ihnen etwas Seltenes, ein gewisses Zeichen, daß es ihnen an Herz mangelte; denn der Hang zum Vergnügen ist am öftesten mit einem zugänglichen Herzen gepaart, gewiß aber, wo dies nicht vorhanden ist, auch kein Gemüth in der Seele existiren kann, wie dies tausend Beispiele nur zur Genüge beweisen; unter welchen wir nur die drei grausamsten Männer des XVI. und XVII. Jahrhunderts anführen, Alba, Tilly und den Herzog Heinrich von Guise, die der Liebe stets unzugänglich blieben.

Cäsar war ein ebenso hübscher Jüngling, wie er galant war, denn Schönheit ist eigentlich eine Haupt-

bedingung der Galanterie sowohl bei Männern wie bei Frauen. Er machte seine Eroberungen im Fluge und fand selten auch nur schwachen Widerstand, im Gegentheil, die Damen hatten ihn derart verwöhnt, daß er an die weibliche Tugend durchaus nicht glaubte. Dies wäre übrigens in den Augen seines Vaters ein verzeihlicher Fehler gewesen, doch daß er insgeheim sich dem Protestantismus zuneigte und die Bethäuser der Bekenner dieses Glaubens besuchte, ja auch einige Worte fallen ließ, aus welchen die Jesuiten auf eine Apostasie schließen zu können glaubten, sobald er zum Throne gelangte, was eben nicht unmöglich gewesen wäre, da sich auch Maximilian II. und der Bruder Rudolfs II., der Erzherzog Mathias, ziemlich tolerant gegen die neue Lehre zeigten, und es nur eines Beispiels von Oben bedurfte, um ganz Oesterreich und Ungarn diesem Glauben zuzuführen: dies konnten ihm die Jesuiten nicht verzeihen und sie beschlossen seinen Sturz, was gleichbedeutend mit seinem Tode war. Wie sie dies ausführten, zeugt, wie wenig sie vor den Mitteln schauderten, wenn sie noch so verzweifelt und grausam waren, um eine schändliche Handlung durchzuführen. Die Leidenschaft des Prinzen für das schöne Geschlecht sollte ihr Alliirter zum Verderben Cäsars werden.

Eine schöne venezianische Courtisane ward nach Wien geholt, in die sich der Prinz verliebte, und da sie die erste war, die die Grausame ihm gegenüber spielte, er ihr aber durch Gewalt nicht beikommen konnte und vielleicht auch nicht wollte, versprach er ihr die Ehe und ließ sich auch

im Geheimen mit ihr trauen. Drei Tage nach vollzogener Trauung starb die junge Frau unter unsäglichen Leiden an den Folgen genossenen Giftes, welches Verbrechen dem Prinzen zugeschrieben wurde, der es begangen, nachdem er sich an den Reizen des schönen Weibes, welches aber ihm keine Jungfräulichkeit darbrachte, gesättigt hatte. Der Vater des Prinzen war wüthend über seinen Sohn und ließ ihn nicht mehr vor sich, schickte ihm die Briefe, die dieser an ihn geschrieben, in welchen er das Verbrechen, als von ihm begangen, aufs Entschiedenste leugnete, uneröffnet zurück, und es verstrichen viele Monate, ehe er ihn wieder bei sich aufnahm; doch bei seiner ersten Zusammenkunft mit seinem Sohne, schwor der Vater einen fürchterlichen Eid, nach welchem er seinem Sohne mit dem Tode drohte, wenn er sich der Verführung eines Mädchens je wieder schuldig machte.

Dem Prinzen wurden nun verschiedene Damen aus Fürstenhäusern zur Ehe vorgeschlagen, die aber alle entweder zu häßlich oder zu alt waren, als daß sie ihm gefallen konnten und er sich zu einer Ehe mit einer von ihnen entschlossen hätte. Gerade dies beabsichtigten die Jesuiten, die ihre Netze um ihn herum so geschickt angelegt hatten, daß er denselben nicht ausweichen konnte. Dies war aber nicht genug, er mußte noch weiter gebracht werden, damit man ihn stürzte.

Am Wiener Hofe lebte ein adeliges Fräulein von seltener Schönheit, Namens Jolantha Eschenheim, mit einem Kavalier verlobt. Sie wurde dem Prinzen Cäsar

von den Jesuiten gezeigt und die Patres sicherten ihm ihren Beistand zu, wenn er ihnen gelobte, mit den Protestanten, die er noch stets begünstigte, zu brechen. Dieses Versprechen hatte er auch gegeben, und als ihn sein Oheim Mathias darüber zurecht wies, indem er ihm sagte, wie er so leichtsinnig sein Wort geben konnte, wenn er es nicht halten wollte, lachte der Prinz und meinte, er habe es den Jesuiten abgelernt, daß man selbst einen Eid brechen könne, wenn man denselben mit einem geistigen Vorbehalt gäbe. Die Gemächer der Burg aber hatten Ohren und die Jesuiten wußten auch ohnehin schon, wie sie mit dem Prinzen daran seien. Sie ließen sich jedoch nicht düpiren und gaben ihm ein narkotisches Mittel, welches ihm dazu dienen sollte, die schöne Jolantha zu erobern. Was soll ich alle Umstände genau erzählen, die auch in den Archiven, aus welchen ich diese Begebenheit geschöpft, nicht aufgezeichnet sind, sich aber wohl vermuthen lassen. Das Ende der Intrigue lief darauf hinaus, daß Cäsar über eines ohnmächtigen Mädchens Tugend triumphirte, welches aber, ebenso wie ihr Vater und ihr Verlobter, vor dem Kaiser Klage führte und ihn an seinen Eid erinnerte, den er bigott genug war zu halten. Er ertheilte augenblicklich Befehl zur Gefangennahme seines Sohnes, und dieser wurde in eine Kufe warmen Wassers gesteckt, wo ihm der Leibarzt des Kaisers die Adern an beiden Armen öffnete, so daß er daselbst verblutete.

Dies war die Handlung eines Vaters, der sich noch sehr viel auf seine Gerechtigkeitsliebe einbildete und gewiß

glaubte, er sei größer, als Brutus, Manlius Siniſter und der Doge Foscari, die ihre Söhne ebenſo aufgeopfert, nur daß dies nicht aus Bigotterie, ſondern aus reinſter Vaterlandsliebe, geſchah.

Wie konnte ein Menſch, der ein ſo ſchlechter Vater war wie Rudolf II., erwarten, daß andere Mitglieder ſeiner Familie die Bande des Blutes, die ſie mit ihm verbanden, reſpektiren würden. Die Folge zeigte, daß dies auch nicht der Fall war, denn derſelbe Mathias, deſſen ich oben erwähnte, der Bruder des Kaiſers, ſtellte ſich an die Spitze der Unzufriedenen und zwang Rudolf, daß er ihm die öſterreichiſchen Provinzen und Ungarn abtrete, nachdem er ſich hier wie dort, zumal unter den Proteſtanten, eine bedeutende Partei geſchaffen hatte. Rudolf behielt nur den leeren Kaiſertitel und zog mit ſeinen Aſtrologen, Aſtronomen und Alchymiſten nach Prag, wo er den Reſt ſeines Lebens zubrachte und im Jahre 1612 ſtarb.

Iſt es auch glaubwürdig, daß ein ſolcher unnatürlicher Vater die letzten Jahre ſeines Lebens in Seelenruhe und Zufriedenheit zubrachte? Wenn man den Geſchichtſchreibern, die für die Oeffentlichkeit geſchrieben, trauen darf, ſo wäre dies der Fall geweſen, doch empört ſich die geſunde Vernunft und Logik dagegen, und da es auf der Welt kein unentdeckbares Geheimniß giebt, ſo haben eben einige Mitglieder der Geſellſchaft Jeſu dieſe ſchrecklichen Myſterien der Nachwelt aufbewahrt. Ein Pater, ein Wallone von Geburt, hatte ſich durch Liebe ſo weit hinreißen laſſen, daß er, damit er die Neigung ſeines Herzens

erobern könne, dem Kloster entsprang und ihr nach den kürzlich freigewordenen Staaten der Vereinigten Niederlande folgte und sich zur Lehre Calvins bekehrte. Als solcher zeichnete er alle Ereignisse auf, die sich auf die Geschichte des unglücklichen Prinzen Cäsar bezogen, diese Aufzeichnungen wurden auch einem zu Leyden gedruckten Buche anvertraut, welches aber in neuester Zeit so selten geworden, daß ich sehr zweifle, ob außer jenem Exemplar, aus welchem ich diese Data geschöpft, noch andere vorhanden sind.

IV.

Temperamentlosigkeit der Habsburger. — Die Protestanten in Siebenbürgen. — Entsittlichung unter den Báthorys. — Die beiden weiblichen Ungeheuer: Elisabeth und Sophia Báthory. — Peter Pázmán, Erzbischof von Gran. — Gelingen seiner Pläne. — Kaiser Leopold I. — Lobkowitz und Kaiserin Claudia.

Ob die Habsburger, der Lehre ihrer Seelenverwalter, der Jesuiten, treu, auch ihrem Beispiele gefolgt und gewissen Vergnügen nachgehangen, ist weder erwiesen, noch jemals in Frage gestellt worden. Daß sie in dieser Beziehung nichts Besonderes leisteten, scheint doch weniger oder mehr gewiß zu sein, da es doch unmöglich gewesen wäre, die von ihnen begangenen geheimen Sünden viele Jahrhunderte hindurch zu vertuschen. Es scheint vielmehr, daß es ihnen, außer vielleicht bei Carl V., der die Galanterie eigentlich erst in Spanien gelernt, und dem von mir erwähnten Prinzen Cäsar, Kaiser Rudolfs II. Sohn, an Temperament gemangelt habe, oder daß die Jesuiten ihre geheimen Lüstelieferanten gewesen, so daß davon nichts ins Volk drang.

In den meisten anderen Ländern ist dem Volke das schlimme Beispiel von oben aus gegeben worden, ehe sich

die Laster unter den niederen Schichten zu verbreiten anfingen, ja, die Könige und Hofleute excellirten darin ebenso, wie in allem, was schlimm ist. Dies war nur bei den Habsburgern nicht der Fall, und dies war eine der Maximen ihrer Hauspolitik. Ein Sehender kann Blinden sehr gut als Wegweiser dienen, ein Mensch, der seine Besinnung behält, über Idioten regieren. So war es auch hier; das Laster wurde unter dem Volke, namentlich unter der Aristokratie, encouragirt, weil der König nur von der mächtigen Aristokratie controllirt, seine Macht eingeschränkt werden konnte. Das übrige Volk glich einer ungeheuren Schafheerde, bestimmt, um geschoren und endlich abgeschlachtet zu werden.

Es ist sehr natürlich, daß es im Interesse der Regierenden, nämlich der Fürsten und ihrer Rathgeber, der Jesuiten, lag, das Laster dorthin zu verpflanzen, wo die meisten Schätze angehäuft waren, um die Besitzer zu demoralisiren; daher kommt es auch, daß diese Demoralisation zumeist nach Ungarn unter der hohen Aristokratie sich verbreitete. Die dahin geschickten Courtisanen waren zumeist Agentinnen der Kaiser und der Jesuiten, und sie nisteten sich zumeist an die Bekenner der neuen Lehre, um sie zur Apostasie zu bewegen oder, wenn sie an reiche Katholiken geschickt wurden — deren Zahl zu Anfang des XVII. Jahrhunderts in Ungarn und Siebenbürgen eine ziemlich beschränkte war, so geschah es, um diese der alten katholischen Religion zu erhalten.

Ist es nicht höchst sonderbar, daß die beiden Báthory, Siegmund und Gabriel, die größten Wüstlinge waren und sich Maitressen hielten, während ihre Nachfolger, Stephan Bocskay, Gabriel Bethlen, die Rákóczys und die übrigen Fürsten Siebenbürgens, Menschen waren, deren Moralität nicht in Zweifel gezogen werden konnte. Die Báthorys aber waren eine erzkatholische Familie und neigten sich den Habsburgern zu, mit denen sie Friedensverträge schlossen, während die Uebrigen Vorkämpfer des protestantischen Glaubens blieben bis an ihr Lebensende und als solche auch zu den heftigsten Widersachern der katholischen Dynastie Habsburg gehörten.

Das Feudalzeitalter, wo der hohe Adel thun durfte, was ihm gefällig war, sich allein für eine Creatur Gottes nach seinem Ebenbilde geschaffen dünkte, den Unadeligen, ob Bürger oder Bauer, nicht besser als das liebe Vieh betrachtete; wenn es dies auch schonte, so geschah es aus Egoismus, um einen größeren Nutzen aus demselben zu ziehen, wie der Sklavenhändler den Neger, der Viehhändler seine Ochsen und Schafe gut füttert, um sie desto theurer zu verkaufen oder sie besser zur Arbeit zu verwenden, begünstigte auch alle Gattung Laster, namentlich die Völlerei und Unzucht. Aus diesem Zeitalter stammt das brutale Recht des Grundherrn, nach welchem ihm jedes Mädchen, ehe es sich vermählte, mit ihrer Jungfräulichkeit willfährig sein mußte, was noch jetzt als Tradition im Andenken der Nachkommen lebt, welches Recht man das „der ersten Nacht" nannte und welches in allen Ländern zu Hause war.

Diese Demoralisation hatte sich indessen bis zur Periode der Habsburger zumeist nur auf das männliche Geschlecht beschränkt. Solche Fälle, wo auch Weiber dem Laster fröhnten, waren äußerst selten, nicht nur bei jenen Weibern, die sich vor ihren tyrannischen Eheherren fürchten mußten, sondern auch bei solchen, die unumschränkt über ihren Leib gebieten durften, wie die Wittwen.

Wie erwähnt, fing die Demoralisation des hohen Adels in Ungarn erst unter den Habsburgern an und beschränkte sich auf die Bekenner des katholischen Cultus.

Wie das Laster und selbst Verbrechen unter der Aristokratie vom Hofe und der katholischen Geistlichkeit beschützt wurden, zeigt am besten das Beispiel Elisabeths von Báthory.

Diese Dame hatte ein üppiges ausschweifendes Leben geführt, welches sehr bald die Rosen ihrer Wangen angreifen mußte. Dies brachte sie zur Verzweiflung, denn fortan mußte sie Liebe erkaufen, wo sie sonst ihr freiwillig und von den schönsten Männern geboten wurde. Die Immoralität und jedes Laster tragen ja den Keim der Strafe in sich selbst.

Zu jener Zeit wimmelte das Land von Quacksalbern, Verkäufern von Liebestränken und Schönheitselixiren, verjüngenden Tinkturen u. s. w. Diese Dinge aber täuschten nur das niedere Volk, die hohe Aristokratie hatte alle diese Mittel versucht und da sie sie als unzulänglich erprobt, bald auch verworfen. Nichtsdestoweniger gab es Menschen, namentlich Frauen, die daran glaubten, es müsse Mittel geben,

welche, wenn sie auch nicht verjüngten, doch wenigstens der schwindenden Jugend und Schönheit Hemmschuhe anlegten, daß sie länger weilte, als dies nach dem Laufe der Natur und der Abnutzung des Körpers sein konnte, ebenso wie es immer Menschen gegeben, die da glaubten, Gold könne aus homogenen Materien geschaffen werden, die Kunst bestehe nur darin, diese Materien zu finden, sie mittelst chemischen Prozesses zu soliden Körpern zusammenzustellen, oder bei Lebenstinkturen, den Einfluß des Sauerstoffes auf jene Theile des menschlichen Körpers zu lähmen, von welchen die Schönheit und Jugend bedingt werden, namentlich die Frische der Farbe, die Glätte der Haut und die Elasticität der Muskeln. Dieser Sucht, ewig jung bleiben zu wollen, hat noch die Gegenwart die Schminke, die falschen Zähne, Haartouren und Perrücken, die ausgestopften Waden, die Crinolinen und Reifröcke und überhaupt jeden Unsinn, den die Mode mit sich bringt, zu verdanken, und diese werden so lange bleiben, bis es Menschen geben wird, die sich gegen die Gesetze der Natur empören und sie ihren Launen und ihrer Eitelkeit unterordnen wollen.

Eine solche Frau war Elisabeth von Báthory. Sie hielt auf Quacksalbereien schon auch deshalb nicht viel, weil sie verschiedene Schönheitsmittel versucht hatte, die aber bei ihr nicht angriffen, ohne darum ihren Glauben auf die Möglichkeit des Verjüngens zu erschüttern.

Bei einer Gelegenheit, als sie von einer ihrer Zofen frisirt wurde und diese ihre Locken mit einer Scheere stutzte, schnitt sich das Mädchen in den Finger und ein Tropfen

ihres Blutes blieb am Busen ihrer Herrin kleben, ohne daß diese es sogleich bemerkt hatte; erst später wurde sie dies gewahr und wusch den Tropfen Blutes vom Busen hinweg. Da schien es der Dame, als sei jener Fleck ihres Busens, wohin der Blutstropfen gespritzt war, viel weißer als die übrige Haut, und sie begann darüber nachzusinnen, ob nicht Menschenblut eine solche verjüngende Eigenschaft besitze. Sie verirrte sich in ihren Combinationen so weit, daß sie auf den Gedanken gerieth, das Blut einer Jungfrau besitze eine solche Eigenschaft, und sie beschloß, ihre Entdeckung auf die Probe ankommen zu lassen. Diesen wahnsinnigen Gedanken führte sie mit höllischer Brutalität aus, indem sie dieselbe Zofe, deren Blut eine Stelle ihres Busens weißer gemacht hatte, ermordete, sie in einer Badekufe verbluten ließ und sich in diesem warmen Blute ihres Opfers badete. War es Einbildung oder Wirklichkeit, daß sie ihre ehemalige Schönheit wieder gewann, hiervon spricht die Chronik der damaligen Zeit nicht; ich bin aber geneigt anzunehmen, daß es die erstere sein mußte, genug, daß sie sich mit diesem einzigen Opfer ihrer Eitelkeit nicht begnügte, sondern in ihren teuflischen Experimenten weiter fortfuhr, so daß sie mehr als hundert Mädchen, von denen sie sich Ueberzeugung schaffte, sie seien noch unberührte Jungfrauen, ermordete, um in ihrem Blute zu baden.

Endlich wurde das himmelschreiende Verbrechen durch Zufall entdeckt, eine Untersuchung fand in ihrem Schlosse Léka — im Neutraer Comitat — statt und sie wurde gefänglich eingezogen, doch in Berücksichtigung ihrer hohen

Geburt nicht zum Tode, ja nicht einmal zur Kerkerstrafe verurtheilt, sondern in ein Kloster verbannt. Ob sie hier sich zur Bußfertigkeit bekehrte oder auch fortan ihren Lüsten lebte, bis nicht sie vom Laster ließ, sondern von demselben verlassen wurde, ist nicht gewiß, die Geschichte verliert sie an der Pforte des Klosters aus den Augen.

Eine andere Dame ihrer Familie, Sophia Báthory, war auch nicht besser als ihre Verwandte, sie war ein Gemisch von einer Maria von Burgund, Lucretia Borgia und Marquise von Brinvilliers. Sie wechselte ihre Geliebten eben so schnell wie ihre Kleider; wenn sie sie an einer Untreue ertappte, ließ sie sie und ihre Nebenbuhlerinnen ermorden, oder vergiftete sie selber; mit einem Worte, sie war ein Scheusal, wie es wenige ihres Gleichen gegeben. Da sie aber reich war, in Kaschau eine Kirche bauen ließ, ebendaselbst ein Nonnenkloster, das der Ursulerinnen, gründete, und sich überhaupt hinter die Jesuiten stellte, denen sie große Schenkungen machte, geschah ihr niemals etwas, ja es fehlte wenig, daß sie auf Anempfehlung der Jesuiten vom Papste heilig gesprochen worden wäre. Da jedoch die Canonisation der Heiligen gewöhnlich erst viele Jahre, manchmal sogar Jahrhunderte nach dem Tode einer Person stattzufinden pflegt, und die Familie Báthory mittlerweise ausgestorben war, so vergaß man ihrer, und ihre arme Seele mag wohl eher einen Platz in der berüchtigten Küche des Pater Kochem als im Himmelreich erhalten haben.

Wie ich schon in den vorhergehenden Capiteln erzählt habe, war das Maitressenthum zur Zeit Siegmunds in Ungarn heimisch geworden. Nach Johann von Zápolyas, des letzten Königs aus der Wahlperiode, Tode, siedelte es nach Siebenbürgen über, während es am Wiener Hofe in Verfall gerieth, wenigstens existirte hierselbst kein Maitressenthum, welches der Welt bekannt gewesen wäre. In Siebenbürgen waren es zumeist die schönen Sächsinnen, die es verstanden, die Herzen der Fürsten Siebenbürgens zu erobern, und viele der Privilegien, die die Sachsen Siebenbürgens in diesem Lande genießen, sind hauptsächlich dem Einflusse der Damen dieser Nation zuzuschreiben. Namentlich war es ein schönes Mädchen, die Tochter des Bürgermeisters von Herrmennschaft, Weiß oder Albinus, (denn zu jener Zeit liebten es Viele ihre Namen zu lateinisiren) die reizende Caelesta, die Siegmund Báthory zu Allem zu bringen vermochte. Ebenso wie die Jesuiten die Höflinge in ihrem Solde hatten, gewannen sie auch die Maitressen und namentlich Caelesta, die eine Allianz dieses Fürsten mit dem Deutschen Kaiser zu Stande brachte.

Der Nachfolger Siegmunds, Gabriel, besaß mehr Talent, doch auch eine ungebändigte Leidenschaft für jede Gattung Ausschweifungen. Er hatte Maitressen aller Nationalitäten Siebenbürgens, Sächsinnen, Ungarinnen, Walachinnen und Armenierinnen, sein Hof war ein solcher Liebeshof, wie der des Königs René der Provence oder Carls II. Stuart.

Das Maitressenthum der Großen des Reichs, so wie auch die Ausschweifungen ihrer Weiber, hatte außerdem, daß hierdurch der Handel, die Industrie und der Luxus sich im Lande ausbreiteten, allenthalben nur die schlimmsten Folgen. Ein Glück, daß die Demoralisation des Adels von den Jesuiten und den Kaisern aus dem Hause Habsburg nicht ausgebeutet werden konnte, und zwar wurden ihnen von verschiedenen Seiten Hindernisse in den Weg gelegt; erstens hörten die Kriege beinahe gar nicht auf, von einer Seite waren es die Türken, von der andern die Fürsten Siebenbürgens und die protestantischen Malcontenten, dann aber auch der dreißigjährige Krieg in Deutschland, welcher dazwischen kam; zweitens war, wie oben erwähnt, die protestantische Religion der Immoralität durchaus feindlich, sie mochte sich nun Oben oder Unten zeigen.

Möglich ist es auch, daß eben die Strenge in der Denkungsart der Protestanten viel dazu beitrug, daß die Mitglieder der Dynastie Habsburg den Lastern nicht so fröhnten, wie die Monarchen in Frankreich oder Spanien, sie wollten wenigstens in dieser Beziehung rein dastehen und vermieden öffentliche Skandale.

Die Zeit aber, wo auch die Kaiser sich von ihren Arbeiten erholen konnten, war nicht sehr ferne. Nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, in jener Zwischenzeit, welche vom Frieden von Westfalen bis zum Ausbruch der Rebellion Emmerich's von Tököly eingetreten war, hatten die Jesuiten Zeit, ihre Taktik zu organisiren und im Großen zu wirken, wie sie es bis jetzt nur vereinzelt gethan. Es

galt nicht weniger, als den Protestantismus überall auszurotten, da sich mit der Idee der Glaubensfreiheit, auch jene der Völkerfreiheit und der Menschenrechte, wiewohl die letzteren noch kaum ausgesprochen, auszudehnen begann. Wie konnte dies anders geschehen, als durch die Demoralisation des hohen Adels. Diese war eben Dank dem Protestantismus noch nicht allgemein geworden. Es gab keine Abtrünnige, mehr als vier Fünftel des hohen Adels, wie die Familien Zrinyi, Illésházy, Thurzó u. s. w., bekannten sich zum protestantischen Glauben. Demnach trachteten die Jesuiten im Interesse der Kaiser, noch mehr aber in ihrem eigenen, Abtrünnige zu schaffen und die Mitglieder der hochadeligen Familien zu gewinnen. Dies konnte aber nur durch Bestechung geschehen und Bestechung gab es in mannigfaltigster Weise. Bestechung durch Geld, durch Verleihung von Aemtern und Titeln, durch huldvolle kaiserliche Redensarten und die gefährlichste Gattung der Bestechung, die durch schöne Weiber.

Unter allen hohen katholischen Geistlichen gab es keinen Einzigen, der das System der Bestechung so vollkommen zu organisiren verstand, wie Peter von Pázmán, Erzbischof von Gran. Er that es, indem er die stets mehr um sich greifende Demoralisation in Ungarn ausbeutete, und sie durch die Jesuiten, mit denen er sich zu diesem Zwecke verband, noch mehr verbreitete. Offene Tyrannei und Unterdrückung der Protestanten, deren Priester auf die Galeeren geschleppt wurden (die triremes Neapolitanae oder neapolitanischen Galeeren, leben auch jetzt noch im An-

denken der Protestanten), Errichtung einer großen Menge von Klöstern und Convicten oder Jugendbildungsanstalten, die Erziehung, die dem Jesuitenorden ausschließlich anvertraut wurde, die Einführung der Reversale bei gemischten Ehen, welchen zufolge die protestantischen Väter sich verpflichten mußten, ihre männlichen Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen, und endlich die zahllosen Bestechungen rüttelten am Gebäude des damals noch feststehenden Protestantismus.

Ich habe weiter oben von viererlei Gattung Bestechung gesprochen. Von diesen wandte man nur zweierlei an. Eine Bestechung durch Geld würde zu kostspielig gewesen sein, und da die ungarischen Adeligen zu reich waren, um dem Gelde zugänglich zu sein, auch durchaus unpraktikabel. Ebenso wenig ließen sich die Ungarn durch schöne Worte und Versprechungen ködern, hierzu waren sie viel zu klug und auch zu oft betrogen worden, um wieder zu glauben. Demnach gab es nur die zwei anderen Gattungen von Bestechungen, mit welchen man ihren Leidenschaften schmeichelte, die der Eitelkeit und der Genußsucht.

In älteren Zeiten gab es in Ungarn keine Fürsten-, Grafen- und Baronentitel, sondern nur eine Classe des Adels; diese Titel wurden erst zur Regierungszeit des Kaisers und Königs Leopold I. eingeführt, und zwar auf Anrathen Peters von Pázmán. Auf diese Art gewann der Hof politische und Glaubensrenegaten.

Die andere Bestechung, durch schöne Weiber, geschah so, daß man das Land mit Ausländern und Aus-

länderinnen überschwemmte; diese letzteren wandten alle Künste der Koketterie an, um die reichen und schönen ungarischen Cavaliere zu gewinnen, und das Indigenat oder Naturalisirung der Ausländer war niemals so sehr im Flor, wie zu Leopolds I. Zeiten. Außerdem aber gab es auch eine Menge Courtisanen aus Venedig, Florenz, Neapel, Spanien und Frankreich, und die ehemals so strengen Gesetze gegen Unzucht wurden bedeutend gemildert, ja sogar die Oeffnung von Bordellhäusern in den Städten gestattet, so daß Ungarn zur Zeit der letzten drei Habsburger — Leopold I., Josef I. und Carl VI. (für Ungarn der III. dieses Namens) — am besten Wege war, ein großes Sodom und Gomorrha zu werden.

So war es denn Peter Pázmán gelungen, das durchzuführen, was er sich vorgenommen, und auf seinem Todtenbette sagte er mit innerer Zufriedenheit: „Ehe ich Erzbischof von Gran geworden, war der größte Theil des ungarischen hohen Adels protestantisch. Ich habe es so weit gebracht, daß es jetzt in diesem Lande kaum noch zehn Familien des hohen Adels giebt, die diesem Glaubensbekenntnisse treu geblieben; mithin habe ich das große Werk der Rekatholicisirung Ungarns mit Gottes Hilfe glücklich durchgeführt."

Nachdem dieser Zweck erreicht war, brauchten auch die Regenten des Hauses Habsburg sich keine Gewalt anzuthun, und ihre Liebschaften, wenn sie solche hatten, zu verheimlichen, denn die katholische Religion gestattet ja die Vergebung der Sünden um einen mehr oder weniger billigen

Preis. Dennoch schweigt die Weltgeschichte von den sogenannten petites frédaines der weiblichen und männlichen Mitglieder des Hauses Habsburg. Am Hofe der Kaiser herrschte Bigotterie, Prüderie und eine gewisse spanische Grandezza, wie sonst nirgends, möglich, daß auch die schlimmen Folgen der Maitressenwirthschaft in Frankreich und England die österreichischen Herrscher davon abschreckten und sie ihre Leidenschaften im Zügel hielten, wenigstens Leopold I. blieb davon gänzlich unberührt, sein älterer Sohn Josef I. aber starb zu jung, als daß er Zeit gehabt hätte, in dieser Wissenschaft oder Kunst es weit zu bringen.

Von den Kaiserinnen aus dem Hause Habsburg läßt sich beinahe noch weniger sagen, sie glichen sich alle so ziemlich, hatten zumeist eine klösterliche Erziehung erhalten, thaten weder etwas Gutes noch etwas Schlimmes, mit einem Worte, sie waren so sehr Nullen, daß die Geschichte, außer ihren Namen, nichts von ihnen aufbewahrt hat. Die einzige Claudia, die zweite Gattin Kaiser Leopolds I., eine gefürstete Gräfin von Tyrol, hatte ein platonisches Verhältniß mit einem Kavalier, den sie noch in ihrer Heimat kennen gelernt, der aber aus Verzweiflung, daß sie den Kaiser geheirathet, Jesuit wurde und als solcher an den Hof kam, wo er sich des Vertrauens sowohl des Kaisers wie der Kaiserin erfreute, und es wäre ihm beinahe gelungen, den etwas freisinnigen Minister Leopolds, Lobkowitz, zu verdrängen. Dieser durchblickte die gegen ihn gespielte Intrigue und obschon ein offener Mann, der nichts so sehr haßte, als krumme Wege, mußte er diesmal den

breiten Pfad verlassen, um seinen Gegnern auf die von ihm bisher unbetretenen mäandrischen Windungen der Cabale zu folgen und sie zu vernichten. Es gelang ihm auch, sich in den Besitz eines die Kaiserin compromittirenden Briefes an ihren jesuitischen Rathgeber zu setzen und sie hierdurch im Schach zu halten. Die Jesuiten haßten Lobkowitz in eben dem Maße, wie sie ihn fürchteten, doch da sie wußten, daß er viel zu vorsichtig war, als daß sie ihm hätten beikommen können, hielten sie sich an seinen Gebieter, den Kaiser, von dem sie glaubten, Lobkowitz würde ihn gegen sie aufbringen. Bei dieser Gelegenheit war es, als sie den Kaiser mittelst vergifteter Kerzen aus dem Leben bringen wollten, was ihnen jedoch nicht gelang, denn der Leibarzt des Kaisers, der Italiener Borri, entdeckte am Geruch der Kerzen, daß sie Arsenik enthielten, und rettete den Kaiser, welcher aber zu schwach war, um ihn gegen die mächtigen Patres zu schützen und ihn entlassen mußte. Lobkowitz, der von Borri über Alles, was in dieser Beziehung geschah, in Kenntniß gesetzt wurde, trat nun offen gegen die Jesuiten und sogar gegen die Kaiserin Claudia auf, und die ersteren, befürchtend, es könnten alle ihre Intriguen ans Tageslicht kommen, wußten keinen andern Rath, als sich aller Mitwisser zu entledigen. So wurde denn Claudia vergiftet, und sie soll dem Kaiser auf ihrem Todtenbette die furchtbarsten Enthüllungen, bezüglich der Macht des Jesuitenordens, gethan haben; diese aber erschreckten den feigen Leopold so sehr, daß er, anstatt gegen sie etwas zu unternehmen, sich lieber ihnen ganz ergab und bis an sein

Lebensende ein unterthäniger Pfaffenknecht blieb. Lobkowitz hingegen starb auch bald darauf, fern vom Hofe und von Wien, er hatte es eingesehen, daß Ehrenhaftigkeit gegen Schurkerei nicht aufkommen könne, deshalb hatte er sich zurückgezogen.

V.

Carl VI., der letzte Habsburger. — Pragmatische Sanction. — Schwaches Zeugungsvermögen und Lebensfähigkeit der Habsburgs. — Maria Theresia. — Ihr Naturell und ihre Kinderjahre. — Franz von Lothringen. — Die Ungarn. — Moriamur pro rege nostro Maria Theresia. — Maria Theresias Günstlinge. — Graf Daun.

Bis jetzt habe ich mich mehr mit Allgemeinheiten beschäftigt und nur wenige specielle Fälle der Hofskandale erzählt; dennoch kann ich mir den Vorwurf nicht machen, ich hätte diese ganz außer Acht gelassen, denn gewiß sind Fälle, wie die von Agnes von Ungarn, Friedrich IV., Elisabeth, die Gattin Carl Roberts, ihre beiden Namensverwandten, Beatrix und endlich Claudia, ebenso auch Rudolfs II. Sohn, Cäsar, Personen, die mir Stoff zur Erzählung der Hofskandale geliefert haben. Jetzt aber komme ich an eine Periode, wo die Hofskandale sich mehr entfalteten, den Typus der Mode und Galanterie annahmen und weniger mit Verbrechen, als damit, was man im gewöhnlichen Leben Laster nennt, gemein haben. Es ist die zweite Epoche der Galanterie, ohne irrende Ritter, ohne Turniere und ohne Mord und Todtschlag, die der Renaissance. Meine Personen erscheinen nicht mehr in enganliegenden Tricots,

Wämmsern, mit Barets, spanischen Mänteln, Stoßdegen, Dolchen, Diademen in den Haaren, Goldketten mit Schlüsseln, die man Chatelaines nennt, sondern gepuderten Köpfen, Allonge- und Stutzperücken, mit auseinander stehenden breitschößigen Röcken von Brocat, Strümpfen mit Zwickeln, Schuhen mit Schnallen und hohen rothen Absätzen, Chapeaubras, Galanteriedegen, Spitzenmanchetten, Jabots, thurmhohen Damenfrisuren, Bouffants, Reifröcken, mit einem Worte, die schöne Zeit der Rococotoilletten.

So sehr sich auch die Habsburger, sowohl die männlichen, wie die weiblichen Mitglieder dieser Dynastie, von jeder Art Galanterie ferne gehalten, so daß selbst von den Liebesabenteuern des letzten Kaisers dieser Dynastie, Carl VI., wenig oder nichts bekannt ist, so hat es des letzteren Tochter auf sich genommen, dem in männlicher Linie erlöschenden Stamme Ehre zu machen, indem sie den Altar der Liebesgötter mit Opferrosen bekränzte.

Carls des Sechsten Tochter, die Kaiserin und Königin (richtiger König) Maria Theresia, hat es niemals so arg getrieben, wie Catharina II. von Rußland, oder die beiden Damen der Familie Medici, Catharina und Maria, nicht einmal wie Maria Stuart, Maria Tudor oder Elisabeth von England. Sie besaß ein zu gutes Herz, als daß sie mit den Freuden der Liebe auch die bitteren und erbitternden Gefühle in Mitleidenschaft gezogen hätte. Sie ließ ihre Liebhaber nicht köpfen, wenn sie ihr untreu wurden, sie trieb keine so skandalösen Dinge, wie Catharina II. mit

der Fürstin Daschkoff. Nein, sie liebte das Vergnügen und lachte ebenso, wenn sie erfuhr, daß einer ihrer Günstlinge auch mit einer anderen Dame ein Liebesverhältniß unterhielt, wie sie dieselben auslachte, wenn sie sich den Anschein gaben, als seien sie eifersüchtig oder gekränkt, dadurch, daß sie mit anderen Cavalieren kokettirte. Bei solchen Gelegenheiten pflegte sie zu sagen: „Wenn ich meinem Gatten, der tolerant genug ist, mich in meinem unschuldigen Vergnügen nicht zu stören, nicht das Recht der Eifersucht einräume, wie kann dies ein anderer Mann fordern, daß ich's für ihn thue, da ich ihn nur zufolge einer flüchtigen Laune zu mir erhoben."

Maria Theresia hatte, wie man sieht, ihre eigene Philosophie, eine Anschauungsweise, sehr passend für die Zeiten, wo Liebe weder für Schande, noch unter manchen Verhältnissen für eine Sünde gehalten wurde, wie zur Zeit der griechischen Republiken, wo Männer wie Weiber dem Vergnügen der Liebe lebten, ohne daß die Gesetze sich damit etwas zu schaffen gemacht hätten. Ihre Philosophie hatte einen epikuräischen Anstrich.

Diese sehr lockere Moral war aus Frankreich gekommen und hatte sich in ganz Europa verbreitet. Im XVIII. Jahrhundert gab es wirklich keinen König und keine Königin, die nicht ihre Liebeshändel und verliebten Abenteuer gehabt hätten. Dies gehörte so zu sagen zum guten Tone der Höfe, und ward nach Oesterreich auch von einem französischen Prinzen — dem Gatten Maria Thereſias, dem Herzog Franz von Lothringen — ein-

gebracht, denn bekanntlich ist die gegenwärtig über Oesterreich herrschende Dynastie französischen Ursprungs, als Abkömmlinge der Guisen und der Lorraine-Vaudemonts.

Es giebt wenig Fürstinnen, die so ungerechterweise verleumdet, andererseits aber so über die Maßen in den Himmel erhoben worden sind, wie Maria Theresia. Das eine wie das andere ist Unrecht und sie verdient weder übermäßiges Lob noch zu strenge Rüge.

Maria Theresia war eine Frau, wie es Millionen giebt, von ganz natürlichem Verstand, einem weichen Herzen, nicht ganz frei von Vorurtheilen, etwas schwachem wankenden Charakter und viel Temperament; eine Frau, die gerne genoß, gerne lachte, eitel war, sich auf ihre Eigenschaften viel einbildete und Schmeicheleien mehr zugänglich war, als gut gemeintem Rath. Sie war weder als Mädchen, noch als junge Frau und auch nicht als Matrone selbstständig, sondern unterlag den Eindrücken eines Augenblicks, die sie aber in der nächsten Stunde vergaß.

Maria Theresia war verliebten Naturells bis zu einem gewissen Grade, ohne auch nur in Gedanken es bis zu einer Messaline bringen zu wünschen. Sie würde sich vielleicht auch so weit bemeistert haben, außer ihrem Gatten keinen anderen Mann zu lieben, wenn sie darnach erzogen worden wäre. Ich meine hier nicht die Erziehung, die sie bei Hofe zu Lebzeiten ihrer Eltern von ihrer Oberhofmeisterin erhielt, sondern von der viel ausgiebigeren, der Lebensschule, in die sie ziemlich zeitig trat.

Daß die Mitglieder der Familie Habsburg niemals ein bedeutendes Zeugungsvermögen besessen, und daß sie überhaupt eine schwache, mit zu wenig Lebensfähigkeit begabte Race gewesen, dafür spricht auch der Umstand, daß diese Familie aussterben konnte, daß außer Maximilian II. kein einziger dieser Familie mehr als höchstens drei Kinder gezeugt hatte. (Maximilian II. hatte fünf Söhne, von welchen aber Rudolf I. nur einen Sohn, den ermordeten Prinzen Cäsar, hatte; Mathias hingegen war kinderlos.) Später degenerirte diese Familie noch mehr, denn Ferdinand II. hatte nur einen Sohn, Ferdinand III., dieser hinwieder nur zwei, Ferdinand IV. und Leopold I. Der erstere starb als Jüngling, der letztere war eine unzeitige Geburt und mußte in den Gedärmen einer Sau zur Reife gedeihen, nichtsdestoweniger erreichte er ein ziemlich hohes Alter und regierte 47 Jahre. Leopold hatte wieder zwei Söhne, Joseph I. und Carl VI. Der erstere starb nach sechsjähriger Regierung in der Blüthe seines Alters; Carl VI. folgte seinem kinderlos verstorbenen Bruder und hatte nur einen Sohn und drei Töchter. Da der erstere starb, und er nicht mehr Hoffnung hatte, Vater eines Sohnes zu werden, verheirathete er seine älteste Tochter Maria Theresia mit Franz von Lothringen, dem Abkömmling einer Familie, welche um fünf Jahrhunderte älter war, als die der Habsburger, und wie es sich später zeigen sollte, eines sehr fruchtbaren Zeugungsvermögens sich erfreute, denn sie haben sich seit Maria Theresia's Zeiten auf 234 Mitglieder vermehrt.

Maria Thereſia ſelber hatte nur zwei Söhne, doch deſto mehr Töchter. (In dieſe aus 234 Mitgliedern beſtehende Genealogie ſind auch die Abkömmlinge der weiblichen Linien mit eingerechnet.)

Nach dem Tode des Sohnes Carls des Sechſten war Maria Thereſia von ihrem Vater ebenſo gehätſchelt, als wäre ſie ein männlicher Erbe geweſen. Sie war vielleicht die erſte und einzige Prinzeſſin dieſer Dynaſtie, der man unumſchränkte Freiheit geſtattete, wie dieſe kaum männliche Erben genoſſen. Carl VI. war in ſeine älteſte Tochter gleichwie vernarrt. Sie war aber auch ein bildſchönes Kind, und ihre Schönheit nahm von Jahr zu Jahr zu. Dieſer Freiheit in der Erziehungsweiſe hat Maria Thereſia einerſeits ihr herrliches Gemüth, ihre nie verſiegende Heiterkeit, ihren Hang zum Wohlthun, doch ebenſo auch jene kleinen weiblichen Schwächen und die Exuberanz eines feurigen Temperaments zu danken, welches ſie manchmal über das alltägliche Benehmen einer Prinzeſſin hinriß. Man überbürdete ſie nicht mit Lernen, doch war ihre Erziehung auch keine vernachläſſigte. Maria Thereſia war eine vorzügliche Tänzerin, ſpielte ziemlich gut Piano und war auch eine gute Reiterin.

Aus einem Briefe einer Hofdame an ihre Freundin entnehmen wir, daß bei Maria Thereſia das Gefühl der Liebe ſchon in ihrem dreizehnten Jahre ſich zu entfalten begann, und daß dieſe ihrem Pianolehrer gegolten, einem ältlichen Manne. Die kleine Prinzeſſin näherte ſich ihm in einer Weiſe, daß dies den Mann in Verlegenheit brachte,

und er ihre Obersthofmeisterin davon in Kenntniß setzte, nachdem er ihr die Unschicklichkeit einer derartigen Annäherung einem Manne gegenüber mehrmals vergebens vor die Augen stellte. Dies ist nichts Seltenes bei Mädchen dieses Alters, die es lieben, mit Männern, gleichviel ob alt oder jung, in eine Berührung zu kommen, welche ihr Blut in einen schnelleren Umlauf bringt, ohne Befriedigung zu gewähren, und in den meisten Fällen geschieht dies ihnen unbewußt, und sie sind hierbei ganz unzurechnungsfähig. Die Folge dieser frühzeitigen Entfaltung ihrer Weiblichkeit machte es bei Maria Theresia nothwendig, daß fortan stets eine Hofdame gegenwärtig sein mußte, wenn die kleine Prinzessin ihre Lectionen erhielt. Dem Kaiser selbst wurde dies gemeldet, dieser aber lachte darüber und sagte: jedes Mädchen und jeder Knabe thue Aehnliches, man müsse davon keine Notiz nehmen. Hierin hatte er auch ganz Recht.

Am Hofe des Kaisers befanden sich viele Kavaliere, die zu den galantesten Herren Europas gezählt wurden, namentlich der General Graf Daun, die Grafen Batthyány, Kaunitz und Czobor, die beiden Prinzen von Lothringen, deren einer, Franz, nachmals römisch-deutscher Kaiser, sie später heirathen sollte, einige Kavaliere des zu jener Zeit von seinen Galanterien berüchtigtsten Hofes des Prinzen Regenten Philipp von Orleans, namentlich der damals blühend schöne und junge Herzog von Richelieu, der galanteste Kavalier seiner Zeit, ferner der berühmte St. Germain, jener räthselhafte Mann, der so viel von

sich reden machte, eben so auch der schwedische Gesandte General Graf Löwenhaupt. Mit einem Worte, der Hof Carls VI. war von jenem seiner Vorfahren ganz verschieden. Es herrschte hier nicht jene Steifheit und Prüderie, wie zur Zeit Leopolds I. Selbst die Bigotterie hatte eine gefälligere Form angenommen; sie war nicht streng und ernst, sondern milde und nachsichtig, denn die Jesuiten hatten es seit jeher verstanden, ihr Benehmen den Anforderungen der Zeit und der Umstände anzupassen.

Carl VI. hatte vor seinem Tode die Genugthuung, seine Lieblingstochter Maria Theresia gut und glücklich verheirathet zu sehen, so wie er auch durch die pragmatische Sanction ihr das Erbe seiner großen Länder dauerhaft zugesichert zu haben glaubte; demnach schied er, von keinen Sorgen für die Zukunft seines Kindes getrübt, von der Welt.

Kaum hatte aber der letzte Habsburger die Augen zugedrückt, als das Gewitter in ganz Europa ausbrach und sich gen Osten wälzte, Maria Theresia's Thron bedrohend. Es hing nur an einem Haar, daß sie all die Länder, die ihr von ihrem Vater und unter der Garantie aller europäischen Höfe zugesichert waren, verloren hätte. Die Könige von Frankreich und Preußen, die Churfürsten Deutschlands und der Gegenkaiser Carl VII. dachten mit einer Frau leichtes Spiel zu haben, und von allen Seiten strömten die Kriegserklärungen auf sie zu.

Dies war der Zeitpunkt, in welchem der jungen Kaiserin ihr bezauberndes Aeußeres, ihre Koketterie, ihre

Gabe, die Männer zu fesseln, ihnen Hoffnungen zu höchstem Glück zu geben, und nebenbei die Toleranz und Liberalität ihres Gatten trefflich zu statten kamen. Maria Theresia wußte sehr gut, daß sie der Arme einer reichen und tapferen Nation bedurfte, der der Ungarn, die aber, wenn sie sie nicht aufs erstemal zu gewinnen im Stande wäre, ebenso leicht die Waffen gegen sie kehren könnten, wie sie im entgegengesetzten Falle Gut und Blut für sie zu opfern bereit sein würden.

Als sie sich im Familienrathe und Ministerconseil in diesem Sinne aussprach und erklärte, sie wolle sich nur auf ihre Ungarn verlassen, widerrieth man ihr diesen Schritt aufs entschiedenste und suchte sie zu bewegen, in jenem Lande mit Gewalt Steuern und Recruten auszuheben, und das, was sie berechtigt sei zu fordern, nicht zu bitten. Die Kaiserin hatte aber ihren Plan, den sie schon vorläufig mit den beiden ersten Würdenträgern Ungarns, dem Primas und dem Palatin, verabredet, gefaßt, ihn auch ihrem Gatten mitgetheilt, und der ungarische Reichstag wurde sofort nach Preßburg einberufen, welcher in der Weltgeschichte durch das weltberühmte: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ einen hervorragenden Platz einnimmt.

„Du wirst Dich und Deine Liebe zu mir Staatsgründen opfern müssen“, sagte der bedrängte Ehegatte Maria Theresias seufzend, denn seine Heirath war eine aus Liebe, wie sie sonst selten an Höfen zu finden ist. Wenn er daran dachte, daß die Gunst der Ungarn nur mit

der Gegenkunst seiner Gattin erkauft werden konnte, so mußte ihm dies freilich unangenehm sein, doch als ein Fürst französischen Ursprungs hatte er über diesen Punkt ziemlich freisinnige Ansichten und er war auf das Schlimmste gefaßt.

„Nicht so, mein theurer Franz," erwiderte die Kaiserin. „Ich brauche die Ungarn auch ein andermal und die Hoffnung möge ihnen genügen. Es wäre gefehlt, wenn ich sie belohnen wollte, wie Du es meinst, dann bliebe nichts für die Zukunft, womit ich sie ködern könnte."

Die Kaiserin hatte mit jenem Scharfsinn, der einer jeden Kokette von Natur aus angeboren ist, erkannt, daß die Männer nur so lange zu allen Opfern bereit sind, so lange sie das erstrebte Ziel nicht erlangt, ist dies einmal geschehen, dann werden sie die Tyrannen der Frauen. Möglich ist es auch, daß Maria Theresia von den Beispielen in der Weltgeschichte gewitzigt, den Günstlingen nicht allzu viel Rechte einräumen wollte, um dann nicht mit ihnen so verfahren zu müssen, wie Christina von Schweden mit Monaldeschi und Elisabeth von England mit Leicester und Essex. Genug, sie hatte Batthyány, damals Palatin von Ungarn, für sich, und dieser hatte die übrigen von der Schönheit der Kaiserin bei ihrem Eintritte ohnehin schon bezauberten Ungarn derart mit sich gerissen, daß das, was der Reichstag ihr bewilligte, ihre kühnsten Wünsche übertraf, und da ist es nicht zu wundern, daß das weiche Gemüth Maria Theresia's von dieser Hingebung derart gerührt wurde, daß sie es mit dem, was sie ihrem Gatten

gesagt, nicht mehr so streng hielt, und einigen der ungarischen Cavaliere auch etwas mehr als Hoffnung gewährte und sie hierdurch noch mehr an sich fesselte.

Die Beschuldigung, Maria Theresia habe es planmäßig darauf angelegt, den ungarischen hohen Adel zu demoralisiren und zu entnationalisiren, trifft diese Fürstin unverdientermaaßen. Es ist wahr, daß sie Alles that, um ihre Person mit einem Glanze zu umgeben, den sie keinem ihrer Länder in so großer Glorie entlehnen konnte, als Ungarn; wären aber die Herren Magnaten Ungarns Bären geblieben, dann würde sie nichts aus ihnen gemacht haben. Sie waren sehr leicht zu bewegen zu Hof zu kommen und durch ihren Luxus den Glanz desselben sammt dem ihrigen zu heben, indem sie den einen mit dem anderen vereinigten.

Es ist natürlich, daß diejenigen Kavaliere, die sich die meisten Verdienste, zumal im Kriege sammelten, am meisten Anspruch hatten, von ihr ausgezeichnet und belohnt zu werden, und solcher Männer gab es eben nicht wenige, denn alle wetteiferten mit einander, um sich ihrer Gunst würdig zu machen und die böse Zunge der Göttin Fama zählt deren eine sehr beträchtliche Anzahl, sowohl unter den Ungarn, wie auch unter den Nicht-Ungarn.

Von den letzteren sind es namentlich zwei, die sich ihrer besonderen Gunst und wenn man es geradezu heraus sagen soll, ihrer Liebe, zu rühmen Ursache hatten, ihr Schwager, der jüngere Bruder ihres Gatten, Prinz Carl von Lothringen, und der General Graf Daun, der Sieger bei Collin,

der in dieser Schlacht dem König von Preußen, Friedrich II., eine der empfindlichsten Niederlagen beibrachte, die dieser König je erlebt.

Dann war der stolzeste Mann in ganz Oesterreich, er hatte eine ansehnliche Figur, schöne Gesichtszüge und war auch sonst für einen Oesterreicher gegen Damen ziemlich liebenswürdig. Er hätte aber die gemachte Eroberung nicht lange halten können, denn eben sein Stolz war es, der ihm derselben auf einige Zeit beraubte, da es die Kaiserin ärgerte, als sie wahrnahm, wie er sich noch mehr Airs gab als ehedem, und sie ließ es ihn später sogar fühlen, daß er seine Erhebung nur ihr zu verdanken hatte, er aber durchaus keine Ursache habe übermüthig zu sein. Man führte gegen ihn Klage, daß er Männer hohen Ranges bei sich antichambriren ließ, und die Kaiserin nahm sich vor ihn auf einen Posten, ziemlich entfernt von Wien, zu schicken.

Dann war jedoch nicht der Mann, dem man so etwas bieten durfte. Er ging zur Kaiserin und erklärte, er würde die Generalstelle und alle österreichische Orden ablegen und in Rußland sein Glück versuchen. Er ließ nebenbei ein paar Worte darüber fallen, welche Anträge ihm von Seite Preußens gemacht worden und daß, wenn es ihm in Rußland nicht glückte, es ganz von ihm abhinge, Dienste unter Friedrich dem Großen zu nehmen.

„Was, Er, ein Oesterreicher von Geburt und Gesinnung, und Er will meine Armee verlassen, um in derjenigen meines größten Feindes Dienste zu nehmen!“ rief die Kaiserin.

„Euer Majestät Feind?“ wiederholte Daun. „Haben Sie denn mit dem König von Preußen nicht Frieden geschlossen?“

„Er weiß es ebenso gut wie ich, wie lange dieser Frieden währen kann. Friedrich lauert nur auf eine schickliche Gelegenheit, um mir neuerdings den Krieg zu erklären.“

„Die Kaiserin von Rußland ist aber die Alliirte von Euer Majestät“, wandte Daun ein.

„Auch dahin soll Er nicht gehen. Mit einem Worte, ich verweigere Ihm die Erlaubniß.“

„Dann, ziehe ich mich auf meine Güter zurück und werde erst wieder eintreten, wenn Euer Majestät meine Dienste benöthigen, um bald wieder Frieden zu schließen.“

„Er soll aber in Activität bleiben, den Hof nicht verlassen“, sprach die Kaiserin.

„Ich hätte dies niemals gethan, wenn mich Euer Majestät nicht aus Ihrem Angesichte verbannten. Einem in Ungnade gefallenen Manne bleibt keine andere Wahl übrig.“

„Wer zwingt Ihn denn, meinen Hof zu verlassen und was spricht Er von Ungnade?“ sagte die Kaiserin, in Verlegenheit gerathend. „Er hätte es nur zu sagen brauchen, daß Ihm der Posten, für den ich Ihn bestimmt, nicht anstehe. Ich hätte für Ihn etwas Besseres gefunden.“

„Ich kenne nur einen Posten, den an der Seite von Euer Majestät geheiligter Person.“

„So! — Ist's das? Er ist also unserer Person sehr anhänglich. Nun, dann bleibe Er nur, doch vergesse Er

niemals, daß Er mir als Frau noch mehr Respect schuldet, denn als Kaiserin, und wenn Er sich demgemäß benimmt, so soll Alles beim Alten bleiben, und damit Er sich von mir nicht mit einem schweren Herzen entfernt, will ich Ihm bei nächster Gelegenheit den Toisonorden verleihen. Ist Er nun mit mir zufrieden?"

Daun fiel vor der Kaiserin auf die Kniee, sie reichte ihm ihre schöne Hand zum Kusse und die Versöhnung war eine dauerhafte. Daun war weniger launenhaft, obschon ihn der Orden des goldenen Vließes nur noch aufgeblasener machte. Er blieb auch fortan einer der erklärtesten Günstlinge der Kaiserin, ob aber das Liebesverhältniß zwischen ihr und ihm ein so inniges geblieben, wie es anfangs der Fall war, daran könnte man doch wohl zweifeln, und eben der Stolz des Grafen läßt es voraussetzen, daß es nicht so war, denn er würde keinen Nebenbuhler neben sich geduldet haben, deren aber gab es eine ziemliche Anzahl. Er behauptete sich immerhin und die Kaiserin bediente sich seines Rathes, namentlich in Kriegsaffairen, bei jeglicher Gelegenheit. Die spätere Organisirung des Hofkriegsrathes und des General-Commandos stammt auch größtentheils von ihm, obschon es zu Ferdinands des Zweiten Zeiten etwas Aehnliches gab. Diese hohe Behörde that aber dem Heere nicht gut, denn sie hemmte die Schnelligkeit der Action und dem zopfigen Wesen des Hofkriegsraths hatte Oesterreich seit jeher seine Niederlagen zu danken. Andererseits war aber Daun ein vortrefflicher General sowohl in der Theorie wie in der Praxis, ja es war ein großer Verlust für die Armee,

daß in späteren Zeiten, nachdem er zum Hofkriegsraths-präsidenten ernannt wurde, um ja stets an der Seite der Kaiserin zu bleiben, seine Dienste im Felde selbst entbehrt werden mußten.

Die Wiener liebten Daun durchaus nicht und zwar eben seines Stolzes wegen, der ihnen, den Naturmenschen, nur anstößig war, und es wurden manche beißende Pasquille auf ihn und sogar auf die Kaiserin gemacht, die der letzteren so manche Thräne herauspreßten, doch da sie sich schon einmal zu schwach gezeigt, konnte sie nichts dagegen thun.

VI.

Die Günstlinge der Kaiserin Maria Theresia. — Die Generale Nádasdy und Hadik. — Grassalkovich. — Batthyány und Esterházy. — Luxus der Großen. — Die Jesuiten. — Wie sie mit dem Prater und der Insel Csepel durchfallen. — Der Primas Barkóczy. — Die Liebe der Pfaffen. — Prüderie der Kaiserin, selbst in Kunstsachen. — Sybaritismus. — Spielsucht. — Der große Gourmand.

Außer den obenerwähnten Günstlingen der Kaiserin hatte sich kein einziger einer solchen Auszeichnung zu rühmen, wie der General Graf Nádasdy. Einer seiner Vorfahren war in die Verschwörung des Palatins Franz Grafen von Vesselényi mit verwickelt, es war zur Regierungszeit des Kaisers Leopold I. Er war Oberstlandesrichter (Judex Curiae) und gehörte zu den reichsten Magnaten seiner Zeit, seine Güter dehnten sich von Komorn bis nach Oesterreich aus, und sein Schloß Petronell in Niederösterreich faßte nicht weniger als 365 Zimmer. Die Verschwörung wurde entdeckt; das Haupt derselben, Vesselényi, entging dem Henkersschwerte durch selbstgenommenes Gift; die übrigen vier: Christoph Frangipani, Peter Zrinyi, Tattenbach und Nádasdy, wurden geköpft, die beiden ersteren in Wiener-Neustadt, Tattenbach zu Graz und Nádasdy in

Wien, in dem Gebäude, in welchem später die österreichischen Landtage abgehalten wurden. Zrinyis Sohn, obschon unschuldig befunden, starb im Kerker; mit ihm erlosch diese berühmte Familie, ebenso wie die der Frangipanis. Das Urtheil, welches Nádasdy traf, war aber das grausamste; denn der Kaiser begnügte sich nicht damit, diesen reichen Magnaten hinrichten zu lassen und alle seine Güter zu confisciren, sondern belastete die Familie mit einem Brandmal für ewige Zeiten, denn die Nachkommen des Geköpften mußten zum Zeichen des von ihrem Vorfahren begangenen Hochverraths einen Strick um den Hals tragen, den diese Familie niemals ablegen durfte; somit wurde die Schande von Vater auf Sohn vererbt. Dies hinderte aber die Nachkommen nicht, sich als loyale Unterthanen bei allen Gelegenheiten auszuzeichnen, namentlich jenen General Graf Nádasdy, der zu Zeiten Maria Theresias zu verschiedenen Gelegenheiten, namentlich im siebenjährigen Kriege, zu den besten Feldherren der Kaiserin gehörte. Er commandirte einen Theil der Armee in der obenerwähnten Schlacht bei Collin, und selbst der stolze und neidische Daun mußte gestehen, daß der glückliche Ausgang derselben der Umsicht und der Bravour Nádasdys zu verdanken gewesen. Als sich die Generale dann Maria Theresia vorstellten, unter welchen sich auch Nádasdy befand, ging sie auf diesen zu, ließ ihn niederknieen und löste höchsteigenhändig den Strick von seinem Halse, ihm anstatt desselben den Orden des goldenen Vließes umhängend, ernannte ihn nebenbei zum Erbobergespan von

Komorn, und er ward auch sonst einer ihrer Günstlinge. Nádasdy war nicht nur ein geschickter General und tapferer Mann, sondern sehr bescheiden, die Discretion selbst, übernahm sich niemals und blieb stets in den Schranken der Achtung und Ehrfurcht, die ein Unterthan seiner Monarchin schuldet. Wenn also Maria Theresia ihn längere Zeit und vielleicht inniger liebte, als viele seiner Nebenbuhler, so verdiente er dies, und nicht er war es, der jemals dieses Hofgeheimniß verrathen, sondern man bemerkte dies an dem Benehmen der Kaiserin, und wie die meisten galanten Geheimnisse der Höfe bekannt wurden, so ward es auch dieses.

Ein anderer, nicht weniger begünstigter Mann war der General Graf Hadik, beinahe so tapfer und umsichtig wie Nádasdy, und namentlich von dem berühmten General Gideon Reichsfreiherrn von Loudon der Kaiserin anempfohlen. Hadik war weder so schön, noch besaß er das feine Benehmen Nádasdys. Er diente so zu sagen von der Pike auf. Er stammte aus einem adeligen Geschlechte, seine Familie aber war verarmt und er der jüngste Sohn seines Vaters, von welchem er für den geistlichen Stand bestimmt ward und seine erste Erziehung in einem Jesuitenkloster erhielt. Als aber zu Anfang der Regierung Maria Theresias der Krieg ausbrach, warf er die Kutte in die Nesseln, ging aus dem Kloster durch und ließ sich als Gemeiner in einem Husaren-Regimente assentiren. Schon in der ersten Schlacht zeichnete er sich durch seine Bravour derart aus, daß er sofort zum Offizier avancirte,

und nun stieg er von einer Charge zur andern, mit einer bei der österreichischen Armee beinahe fabelhaften Schnelligkeit, so daß er in weniger als sieben Jahren schon Oberst ward und als solcher der Kaiserin vorgestellt wurde. Maria Theresia gefiel Hadiks schlichtes und beinahe rohes Wesen als etwas bei Hofe Seltenes derart, daß sie für ihn eine gewisse Vorliebe faßte, die einer Frauenlaune glich, wie sie Katharina II. von Rußland zu haben pflegte. Namentlich unterhielt sie das Radebrechen der deutschen Sprache und das Verwechseln der Artikel. Die Ungarn sprechen namentlich das A entweder sehr gedehnt oder wie ein O aus, so sagte auch Hadik anstatt Hasenbraten (oder wie die Wiener, die das **en** am Ende der Hauptwörter in ein **el** verwandeln, wie anstatt Mädchen, Mädel, Braten, Bratel u. s. w.) oder Hasenbratel, stets Hosenbratel, und die Kaiserin verfiel beinahe in einen Lachkrampf, als sie ihn zum erstenmal ein so doppelsinniges qui pro quo sprechen hörte, die übrigen Hofdamen aber bis über die Ohren errötheten.

Mit einem Worte, Hadik war bei der Kaiserin so beliebt, wie kaum ein anderer der schönsten Cavaliere, und als eine ihrer Hofdamen, die Fürstin Lobkowitz, die von allen ihren Liebeslaunen wußte, ihr Erstaunen darüber äußerte, was die Kaiserin an diesem rohen Ungarn fände, so antwortete sie: „Meine liebe Lobkowitz, ich habe meinen Magen mit den vielen Süßigkeiten und Gefrornem (Eis) so verdorben und erkältet, daß ich ihn durch ein substantiöses Hosenbratel wieder einrichten mußte.“

Ein noch größeres Glück als Hadik hatte Grassalkovich gemacht, der von einem armen Bettelstudenten zum Kammerpräsidenten avancirte.

Wie gesagt, war Grassalkovich ein Bettelstudent, obschon von Adel, doch so verarmt, daß ihm seine Eltern nichts geben konnten, und er ward auch frühzeitig zur Waise. Das Kapuzinerkloster zu Besnyö (fünf Meilen von Pesth, zur königlichen Domäne Gödöllö gehörend) bewahrt noch bis an den heutigen Tag den irdenen Topf, in welchem Grassalkovich als Bettelstudent sich seine Suppe bei den Kapuzinern holte. Er war ein sehr hübscher Junge, fleißig, wißbegierig, und hatte sich in den Kopf gesetzt, seine Carrière zu machen. Nachdem er sich so viel zusammengebettelt, um nach Preßburg reisen zu können, besuchte er hierselbst die Schule und zeichnete sich durch seinen Fleiß, sein schnelles Fassungsvermögen derart aus, daß ihn die Professoren über die Söhne reicher Magnaten stellten und er in allen Studien erster Eminent ward. Bei einer Gelegenheit besuchte die Kaiserin die Akademie, erkundigte sich bei den Professoren über den Fortschritt, den die jungen Leute in den Studien machten, und Grassalkovich wurde ihr als der beste Student seiner Classe vorgestellt. Sein bescheidenes Wesen, seine treffenden Antworten, die er auf alle an ihn gestellten Antworten gab, nebenbei, und vielleicht hauptsächlich, sein schönes Aeußeres fielen der Kaiserin so auf, daß sie sich seiner annahm, und als er in ihrer Gegenwart die letzte Prüfung ablegte, schenkte sie ihm

hundert Gulden und hieß ihn nach Wien kommen, wo sie weiter für ihn sorgen zu wollen versprach. Grassalkovich ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern ging nach Wien und erhielt eine Anstellung bei der allgemeinen Hofkammer.

Er hatte auf die Kaiserin einen so starken Eindruck gemacht, daß sie ihn nicht mehr aus den Augen verlor und endlich an ihren Hof zog, nachdem sie ihn erst zum Secretär, dann zum Hofrath ernannte. Er erfreute sich ihrer und der Jesuiten Gunst, weil er sehr verschwiegen war, und die Herren Patres poussirten ihn bei der Kaiserin. So kam es endlich, daß er zum Kammerpräsidenten ernannt, in den Grafenstand erhoben und ihm eine schöne Herrschaft in Ungarn als neue Schenkung gegeben wurde.

Grassalkovich verstand es außerdem, mit dem Gelde sehr gut zu manipuliren und sich Reichthümer zu sammeln, so daß er sich nach und nach außer der geschenkten noch vier ungeheure Herrschaften kaufte. Hierdurch hob er die in Vergessenheit gesunkene Familie wieder und begünstigte seine ärmeren Verwandten nach besten Kräften.

Indessen blieb Grassalkovich von bösem Leumunde nicht verschont. Die ganze Welt wußte, wie er zu diesen ungeheuren Reichthümern gekommen war, und ein lateinischer Vers, den ein Hofkaplan auf die Domäne Gödöllö machte, zeigt am besten, was die Welt von der Art und Weise,

wie er so reich geworden, hielt. Der Vers lautete folgendermaßen:

Congeries lapidum, multis conquesta rapinis,
Corruet et raptas alter habebit opes.

(Dieser durch Raub zusammengehäufte Steinhaufen wird zusammenstürzen und ein Anderer die geraubten Schätze besitzen.)

Zu jener Zeit wetteiferten alle Kavaliere, sich durch Luxus auszuzeichnen, um der Kaiserin aufzufallen. So hatte der Graf Batthyány, Palatin von Ungarn, am 21. Juni im Wiener Prater eine Eisbahn anlegen lassen, um im Hochsommer eine Schlittenfahrt zu veranstalten, wobei er sich die Gunst erbat, die Kaiserin auf seinem Schlitten als Kutscher fahren zu können. Diese unsinnige Ausgabe kostete ihm eine seiner größten Herrschaften.

Ein Graf Esterházy zeichnete sich durch den Glanz seiner Kleidungsstücke aus und verschwendete darauf so ungeheure Summen, daß er zwei seiner größten Herrschaften: Tata und Léva, verkaufen mußte, um seine Schulden zu zahlen.

Auch Grassalkovich wollte den übrigen Kavalieren in Entfaltung des Luxus nicht nachstehen, und als die Kaiserin bei ihm ihren Besuch angesagt hatte, ließ er die ganze Straße von Ofen nach Gödöllö — eine Entfernung von 6 deutschen Meilen, aufs Glänzendste erleuchten, so daß die Kaiserin die Reise zwischen zwei dicht aneinander stehenden Laternenpfahlreihen machte. Das Fest aber, welches er ihr zu Ehren gab, war ein solches, wie es kaum ein Fouquet

prachtvoller hatte, als er Ludwig XIV. in Beaux le Vicomte als Gast empfing.

Außer den erwähnten Kavalieren vom Militär- und Civilstande, war die Kaiserin besonders den Herren der Kirche gewogen, und namentlich war der Einfluß der Jesuiten bei ihr ein sehr großer, so daß sie nichts that, ohne darüber die Herren Patres zu Rathe zu ziehen, und sie beuteten diesen Einfluß auf das Unverschämteste aus, indem sie sich von ihr Schenkungen machen ließen. Nur zweimal mißlang es ihnen, die Kaiserin auf eine ähnliche Weise zu bethören. Das erstemal verlangten sie, sie möge dem Orden den Wiener Prater schenken, doch der Minister Graf Kaunitz, der schon zu Maria Theresias Zeiten den meisten Einfluß besaß, zerriß die Schenkung, als man sie ihm zur Contrasignirung brachte, und als er dafür zur Rechenschaft gezogen wurde, sagte er der Kaiserin: „Schenken Euer Majestät ihnen einen Krautgarten in Ungarn, nicht aber den einzigen Platz Wiens, wo sich das Volk unterhalten kann.“

Nun verlangten die Patres von der Kaiserin einen solchen Krautgarten in Ungarn und zwar einen ziemlich großen, die Insel Csepel, auf welcher ein Marktflecken, Rácz-kevi und 7 Ortschaften, stehen. Auch diese Bitte wurde ihnen gewährt; doch diesmal war es die ungarische Statthalterei, die dagegen protestirte, und der Vicepräsident derselben, Graf Fekete, klärte die Kaiserin über die Größe dieser Insel auf. Der Provinzial der Jesuiten wurde zur Kaiserin gerufen und gefragt, ob er wisse, wie groß die

Insel sei, er antwortete: „Gerade groß genug, um einen Krautgarten darauf anzulegen.“ — „Der aber die ganze Monarchie mit Kraut versehen könnte“, sagte die Kaiserin lachend. „Das nächstemal, wenn die ehrwürdigen Patres von uns Etwas verlangen, soll es von dem Gelübde der Armuth, welches sie ablegen, nicht gar so entfernt liegen, wie Ráczkevi von Wien.“ So zogen denn die Jesuiten zum zweiten Male mit langer Nase ab.

Ein Schelm machte sich den Scherz, die Buchstaben des Crucifixes J. N. R. J. (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) zu einem Akrostichon zu benutzen und den Sinn so zu verändern:

Jesuitis **N**egatur **R**áczkeviensis **I**nsula

(Den Jesuiten wird die Insel Ráczkevi verweigert.)

Sie hatten immerhin schon genug geraubt, und die Schätze des Ordens in Oesterreich allein überstiegen den Werth von 40 Millionen Gulden, eine riesige Summe, zumal zu jener Zeit.

Weniger discret als die übrigen Günstlinge der Kaiserin und wie Geistliche überhaupt in Liebesaffairen zu sein pflegen, war der Erzbischof von Gran, Barkóczy. Obschon er nicht laut damit prahlte, wie sehr er Hahn im Korbe bei der Kaiserin sei, so konnte man es doch an seinem Benehmen wahrnehmen, daß er sich darauf viel einbildete, so zwar, daß es Leute gab, die daran Anstoß nahmen, und den übermüthigen Günstling mit scheelen Augen anblickten. Geistliche zu Liebhabern zu haben, gehörte zu jener Zeit zum guten Ton. Man zog Barkóczy

mit der Kaiserin auf und verglich ihn mit Mazarin, als einen Menschen, den sie noch heirathen würde, nach dem Tode ihres Gatten Franz I. „Es wäre kein so großer Abstand," sagte Barkóczy, „denn Mazarin war der Sohn eines Fischers, ich hingegen ein Magnat von Hause aus."

Diese arrogante Antwort des Prälaten ward von einem seiner Feinde aufgefaßt, und in einer boshaften Broschüre, welche sowohl gegen die Kaiserin wie gegen Barkóczy gerichtet war, berief sich der unbekannte Verfasser auf die Aeußerung Barkóczys. Die Broschüre, so verboten sie auch war, wurde überall gelesen und verbreitete sich im ganzen Lande. Es erschien von Barkóczy eine Antwort auf dieselbe, doch war seine Vertheidigung so schwach, daß das Gerede über sein Liebesverhältniß nur noch lauter wurde und eine zweite noch boshaftere Broschüre unter dem Titel: „Vexatio dat intellectum" war noch drastischer in ihren Ausdrücken und Ausfällen. Es hieß darin, wie die Kaiserin zu bedauern sei, ihr Vertrauen einem Manne geschenkt zu haben, der es auf das schmählichste mißbrauchte und sie durch seine Indiscretion compromittirte, mit einem Worte, das Buch hatte keinen andern Zweck, als Barkóczy in den Augen der Kaiserin als Urheber der schlimmen Gerüchte, die über sie ausgestreut wurden, darzustellen.

Maria Theresia hatte wirklich eingesehen, wie Barkóczy geplaudert haben mußte, denn in dem Buche waren auch Dinge erwähnt, von denen sie wußte, sie habe sie Niemandem als ihm mitgetheilt, daß diese also auch durch Niemanden als ihn verbreitet worden waren, und in ihrem Aerger rief

sie aus: „poenitet me hominem creasse.“ (Es thut mir leid, einen Menschen erschaffen zu haben.)

Die Worte der Kaiserin wurden dem Erzbischof hinterbracht, und er nahm sich dieselben so zu Herzen, daß er in jene fürchterliche Krankheit verfiel, an welcher Lucius Sulla und Herodes gestorben und die, obschon sie von einigen der neueren Ärzte als nicht existirend geleugnet wird, dennoch sowohl bei den Griechen und Römern, ja auch in neueren Zeiten bekannt war, und die die Griechen Phtyriasis (Lauskrankheit) nannten, an welchem Uebel er, trotz aller Hilfe, in kurzer Zeit starb. Die Kaiserin reuete ihre Aeußerung und sie war bei der Nachricht seines Todes so betroffen, daß sie in eine Art Tiefsinn verfiel, Speise und Trank verschmähete und ganze Nächte hindurch weinte, bis endlich der alles heilende Balsam der tröstenden Zeit auch auf sie seine wohlthätige Wirkung ausübte.

Eine der Hofdamen Maria Theresia's, eine Fürstin Trautmannsdorf, theilte den Geschmack Maria Theresia's, indem auch sie sich Liebhaber aus dem Clerus wählte, und als man sie darüber aufzog, ja selbst die Kaiserin ihre Verwunderung darüber aussprach, daß die Wahl der Fürstin immer auf Geistliche fiele, antwortete sie: „Ich liebe die Geistlichen, weil sie stark sind wie Hengste, schweigsam wie die Wand, und großmüthig wie die Könige.“ Die Kaiserin lächelte und meinte, die Fürstin habe nicht so gar Unrecht.

Trotz dieser etwas epikuräischen Grundsätze war die Kaiserin in Liebesaffairen zuweilen intolerant und beinahe

streng. Das, was sie selber für sich schicklich hielt, ja bei Damen hohen Ranges zuweilen entschuldigte, rügte sie bei Frauen und Mädchen des Volkes auf's strengste. Die Artikel und Paragraphen des Maria Theresianischen Strafgesetzbuches sind in Bezug der Unzuchtsfälle nicht nur nicht milder als die der Jahrhunderte der Feudalepoche, sondern in manchen Fällen sogar strenger. Die Frauenzimmer, die sich den Begierden der Männer hingaben, Straßennymphen, Kupplerinnen u. s. w., wurden auf den Pranger gestellt, öffentlich gepeitscht, dann in einen Sack gesteckt und so an die Hauptpforte der Domkirche gestellt, wo sie allen Insulten von Seite des Volks ausgesetzt waren, ihre Haare geschoren und ihr Kopf mit schwarzem Pech bestrichen, endlich aber mittelst Schub aus der Hauptstadt gewiesen. Maria Theresia fand sogar noch diese Strafen viel zu milde und äußerte sich darüber einmal auch in Gegenwart ihres einstigen Gegners, Friedrichs des Großen, der es auf sich nahm, dem Lustdirnenthum das Wort zu reden, wie er überhaupt in dieser Beziehung die liberalsten Gesinnungen hatte. Die Kaiserin sagte, sie könne es nicht begreifen, wie sich ein Weib einem Manne um schnöden Gewinnst in solcher Weise preisgeben könne; daß es sogar Frauenzimmer gebe, die es für fünf Gulden thun. „Würden Eure Majestät mir eine Schäferstunde bewilligen, so alt und häßlich ich auch bin, wenn ich Ihnen Schlesien zurückschenkte?" frug Friedrich die Kaiserin. „Ah, Schlesien!" rief die Kaiserin, sich mit Wehmuth an den fatalen Friedensschluß erinnernd, demzufolge sie dieser schönen Provinz

verlustig wurde, — „dafür könnte man allerdings so etwas wagen.“ „Nun“, sprach der philosophische König lächelnd, „was für Eure Majestät Schlesien ist, ist für diese armen Dirnen eine Fünfgulden-Banknote; man darf es ihnen also nicht übel nehmen, wenn sie das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

Die Kaiserin trieb in vorgerückteren Jahren ihre Prüderie so weit, daß sich diese auch auf Kunstgegenstände erstreckte. So ließ sie eine der Bronzestatuen am Mehlmarkt (heute der neue Markt genannt), welche in einer Stellung vom Bildhauer, dem berühmten Rafael Donner, dem Publikum zugewendet ist, daß man gewisse Körpertheile in voller Nacktheit erblicken kann, mit Stroh bedecken. Ebenso ließ sie einer berühmten Venus von Rubens, welche nackt dargestellt ist, einen Mantel von schwarzem Sammet mit Pelz verbrämt, hinpinseln, um ihre Blößen zu bedecken. Der damalige Galleriedirektor, befürchtend, die Kaiserin würde ebenso unnachsichtlich mit den herrlichen Bildern Correggios verfahren, räumte diese bei Seite und hing an deren Stelle Copien, die auch wirklich ein ähnliches Schicksal traf, wie die Venus von Rubens; die Originale aber kamen erst nach ihrem Tode wieder zum Vorschein.

Eine der Hauptleidenschaften der Kaiserin in ihrem vorgerückteren Alter war auch das Spiel, so daß an ihrem Hofe stets Spielpartien die Abendunterhaltungen schlossen. Sie spielte mit Leidenschaft, freute sich, wenn sie gewann, wenn sie aber verlor, ärgerte sie sich über alle Maßen, und eines der Mittel, durch welche man sich bei ihr ein-

schmeicheln konnte, war, wenn man sie in ihrem Spiele gewinnen ließ. Sie sah es manchmal sehr gut, daß dies von ihren Gegnern geflissentlich geschah, machte sich aber nichts daraus, gab sich jedoch den Anschein, als bemerkte sie es nicht.

Eine solche Sybaritin, wie die Kaiserin, konnte auch für die Freuden der Tafel nicht ganz unempfindlich bleiben, und sie sagte einmal dem Herzog von Richelieu, welcher einige Zeit als Gesandter an ihrem Hofe weilte, wie sie ihn nur um zwei Dinge beneide, um seinen Hofmeister Rafft, der es so gut verstehe, seines Gebieters Appetit immer von Frischem zu reizen, und ihn selbst, um seinen colossalen Appetit; denn bekanntlich war der Herzog von Richelieu nicht nur ein Feinschmecker, sondern erfreute sich auch stets eines sehr gesunden Appetits, und der Kaiserin gewährte es ein großes Vergnügen, ihn von allen Speisen recht viel essen zu sehen.

„Was ist das im Vergleich mit einem Rittmeister des Regiments Lothringen", bemerkte der General Loudon, „der ißt noch dreimal so viel als der Herzog von Richelieu."

„Dann muß ich den Mann essen sehen", sagte die Kaiserin.

Der Befehl wurde ertheilt, den Rittmeister zur kaiserlichen Tafel zu laden, die Kaiserin ließ sich obendrein erkundigen, welches die Lieblingsspeisen des eingeladenen Rittmeisters seien, und gab dem Hofkoche Weisung, von diesen Speisen das Doppelte anzurichten, als er sonst gewohnt war zu thun.

Der Gourmand kam zur Tafel und packte tüchtig von allen Gerichten ein, denn die Kaiserin munterte ihn hierzu auf und befahl ihm, sich nicht zu geniren. Alle Anwesenden erstaunten über des alten Haudegens Wolfshunger. Doch auch dieser hätte seine Grenzen. Er hatte bereits so viel gegessen, daß; als die Reihe an einen gespickten Lungenbraten kam, er diesen schon refüsiren mußte. Gleich darauf wurden Krammetsvögel servirt, und als der Kammerdiener an den Rittmeister kam, spießte dieser ein halbes Dutzend solcher Delikatesse auf seine Gabel und aß sie mit erneutem Appetit.

„Wie kommt es", frug ihn die Kaiserin, „daß Er den Lungenbraten nicht essen konnte, weil Er sagte, es habe nichts mehr in ihm Platz, und jetzt ist doch einer da für die Krammetsvögel?"

„Euer Majestät", entgegnete der Rittmeister, „dies ist so, wie am letzten Sonntag in der Kirche, die so gesteckt voll war, daß nicht ein Apfel fallen konnte, ohne einen Menschen zu treffen. Da hieß es plötzlich: ‚Der Hof kommt,' und gleich war Platz für diesen. Für meinen Magen sind die Krammetsvögel der Hof."

VII.

Der galanteste Mann am Hofe Maria Theresias, Graf Czobor. — Sein erstes Duell. — Seine Audienz bei Carl XII. von Schweden. — Seine Verschwendung. — Seine Wette mit einem Engländer. — Der Chapeaubras. — Die Gemälde seiner Geliebten. — Duell des Grafen Pálffy mit dem Prinzen von Württemberg. — Joseph II. — Die weiße Frau.

Es ist nicht möglich von der Regierungszeit Maria Theresias zu sprechen, ohne gleichzeitig eines der reichsten, verschwenderischsten und galantesten Kavaliere zu gedenken, die die Welt jemals gehabt, eines Mannes, der aus der Galanterie ein Studium, so zu sagen eine Fachwissenschaft, gemacht und von keinem übertroffen ward; ich meine den unermeßlich reichen Ungarn, Grafen Czobor.

Wenn man das Leben Czobors und des Marschalls Herzog von Richelieu genau kennt, so wird man zwischen diesem und jenem eine auffallende Aehnlichkeit erblicken. Diese beiden Kavaliere gehören einem und demselben Jahrhundert an, des einen wie des anderen Carrière beginnt auf ähnliche Weise und zeichnet sich dadurch aus, daß sie ihren Ruf einem Duelle zu danken hatten, endlich aber, daß mit dem Tode des einen wie des anderen der Glanz ihrer Familie, ja diese selbst, so zu sagen erlischt, denn der

Sohn des Herzogs von Richelieu, welcher in Rußland gedient, ist gleich einem Sternschnuppen vom Horizonte der Berühmtheit verschwunden, und man erinnert sich seiner nur als des Sohnes eines berühmten Mannes, der aber dem Glanze seiner Familie keinen Werth zu geben verstand, und eben so unberühmt starb, wie er gelebt hatte, obschon sich Biographen viel Mühe gegeben, ihn ebenfalls als einen merkwürdigen Mann zu schildern.

Nicht so war es bei Czobor. Er ist der letzte Punkt, das Schlußwort, die Cadenz seiner Familie. In mancher Beziehung steht er hoch über seinem Nebenbuhler in der Galanterie. Die Familie Czobor ist eine viel ältere, als die der Richelieu, welche nicht länger als zwei Jahrhunderte hindurch geblüht, mit Armand Duplessis, einem armen Edelmanne, begonnen, und mit dem Sohne des Marschalls geendet, während die Familie Czobor aus der Zeit der Kreuzzüge stammt, ja, wie einige behaupten, bis zur ersten Besitznahme des Landes, zu Arpáds Zeiten, seine Abstammung hinaufleiten konnte. Zu Zeiten Mathias Corvinus gehörten die Czobor bereits zu den reichsten Adeligen im Lande, und als Erben der Bánffys von Alsó-Lindva wuchsen ihre Besitzungen um ein Beträchtliches. Der letzte Czobor war aber schon so reich, daß er von Eperjes bis Wien reisen konnte, ohne genöthigt zu sein, in Gasthäusern abzusteigen, denn er kam überall auf seine Besitzungen. Czobor war reicher als die Fürsten Esterházy, deren Güter zumeist von ihm — Czobor — stammen, ebenso auch die meisten Illésházyschen, Pálffyschen und Grassal-

kovich'schen Güter. Man schätzte sein Einkommen auf jährliche vier Millionen Gulden. Wenn man in Betrachtung zieht, wie sich der Werth des Geldes jener Zeit, zu dem in dem gegenwärtigen Jahrhundert verhält, so ist dies beinahe das Dreifache; folglich war Czobor nicht nur reicher wie die letzten Fürsten Esterházy, die aber in letzter Zeit ebenfalls sehr heruntergekommen, sondern reicher als Demidoff und der Marquis von Westminster, die gegenwärtig für die reichsten Menschen der Welt gehalten werden.

Wenn man bedenkt, wie ein Mensch ein solches Vermögen verprassen kann, so weiß man nicht, ob man ihn verdammen oder bewundern soll. Nie hat es jemand gegeben, der die Kunst zu verschwenden auf eine so hohe Stufe gebracht hatte, wie Czobor, und man muß ihn bewundern, wie er das Fach der Verschwendung aus dem Grunde kannte.

Czobor's Verschwendung beschränkte sich auf einen Zweig der Laster — wenn man Galanterie so nennen darf. Er spielte auch, gab Gastereien, zeichnete sich durch prachtvolle Toilette und Schmuck aus, doch alles dies geschah blos, um concentrisch auf das einzige Ziel seines Lebens, die Galanterie, loszusteuern.

Es ist möglich, daß Czobor deshalb zu einem solchen Verschwender wurde, weil er der letzte seines Stammes war, und vielleicht daran denkend, dieser ungeheure Reichthum würde nach seinem Tode in fremde Hände kommen und auch getheilt werden, er es also Anderen nicht gönnte;

demnach lebte er so, daß er sich mit seinen Einkünften nicht begnügte, sondern das Grundeigenthum selbst angriff, und das Maximum des menschlichen Alters vielleicht nicht so hoch anschlug, als er es selber erreichte. Demnach hatte er sich verrechnet, und war mit seinem Vermögen eher zu Ende gekommen, als mit seinem Leben.

Nun will ich aber einige einzelne Momente aus Czobors Leben erzählen.

Wie eben erwähnt, beginnt die Carrière Czobors mit einem Duelle, welches aber für ihn in mancherlei Beziehung ein viel gefährlicheres war, als die erste Waffenthat des jungen Herzogs von Richelieu, weil Czobor sich gleichzeitig der Rache eines mächtigen Monarchen und der Ungnade des Hofes aussetzte.

Es war noch zu Zeiten Carls VI., wenige Jahre nach Beendigung des spanischen Erbfolgekrieges, als Carls des XII., Königs von Schweden, Ruhmessonne im Zenith stand, noch vor der Schlacht bei Pultawa, ehe seine Macht durch Czar Peter den Großen gebrochen war, und alle Monarchen vor dem jungen schwedischen Löwen zitterten, der ihnen, sobald es seine Laune mit sich brachte, seine Krallen fühlen lassen konnte. Wenigstens scheuten sich alle Regenten vor einem Kriege mit einem so tapferen Degen wie Carl XII., am meisten aber Carl VI., welcher an Ludwig XIV., an den Türken und selbst im deutschen Reiche Feinde hatte, und in dessen Interesse es lag, den Frieden in Mittel-Europa aufrecht zu erhalten, für sich Alliirte zu gewinnen, um

seiner Tochter das Erbe zu sichern, da er keinen männlichen Nachkommen hatte. Der schwedische Gesandte, Graf Löwenhaupt, befand sich mit einem anderen schwedischen Kavalier ebenfalls am Wiener Hofe, wo ihm Graf Czobor vorgestellt wurde. Die beiden durch den Glanz ihres Monarchen übermüthig gemachten Schweden sprachen bei einer Gelegenheit geringschätzend über die ungarische Nation und Czobor nahm es auf sich, dieselbe zu vertheidigen. Hieraus entspann sich ein Wortwechsel, der schwedische Kavalier, des Gesandten Freund, vergaß sich so weit, daß er dem Grafen Czobor einen Schlag ins Gesicht versetzte, worauf er von diesem zum Duell aufgefordert und in demselben erstochen wurde. Der Gesandte tobte und wüthete und verlangte die exemplarische Bestrafung Czobors, widrigenfalls er mit dem Abverlangen seiner Pässe und dem Kriege drohte. Carl der VI. und der ganze Hof befanden sich in der größten Verlegenheit, erstens war es riskirt, einen so leidenschaftlichen Menschen wie der König von Schweden, zu erbittern, andererseits war aber der gefallene Schwede offenbar im Unrecht und es wäre die schreiendste Ungerechtigkeit gewesen, Czobor dafür zu bestrafen, daß er seine Ehre auf kavaliermäßige Weise gerächt; endlich aber durfte die ungarische Nation, als deren Kämpe Czobor aufgetreten war, nicht beleidigt werden, nachdem man die unruhigen Gemüther daselbst erst vor Kurzem beruhigt.

Czobors Geistesgegenwart und Muth half dem Kaiser aus der Verlegenheit.

Er war, ohne Jemand von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, sofort von Wien abgereist und begab sich ins Lager Carls XII., welcher sich damals eben in Polen befand, um seinen Günstling Stanislaus Leszcinski, auf dem Throne zu befestigen. Hier angekommen verlangte Czobor eine Audienz bei Carl XII., welcher bereits von seinem Gesandten am Wiener Hofe von den Vorgängen daselbst in Kenntniß gesetzt worden war und zwar in einer Weise, in welcher alle Schuld dem Grafen Czobor in die Schuhe geschoben ward. Dieser erhielt beim Könige von Schweden die verlangte Audienz, erzählte ihm den ganzen Vorfall so wie er gewesen, und berief sich auf das Zeugniß der Gesandten von Frankreich, England, Polen, Dänemark und Sardinien, die bei dem Vorfall gegenwärtig gewesen, ja er machte sich anheischig, als Gefangener im Lager des Königs zu bleiben, bis dieser die Sache untersucht und die Wahrheit seiner Behauptungen bestätigt fände.

„Der Freiherr von Mornskiöld schlug Sie also ins Gesicht?“ frug der König den Grafen, „weil Sie es auf sich genommen, die Ehre Ihrer Nation zu vertheidigen?“

Czobor bejahte es.

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß sich die Sache buchstäblich so verhält, wie Sie sie mir erzählt? Bedenken Sie es gut. Es ist weniger schlimm, meinen Zorn zu reizen und das Aergste zu erdulden, als Ihre Ehre durch eine Lüge aufs Spiel zu setzen.“

Czobor blieb bei seiner Aussage und wurde entlassen. Er hielt sich noch einige Tage im Lager des Königs auf,

während welcher Zeit der letztere an die Gesandten, auf deren Zeugnisse sich Czobor berufen hatte, schreiben ließ, und von ihnen Antworten erhielt, die Alles, was der Graf gesagt, Wort für Wort bestätigten. Er ließ hierauf Czobor wieder zu sich rufen, und dieser sah ihn finsterer als bei der ersten Audienz.

„Treten Sie näher, Graf Czobor", sprach der große König. „Wenn Sie meine Stirne umwölkt sehen, so ist dies nicht deshalb, weil ich Ihnen zürne, sondern weil es mich genirt, daß ein Schwede, mein Gesandter, ungerecht war, sich aus Parteilichkeit hinreißen zu lassen, eine Sache anders vorzustellen als sie vorgefallen. Sie haben sich als Ehrenmann benommen und hatten ganz Recht, Ihren Gegner zu tödten." Dann fuhr er mit heitererem Tone fort: „Indeß darf ich weder dem Gefallenen, noch meinem Gesandten gram sein, da gerade sie es sind, die mir das Vergnügen verschafft haben, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hoffe, Sie werden sich meiner in Zukunft erinnern und nicht sagen, ich sei ungerecht gewesen. Damit Sie mich aber nicht vergessen, tragen Sie diesen Orden zu meinem Andenken", dabei ließ er ihm den schwedischen Elephantenorden auf einem Kissen reichen. „Ich hoffe, mein Bruder und Namensvetter, der Kaiser, wird nichts dagegen einzuwenden haben."

Außer diesem Orden schenkte Carl XII. dem Grafen Czobor noch einen prachtvollen türkischen Säbel und eines der besten Pferde aus seinem Marstalle, behielt ihn noch zwei Tage bei sich, und Czobor kam zufrieden nach Wien

zurück, von allen seinen Freunden und dem Kaiser aufs herzlichste empfangen, die es nie gedacht, daß er lebend zurückkehren würde, sondern glaubten, Carl XII. würde ihn in eine Festung sperren lassen.

Die Glanzepoche von Czobors Leben fällt eigentlich in die Zeit des letzten Jahrzehntes von Carls VI. Regierung, als Czobor noch ein junger Mann war und die Damen ihn nicht allein seines Reichthums wegen liebten, denn Czobor war eben so schön, wie geistreich und liebenswürdig. Er erniedrigte sich niemals zu Heirathsversprechungen, um die Liebe einer Dame zu gewinnen, er sagte ihnen gerade heraus, daß er nichts, als sein und ihr Vergnügen suchte, gelobte ihnen keine ewige Treue, doch eine jede konnte versichert sein, daß wenn er sie auch im Stiche ließ, sie für ihr ganzes Leben versorgt sein würde. Mit seinem unermeßlichen Vermögen beschwichtigte er alle Gewissensskrupel und Bedenklichkeiten der Damen, und sie waren in den Stand gesetzt, wenn er sie verlassen, unabhängig zu leben, ja sie waren so gestellt, daß es manchem ärmeren Kavalier gelüstete, sich mit dem Abtrage dessen zu begnügen, was Czobor zurückgelassen hatte.

Er war ein raffinirter Wüstling und hatte es besonders auf Jungfrauen von hohen Häusern abgesehen. Wenn ihm ein Mädchen gefiel, gab es keinen so hohen Preis, den er nicht bereit gewesen wäre zu geben, um sein Ziel bei ihr zu erlangen. Dennoch war die Zahl seiner Geliebten und Maitressen keine so große, wie die im Register Don Juans, dieses spanischen Weibereroberers, angegebene.

Bei jenen ungeheueren Summen, die er auf das schöne Geschlecht verschwendete, ist es nicht zu wundern, daß sein ungeheueres Vermögen auch von Jahr zu Jahr vermindert wurde und daß er eine Herrschaft um die andere verkaufte, so daß er bereits, ehe er sein sechzigstes Jahr erreicht hatte, nichts mehr besaß, als eine Pension von einigen tausend Gulden, die ihm seine Verwandten der weiblichen Linie und die Kaiserin Maria Theresia aussetzten, zu deren Lieblingen er gehörte, obschon zwischen ihr und ihm kein eigentliches Liebesverhältniß bestand. Einige Jahre später hatte ihm eine seiner Tanten wieder einige hunterttausend Gulden hinterlassen und auch dieses Geld wurde von ihm in kürzester Zeit verschwendet. Eben während dieser Zeit befand er sich wieder in Wien, am Hofe der Kaiserin, die ihn stets um sich haben wollte.

Die ganze Welt wußte, daß Czobor bereits verarmt war. Es ärgerte ihn aber, wenn jemand sich in seiner Gegenwart Airs gab und auf seinen Reichthum zu sehr pochte, er nahm dies als eine ihm zugefügte Kränkung hin.

Eines Tages hatte ein unermeßlich reicher Engländer mit ihm einen kleinen Streit über den Glanz der Toilette verschiedener Nationen. Der Engländer behauptete, es gäbe nirgends so viel Familienschmuck wie in England. Czobor bestritt dies und sagte, er gehe mit dem Engländer eine Wette ein, daß er das nächstemal ein Kleidungsstück aufzuweisen im Stande sei, welches mehr gekostet, als irgend ein Mensch an Diamanten und Edelsteinen besitze. Die Schiedsrichterin darüber sollte die Kaiserin sein.

Die Wette war eine sehr hohe, sie belief sich auf 100,000 Gulden. „Er thut es geflissentlich", bemerkte die Fürstin Wenzel Liechtenstein. „Er weiß nicht, was er mit dem Wenigen anfangen soll, was er von seiner Tante geerbt, und will es auf einmal verschenken. Er besitzt gar keinen Schmuck mehr."

Am anberaumten Tage erschien der englische Lord in voller Galla. Seine Kleidung war mit Perlen, Rubinen und Diamanten so überladen, daß man die Tuchfarbe desselben nicht unterscheiden konnte. Die Damen mußten ihre Hände vor die Augen halten, um von diesem Edelsteinmeere nicht geblendet zu werden. Die ganze Welt gab Czobors Wette als verloren auf, und da dieser nicht so bald erschien wie der Engländer, glaubte man, er würde gar nicht kommen, sondern die Wette als verloren betrachtend, seinem Gegner den Betrag derselben zuschicken.

Man hate sich aber in Czobor getäuscht, denn eine halbe Stunde nach des Engländers Ankunft erschien auch er. Seine Hofkleidung war zwar sehr elegant und geschmackvoll, doch durchaus nicht reich, er hatte Brillantringe, Busennadel, Berloques u. s. w., doch alles von viel geringerem Werthe, als daß dies mit dem Anzuge des Engländers verglichen werden konnte, unter dem Arme aber trug er einen höchst einfachen Chapeaubras. Als er den Engländer erblickte und mit seinen Augen musterte, als ob er den Werth der Juwelen berechnete, mit denen dieser sich überladen, spielte ein triumphirendes Lächeln um seine Mundwinkel, und auf die Kaiserin zuschreitend,

überreichte er ihr seinen Chapeaubras und bat sie zu beurtheilen, ob dieser ihm nicht viel höher zu stehen gekommen, als dem Engländer seine Kleidung.

„Was sind das für Haare?“ frug die Kaiserin. „Ich kann es nicht erkennen. Es ist ein sonderbares Pelzwerk. Dies soll so viel gekostet haben?“

„Es hat mich alle meine Güter, mein sämmtliches Vermögen gekostet. Es sind Haare jener Damen, die mich mit ihrer Liebe beglückt, und deren jede jetzt reicher ist, als ich.

„Oh, Er Schelm! Ich kann mir denken, woher diese Haare stammen“, sprach die Kaiserin, die mit Czobor das Gespräch in flüsternder Stimme geführt hatte, lachend. Dann wandte sie sich zum Engländer und sagte: „Dieser Chapeaubras mag nach meiner Schätzung etwa 40 bis 50 Millionen Gulden gekostet haben. Sind Ihre Diamanten so viel werth, Mylord?“

Der Engländer riß die Augen auf und bekannte, daß die Juwelen, die er auf sich trage, kaum den zwölften Theil dieser Summe gekostet. Die Kaiserin erklärte hierauf die Wette als vom Grafen Czobor gewonnen, und der Engländer zahlte diese Summe sofort aus.

„Er aber hat morgen Hausarrest“, sagte die Kaiserin zu Czobor. „Dafür, daß Er mir ein so garstiges Ding in die Hände gegeben.“ Hierbei wischte sie sich ihre Hände an ihrem Taschentuche ab. „Jetzt hat Er wieder hunderttausend Gulden erhalten“, fuhr sie dann fort,

und ich hoffe, Er wird damit gescheiter verfahren, wie Er es bis jetzt gethan."

Czobor schenkte diese Summe einer seiner Pensionärinnen als Mitgift zu ihrer Heirath.

Nachdem er auch den letzten Rest seines Vermögens verschwendet, seine Leibrenten an Wucherer verkauft und seine Pensionsbogen ebenfalls auf ähnliche Weise losgeworden, zog er sich in ein Kapuzinerkloster in Wieselburg zurück, wo er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Er hatte aller seiner Geliebten Porträts in seiner Zelle, und auf jedem Bilde auch sich malen lassen. Sowohl er wie die Damen sind daselbst in Kapuzinerkutten dargestellt, auf jedem Bilde fünf Figuren, er und je vier Damen, die herrlichsten Mädchenköpfe, die man sich nur denken kann.

Diese Gemälde — zwölf an der Zahl, jedes etwa zwei Fuß in der Länge und 18 Zoll in der Höhe — hatte er seinem Güterverwalter, Herrn von Modrovich, vermacht, bei dessen Sohne, Hofagenten bei der ungarischen Hofkanzlei, ich sie gesehen habe, im Jahre 1824. Ich hoffe, die Familie besitzt sie noch immer.

Da ich mit den Skandalgeschichten zur Regierungszeit Maria Theresias beinahe zu Ende gekommen, darf ich einer, die sich ebenfalls am Hofe ereignet, nicht vergessen. Es war ein Duell zwischen dem General der Kavallerie, Herzog von Württemberg, und dem Feldmarschalllieutenant Grafen Pálffy. Der letztere hatte das Herz einer schönen Dame dem Herzog abwendig gemacht, was diesen derart verdroß, daß er Pálffy in jeder möglichen Weise chicanirte.

Nun war aber Pálffy nicht der Mensch, der sich von einem ausländischen Prinzen hätte chicaniren lassen, und er zahlte ihm in gleicher Münze, er gab ihm die Schuld, daß die Schlacht bei Lowositz für die kaiserliche Armee verloren ging, und alle Generale stimmten ihm bei. Dies wurde selbst der Kaiserin hinterbracht, und sie konnte sich nicht enthalten, dem Herzog in Gegenwart Pálffys und anderer Generale einige Bitterkeiten zu sagen. Württemberg war wüthend darüber und forderte Pálffy auf Pistolen, welcher auch das Duell annahm. Die Gegner begaben sich auf die baiersche Grenze, beide waren beritten und das Duell fand statt. Württemberg hatte den ersten Schuß.

„So schießt ein deutscher Prinz einen ungarischen Ochsen nieder", sagte der Herzog, indem er auf Pálffy zielte. Sein Gegner aber war nicht gefallen, die Kugel hatte ihn nur gestreift.

„Und so schießt ein ungarischer Magnat ein schwäbisches Schwein über den Haufen", sagte Pálffy, schoß und traf den Herzog so gut, daß dieser todt vom Pferde stürzte.

Pálffy entfloh über Baiern und über die Pfalz nach Frankreich, bis ihm seine Freunde die Begnadigung bei der Kaiserin erwirkten, die auch nicht lange auf sich warten ließ.

Die kleineren und weniger denkwürdigen Skandalgeschichten zur Regierungszeit Maria Theresias finde ich für überflüssig zu erwähnen und glaube über diese Regentin genug gesagt zu haben. Sie war besser als die meisten

anderen Damen, die das Schicksal berufen hatte, um über Millionen von Unterthanen zu gebieten.

Die feinere Galanterie nahm bei Hof nach dem Tode Maria Theresias ziemlich ab, keiner ihrer Söhne cultivirte dieselbe, nicht, als ob Joseph II. und Leopold II. für weibliche Reize unempfindlich gewesen wären, im Gegentheil, eben weil sie den Liebesgöttern nur zu sehr huldigten, doch eben deshalb in der Wahl ihrer Amoretten durchaus nicht häckelig waren. Sowohl der Kaiser Joseph II. wie sein Bruder Leopold II. waren dem Cultus der schönsten aller Göttinnen, Aphrodite, so sehr ergeben, daß sie auch demselben ihren Tod zu verdanken hatten; obschon es manche Historiker giebt, die darauf hindeuten, diese beiden Monarchen seien als Opfer der Jesuiten gefallen, die sie heimlich vergifteten. Bei Joseph II. mag dies vielleicht der Fall gewesen sein, denn er hatte die Rache der Mönche, zumal der Jesuiten, durch ihre Verbannung aus dem Kaiserstaate auf sich gezogen. Sie versuchten es einmal, durch Erhitzung seiner Phantasie und Hervorrufung eines abergläubischen Gefühls, auf ihn zu wirken, indem sie ihn mit einer Gespenstererscheinung schrecken wollten.

Es hieß nämlich, ein Gespenst pflege bei dem herannahenden Tode irgend eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie zu erscheinen und in der Kaiserburg Spuck zu treiben. Dieses Gespenst war unter der Benennung der „weißen Frau“ bekannt. Eine der Töchter des Kaisers war gefährlich erkrankt, so daß sie bereits von den Aerzten aufgegeben und ihr die letzten Sakramente gereicht wurden.

An demselben Abend, an welchem das letztere geschah, war auch das Hofgespenst mehren Personen erschienen und trieb sich auf den Korridoren umher, namentlich zwischen dem Schweizerhofe und dem Josephsplatze, dort wo das Antikenmuseum sich befindet. Dies wurde dem Kaiser gemeldet. Er glaubte aber niemals an Gespenster und ertheilte dem Grenadiere, der in der Gespensterstunde Wache in den erwähnten Korridoren hielt, den Befehl, die weiße Frau lebend oder todt in seine Macht zu bekommen, d. h. entweder zu arretiren, oder wenn sie flöhe, auf sie zu schießen. Der Grenadier gehorchte dem Befehle, und als die weiße Frau mit dem Schlage zwölf sich blicken ließ und bei dem „Halt, wer da?“ des Grenadiers nicht hielt, schoß dieser nach ihr und sie stürzte brüllend zu Boden. Als man dann die Sache untersuchte, fand man, daß es ein Kapuziner war, der diese Rolle spielte.

VIII.

Die Demoralisation durch die französische Revolution wird allgemein. — Leopold II. — Franz II. — Seine Brüder. — Cardinal Ambrosius. — Palatin Erzherzog Alexander. — Correspondenz Napoleons I. mit den Erzherzögen Carl, Joseph und Johann. — Erzherzog Rudolf. — Die Gattinnen des Erzherzogs Joseph. — Die Gattinnen Kaiser Franz I. — Carolina Augusta. — Wiener Congreß.

Da die Lehre der Galanterie aus Frankreich gekommen war und sich nach der Mode richtete, so bekam sie auch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts einen anderen Anstrich, als sie bisher gehabt, mit ihr auch die Skandale, die unausbleiblich derselben folgten. Die große französische Revolution, welche den Aristokraten mit dem Proletarier durch das Fallbeil gleich machte, hatte auch das schwache und schöne Geschlecht nicht geschont, eine Marie Antoinette, Madame Elisabeth, Prinzessin von Lamballe, eine Charlotte Corday und Madame Dubarry erhielten ebenso, wie ein Kleinbürger von Paris, die Henkerstoilette.

Obschon in früheren Jahrhunderten Hinrichtungen von Frauen auch zuweilen vorkamen, so waren sie doch nicht so an der Tagesordnung, und selbst die Henker behandelten

ihre weiblichen Patienten mit einer Art Schonung, nicht wie später, nach Einführung der Guillotine.

Andererseits war aber das Gefühl der Schicklichkeit und Schamhaftigkeit bei den Weibern ebenso tief herabgesunken, demnach drang die Gemeinheit sogar in die höheren Schichten, mit ihr die Schamlosigkeit, Frechheit und Entsittlichung, welche sich, im Laufe der Zeit durch die Waffen Napoleons überallhin herumgetragen, zuletzt über den ganzen europäischen Continent verbreitete, und man Ereignisse, die man ehemals für sehr skandalös hielt, beinahe gar nicht mehr beachtete. So ist es gekommen, daß sich schon unser Zeitalter dem römischen mehr nähert, und es mit der Zeit bis zum griechischen bringen wird, wo Unzucht als Laster oder Sünde gar nicht gekannt war, und es jedem Weibe freistand, mit ihren Reizen nach Gefallen zu verfügen, ohne deshalb aus der Gesellschaft verbannt zu sein.

Betrachten wir die Strafgesetzbücher über den Artikel „Unzucht", und vergleichen sie mit dem Maria-Theresianischen, dann werden wir sehen, wie weit die Welt in der Toleranz gewisser geschlechtlicher Peccadillen es gebracht habe. Wo gibt es jetzt eine nur halbwegs bevölkerte Stadt, die nicht ihre Lustdirnen und Bordelle hätte, wo die Prostitution nicht unter den Schutz der Gesetze gestellt wäre, wo man diese nicht als ein nothwendiges Uebel ansähe, welches geduldet, ja beziehungsweise sogar geschützt werden müßte, um größeren und gefährlichen Uebeln zu steuern.

Alles dies danken wir der großen französischen Revolution, wo die Courtisanen, sowohl in höheren Kreisen, wie in den niedersten Volksschichten, eine nicht unbeträchtliche Rolle spielten und zuweilen eingreifend in die Ereignisse wirkten.

Schon der Kaiser Joseph II. hatte die Nothwendigkeit der Eröffnung von Bordellen erkannt, nachdem solche bereits in Paris, welche Stadt er besucht hatte, wiewohl nur im Geheimen, existirten, und die Polizei die Lustdirnen wie Rekruten conscribirt hatte.

Leopold II. folgte hierin dem Beispiele seines Bruders, ja, er ging hierin noch weiter, als er. Es ist nämlich gewiß, daß er die Liebkosungen derartiger feiler Dirnen selber nicht verschmähte, und man erzählte sich unter dem Volke, wie man ihn manchmal des Abends über die Teinfaltstraße nach der Schotten- oder Mölkerbastei gehen gesehen, diesen beiden Stadttheilen, die seit jeher von ihren Venuspriesterinnen berüchtigt waren und es bis auf die neuesten Zeiten geblieben sind.

Oesterreich hatte vielleicht keinen einzigen Herrscher, der dieser Gattung Lüste mehr gefröhnt, als Leopold II. Er war schon frühzeitig entnervt, und die vielen Kinder, die er zeugte, erbten von ihm eine Krankheit, die sie nur seinem ausschweifenden Lebenswandel zu verdanken hatten, die nun von Generation zu Generation fortwuchert, und von welcher keiner seiner Söhne und sogar Enkel frei geblieben. Ich meine die fallende Sucht, die bei der jetzt regierenden Dynastie bis zum zweiten Grade, nämlich bis

auf den einen Enkel, geblieben. Leopold II. hatte sich diesen Genüssen beinahe bis zum Impotentwerden hingegeben, und als er seine Kräfte schwinden sah, gebrauchte er tonische Mittel, um seine geschwächte Männlichkeit wenigstens momentan herzustellen. Seine Taschen waren zu allen Zeiten mit derartigen Zuckerwerken gefüllt, von welchen er von Zeit zu Zeit eins in den Mund steckte. Diese Gattung Zuckerwerke kommen aus Italien und sind unter der Benennung „Diavolini" bekannt.

Ganz verschieden von seinem Vater in Allem war Kaiser Franz II. (später der Erste dieses Namens als Kaiser von Oesterreich). Unter allen Söhnen Leopolds II. waren er und der jüngste, der Erzherzog Ludwig, die einzigen, die beinahe gar kein Talent besaßen, obschon die Erzherzöge Rainer und Anton Victor auch keine großen Kirchenlichter waren, nicht so wie Carl, Alexander, Joseph, Johann, ja selbst der Cardinal-Erzbischof von Olmütz, Rudolf.

Der Ausbruch der großen französischen Revolution hatte auf die drei Kaiser: Joseph II., Leopold II. und Franz II., einen verschiedenartigen Eindruck gemacht. Joseph überraschte sie nicht. Leopold würde Alles gethan haben, um seine Schwester Marie Antoinette zu retten, ohne sich dann weiter um die Revolution zu kümmern. Franz endlich beschloß, diese Revolution zu unterdrücken und ihr Weiterumsichgreifen in seinen Staaten zu hindern. Dieser Entschluß Franzens war die Hauptursache solcher

Hofskandale, wie sie seit der Zeit Rudolfs II. — der Ermordung des Prinzen Cäsar — nicht erlebt worden waren, und welche eine dunklere Färbung annahmen, als die kleinen Peccadillen seiner Großmutter, der Kaiserin Maria Theresia.

Franz hatte sich gleich zu Anfang seiner Regierung den Pfaffen und gewissenlosen Ministern in die Arme geworfen, die das Wort: „Staatsgründe" als ein solches Evangelium oder Schiboleth aufstellten, welchem selbst die heiligsten Gefühle untergeordnet werden mußten.

Minister finden stets Beispiele in der Geschichte, die sie den Regenten als nachahmungswerth darstellen. Ebenso wie sich große Republikaner auf die beiden Brutus, auf Timoleon, Virginius, Manlius Sinister und Foscari berufen, so gilt den Ministern ein Philipp II. von Spanien, ein Rudolf II. von Oesterreich, ein Ludwig XIV. von Frankreich und ein Jakob II. von England als Muster eines großen Regenten, weil die beiden ersteren ihre Söhne, die beiden letzteren hingegen ihre Brüder den Staatsgründen aufgeopfert hatten.

Trotzdem, daß vier solche Mächte im Staate, wie die Büreaukratie und das Spionenwesen, die Pfaffen und der Hof, Alles thaten, um den freisinnigen und revolutionären Ideen den Eingang nach Oesterreich zu erschweren, war dies doch vergebens; diese kamen herein — durch die Luft, durch die Erde und mit dem Wasser, sie drangen durch alle Poren und fanden selbst in der kaiserlichen Familie Mit-

glieder, die sich dieselben eigen machten, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise.

Der eine dieser Prinzen war der Cardinal Fürstprimas von Gran, der Erzherzog Ambrosius, Bruder der Kaiserin Elisabeth und Schwager des Kaisers Franz. Als nämlich die Verschwörer Martinovics und Consorten hingerichtet wurden, und die Verfolgung ihrer Freunde ihren Fortgang nahm und mit größter Willkür betrieben wurde, durch welche die Gemüther der Ungarn nur noch mehr erbittert wurden, schrieb der Cardinal an seine Schwester und bat sie, sich bei ihrem Gatten zu verwenden, daß diesen Verfolgungen Einhalt gethan werde. Sie versäumte es nicht, der Bitte ihres Bruders nachzukommen, machte auch kein Hehl daraus, daß sie von Ambrosius hierzu aufgefordert wurde. Franz antwortete ausweichend, ließ jedoch seinen Schwager nach Wien kommen und frug ihn bei seiner Zusammenkunft, ob er den Brief an die Kaiserin geschrieben, in welchem er sie bat, sich für die Ungarn zu verwenden. Ambrosius leugnete dies nicht nur nicht, sondern that nun mündlich dasselbe, was er vorhin schriftlich gethan, worauf er vom Kaiser den Bescheid erhielt, dieser würde sich die Sache überlegen, dann aber entließ er ihn, nachdem er mit ihm Chocolade gefrühstückt hatte. Ein Polizeicommissär, den ihm Kaiser Franz unter einem gewissen Vorwande als Reisegefährten beigegeben, begleitete den Cardinal nach Ungarn hinab; dieser erreichte aber das Ziel seiner Reise nicht mehr lebend, denn er starb wenige Stunden, nachdem er Wien

verlassen, und die Meinung, Ambrosius sei vergiftet, somit Staatsgründen geopfert worden, ist eine allgemeine, bis auf den heutigen Tag.

Nicht besser erging es dem Palatin von Ungarn, Erzherzog Alexander, Bruder des Kaisers. Auch dieser Prinz hatte sich der Ungarn angenommen und wurde nach Wien berufen, und zu einem in Laxenburg abzubrennenden Feuerwerk eingeladen. Da Alexander ein Liebhaber dieser Art Schaustellungen war und sich darauf sehr gut verstand, sollte er dasselbe selber abbrennen. Er dachte an nichts Arges und ging mit der Lunte nach dem Platze, wo die Fronten standen. Als er dahin kam, sah er sich von Soldaten mit geladenen Gewehren umzingelt. Ob diese ihn erschossen, oder nicht, konnte niemals aufgeklärt werden, weil sein Leichnam ganz verstümmelt gefunden wurde, und man sagte, er sei von der großen Menge Schießpulver, dem er sich unvorsichtig genaht, in die Luft gesprengt worden, was auch wirklich der Fall war, doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß dies durch Zufall geschehen. Die ganze Welt schreibt seinen Tod, ebenso wie denjenigen des Cardinals Ambrosius, Staatsgründen zu, und dies ist eine Annahme, die auch noch gegenwärtig im Volke lebt.

Daß die Geschwister, die Söhne Leopolds II., sich eben nicht sehr liebten, geht auch aus anderen Umständen hervor. Es ist nämlich gewiß, daß Napoleon I. mit den Erzherzögen Carl, Joseph und Johann in Briefwechsel gestanden, und dem ersteren Böhmen, Joseph Ungarn, Johann aber Steiermark, das Erzherzogthum Oesterreich und Tyrol,

jedes dieser Länder als unabhängige Königreiche angeboten, doch daß Carl sich geweigert auf diesen Antrag einzugehen, nicht so Joseph und Johann, denn diesen beiden Prinzen ist es zuzuschreiben, daß die Schlacht bei Raab (im Jahre 1809) verloren ging, da Johann mit der Reservearmee nicht zur gehörigen Zeit ankam, Joseph aber gar 14 Meilen weit entfernt blieb und sich ebenfalls nicht zeigte. Die Corps, welche diese beiden Erzherzöge commandirten, waren über 60,000 Mann stark und ihr Nichterscheinen auf dem Schlachtfelde mußte für Oesterreich von nachtheiligen Folgen sein.

Selbst Carl ist nicht ganz frei vom Verdacht. Nach der von ihm gewonnenen Schlacht bei Aspern rieth ihm sein Generalstabschef General Hiller die Insel Lobau, auf welche sich Napoleon zurückgezogen, zu besetzen und das schwache Corps der Franzosen hierselbst zu vernichten, was ihm ein Leichtes gewesen wäre; anstatt dessen temporisirte der Erzherzog, bis Napoleon seine Kräfte besser zusammenzog und die Insel verließ, dann aber gegen Wagram zu operirte, in welcher Schlacht die Oesterreicher geschlagen wurden. Die nächste Folge dieses von Carl begangenen Fehlers war, daß er die Hauptstadt Wien aufgeben mußte und dieselbe von Napoleon besetzt wurde.

Franz wußte alles dies sehr gut und zeigte niemals eine Anhänglichkeit und Liebe zu seinen Brüdern. Da aber ein Einverständniß seiner Brüder mit Napoleon niemals dokumentarisch erwiesen wurde, konnte er ihnen nichts anhaben, sondern begnügte sich damit, sie stets mit

argwöhnischen Augen zu betrachten und sie so zu sagen in Ruhestand zu versetzen, d. h. nur Carl und Johann. Bei Joseph war dies unmöglich, weil dieser als Palatin von Ungarn stets an der Spitze der Angelegenheiten des Landes bleiben mußte und seines Amtes nicht entsetzt werden konnte.

Es gab aber zwischen der königlichen Statthalterei zu Ofen, deren Vorstand der Palatin war, und der ungarischen Hofkanzlei in Wien, beständig Reibungen, wobei aber der Palatin nicht gewillt war, nachzugeben. Er hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die Rechte und Gesetze der ungarischen Nation gegen die Metternich'sche Willkührherrschaft aufrecht zu erhalten, und nahm sich kein Blatt vor den Mund in Gegenwart seines Bruders des Kaisers.

Es kam zwischen diesen beiden Brüdern zu einer etwas heftigeren Erörterung im Jahre 1823, als der Kaiser sich scheute, den ungarischen Reichstag zusammen zu berufen, und Rekruten und Steuern ohne dessen Bewilligung auszuheben begann, wogegen das ganze Land protestirte. Der Erzherzog Joseph nahm sich auch diesmal der Ungarn an und rieth seinem Bruder von Gewaltmaßregeln gegen dieses Land ab, da solche leicht eine Revolution zur Folge haben könnten, welche nicht so leicht zu unterdrücken wäre.

„Du nimmst immer diesen rebellischen Ungarn die Partie. Gerade so haben es auch mein Schwager Ambrosius und unser Bruder Alexander gemacht", sagte der Kaiser zu Joseph. „Nimm Dich in Acht, daß dies nicht auch bei Dir so schlimm ausfalle."

„Ich bin weder Liebhaber von Chokolade, noch unterhalten mich Feuerwerke," entgegnete Joseph in ähnlichem Tone, wie sein Bruder zu ihm gesprochen.

Später mußte es Franz doch erkennen, daß er es nur der Vermittlung Josephs zu verdanken hatte, daß die Ungarn sich ziemlich ruhig verhielten; es geschah gewiß nicht aus Liebe zur Dynastie, sondern vielmehr aus Achtung für ein einzelnes Mitglied der kaiserlichen Familie.

Zur Zeit Franzens hörte man außer den erwähnten großen Skandalen (dem Tode Ambrosius und Alexanders) keine anderen, als diejenigen, die die Erzherzogin Maria Louise, die Wittwe des Kaisers Napoleon, betrafen; da diese aber theilweise zu den Skandalgeschichten Frankreichs gehören, ferner auch nach 1809 sich ereigneten und, wie in der Vorrede angegeben, nicht veröffentlicht werden dürfen, wenigstens soll dies nicht in einer Weise geschehen, wie bei den Ereignissen, welche bis jetzt behandelt worden, so lassen wir sie auf später.

Die Demoralisation des hohen Adels war wieder vorwärts geschritten, während es schien, als fände am Hofe selbst ein Stillstand statt. Kaiser Franz war nämlich kein solcher Wüstling wie sein Oheim Joseph II. und sein Vater Leopold II., sondern ganz das Gegentheil dessen. Es lag in ihm viel Cynismus, er hörte von Skandalen in der hohen Aristokratie und lachte darüber, er wußte von den galanten Abenteuern einiger seiner Brüder, namentlich von jenen der Erzherzöge Joseph, Anton Victor und Rudolf, und es fiel ihm niemals ein, Ihnen darüber ein böses

Wort zu sagen, so sehr ihm auch zwei seiner Gattinnen, die Kaiserin Beatrix und die Kaiserin Carolina Augusta in den Ohren lagen, indem sie von der Aufführung der genannten Prinzen skandalisirt waren, zumal da der Erzherzog Rudolf bereits in den geistlichen Stand eingetreten war und die Skandale hierdurch auch die Kirche trafen, deren nur zu eifrige Dienerinnen die beiden hohen Damen waren.

Die Kaiserin Beatrix hatte es endlich doch so weit gebracht, daß Franz mit seinem Bruder Rudolf darüber sprach, wie man sich über seine Aufführung skandalisirte. Rudolf leugnete es nicht, daß sein feuriges Naturell ihn zu Ausschweifungen hintreibe und sagte, die Skandale wären nicht so in die Augen fallend, wenn er nicht Geistlicher wäre.

„Dann lege die Maskerade ab", sagte Kaiser Franz. „Ich ernenne Dich zum General, als solcher kannst Du den Weibern nachlaufen, so viel Du willst, das läßt sich eher mit der Uniform als mit der Reverenda vereinigen."

Rudolf verließ den geistlichen Stand, um ihn mit dem Militärstand zu vertauschen, doch er war bereits das Faullenzerleben so gewohnt, daß er sich nicht in den neuen Stand hineinfinden konnte. Dies klagte er auch seinem Bruder, dem Kaiser.

„Dann nimm die Maskerade wieder auf", entgegnete der Kaiser, und Rudolf trat neuerdings in den geistlichen Stand ein, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob man sein Benehmen anstößig finde oder nicht. Er war unter den acht Brüdern der hübscheste, seine Manieren bei Frauen

außerordentlich liebenswürdig, es fehlte ihm also nicht an Eroberungen.

Weder Rudolf noch Anton Victor waren in ihren Liebschaften wählerisch, der letztere gehörte einigermaßen auch dem geistlichen Stande an, als Großmeister des Deutschen Ordens, oder wie man sie nennt, als Hoch- und Deutschmeister. Ganz Wien sprach von seinen Abenteuern und es gab wenig halbwegs hübsche Straßendirnen, die sich nicht rühmen konnten, er habe sie besucht.

Selbst der Erzherzog Joseph hatte in seinen jüngeren Jahren seine galanten Abenteuer, und manche schöne Raitzin in der Ofner Cristianstadt empfing Besuche von ihm. Er erniedrigte sich aber niemals so sehr, wie Rudolf oder Anton Victor. Seine Liebschaften waren zumeist Wittwen, verheirathete oder von ihren Gatten geschiedene Frauen, und sein Obersthofmeister der Graf Beckers war sein Liebesbote. Niemals kam es aber zu Skandalen bei ihm, und wenn eine Dame durch ihren Umgang mit ihm zur Mutter wurde, war er galant genug, die Sache zu vertuschen und für die Früchte seiner Leidenschaft zu sorgen.

Wie genau der Erzherzog Joseph mit dieser Gattung Localitäten bekannt war, wo man der Göttin Venus opferte, beweist auch, daß, als man ihn bat, er möge seine Einwilligung zur Errichtung eines Bordelles in Ofen und zweier in Pesth geben, er lächelnd sagte: „Wieder drei neue Bordelle? Haben denn Ofen und Pesth noch nicht deren genug? Wenn Ihr noch mehre haben wollt, baut ein Dach über die ganze Raitzenstadt, und ein zweites über

die Christinastadt, dann habt Ihr zwei Bordelle, wie Europa keine größeren aufweisen kann."

Es ist ein Zug seines Charakters, der ihn als höchst aufgeklärten Mann kennzeichnet, daß er alle Partieen ausschlug, die man ihm vorgeschlagen, und er durchaus keine katholische Prinzessin heirathen wollte. So war seine erste Gattin Alexandra Paulowna eine Orthodoxe, die zweite, Hermine, eine Kalvinerin, die dritte, Dorothea, aber eine Lutheranerin. Man sagte deshalb auch von ihm, daß wenn er sich zum viertenmale verehelichen würde, geschähe dies mit einer Jüdin, um durch alle Glaubensbekenntnisse zu wandern.

Von den vier Gattinnen des Kaisers Franz hörte man nicht viel und es ist nicht bekannt, ob sie außer dem Kaiser für jemand sonst Liebe gefühlt. Sie waren weder schön genug, noch schienen sie Temperament zu besitzen, so daß bei ihnen eheliche Treue Nothwendigkeit war.

Unter den vieren war die letzte Gattin des Kaisers Franz am wenigsten hübsch und auch nicht mehr in der ersten Blüthe der Jungfräulichkeit, denn sie zählte bereits über 25 Jahre, was eben nicht sehr jung ist. Sie war anfangs für den damaligen Kronprinzen von Württemberg bestimmt, dieser aber weigerte sich sie zu heirathen, und als es zwischen ihm und dem Kronprinzen von Baiern, dem Bruder Carolina Angustas zur Sprache kam, erklärte der Württemberger, „sie sei ihm zu wild" (d. h. zu häßlich). Dies nahm Prinz Ludwig von Baiern so übel auf, daß er den Württembergischen Prinzen zum Duell forderte. Sie

würden sich auch geschlagen haben, wenn der Kaiser Franz sich nicht ins Mittel geworfen hätte. Er ließ Ludwig zu sich bitten und beschwichtigte ihn damit, daß er seine vom Prinzen von Württemberg verschmähte Schwester für seinen eigenen Sohn, den Kronprinzen Ferdinand, bestimmte. Doch auch dieser wollte nichts von einer solchen Ehe wissen und es gab zwischen Vater und Sohn Reibungen, die, da der letztere sich entschieden weigerte „eine Prinzessin zu heirathen, die schon von einem Anderen verschmäht worden war", damit endeten, daß sich Franz I. selber entschloß, sie zur Gattin zu nehmen, indem er den beiden Kronprinzen, seinem Sohn Ferdinand und jenem von Württemberg sagte: „Des sakrischen Buben, wenn's kein einziger von Eng (Euch) mag, da wir (werde) i' 's selber heirathen und mach' sie zur Kaiserin." Somit machte sich der Kaiser selber zum Nothnagel. Alles dies geschah zur Zeit des Wiener Congresses.

Daß der Wiener Congreß im Jahre 1815 und 1816, dem Restchen Moralität, welches noch seit Maria Theresias Zeiten in Wien geblieben, den Todesstoß gab, ist gewiß. Wenn eine Dame, ob verheirathet oder noch Jungfrau, gegen ebenbürtige Kavaliere spröde that, war natürlich, doch wie hätte sie es gekrönten Häuptern gegenüber thun können, die sich ihr mit allen Künsten der Verführung nahten. So kam es denn, daß der Ton, welcher vor einem Jahrhunderte nur in Paris geherrscht, auch in Wien angenommen wurde und sich von oben herab bis zu den niedersten Schichten verbreitete. Die Polizei gab sich zwar

den Anschein, als sei sie in Bezug auf Sitten viel strenger als ehedem, dies war aber nicht der Fall, wie davon die schnell zunehmende Uebervölkerung einiger Straßen und Stadttheile mit Personen zweideutigen Rufes es zur Genüge zeigte. Auch hier bewahrheitete sich übrigens das lateinische Sprichwort: „Transmittit vespas, sed vexat aranea muscas.“ (Die Spinne läßt die Wespen durch, während sie die Fliegen hascht.) Personen, die sich durch ihren Lebenswandel nicht so viel schaffen konnten, um die Polizei zu bestechen, wurden auf das Unnachsichtlichste bestraft. Alle Wochen, an Sonnabenden, konnte man arme Straßendirnen dutzendweise auf die sogenannten Schubwagen laden sehen, mittelst deren sie aus der Stadt expedirt wurden. Kupplerinnen standen unter dem Pranger und wurden auf dem Polizeigebäude mit Ruthen gepeitscht, indeß ihre reicheren Schwestern von den Balkonen herabblickten und über die Grimassen der Verurtheilten spotteten.

IX.

Eine andere Form. — Die Wachtstube der Lieutenants. — Die verschleierte Dame. — Des Fürsten Brillantring. — Indiscretion. — Der Herzog und seine beiden Geliebten. — Die Substituirung. — Rache einer Dame. — Der Entkommene.

Da ich bereits an die gegenwärtigen Zeiten gekommen bin, so erhält meine Erzählung eine andere Form. Sie hört auf, historisch zu sein, und schlägt ins Romantische hinüber, insofern ich die Personen, von welchen ich sprechen werde, entweder mit Initialen oder fingirten Namen, die Jahreszahlen und die Plätze der Ereignisse mit Gedankenstrichen, bezeichne. Nichtsdestoweniger sind die Facta wirklich geschehen, und nur, weil ich Rücksichten gegen die noch Lebenden zu beobachten habe, verschweige ich ihre Namen, glaube aber, daß alle Diejenigen, in deren Hände diese Blätter fallen, es errathen werden, wer unter diesem oder jenem Anfangsbuchstaben gemeint sei, sowie sie es auch wissen müssen, wo sich die Dinge zugetragen, da die nachfolgenden Erzählungen nur eine Fortsetzung der vorhergehenden sind. Somit ziehe ich den Vorhang auf und lasse das Stück sich abspielen.

In einem großen Gemache des Schlosses zu W— erblicken wir zwölf junge Männer, von denen kein einziger das 24te Jahr überschritten. Sie sind gleich gekleidet: eng anliegende scharlachrothe Dolmans mit Silberschnüren, gleichfarbige und stramme Beinkleider, ebenso reich mit Silber verbrämt, Gürtel von grüner Seide mit Silber durchwirkt und schwarze glänzend gewichste Stiefeln mit Silberborten am Schafte, bilden ihre Uniform. Ihre Kalpaks mit grünem heraushängenden Sack und 15 Zoll hohen Reiherbusche, ebenso auch ihre Säbel und Säbeltaschen stehen in den Zimmerecken. Die jungen Herren sind hier auf der Wache und vertreiben sich die Zeit mit Plaudern, denn eine andere Unterhaltung, namentlich das Kartenspiel, ist ihnen nicht gestattet, ihren Vorgesetzten könnte es einfallen, hierher zu kommen und Inspection zu halten, dann würde man sie sammt und sonders zum Profosen schicken.

Ein solcher Wachtdienst ist, zumal im Winter, ziemlich erträglich. Es ist gleichviel, ob sie sich in ihren Kasernen befinden, oder hier; es währt ohnehin nicht länger, als vierundzwanzig Stunden, und die Reihe, die Wacht zu beziehen, fällt nur alle fünf Tage auf einen jeden der Herren. Sonst haben sie ohnehin nichts zu thun. Sie sind ja blos zur Parade da.

„Heute ist also die Reihe an Muki?“ frägt einer der Officiere.

„So ist es“, meldet sich der, den der erste Officier Muki genannt. „'S ist ein angenehmes Geschäft, obschon

nicht eben ungefährlich. Man wird Treppen auf, Treppen ab geführt, kann sich den Schädel an einem niederen Thürstocke anschlagen, und noch tausend andere Unannehmlichkeiten. Das Ende aber entschädigt für Alles."

„Und hat es noch keiner von Euch herausgebracht, wer die Dame sein kann?" frug ein anderer Officier, einer der jüngsten Herren des Corps.

„Man ahnt und vermuthet", sprach ein anderer, „doch weiß man nichts Gewisses."

„Was ahnt und vermuthet man?" frugen mehre Officiere. „Sprich doch, Latzi!"

„Hm, man mag sich die Zunge nicht verbrennen", entgegnete der Officier, den man Latzi genannt. „Obschon die Zusammenkünfte stets im Finstern sind, so hat man auch andere Organe und Sinne, als die des Gesichts. Das Gehör, der Geruch und der Tastsinn helfen Einem aus."

„Du gehörst also auch zu den Auserwählten?" rief ein anderer Officier.

„Man hat mich schon dreimal zu diesem Dienste commandirt, und zum letztenmal glaube ich eine Spur gefunden zu haben. Plagt mich aber nicht mit Euren Fragen. Es ist schon ein Unrecht, daß wir, Muki, Ferke und Ferdinand, so viel geplaudert haben. Ich hätte mir eher die Zunge ausreißen lassen, als eines der süßen Gardinengeheimnisse auszuplaudern. Daß es ans Tageslicht kam, ist nicht meine Schuld, sondern die Mukis, der mir aufgelauert, weil er wußte, daß aus der gewissen Pforte Niemand

treten kann, als Einer, der zu einem ähnlichen Liebesdienste berufen worden, weil sich der Schlüssel nur in den Händen einer vertrauten Freundin der Dame, die wir besuchen, befindet."

„Du bist ein Narr, Latzi, daraus so viel Wesens zu machen", sagte der Lieutenant Muki B—. „Die Sache ist schon ziemlich bekannt, nicht nur bei uns, sondern auch bei den Italienern. Diese sind die ärgsten Plaudertaschen. Was ist da zu verheimlichen? 'S ist ja ein offenes Geheimniß."

„Welches aber allen Mitwissern einmal gefährlich werden kann", sprach der Lieutenant Joseph von J—. „Ich rathe Euch demnach, davon niemals zu sprechen. Haben wir denn sonst kein anderes Thema? Mangelt es uns an solchen Liebschaften, die die Personen, welche sie betreffen, nicht mehr compromititren können, weil diese schon längst darüber hinaus sind, sich zu geniren, daß die ganze Welt davon spricht, wie die Fürstin Louise K—, die Gräfinnen T—, Ch—, Br—, die Baroninnen L—, V—, R—, und wer weiß, wer noch sonst? Eine Dame, die sich so in Dunkel hüllt, hat ihre triftigen Gründe dazu, zumal Eine dieses Schlosses, und wehe dem, der aus der Schule schwätzte, nicht allein, daß er seine Carrière für ewige Zeit verscherzt, es kann noch etwas Schlimmeres daraus entstehen. Lest nur die Hofgeschichten älterer und neuerer Zeiten, da werdet Ihr es erkennen, daß das, womit Ihr spielt, Feuer ist, welches Euch versengen wird."

„Du spielst auf Lauzun und die Kavaliere unter den Ludwigs an", lachte Muki B—. „Das war wohl damals möglich, als es noch eine Bastille und Lettres de Cachet gab, nicht aber jetzt, wo man Alles, was im Schlosse geschieht, vertuscht."

„Gut, man will es vertuschen", stritt Joseph J—, „Ihr aber schwätzt es aus, wie Papageie. Desto schlimmer für Euch. Was aber die Bastille und die Lettres de Cachet anbelangt, so weiß ich dies sehr gut, daß so etwas bei uns nicht existirt, doch giebt es dafür Surrogate, die vielleicht noch schlimmer sind, als diese Verhaftsbefehle und Gefängnisse. Erinnert Euch nur des Falles des Fürsten Johann K—."

„Welcher vor vier Jahren in Paris gestorben?" rief Muki B—. „Was ist's mit dem?"

„Du kennst die Geschichte nicht?" frug ihn Joseph J—.

„Ich habe etwas von einem großen Brillantringe gehört, mit dem er die Mädchen geködert, und wenn er sie dann verführt, ihnen anstatt der echten, falsche Steine gegeben", sagte B—. „Ist es das? Als es geschehen, war ich noch nicht hier, bin ein Jahr darauf gekommen."

„Ich aber war schon hier, und kenne die Sache genau", sagte J—. Das mit dem Brillantringe hätte man ihm noch hingehen lassen. Die Mädchen, die er verführt, waren Bürgerliche, Töchter von Beamten oder pensionirten Offizieren. Solchen Personen zu lieb wird man einen Fürsten K— nicht Landes verweisen. Da hat es noch etwas Anderes gegeben."

„Erzähle uns die Sache", riefen mehre Offiziere. „Wir kennen sie nur oberflächlich."

In diesem Augenblicke trat ein Mann in Schwarz, wie ein Kammerdiener gekleidet, ein und ging auf Muki B— zu, dem er etwas in die Ohren flüsterte. Dieser stand sogleich auf und folgte dem Manne hinaus nach dem Korridor.

„Der ist versorgt und aufgehoben", rief der Chor der jungen Leute lachend, nachdem sich B— entfernt.

„Erzähle uns jetzt die Geschichte vom Fürsten K—," sprach der Lieutenant Franz von Z—.

„Da läßt sich nicht viel davon erzählen", sagte J—. „Die Hauptsache war die, daß er etwas ausgeplaudert, was sich auf sehr alte Zeiten bezog, eine Geschichte von etwa 40 Jahren. Weil es aber eine sehr hohe Dame betraf, deren Bruder ein noch höherer Herr ist, und da mit dieser Skandalgeschichte auch andere, namentlich solche, die gewiß sehr hohe geistliche Herren und Stiftsdamen compromittirten, aufgewärmt wurden, so wurde die Brillantringgeschichte als Vorwand benutzt, um ihn von hier weg zu bringen. Dies ist aber noch nichts, daß man ihn, der geplaudert, Landes verwiesen, das ist sogar recht. Ein solcher Kerl, der indiscret genug ist, Frauen, die ihn einmal mit ihrer Liebe beglückt, ins Gerede zu bringen, verdient nichts anderes. Aber Menschen, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie gegenwärtig waren, als sich der Fürst K— mit der Gunst der hohen Dame gebrüstet,

ebenfalls zu strafen, dies zeigt, daß das Hören eben so gefährlich ist, wie das Plaudern."

„Wer waren die, die man so gestraft hat?" frugen mehre Offiziere.

„Der Excellenzherr Graf Ignatz A—, der Graf Franz P—, der Hofrath S— und der Hofsecretär Joseph O—. Und was mehr ist, alle fünf, K— mitgerechnet, haben ihre Landesverweisung nicht einmal ein volles Jahr überlebt."

„Wie kommt es", rief der Lieutenant Casimir von L—, „daß Du, der Du Dich so fürchtest, gefährliche Geheimnisse auszuplaudern, es jetzt doch selber gethan?"

„Das ist etwas Anderes", entgegnete der Erzähler. „Erstens habe ich jetzt keinen Namen genannt, zweitens, sind diese Ereignisse zu jener Zeit, wo ich hierher kam, von aller Welt besprochen worden. Das ist ebenso, als wenn man die Geschichte des Herzogs von R— erzählte, die der Welt ebenso bekannt ist, wie die vom Fürsten K— und den Uebrigen, die ich genannt.

„Sieh, Joseph", sagte Latzi, „ich kenne auch die Geschichte des Herzogs von R— nicht."

„Das kommt, weil man jetzt kaum mehr davon spricht. Es sind schon fünf Jahre seit jener Zeit vorüber gestrichen. Damals sprach man über nichts Anderes als über seinen Tod und die Veranlassung dazu, denn daß er keines natürlichen Todes gestorben, werdet Ihr wohl wissen."

„Hm, ja, dies weiß ja die ganze Welt", riefen die jungen Herren. „Aber die Details."

„Laßt sie Euch von einem Anderen erzählen, ich sage auch, was Einer von Euch vorhin gesagt, ich mag mir den Mund damit nicht verbrennen. Wenn Muki zurückkommt, dieser hat ohnehin schon viel auf dem Kerbholz, der mag es Euch erzählen, er, Gabriel P—, Christoph N— und Joseph K— waren dabei, als uns die Geschichte vom Baron Ferdinand R—, der dabei ebenfalls betheiligt war, erzählt wurde. Muki wird bald wieder kommen."

Der Lieutenant, den seine Freunde erwarteten, war nicht über eine Stunde ausgeblieben und ließ sich sein Souper und Wein bringen, um sich zu restauriren. Er schien einen Wolfshunger zu haben. Seine Kameraden konnten sich nicht enthalten, ihn zu necken und Scherze über seinen Appetit zu machen. Man hatte auf die Erzählung, die man von ihm erwartete, gänzlich vergessen, und erst später, in etwa zwei Stunden, kamen einige der Herren darauf zurück und baten B— die Sache zu erzählen.

„Nimm Dich in Acht, Muki", warnte ihn der Lieutenant Blasius D—. „J— hat uns gesagt, das Ausplaudern sei eine gefährliche Sache. Es thäte mir leid, wenn Dir etwas geschähe."

„Gleichviel, wir wollen es hören", rief der Lieutenant Arthur von G—, welcher bisher noch geschwiegen und sich um Alles, was gesprochen wurde, nicht sehr zu kümmern schien.

„Auch Du, mein Brutus?" sprach scherzend Muki. „Er kennt den Anfang der Geschichte von mir, ich konnte sie ihm aber damals nicht bis ans Ende erzählen, weil wir

von unserem Capitän unterbrochen wurden. Hört also", — dabei räusperte er sich und fing seine Erzählung an:

„Ihr wißt, daß wir beide, Joseph J— und ich, die ältesten Officiere des Corps sind und bei unserem Eintritt Kameraden gefunden, die kaum irgend einer von Euch kennt, weil sie W— in demselben Jahre verlassen, in welchem wir hierher gekommen. So erinnert sich keiner von Euch Ferdinands von H—. Er war einer der hübschesten und fashionabelsten Officiere im Corps, und als Baron von Geburt standen ihm alle hocharistokratischen Häuser offen. So kam er auch zu dem Fürsten Fritz S— und dem Grafen G—, den beiden intimsten Freunden des jungen Herzogs von R—. Ihr könnt Euch denken, weswegen dieser sich an Fritz S— und G— anschloß. Es geschah, weil diese ihn in die Bohème galante von W— einführten. Der Herzog war kein heuriger Hase mehr. Er hatte ein Liebesverhältniß mit der berühmten Tänzerin Fanny E—. Dieses Verhältniß ward vom Premier-Minister, Fürsten M—, insgeheim unterstützt, denn es lag in seinem Interesse, den Herzog moralisch recht zu Grunde zu richten, weil er mit der Zeit gefährlich werden konnte. Es geschah also aus Staatsgründen, und der Großvater des Herzogs mütterlicherseits wußte eben so gut davon und billigte M—s Pläne.

„Zum Unglück hatten sich darüber zwei hohe Damen eine Grille in den Kopf gesetzt. Ihre Prüderie fühlte sich durch die Aufführung des Herzogs skandalisirt, denn er besuchte seine Geliebte in der Loge, man konnte ihn

während der Aufführung der Ballete hinter den Couliſſen ſtehen ſehen, ja, er fuhr mit ihr ſogar in der herzoglichen Equipage aus. Sie raunten die Ohren des Großvaters voll und dieſer, ſo eigenſinnig er ſonſt war, vermochte nichts gegen die beiden Weiber, die ſich an den Polizeichef wandten und der Tänzerin bedeuten ließen, ſie möge die Stadt ſo bald wie möglich verlaſſen, wenn ſie nicht wollte, daß man ſie ausweiſe. Dies geſchah, ohne daß der Premier davon wußte, und Fanny verließ die Stadt, um nach Paris zurück zu reiſen, woher ſie gekommen war.

„Ich muß Euch bemerken, daß die Welt eine Zeit lang in der Idee lebte, Fanny ſei eine politiſche Emiſſärin, und man fürchtete, ſie würde den jungen Herzog für eine gewiſſe Faction, welche ſehr gefährlich für die Ruhe Europa's ſein konnte, gewinnen. Nun ſpielte M— aber ſo geſchickt, daß anſtatt der Herzog, die Tänzerin gewonnen wurde. Der junge Mann hatte ſich aber ſo närriſch in Fanny verliebt, daß er ihr ganz gewiß nachgereiſt wäre, ſomit in die Netze jener Faction, welche die Tänzerin nach W— geſchickt, fallen mußte, vor welchen ihn M— bewahren wollte. Es hieß alſo, ſchnell eine andere Dame herbei zu ſchaffen, die den leergelaſſenen Platz in des Herzogs Herzen einnehmen ſollte. Es mußte eine Perſon ſein, die viel ſchöner wäre, als Fanny, ſo daß der Herzog dieſe vergeſſe.

„Es war während des Carnevals, als die beiden hohen Damen Fanny aus Wien fortchicanirt hatten. In dieſer Saiſon wimmelt es in der Stadt von ſchönen

Damen, und diese beiden Freunde, Fritz S— und G—, von M— gehörig instruirt, gaben sich jede erdenkliche Mühe, des Herzogs Aufmerksamkeit auf andere Damen zu lenken, doch mit keinem Erfolg.

„Unter den Damen, die nach W— gekommen waren, um die Carnevalssaison hier durchzumachen, befand sich auch die Comtesse Marie S—, eines der schönsten Mädchen, die ich je gesehen. Sie war mit meinem Freunde Ferdinand H— verlobt. Es würde daraus eine Ehe aus Liebe geworden sein, denn Marie war bis über die Ohren in Ferdinand verliebt, und dieser nicht minder in sie. Doch dieser Teufel M— hatte es anders bestimmt. Er hatte sie im Theater erblickt und sah auch, wie sie vom jungen Herzog lorgnirt wurde. „Sie gefällt Ihnen, Hoheit?“ frug er den jungen Mann. — „Wie sollte sie mir nicht gefallen, es ist ein Engelsgesicht. Kennen Sie sie, Durchlaucht?“ — „Ich kenne sie. Sie ist die Tochter des reichen Grafen S— aus O—!“ — „Ah, eine Comtesse! Dann ist es nichts mit ihr“, seufzte der junge Mann, der da glaubte, Aristokratinnen sei es schwerer beizukommen als Tänzerinnen. — Dies wissen wir aber besser, Kameraden, nicht wahr?“

„Mache keine Bemerkungen“, rief Arthur G—, „sondern erzähle weiter.“

„Befleiße Dich aber die Sache kurz zu machen“, sprach Latzi, „denn wir könnten unterbrochen werden. Es ist bald Mitternacht. Um diese Zeit pflegt der Capitän zu kommen, um Inspection zu halten.“

„Bon, ich werde es kurz machen: M— hatte alle Verhältnisse der Comtesse genau erfahren und das erste Manöver, welches er unternahm, war, Ferdinand von hier wegzubringen. Dieser wurde, noch ehe er seine Zeit ausgedient, zum Oberlieutenant in einem Husaren-Regiment ernannt und erhielt den Befehl, sich sofort zum Regiment zu begeben. Die Comtesse aber blieb in W— und ihr Vater, dem man eine Anstellung bei Hofe zu erwirken versprach, wurde hier zurück gehalten, mit ihm auch seine Tochter, die schöne Marie.

„Die Art und Weise, wie der Herzog die Bekanntschaft der Comtesse machte, war eine sehr romantische. Sie wohnte in einer der Vorstädte, welche während der großen Ueberschwemmung im Jahre 183— den Fluthen sehr ausgesetzt war. Er brachte sie aus dem vom Wasser cernirten Hause in einen Kahn und setzte sie wohlbehalten aufs Trockene. Von diesem Augenblicke an war Fanny vergessen. Marie war kokett und ehrgeizig. Der Herzog, wenn er sie heirathete, wäre eine tausendmal brillantere Partie gewesen, als der arme Schlucker von einem Husaren-Oberlieutenant, und, „aus den Augen, aus dem Sinn", hatte sie ihn auch bald vergessen. Der Herzog machte ihr auf Leben und Tod den Hof, ohne aber jenes Ziel zu erreichen, welches zu gewinnen bei Fanny keine so große Mühe gekostet hatte. Marie sagte ihm rundweg heraus, wie der Weg zu ihrem Bette nur über die Treppen des Traualtares führte.

„Dieser Widerstand, diese felsenfeste Tugend, machten den Herzog noch erpichter auf den Besitz Mariens. Er theilte seinen Liebeskummer den beiden Freunden mit, deren einer, der Graf G—, hinwieder dem Minister Alles pflichtschuldigst rapportirte. Unter Anderem hatte sich der Herzog geäußert, er würde sich mit Marie im Geheimen trauen lassen, wenn es kein anderes Mittel gäbe, um sie zu erobern. Alle Schwierigkeiten, die sich dem Herzog in dieser Beziehung zeigten, wurden vom Minister — ohne daß er in dieser Sache sichtbar wurde — beseitigt, und die Trauung im Geheimen auch vollzogen."

„Ich sehe es kommen", unterbrach die Erzählung Arthur G—."

„Was siehst Du?" frugen die übrigen Officiere ihren Kameraden.

„Marie war eine ehrgeizige Person und nachdem sie den Herzog geheirathet, diente sie ihrem Ehrgeize und jener Faction, welche der Minister so sehr fürchtete."

„Errathen!" rief Muki. „So war es. Sie beredete ihn zur Flucht aus W— und es wäre zu einem großen allgemeinen Embroglio gekommen, wenn es ihr gelang, ihn wegzubringen. M— aber hatte Wind davon bekommen und theilte die Sache dem Großvater des Herzogs mit. Hier mußte schnell gehandelt werden, und es gab leider kein anderes, als ein heroisches Mittel. Das gewisse Mittel, welches schon so viele Opfer ver-

schlungen, die Staatsgründe, wurden in den Vordergrund geschoben, und der Tod des Herzogs beschlossen."

„Warum nicht lieber der der Comtesse?" frugen einige der Officiere.

„Weil sich solche Dinge wiederholen konnten", meinte Arthur. „Zudem würde der Tod seiner Gattin den Herzog so erbittert haben, daß er sich mit den Feinden des Premiers verbunden hätte und vielleicht allein ebenso von W— durchgebrannt wäre, wie mit ihr. Sie war eine Nebenperson."

„Arthur kann Recht haben", bemerkte Latzi. „Den Rest der Erzählung können wir Muki erlassen, denn das, daß der Herzog von R— von dem Zahnarzt K— durch Plombirung eines hohlen Zahnes vergiftet, ist allgemein bekannt. K— hat es auf dem Todtenbette gestanden".

Die Officiere unterhielten sich noch einige Zeit, bis sie abgelöst wurden, wo sie dann auf ihre Quartiere zurückkehrten.

Einer der jungen Männer, der hübsche Richard G—, hatte Muki B— zu wiederholten Malen gebeten, ihn bei seiner Dame einzuführen, was aber nicht möglich war, da Muki dieselbe nicht so genau kannte, weil sie zu den Rendezvous stets verschleiert erschien, es war nur eine Vermuthung, wer sie sei. Das Gemach war freilich sehr dunkel, auch unterhielt sie sich mit den Herrenstets nur in flüsternder Stimme, doch wäre eine Substituirung sehr gewagt gewesen und konnte Veranlassung zu ungeheurem Skandal gegeben haben.

Muki war aber ein leichtsinniger Mensch, ein Spieler, der Richard G— schon mehre hundert Gulden schuldete. So ließ er sich einmal hinreißen, diesem seine Eroberung abzutreten, in der festen Ueberzeugung, die Verwechslung würde nicht wahrgenommen werden. Die größte Schwierigkeit war, den Kammerdiener oder die Kammerfrau der hohen Dame zu täuschen, denn am öftesten wurden die Herren Officiere von diesen Vertrauten abgeholt.

Einmal aber erhielt der Lieutenant Muki B— nur einen Schlüssel zugeschickt und es wurde ihm bedeutet, er möge sich auf dem ihm bereits bekannten Wege nach dem dunklen Gemache begeben. Dies war eine passende Gelegenheit für die beiden jungen Leute und Richard übernahm es, die Rolle seines Kameraden zu spielen. Die jungen Herren glaubten hierbei nichts zu riskiren, da Muki wußte, wie die Dame noch außer ihm andere Officiere in ähnlicher Weise auszeichnete wie ihn. Sie hatte jedoch den Betrug erkannt, ohne darüber in Zorn zu gerathen, im Gegentheil, sie war mit dem Tausch sehr zufrieden.

So kam es denn, daß sich der Kreis ihrer geheimen Anbeter vergrößerte, und es geschah mit ihrem Vorwissen. Sie gefiel sich in dieser Rolle und es hatte für die jungen Herren keine schlimmen Folgen, so daß sie den allzu bedächtigen J—, der dieses Spiel für ein gefährliches hielt, nur auslachten und meinten, er spreche deshalb so, weil er nicht unter die Begünstigten gehörte, deshalb hielt er die unerreichbaren Trauben für sauer.

So ging es mehre Jahre. Den älteren Officieren folgten jüngere und jedes Jahr brachte Neophyten nach dem Tempel der Liebe, an den Altar der verschleierten Dame.

Die jungen Leute waren aber indiscret genug, mit ihrer Eroberung zu prahlen, und die gewissen geheimen Zusammenkünfte wurden ruchbar, wodurch der Ruf der Dame nicht wenig leiden mußte. Sie war aber zu hoch gestellt, als daß irgend jemand gewagt hätte, von allen diesen kleinen Sünden laut zu sprechen, dennoch kamen sie zu ihren und ihrer Angehörigen Ohren und boten Veranlassung zu Familienskandalen.

Die hohe Dame gab nun alle diese ephemeren Liebschaften auf, oder sie that wenigstens, als hätte sie dieselben aufgegeben; möglich auch, daß sie sich ausgetobt hatte und das Feuer, welches in ihr gebrannt, verlöscht war. So etwas kommt in der Natur zuweilen vor.

Es ist aber ein sehr seltener Fall, daß das Erlöschen einer gewissen Leidenschaft nicht mit dem Entstehen einer anderen verbunden wäre. Bei der hohen Dame war dies der Fall. Der Genußsucht folgte Rachedurst. Sie erinnerte sich daran, wie sie von diesen jungen Männern ins Gerede gebracht worden, welche unangenehme Auftritte sie in der Familie durchzumachen hatte, daß man die alten Ereignisse zuweilen aufwärmte und ihr aus ihrem ehemals flotten Lebenswandel zuweilen einen Vorwurf machte. Dies hatte sie der Indiscretion einiger

jungen Männer zu danken, für die jedes angenehme Gefühl der Erinnerung in ihrem Busen ausgestorben und von Bitterkeit und Haß gegen sie erfüllt war. Sie nahm sich also vor, sich an ihnen bei schicklicher Gelegenheit zu rächen, wenn diese Rache selbst nur nach vielen Jahren gelöscht werden sollte.

Sie hatte wirklich lange zu warten, und einige derjenigen jungen Herren, gegen die sie am meisten erbittert war, namentlich Muki B—, waren sogar glücklich genug, ihrer Rache ganz zu entgehen, während andere, vielleicht weniger Schuldige, wie der Graf Karl von B—, der Fürst Miecislaw von W— und andere Kavaliere, mit ihrem Leben für die begangene Indiscretion büßten. Die Rache der Dame brauchte viele Jahre, ehe sie die Schuldigen erreichte, und sie gab es nicht auf, diejenigen, die ihr entgangen, bis an ihr Lebensende zu verfolgen. Richard G— selbst starb sehr plötzlich im Auslande, und die ganze Welt glaubt, er sei vergiftet worden. Ein anderer Kavalier, Carl von St—, starb gleichfalls im Auslande und in ähnlicher Weise wie Richard G—. Der Freiherr Ludwig von S— auch einer ihrer ehemaligen Günstlinge, wurde irrsinnig, und wie man behauptet, zufolge genossenen Giftes. Muki B— floh bei Zeiten ins Ausland, wurde aber aus dem Staat, wohin er sich am ehesten begab, ausgewiesen. Er versuchte hierauf sein Glück in Paris, doch auch hier litt man ihn nicht, so daß er nach London übersiedeln mußte und sich

drei Jahre hierselbst aufhielt. Auch hierhin verfolgte man ihn, ohne aber etwas ausrichten zu können. Seine Verfolgung wurde später, als er nach Tscherkessien kam, neuerdings aufs Eifrigste betrieben, und obschon er einer der Günstlinge eines Verwandten des Sultans war, intriguirte man auf diplomatischem Wege so lange gegen ihn, bis er nach Aegypten fliehen mußte und sich so pfiffig benahm, daß ihn der Khedive mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäufte. Jedoch war sein Glücksstern ihm nicht lange hold, denn er starb hier, ehe er sein fünfzigstes Jahr erreicht.

Es wird eine Zeit kommen, wo man über diese Skandale schreiben wird, wie man jetzt über Lucretia Borgia, über Messalina, Agrippina, Locusta, Brunehilde, Fredegunde, die beiden Damen aus dem Hause Medici und andere unzählige Damen spricht und schreibt. Warum geschieht es aber, daß man das skandalöse Leben mancher Frauen, die der Gegenwart näher stehen, als viele hohe Damen der Vergangenheit, nicht verheimlicht, wie z. B. die Lebensweise Katharinas II. von Rußland; während man es kaum wagt, von anderen Königinnen und Kaiserinnen, z. B. von Elisabeth und Anna von England, ähnliche Dinge zu sagen? Ist es, daß die letzteren es weniger arg getrieben, oder vergißt man bei ihren Tugenden und ausgezeichneten Eigenschaften ihre Fehler und Schwächen? Nein, nicht dies ist die Ursache, sondern weil es unter den Damen, die ein

galantes Leben führen, Heuchlerinnen und auch Philoso=phinnen oder, wie es manche strenge Sittenprediger taufen, Cynikerinnen, giebt, die es niemals für eine Sünde hielten, ein galantes Leben zu führen, ja sie brüsteten sich sogar damit. Ein Beispiel hierfür liefert uns eben Katharina von Rußland und Margarethe Valois, die Gattin Heinrichs IV. Bourbon, die über ihre und anderer Damen galante Abenteuer Novellen geschrieben. Viele andere Damen würden diesem Beispiele gerne folgen, sie sind aber zu wenig isolirt von ihren Angehörigen, um dies thun zu können.

X.

Die neueren Skandalgeschichten vor und nach dem Jahre 1848. — Degeneration der Racen. — Was bei Hofe und was unter dem Volke für ein Skandal gehalten wird. — Die kleineren Skandale. — Die Austreibung der Liguorianer aus Wien. — Die letzten Günstlinge einer hohen Dame. — Ein hoher Militär. — Von der Barrikade auf die Ministerbank. — Der Hannoveraner Dr. S—.

Die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates ist in den letzten vier Jahrzehnten gleich einem historischen Roman, in welchem Fiction mit Wirklichkeit zusammenläuft, so daß es dem Leser schwer wird, die Grenzen zu erkennen, wo sich die erstere von der letzteren scheidet. Alles, was man über die ungeoffenbarten Skandalgeschichten des Hofes erzählen könnte, lebt theils in der von Mund zu Mund gehenden Tradition des Volkes, theils sind solche selbst in Journalen besprochen und mit weniger oder mehr Klarheit dem Lesepublikum zur Kenntniß gebracht worden. Es waren Recriminationen, die manchem Journalisten in der schrecklichen Epoche von 1848 und 1849 das Leben gekostet, theils ganz ungeahndet geblieben, weil man es für besser hielt, Dinge todt zu schweigen, als dadurch, daß

man streng dagegen verführe, denselben einen größeren Schein von Wirklichkeit zu geben, als sie eine in der That besaßen. Man ist durch Schaden klug geworden.

In den zwanziger Jahren hat ein Buch, unter dem Titel: „Briefe eines mediatisirten Fürsten", sehr viel Furore gemacht, einzig und allein, weil es überall stark verpönt gewesen. So wie dieses Buch geschrieben gewesen, würde ein ähnliches jetzt kaum bemerkt werden; man nähme den größten Theil des Inhalts für Lügen, oder Etwas, was Haß dem Autor in die Feder dictirt. Das Buch Iwan Golowins: „Rußland unter Alexander II.", würde noch viel mehr gelesen werden, als es der Fall ist, wenn es verboten wäre, sowie die Verleger von Börnes Schriften nur der strengen Censur zu danken haben, daß sie an denselben so ungeheure Summen profitirt. Das Kämpfen gegen die freie Presse ist so, wie man ehemals das Fechten gegen Gespenster beschrieben hat: Ihr hauet sie durch, und sie stehen dennoch da, weil es Luft gewesen, deren Atome elastisch sind und eben so leicht von einander scheiden, als sie wieder verschmelzen. Das öffentliche Leben der am höchsten gestellten Persönlichkeiten wird von der Presse mit Erbitterung angegriffen, und da es beinahe unausweichbar ist, daß der Privatcharakter eines Menschen den öffentlichen nicht beeinflußte, so muß der letztere mitunter auch in Mitleidenschaft gezogen werden. Es ist beinahe gewiß, daß ein Despot, ein Tyrann, kein gutes Herz haben, ein schwacher Regent aber bornirt sein muß, weil den ersteren das böse Herz zum Tyrannen macht,

während die Bornirtheit Schuld an der Schwäche eines Menschen ist.

Die begangenen Fehler im öffentlichen und die Schwächen im Privatleben, der Hang zu gewissen Lastern, die Unfähigkeit, seine Leidenschaften zu bezähmen, giebt Veranlassung zu Ereignissen, die endlich zu Skandalen heranwachsen. Solcher Skandale gibt es in allen Schichten der Gesellschaft. Je höher die sociale Stellung gewisser Personen ist, desto auffallender und schreiender sind die Skandale, weil das Publikum, welches sie sieht, einen größeren Lärm schlägt, da es ein viel größeres ist, sowie ein Theaterskandal in einem Theater wie das Odeon, Drury Lane oder La Scala ein großartigeres sein wird, als eines in einer Provinzialbühne. Ein Skandal ist sehr selten der Handlung, sondern vielmehr der Stellung des Betreffenden angemessen. Der Mord, den der Herzog von Praslin verübt, hat tausendmal mehr von sich sprechen gemacht, als jener des Verbrechers Traupmann, der nicht weniger als acht Personen getödtet, weil man von einem Niedriggestellten eher ein Verbrechen vorauszusetzen gewohnt ist, als von einem Hochgebornen.

Wie wenig Familien gibt es, namentlich in der hohen Aristokratie, welche die Reinheit der Race behalten; weil dies aber ein Skandal ist und sich auf der Untreue einer Hochgebornen gründet, wird es vertuscht. Zuweilen ist es, im abstracten Sinn genommen, ein Gewinnst für die Menschheit, wenn durch die Untreue einer Frau eine Race verbessert wird, namentlich wo eine erbliche Krankheit in

einer Familie herrscht. Doch da von den Ahnen gewisse Anordnungen getroffen worden, welche gewisse Vortheile und Rechte an eine Race binden, so liegt es im Interesse derer, die darüber zu wachen haben, daß diese Rechte aufrecht erhalten werden, die eingeschlichene Fälschung der Race zu bemänteln, und obschon diese in Wirklichkeit ausgestorben, sie im Namen weiter fortzupflanzen und zu thun, als wäre die Race rein geblieben.

Etwas, was wünschenswerth ist, wenn man es geheim halten kann, wird zum Skandal so wie es zur Oeffentlichkeit kommt. Dies war ewig so und wird, der Himmel weiß, noch wie lange so bleiben.

Dies ist die Ursache, weswegen sich gewisse sehr hochgestellte Persönlichkeiten vor der Veröffentlichung ihres Privatlebens scheuen. Nicht eine jede Fürstin besitzt die Energie, sich aus dem Bekanntwerden ihres skandalösen Lebenswandels nichts zu machen, wie Katharina II. von Rußland; ja sogar diesen in Novellen zu beschreiben, wie die Königin von Navarra, Margarethe; ebenso wie nicht jeder Monarch den Muth besäße auszurufen: „l'état c'est moi“ wie Ludwig XIV., oder ein Serail zu halten, wie Carl II. von Stuart, oder über die eigene Hahnreischaft Witze zu reißen, wie Heinrich IV. von Frankreich.

Es giebt aber viele hochgestellte Persönlichkeiten, die den Vorurtheilen die Stirne bieten und sich vornehmen, dies der Welt zu zeigen, es fehlt ihnen aber an Kraft und Ausdauer, so etwas durchzuführen, und sie fügen sich zuletzt doch dem Urtheil der Welt und halten es mit dem Prinzipe

der Jesuiten: „Si non caste, caute.“ (Wenn nicht keusch, doch klug.) Sie fahren in dem Leben, welches ihren Leidenschaften am meisten zusagt, weiter fort, doch geschieht es, ohne Anderen Anstoß zu geben. Sie werden so aus Epikuräern Hypokriten, somit hören bei ihnen die Skandale auf, weil dieselben nicht mehr unter das Publikum hinaussickern.

Es gibt sehr wenig junge Menschen, Männer, wie Frauen, die nicht Momente in ihrem Leben zählten, in welchen sie sich vorgenommen, den Vorurtheilen der Welt und ihrer Kaste zu trotzen und sich über das Allgemeine zu erheben; doch beinahe gar keinen und keine, die dies im Stande gewesen wären mit Consequenz durchzuführen. Sie mußten, von tausend Hindernissen umstellt, schon im Beginn ihrer Lebensbahn Halt machen, oder den Schranken und Gräben, die sie auf dieser Bahn fanden, ausweichen.

Je mehr das constitutionelle Prinzip Fuß gewinnt, desto freier wird das Privatleben dieser hohen Persönlichkeiten sein, weil damit auch die Toleranz und die freien Ansichten Raum gewinnen, und man sich eben so wenig darum kümmern wird, wenn ein König, eine Königin, ein Prinz oder eine Prinzessin dem Vergnügen der Liebe lebt, wie man sich schon jetzt wenig darum kümmert, wenn ein König dem Trunke ergeben und mit gesundem Appetit gesegnet ist. Solcher Könige hat die neuere Zeit mehre gehabt.

Die Gesetzgebung selbst hat schon aufgehört, sich mit gewissen geschlechtlichen Ausschweifungen zu befassen, sie fängt an, die Augen zuzudrücken, und wird von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiter gehen. Ist nicht schon der Makel, welcher ehedem unehelichen Kindern bei ihrer Geburt aufgedrückt wurde, von der Gesetzgebung verlöscht? Sind die Einführung der Civilehe, die Erleichterung der Scheidung, die Erlaubniß zur Errichtung von öffentlichen Häusern, wo den Liebesgöttern geopfert wird, nicht Zugeständnisse, die die Gesetzgebung der Freiheit geschlechtlichen Umganges gemacht hat? Leugnen wir es nicht, daß es so ist, doch sagen wir auch nicht, wohin dies führen kann, ja führen muß. In der Natur gibt es keinen Sprung, doch hat man schon auch Rückschritte erlebt, demnach dürfen wir es nicht verschreien.

Ich mag in meinem Räsonnement vielleicht zu weit gegangen sein. Ich glaube immer, es wird Menschen geben, die mich verstehen und auch wissen, was ich damit sagen wollte.

Jetzt kehre ich zu den Skandalgeschichten von Oesterreich-Ungarn zurück.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß zwei sehr hochgestellte Damen mit dem neu eingeführten Orden der Jesuiten — oder Liguorianer oder Redemptoristen — zu sehr befreundet und diesen über die Maßen in Schutz genommen.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß eine der beiden, soeben angeführten, doch nicht genannten

hohen Damen, einen armen ehemaligen Landwehrlieutenant derart poussirt hat, daß aus ihm ein Graf, Excellenzherr, Minister und Großkreuz mehrer Orden geworden, wie dies in einem Staate, wo Nepotismus herrscht, äußerst selten, ja seit Grassalkovichs Zeiten gar nicht vorgekommen ist; als derselbe Protegé aber später heirathete, er in Ungnade fiel und nach und nach ganz bei Seite geschoben wurde.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß eine hochgestellte Dame ihren Dienerinnen und Dienern, ja sogar Ladendienern, die zu ihr kamen, von ihren Herren geschickt, um ihre Waaren zu zeigen, weil sie dahin beschieden wurden, Ohrfeigen ausgetheilt, so daß die letzteren sich beim Familienoberhaupte darüber beklagten, und der alte Herr, als er noch erfuhr, diese Dame, seine Schwiegertochter, behandle ihren Gatten, seinen Sohn, auch nicht besser, ihr gesagt: „Für solche Personen, wie Du, wenn sie sich nicht besser benehmen, gibt es bei uns auch Klöster.“ Daß er sich aber später daran gewöhnte, und sie, nachdem sie ihn zum Großvater gemacht, am meisten verhätschelte, was dann für Viele von sehr bösen Folgen war.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß zwei hohe Zwillingsgeschwister einander derart liebten, daß man schon daran denken mußte, einen Dispens vom Papste erwirken zu müssen, damit sie sich mit einander verehelichten, bis endlich der Tod des einen des Geschwisterpaares einen solchen Dispens unnöthig machte.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß ein sehr hoher Herr sich in die Tochter eines Postmeisters, die ihn einmal, als Postillon verkleidet, eine Station gefahren, verliebte, und mit ihr in wilder Ehe lebte, ehe er sich entschloß, sie zu ehelichen, obschon diese Ehe nur eine morganatische war und damit dem Skandal ein Ende gemacht und die ehemalige Postmeisterstochter in der Familie aufgenommen wurde.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß ein weibliches Mitglied dieser hohen Familie mit einem General in wilder Ehe gelebt, und sich mit ihm erst nach dem Tode ihres Gatten trauen ließ, der in der Verbannung lebte, während sie schon Mutter war und mehren unehelichen Kindern das Leben gegeben, und diese den Namen ihres Vaters, ohne darüber erröthen zu müssen, tragen durften.

Man hat es für eine Skandalgeschichte gehalten, daß ein anderes Mitglied dieser hohen Familie sich mit einer Schauspielerin, deren Ruf übrigens untadelhaft war, verehelicht hatte, und deshalb aus dem Kreise seiner Familie für immer ausgeschlossen wurde, ja daß man ihn dadurch, daß sein Name aus der Liste der Familienmitglieder im Gothaer Almanach gestrichen wurde, noch mehr zu bestrafen glaubte.

Alles dies wurde sowohl bei Hofe, wie unter der Aristokratie, für skandalös genommen, obwohl die meisten dieser Skandalgeschichten an und für sich sehr unschuldig sind, wenigstens viel unschuldiger, als die meisten jener

Ereignisse, die hier bereits erzählt worden, und andere, über welche ich sehr bald sprechen will, ohne aber Namen zu nennen. Diese wahrhaften Skandale hält das Volk für solche, und der gesunde Sinn desselben mag es wahrscheinlich besser beurtheilen, was wahrhaft anstößig ist, was nicht. Einige dieser Skandale stehen mit den eben aufgezählten in Verbindung.

Es war ein wahrhafter Skandal, daß man bei Hofe die Liguorianer in einer Weise protegirte, daß dieser Orden einen eben so verderblichen Einfluß in die Staatsaffairen gewann, wie ehemals ihre Vorgänger, die Jesuiten, besessen. Daß die Brüder dieses Ordens sich vom Jahre an, in welchem dieser in Oesterreich eingeführt wurde, dadurch auszeichneten, daß ihre Ohrenbeichten berüchtigt waren, indem hierdurch das Glück so mancher Familie zertrümmert wurde, so daß dem Volke im Jahre 1848 im Monat April endlich die Geduld riß, was aber auch nicht ohne Veranlassung geschah. Ein Mädchen, welches von einem Liguorianer-Beichtvater ins Kloster gelockt, von ihm narkotisirt und dann auf die schändlichste Weise gemißbraucht wurde, endlich aber, nachdem man sie gezwungen, einen Eid abzulegen, nach welchem sie sich verbindlich machte, über Alles, was mit ihr geschehen, zu schweigen, welchen durch moralischen Druck auferlegten Eid sie aber nicht hielt, trat gegen sie auf, so daß das Kloster vom Volke gestürmt wurde. — Es war des Morgens um 8 Uhr, und der Skandal wurde noch dadurch größer, daß man in den Schlafkabineten und Zellen der

Patres eben so viel Weiber als Mönche fand, und die einen wie die anderen mittelst Schub aus Wien vertrieben wurden.

Nicht minder empörend war das Treiben einiger Mitglieder der Kaiserfamilie kurz vor Ausbruch der Revolution und auch während derselben. Wie eine der hohen Damen es dahin gebracht, daß alle Meldungen von Seite der Polizei unterschlagen wurden, damit sich der Kaiser und der Premier-Minister Fürst Metternich auf eine Revolution nicht vorbereiten könnten. Es ist gewiß, daß die Palastrevolution, welche erst zu Ende des Jahres ausgebrochen, schon im März angelegt, und daß einige Mitglieder der Dynastie sehr mit dem Volke kokettirten, da sie wußten, daß sie sich auf die Treue des Militärs nicht verlassen durften.

Auf einem Hofballe, zu Ende des Monats Februar, als die Nachricht der pariser Revolution nach Wien kam, redete eine hohe Dame die Officiere zweier Regimenter, der Husaren und Küraſſiere, an, indem sie sie ausholen wollte, wie sie gegen die Dynastie gesinnt seien. Die Antwort aber war sehr wenig befriedigend, namentlich die der Husarenofficiere. Von jenem Tage datirt der Haß derselben Dame gegen Alles, was ungarisch war. Sie fing an, eine Art Popularitätsmanöver ins Spiel zu setzen, doch die Wiener, eingedenk einiger Hofskandale, wobei sie am meisten betheiligt war, nahmen keine Notiz von den Avancen, die sie dem Volke machte. Dies erbitterte sie noch mehr, und sie stellte sich an die Spitze einer Contre-

Revolution, welche erst zu Innsbruck zur Reife gelangte, um dann sowohl den Kaiser zu stürzen, wie auch die dem Volke gegebenen Freiheiten zu schmälern.

Die Verbindungen, die diese hohe Dame einging, zeugten, daß sie das Prinzip des Jesuitenordens: „Der Zweck heiligt die Mittel", sich eigen gemacht, denn unter ihren Günstlingen befanden sich zwei Volksmänner und ein hoher Militär; sie hatte auch einen Vierten anzuwerben im Sinne geführt, doch dieser war gleichzeitig zu stolz und auch zu spröde, um ihr als Werkzeug zu dienen.

Jener hohe Militär, dessen ich hier erwähnt, war ein schöner Mann, auch nicht ohne Geist, und dankte sein ziemlich schnelles Avancement einer gewissen Keckheit und Aufschneiderei, die dem Premierminister aufgefallen war. Er hatte nämlich noch als Stabsofficier ein Commando erhalten und war beauftragt, die räuberischen Montenegriner, die in die Militärgrenze eingebrochen waren, zu züchtigen. Sein Streifzug fiel aber sehr unglücklich aus, seine Truppe wurde geschlagen, und nur Wenigen war es gelungen, mit dem Leben davon zu kommen; er selber war der erste, welcher Reißaus nahm. Das kaiserliche Militär büßte noch außerdem eine Menge Gewehre und viel Munition, ja sogar eine Fahne, ein. Dies alles geschah zufolge der mangelhaften Dispositionen des Stabsofficiers, der die Expedition leitete. Ein anderer höher gestellter Officier wurde dann abgeschickt, der die wilden Banden zu Paaren trieb und die Ehre der österreichischen Waffen wieder herstellte. Die ganze Affaire war sowohl

im Hofkriegsrathe, wie auch bei Hofe und in dem Ministerium Metternich bekannt. Der geschlagene Stabsofficier, der es verdient hätte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, kam nach Wien, geradezu zum Premierminister Metternich, dem er einen Bericht über seine Expedition abstattete, in welchem er diese als einen Sieg ausmalte, und die Schlappe, die die Grenzer erlitten, seinem Nachfolger im Commando zuschrieb. Metternich wußte sehr gut, daß sich die Sachen ganz anders verhielten; diese Unverschämtheit aber gefiel ihm so sehr, daß er ihm ein glänzendes Prognosticon stellte: „Ein Mensch, der eine solche eherne Stirn hat", sagte der Premier, „ist etwas Seltenes; einen solchen kann man zu großen Dingen verwenden." Er versicherte ihn auch seines Schutzes und ließ ihn avanciren.

Dieser Mann stellte sich kurze Zeit nach Ausbruch der Revolution in Wien und in Ungarn an die Spitze der Reaction, und fand von Oben aus Unterstützung, sowohl von einigen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, wie vom österreichischen Kriegsministerium. Er erhielt Geld, Waffen und geheime Instructionen, um die Contre-Revolution zu organisiren. Er hielt in der Hauptstadt der Provinz, zu deren Chef er ernannt worden, eine Rede, in welcher er erklärte, er würde die Integrität der Monarchie herstellen und die von dem Volke dem Hofe abgedrungenen Errungenschaften dem ersteren wieder entreißen.

Oesterreich und Ungarn waren damals constitutionelle Staaten — Ungarn war es seit jeher gewesen.

Das Ministerium des letzteren Landes erblickte in dem Günstling, von dem jetzt die Rede, einen Rebellen gegen die Gesetze, und der Kaiser erklärte ihn ebenfalls zum Hochverräther. Indeß empfing ihn die oft erwähnte hohe Dame aufs freundlichste, und schrieb ihm sehr süße Briefe, in welchen sie ihn „ihren lieben Rebellen" nannte. Die ganze Welt fühlte sich dadurch skandalisirt, und man munkelte Dinge, die den Ruf dieser hohen Dame aufs ärgste compromittirten, so zwar, daß einige Journale ganz offen davon sprachen, wie zwischen ihr und dem „lieben Rebellen" ein sehr unplatonisches Liebesverhältniß bestehe.

Der zweite Günstling, ein Mensch niederer Herkunft, der Sohn eines Juden und Advocat, der zu Anfang der Revolution der größte Schreier war und sogar auf den Barrikaden stand, besaß eine eben solche eherne Stirne, wie der ersterwähnte, und eben dies machte ihn der Gunst der Dame würdig, so daß sie ihm zum Ministerportefeuille verhalf. Dieser gehörte gleichfalls zu den hervorragendsten Männern der Reaction.

Der dritte Günstling während dieser Epoche war ein Ausländer, ein geborner Hannoveraner, Dr. S—, ein außerordentlich talentvoller Mann, ein vorzüglicher Volksredner, nebenbei ein sehr schöner junger Mann. Niemand würde es geahnt haben, daß zwischen ihm und ihr ein geheimes Liebesverständniß bestehe, dennoch war es der Fall. Man hatte ihn mehremal nach ihrer Wohnung gehen sehen und er hielt sich dort stets ziemlich

lange Zeit auf. Diesen Mann konnte sie übrigens nicht in ihr Lager hinüberziehen, er compromittirte die Sache des Volkes und der Freiheit niemals und war ein ebenso erbitterter Feind der Reaction geblieben, wie er es anfangs gewesen.

Es ist sehr natürlich, daß die übrigen Führer der Volkspartei, einem Manne, von dem sie wußten, daß er ein Liebesverhältniß mit einer Person unterhielt, die an der Spitze der Reaction stand, nicht trauen konnten, er wurde auch damit verdächtigt, daß er ein geheimer Agent der Reaction und ein Angeber sei, was aber niemals erwiesen werden konnte. Nach Niederwerfen der Revolution erfreute er sich einige Zeit noch der Gunst der hohen Dame, und es fiel Niemandem ein, ihn zu arretiren, wie dies mit vielen seiner Gesinnungsgenossen geschehen, die bei Weitem weniger sich gegen die zur Macht gelangte Regierung vergangen hatten. Man meinte, ihn schütze das, daß er Ausländer sei. Dies konnte aber nicht der Fall sein, denn Julius Fröbel und Robert Blum waren es ebenfalls; der letztere wurde völkerrechtswidrig zum Tode verurtheilt und erschossen und dem anderen wäre beinahe dasselbe geschehen, während Dr. S—, der eben so gut sanguinäre Reden hielt, auf den Barrikaden gegen kaiserliches Militär kämpfte und aufrührerische Artikel gegen die Dynastie in die Journale schrieb, frei ausging.

Endlich nach zwei Jahren — im Jahre 1850 — wurde Dr. S— gefänglich eingezogen und nach einer Festung in

Böhmen geschickt, wo er mit einem ehemaligen Hauptmann, von K—, ein und dasselbe Zimmer theilte. Der letztere, welcher gleichzeitig mit Dr. S— entlassen wurde und nach London kam, erzählte, wie es seinem Mitgefangenen an nichts mangelte, daß er die beste Kost erhielt, man ihm sogar Taschengeld gab und er die feinste Wäsche trug. Dr. S— war discret genug, vor seinem Mitgefangenen über sein ehemaliges Verhältniß mit der Dame nichts zu erwähnen, erst nachdem er aus dem Kerker entlassen wurde, schrieb er Memoiren, welche auch in London im Druck veröffentlicht wurden und ein grelles Licht auf die Ereignisse jener Zeit und den Charakter der gewissen hohen Dame werfen. Sie liefern einen sehr werthvollen Beitrag zur Skandalgeschichte des österreichischen Hofes.

Außer diesem Buche giebt es noch unzählige andere Schriften, die sowohl von mir als Quellen benutzt worden, wie vielleicht später auch von anderen Autoren, die sich Mühe geben wollten, dieses ziemlich dankbare Thema zu bearbeiten, benützt werden, wiewohl auch viele dieser Schriften unterdrückt, confiscirt und verbrannt werden und die Nachwelt an denselben einen starken Verlust erlitten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Scandal-Geschichten

europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Zweiter Band.

England Schottland.

Leipzig

Verlag der Verlagsanstalt.

England-Schottland.

I.

Allgemeine Bemerkungen über England. — Moralität und Prüderie. — Die Bibel und die Briefe des heiligen Paulus. — Die Courtisane wäre da, nur die Million fehlt. — Die ältesten Hofskandale in Britannien. — Die Racen in Britannien. — Dunkel, in welches die Urgeschichte Britanniens gehüllt ist.

Die größte der europäischen Inseln; das allgemein perfid genannte Albion, ist ein Land der Widersprüche, eine Art Chamaeleon, welches von Jedem, der es betrachtet, auf die verschiedenste Weise beurtheilt wird. So viel ist indessen sicher, daß es sich in England sehr gut leben läßt. So unfreundlich das Klima, so nebelig die Atmosphäre auch sein mag, das Eine ist gewiß, daß dieser Nebel „von der Sonne der Freiheit" verklärt wird, wie sich einer meiner verstorbenen Bekannten, Ludwig Börne, richtig ausgedrückt hat. Voltaire nennt die Geschichte Englands die Geschichte der Henker, als

ob es ein Land in der Welt gäbe, auf dessen Geschichte dieses Epithet nicht paßte. Die ganze Welt hält die Engländer für Egoisten, ihre Politik für eine perfide, als ob es jemals eine Politik gegeben hätte, die nicht so war, so daß Politika in türkischer Sprache Betrug bedeutet.

Es fällt mir nicht ein, all die Schwächen und Mängel, die sich auf jener Doppelinsel eingenistet, bemänteln zu wollen, doch kann man behaupten, der Teufel sei doch nicht so schwarz, wie man ihn malt.

Wenn es irgend ein Land giebt, welches man par excellence ein moralisches nennen darf, so ist es England. Ich will nicht behaupten, es sei ewig so gewesen oder daß es hier überhaupt keine Skandale giebt, doch das ist gewiß, daß sie im Verhältniß zu den Skandalen in anderen Ländern, viel seltener sind; Dank der Alles aus-posaunenden freien Presse, welche dieselben gleich einem abschreckenden Spiegel oder das schreckliche Bild zu Saïs aufdeckt und wie Jaromir in der Ahnfrau ausruft: „trachtet nicht zu werden Diesem gleich".

Die Furcht vor der Oeffentlichkeit macht die Menschen zuweilen, wiewohl nur selten, moralisch; da eine wirkliche Moral nur jene genannt zu werden verdient, welche aus Liebe zur Tugend, nicht aber aus Furcht vor Beschämung und dem mißbilligenden Urtheil der Menschen entsteht. Eine Moralität, oder vielmehr eine Enthaltsamkeit von sündhaften Handlungen aus Furcht vor moralischer Strafe, ist nichts anderes als Heuchelei. Wenn es aber eben keine wahrhaft sündhaften Handlungen, sondern

nur conventionelle Unschicklichkeiten sind, namentlich bei dem schwächeren Geschlechte, dann entsteht die Prüderie, ein zur Schautragen und Affectation größter Decenz.

Wie wenig wahrhafte Keuschheit der Seele solchen prüden Personen innewohnt, hat schon der Lustigmacher des Großen Kurfürsten und der Witzbold Taubmann aufs Schlagendste bewiesen. Da dies jedoch eine sehr alte Anekdote ist, will ich sie nicht aufwärmen, sondern etwas erzählen, was mir selber mit einer so prüden Person widerfahren und was mit dem, was mir einer meiner Freunde, Graf Arthur Potocki, erzählt hat, ziemlich analog ist. Ich will beide Fälle wieder erzählen.

In Gräfenberg wurde ich mit einer englischen Familie bekannt, welche hierher gekommen war, nachdem sich die Heilquellen von Bath, Spaa, Homburg, Carlsbad, Gastein, Ofen und Mehadia als unzulänglich erwiesen. Es war ein Baronet — Sir Richard Finney, mit seiner Gattin. Er litt an Podogra, sie selbst war gelähmt auf der linken Seite, und ihr Kopf hing etwas nach dieser Seite hin, wie der schiefe Thurm Asinelli in Ancona.

Die Dame war eine der prüdesten und gleichzeitig das bigotteste Geschöpf der Welt. So oft sie das Wort „der Allmächtige" oder „unser Herr" aussprach, verdrehte sie ihre Augen, wie ein in Verzückung gerathener Quäker, oder ein von Opium berauschter Chinese. Sie würde sich lieber die Zunge haben ausreißen lassen, als die Worte: Magen, Bauch, Schenkel, Waden u. s. w. auszusprechen.

Wir hatten an unserer Tafel einen französischen Roué, den Marquis von Messillac, der, ganz der Antipode des englischen Paares, sich niemals ein Blatt vor den Mund nahm. Die arme paralytische Lady war beinahe in Ohnmacht gefallen, als er sagte, er habe noch niemals eine Statue der Venus in einer Crinoline gesehen und, als er gleich wie ein Axiom den Satz aufstellte, jedes noch so züchtige Frauenzimmer sei unter dem Hemde nackt, verfiel sie in fürchterliche Krämpfe.

Diese Frau spielte mir gegenüber die Sentimentale. Sie hatte — wie sie behauptete — sich zur Aufgabe gestellt, aus mir einen sehr gottesfürchtigen Menschen zu machen, und ich hatte nicht wenig von ihrer Missionärinmanie zu leiden. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, sie in einer Weise von mir zu verscheuchen, wie es Messillac gethan. Ich durfte es aber nicht thun, da meine Stellung mir derartige brüske Manieren anzunehmen nicht gestattete. Ich hatte mir aber vorgenommen, sie von ihrer Bekehrungssucht und ihrer allenthalben geoffenbarten Prüderie zu heilen.

Eines ihrer Steckenpferde war, gut Deutsch zu sprechen, und an den Schweif dieses Steckenpferdes hielt ich mich. Ich sagte ihr nämlich, um gut Deutsch zu sprechen, sei es nothwendig, deutsche Bücher zu lesen, und zwar vor Jemand, der diese Sprache vollkommen verstehe, um ihr das, was ihr unklar schien, zu erklären. Ich machte mich anheischig, ihr ein paar Stunden zu widmen. — Es geschah ja aus der Absicht, um mich von ihr los zu machen.

Sie las auch italienisch und französisch, und ersuchte mich um mein Urtheil über ihre Aussprache. Diese war eine schauderhafte. Der arme Tasso würde sein befreites Jerusalem, wenn seine Verse von ihren Lippen flossen, schwerlich erkannt haben, selbst der galante Hofmann Segur, dessen Memoiren sie mit ihrer englischen Aussprache abhaspelte, hätte seine Ohren sehr spitzen müssen, um sie zu verstehen. Endlich kam die Reihe an die deutsche Sprache. Ich rieth ihr Schiller und Göthe an, und würde sie die Räuber, Kabale und Liebe, oder Faust und Götz von Berlichingen haben vorlesen lassen. Sie war aber auf ihrer Hut. Vielleicht hatte man ihr gesteckt, welche Sprache Schweizer, der Stadtmusikus Müller, Götz und Mephistopheles führten, sie wollte nicht anbeißen. Eine deutsche Bibel lag auf ihrem Tische und sie meinte, dies sei das schönste Buch, welches eine gute Christin lesen könnte. Ich sann nach, was ich ihr zu lesen geben sollte. Etwa das Buch Ruth, die Genesis, das Capitel von Loth und seinen Töchtern, oder gar das hohe Lied Salomonis. Sie hatte bereits das alte Testament überblättert und war zum neuen gekommen, dann frug sie mich, was sie daraus lesen sollte. Ich schlug aufs Gerathewohl die Briefe des Heiligen Paulus vor — ich glaube, es war der erste Brief an die Römer.

Lady Finney begann, doch schon im ersten Verse hielt sie an, ging auf den nächsten über, stockte wieder und so ging es von Vers zu Vers, so daß sie nur die Hälfte

davon las, bis sie es ganz bei Seite legte und „shocking“ ausrief. Was war es? Der Brief handelt von der Beschneidung und dies ist für eine prüde Engländerin wahrhaft „shocking“. St. Paul befreite mich von ihren Zudringlichkeiten für immer, sie konnte mir nicht mehr, ohne in Verlegenheit zu gerathen, in die Augen blicken.

Das, was Potocki mit einer anderen eben so prüden, dabei aber jungen und schönen Engländerin, begegnet, kann ich kürzer fassen.

Er machte der Dame auf Leben und Tod den Hof, ohne sein Ziel erreichen zu können. Er hatte kein Mittel unversucht gelassen, um sie zu gewinnen, weder Zärtlichkeiten, noch handgreifliche Angriffe auf ihre Tugend und, als alles dies nichts fruchtete, begann er das praktischste Mittel, Versprechungen und Bestechung zu versuchen. Er bot ihr zuerst zehn, dann zwanzig, dreißig und noch mehr tausend Gulden an.

„Es giebt keinen Preis, mag er noch so hoch sein, der mich von der Bahn der Tugend abzuleiten im Stande wäre“, sagte die schöne und spröde Engländerin.

„Es kommt nur darauf an, welchen Preis Sie für ein Non plus ultra halten“, entgegnete er.

„Allerdings, doch einen solchen könnten Sie mir nicht anbieten“, sprach die Dame.

„Nicht einmal hunderttausend Gulden?“

„Ein Bettel.“

„Zweimalhunderttausend.“

„Für eine Andere könnte dies genügen, für mich nicht. Tugend ist doch mehr werth.“

„Fünfmalhunderttausend.“

„Eine sehr große Summe. Doch — nein, auch dafür nicht.“

„Aber eine Million?“

„Eine Million? Würden Sie dies einer Caprice opfern?“ frug sie ihn fixirend. Potocki stand im Rufe außerordentlichen Reichthums und unbegrenzter Galanterie.

„Gesetzt, ich böte Sie Ihnen an, ließen Sie sich erweichen?“ sagte er.

„Hm, eine Million. Die Versuchung wäre zu stark, Gott müßte es mir verzeihen.“

„Schön, Mylady“, rief der aus seinem Himmel fallende polnische Kavalier. „Die Courtisane wäre also schon da, nur die Million fehlt mir.“ Worauf er sie, wie weiland Ritter Delorges die spröde Kunigunde, verließ.

So steht es mit der Prüderie der Damen, sie versteckt sich immer hinter Heuchelei, Prahlerei mit Tugend und religiösen Grundsätzen.

Es ist wahr, daß in Ländern wie Frankreich, Italien, Spanien, Rußland und Polen, ja selbst Oesterreich und Ungarn, die Moralität der Damen auf keinem so festen Fuße steht, wie in Deutschland und England, doch der Geschlechtstrieb hat auch in den letzteren Ländern sein Wörtchen drein zu reden.

Andererseits ist es gewiß, daß Skandale in Ländern, wo die Damen prüder sind, auch pikanter und interessanter erscheinen, als dort, wo sie zur Tagesordnung gehören.

Die Hofskandale in England und Schottland waren in älteren Zeiten ebenso wenig verborgen geblieben wie anderswo, selbst diejenigen der neueren Zeit, angefangen von der Regierungsepoche Carls II. Stuart bis auf die heutigen Tage, namentlich diejenigen zur Zeit Georgs IV., haben mehr von sich sprechen machen als irgend welche, eben weil die Ausschweifungen allerhöchster Personen in einem so bigotten Lande wie England mehr in die Augen fielen, als dort, wo selbst die Religion zuweilen als Deckmantel diente, um Sünden zu verkleinern, wie beinahe in allen katholischen Staaten.

Die Skandale am englischen Hofe sind beinahe so alt, wie die englische Geschichte selbst, wie dies übrigens auch an vielen anderen Höfen der Fall war; der Unterschied ist nur der, daß sie in Schottland und England einigermaßen in Permanenz blieben, während in anderen Ländern Jahrhunderte verstrichen, ohne daß man von einem Hofskandale hörte.

Das Klima selbst ist geschlechtlichen Ausschweifungen weniger günstig im kalten Norden, als im glühenden Süden, dennoch bleibt der Mensch, selbst auf den Spitzbergen und in Grönland, ebenso mit Trieben begabt, wie in Italien oder in Afrika.

Hierzu kommt, daß es vielleicht kein Land der Welt, außer vielleicht die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, giebt, wo eine solche Racenkreuzung stattgefunden, wie in Britannien, wo es Menschen aller europäischen Racen giebt, Kelten, Lateiner, Teutonen, Flamänder, Skandinavier, selbst Araber und Mauren. Wenn es also wahr ist, daß eine starke Racenkreuzung der Veredlung des menschlichen Geschlechts förderlich ist, dann ist es nicht zum verwundern, wenn man nirgends so viele reizende Frauen und schöne Männer findet wie in England.

Der Typus der Bevölkerung, sowohl in Bezug auf ihr Aeußeres, wie auf ihr Psychisches, oder ihre Geistes-eigenschaften, ist in Britannien ein vielfältiger und man kann sechs Hauptracen unterscheiden: die Kelten in Irland, die Männer nicht schön, doch die Frauen um so reizender: Rabenhaare und blaue Augen sind die hervorragenden äußeren Eigenschaften der weiblichen irischen Race, der Töchter Erins, wie man sie poetisch nennt. Die gälische Race, die Schotten, namentlich die wenig vermischten Hochländer; jeder einzelne Mann ein Herkules oder Achill an Muskelkraft und Körperbau, die Gesichtszüge wenig ansprechend, ja sogar etwas wild und größtentheils Rothköpfe, die Frauen unter allen Britinnen am wenigsten schön. Die Wälser, eine römische Race, derselbe Typus wie die Walachen; die Weiber zumeist brünett und schwarzäugig. Endlich die drei Hauptracen in England, die sächsische —

eigentlich Angelsachsen — die flämische und die normännische. Der Unterschied der Racen ist jedoch nur beim männlichen Geschlecht auffallend. Die Abkommen der Angelsachsen, weil sie am meisten von den Eroberern unterdrückt wurden, sind schwächlich, blaß, blond und zumeist häßlich; dies ist natürlich, weil Wohlleben der Körperschönheit förderlich ist, während Noth und Elend nachtheilig auf die Entfaltung wirkt. Die Abkömmlinge der Flamänder, die sich nach der Einwanderung der Normannen ansiedelten und sich mit Handel und Industrie befaßten; sie sind gesund aussehend, blond, doch ohne Ausdruck im Gesichte; sie waren pfiffig genug, bei ihrer ersten Ansiedlung sich Privilegien zusichern zu lassen, die ihnen ein Wohlleben gestatteten. Endlich die Normannen, von allen die schönste Race, zumeist die Aristokratie Englands bildend. Es sind Nachkommen von Helden, daher die athletischeu Gestalten, die sprechenden Gesichtszüge, der martialische Ausdruck.

Es wäre unmöglich, sowohl die Geschichte wie auch die partiellere der Hofskandale zu verstehen, wenn man diese Racenmischungen außer Acht ließe.

Sonderbar ist es endlich, daß die Urgeschichte keines Landes in ein so undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, wie diejenige Britanniens, daß die chronologischen Tabellen gleichwie einen Mythos bilden, daß man nicht weiß, ob man sie als wirklich der Wahrheit gemäß für bestehend betrachten darf oder nicht. So z. B. sind

Ossian, Fingal, Swaran, Lear, selbst Cymbeline, Arviragius und Guiderius, obschon in den chronologischen Tafeln verzeichnet, mehr oder weniger fabelhafte Personen. Niemand weiß, zu welcher Zeit eigentlich der berühmte König Artus, der Gründer der Tafelrunde, gelebt, und ob er nicht eine eben solche mythische Person gewesen, wie bei den Griechen Zeus, Poseidon, Pallas, Demeter u. s. w. Die eigentliche Geschichte Englands fängt erst mit der Heptarchie an und selbst hier stößt man auf chronologische Widersprüche, deshalb rechnen die Engländer erst vom XI. Jahrhundert an, von der Eroberung Englands unter Wilhelm, Herzog der Normandie, genannt der Eroberer.

II.

Der adamitische Zustand der alten Kelten in Britannien. — Eduard der Bekenner, Harold und Wilhelm der Eroberer. — Ursache des Zerwürfnisses zwischen Wilhelm dem Eroberer und seinen Söhnen. — Lanfranc, Erzbischof von Canterbury. — Ildetrude, die Maitresse Roberts und Calixtus'. — Die schöne Godiwa. — Sie reitet nackt durch Coventry. — Walther Tyrrel. — Heinrichs I. Hang zu widernatürlichen Lastern. — Sein Sohn und seine Tochter Maude. — König Stephan und die Kaiserin Mathilde.

Ob es wohl einen solchen Idioten giebt, der einen Skandal unter den Rothhäuten Amerikas, unter den Neu-Seeländern oder den schwarzen Bewohnern der unentdeckten Länder Afrikas für möglich hält, oder ob es solche zu jener Zeit gegeben hat, wo die ganze Toilette der Menschen aus einem abgerissenen Feigenblatt bestanden? In der griechischen Mythologie werden wohl einige Fälle angeführt, die selbst zu jener Zeit der vollkommenen Freiheit in der Liebe für skandalös gehalten wurden, wie namentlich der, als Hebe, die Mundschenkin Zeus, mit der Ambrosia und dem Nektar den versammelten Göttern sich nähernd, stolperte und so ungeschickt fiel, daß sie gewisse verborgene Reize erblicken ließ, die man

gewöhnlich den Leuten in einer großen Gesellschaft nicht zu zeigen pflegt, und die andere Geschichte, als Hephestos seine Gattin Aphrodite mit Ares im Bette überraschte und über sie ein aus feinen Stahlringen verfertigtes Netz warf, dabei alle Götter zusammen rief und ihnen zeigte, wie man ihn zum Hahnrei machte, worüber die Bewohner des Olympos in helles Gelächter ausbrachen. Der Jude Pinchas hat einen ähnlichen Scherz viel ernster genommen, indem er sein Weib, die Prinzessin Cosbi, mit ihrem Buhlen Zimri, ganz erbarmungslos spießte. Dies Alles beweist nur das, daß die Männer seit jeher die Eifersucht gekannt und die Untreue der Weiber aufs Strengste geahndet hatten, so wie, daß die Untreue der Frauen seit Urzeiten Veranlassung zu häuslichem Streit, ja wie die Geschichte zeigt, sogar zu Kriegen gab, wie Horaz in seiner 2ten Satyre sagt:

Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli
Causa atque ignotis ardebant ignibus urbes.

Ebenso leicht ist es zu begreifen, daß es unter den Ureinwohnern Britanniens, von denen wir nur so viel wissen, daß man sie Picten und Scoten nannte, (die Picten in England, die Scoten jenseits der Grampiangebirge, in Schottland) ob sie unter einer republikanischen oder monarchischen Regierungsform lebten, ist unbekannt, und daß sie — Männer wie Frauen — ganz unbekleidet waren, doch ihre Leiber bemalten, keine Hofskandale geben konnte.

In der Naturgeschichte Büffons wird über diese Picten ausführlicher gesprochen. Der berühmte französische Naturforscher hat es für wichtig genug gefunden in seiner Abhandlung über „dem Menschen" nur vier colorirte Illustrationen zu geben. Die erste stellt einen Malayen vor, dessen Rückgrat in einer Weise verlängert ist, wie bei einem Affen, Hund oder einem anderen geschwänzten Säugethier; eine Gruppe Hottentottinnen, die ihre Brüste über den Rücken werfen, so daß sie ihre Säuglinge nicht von vorne, sondern auf dem Rücken haltend säugen lassen, und endlich zwei Picten, einen Mann und ein Weib. Der Mann ganz nackt und blau tättowirt mit Schuppen, einem Drachenkopf und anderen Ungeheuern bemalt, die Frau ebenfalls nackt, mit sehr langen Haaren, die ihr gleich einer Mantille dienen, den schönen weißen Leib mit grünen und rothen Blumen bemalt.

Diese höchst einfache und sehr malerische Toilette der Frauen mußte sich sehr gut ausgenommen haben, zumal wenn die Fräuleins Pictinnen ebenso schön waren, wie ihre jetzigen weiblichen Nachkommen, ich zweifle aber sehr daran, ob diese entblößten Reize auf die wilden Männer einen solchen Zauber ausgeübt haben, wie die jetzige ganz oder halb verhüllende Toilette, wo man die Formen nur ahnen darf und sehr selten zu Gesicht bekommt.

Ob die Königin Baodicea (nach anderen Geschichtschreibern Boadicea) zur Zeit der ersten römischen Invasion Britanniens, noch einer solchen einfachen

Toilette sich bedient, davon meldet weder der Eroberer Agricola, noch irgend ein anderer römischer Geschichtsschreiber etwas. Eine solche Annahme ist übrigens kaum statthaft, denn wo es Könige und Königinnen giebt, muß schon ein, wenn noch so schwacher, Schatten von Civilisation angenommen werden, und die Civilisation leidet nichts Nacktes.

Das Dunkel, in welches die Geschichte Englands zur Zeit des Urstandes, dann nach der römischen Eroberung, endlich auch zu jener der Heptarchie und der Dänen-invasion gehüllt ist, macht es unmöglich, etwas von Hofskandalen zu wissen. Der erste Skandal mag vielleicht zur Zeit Eduards des Bekenners sich ereignet haben, den seine Gattin, weil sie ihn bei der Erfüllung seiner ehelichen Pflichten zu lässig oder gar für impotent hielt, durch ihren Buhlen ermorden ließ, insofern man der katholischen Legende der Heiligen Glauben beimessen darf. Andere, vielleicht besser unterrichtete Geschichtsschreiber, stellen dies in Abrede, so wie auch Bulwer in seinem Roman „Harold der letzte Sachsenkönig" den Tod Eduards des Bekenners als einen natürlichen, auf einem Siechbette erfolgten, angiebt.

Wie wenig zuverlässig die Chroniken jener Zeiten sind, beweist auch dieser von mir soeben erwähnte Umstand, indem die Geschichtsschreiber nicht genau angeben können, welcher der drei Könige dieses Namens — Eduard, der Heilige oder Märtyrer gewesen. Einige glauben, es war Eduard I., Andere nennen den II. als

solchen, während in einer zu Rom erschienenen Legende der Heiligen Eduard III., auch Eduard der Bekenner genannt, als Heiliger bezeichnet wird. Gewiß ists, daß dieser letztere unter allen Sachsenkönigen der bigotteste war, und eben weil er sich von Pfaffen regieren ließ, vermachte er England dem Sohne Robert des Teufels, Herzogs der Normandie, Wilhelm, der unter den Sachsen durchaus unpopulär war. Diese Nation hing noch im geheimen dem Götzendienste an, und der Mann, den sie nach Eduards des Bekenners Tod zum König wählten, Harold, war auch kein eifriger Christ.

Als dieser letztere einmal, noch zu Lebzeiten Eduards III., als Gesandter nach der Normandie an den Hof Wilhelms geschickt wurde, bemächtigte sich der letztere seiner Person und zwang ihn, sich eidlich zu verbinden, keine Ansprüche auf den Thron Englands zu erheben, wenn Eduard stürbe. Dieser Eid wurde auf ein mit den Gebeinen einiger Heiligen gefülltes Kästchen geleistet. Doch war dieser Eid ungiltig, erstens, weil er zufolge moralischen Zwanges erpreßt worden, zweitens, weil Harold ohne die Einstimmung der Großen seines Reichs nichts verfügen durfte. Auch mußte er der Bindekraft eines auf derartige Reliquien abgelegten Eides nicht viel Wichtigkeit beigemessen haben, denn nicht sobald war er in seine Heimath zurückgekehrt, als er schon Alles that, um seine Wahl zum König zu fördern, ja er hatte sogar den sterbenden Eduard dazu vermocht, daß dieser sein dem Herzog der Normandie gegebenes

Versprechen vergessend, ihn — Harold — zum Thronfolger bestimmte.

Auch dies beweist, wie wenig man den Geschichtsschreibern trauen darf, denn die Verfügung Eduards wird von jedem anders erzählt. Die katholischen Historiographen, zumeist Mönche, behaupten, Eduard habe nicht nur nicht in Harolds Begehren gewilligt, sondern nicht einmal geahnt, daß dieser einst auch Ansprüche auf den Thron erheben würde, und als Argument dient ihnen eben die Märtyrerschaft des Königs, den man, während er bei Tische saß, ermordet haben soll.

Im Palast eines kunstliebhaberischen Cardinals zu Rom befindet sich ein prachtvolles Gemälde von Paolo Cagliari — genannt il Veronese, welches den Tod Eduards des Bekenners oder Märtyrers darstellt. Dort ist er als Mann in der Blüthe seines Alters zu erblicken, mit einem Pokal in seiner Hand, seine Gattin hinter ihm und der Mörder stößt ihm den Dolch ins Herz. Der Fanatismus und die Parteilichkeit der katholischen Mönche, die die Geschichte Englands geschrieben, geht so weit, selbst die Ermordung des Königs Eduard III. Harold zuzuschreiben, ohne dies zu motiviren. Die Ursache ihres Hasses mag in dem Umstande zu suchen sein, daß Harold nicht so bigott war wie Wilhelm, und man erzählt auch, daß er mit seinen Sachsen die ganze Nacht vor der Schlacht bei Hastings in Jubel, Gesang und Trinken zugebracht, während die Armee Wilhelms die-

selbe in heiliger Andacht verbracht, was, wie die Katholiken behaupten, zumeist zum Siege beitrug.

Vom Jahre 1066 n. Ch. G. fängt die Geschichte Englands an, ein wenig ausführlicher zu werden, was aber noch immer nicht beweist, daß sie in eben dem Maße wahrheitsgetreu sein mußte. Diese Unwahrheiten zu berichtigen, sollte die Aufgabe jedes Historikers sein.

Mit der größeren Ausführlichkeit in der Geschichte Englands fangen auch die Hofskandale an, und gleich unter der Regierung Wilhelms des Eroberers ereignete sich ein solches in der Familie des Königs, welches aber in der Geschichte Englands ziemlich unrichtig angegeben wird.

Es heißt hier nämlich, daß Wilhelms ältester Sohn, Robert, sich mit seinen beiden Brüdern, Wilhelm und Heinrich, wegen einer Kleinigkeit überworfen, und daß diese Veranlassung dazu gab, weshalb er das Haus seines Vaters verließ und später eine Rebellion gegen ihn anstiftete. Man mag der Barbarei der damaligen Zeiten noch so viel auf Rechnung stellen, so bleibt diese ganze Geschichte doch viel zu absurd, als daß sie für wahr angenommen werden könnte. Die Geschichte erzählt das Ereigniß in folgender Weise:

Die drei Brüder spielten Ball miteinander und Wilhelm, der Zweitgeborne, soll Robert mit einem Kübel Wasser angegossen haben, wodurch der letztere in eine solche Wuth gerieth, daß er sein Schwert zog und seine

beiden Brüder getödtet haben würde, wenn sich sein Vater nicht ins Mittel legte; hierauf verließ Robert zornglühend das Haus des Vaters und zettelte eine Rebellion gegen den letzteren an, so daß es zur Schlacht kam, in welcher der Vater von Robert beinahe getödtet worden wäre, denn er war schon gefallen; doch da öffnete sich das Visier des Vaters, Robert hatte ihn erkannt und stürzte reuevoll vor ihm nieder. Der Vater soll ihm zwar verziehen, doch das Verbrechen niemals vergessen haben, so daß er ihm bei seinem im Jahre 1087 zu Paris erfolgten Tode nur das Herzogthum Normandie schenkte, während der Zweitgeborne, Wilhelm, das viel größere England erhielt. So wird dies von Lanfranc erzählt.

Lanfranc wird von den meisten Geschichtsschreibern als Autorität erkannt, wiewohl mit Unrecht, denn sein Charakter ist uns für seine Wahrheitsliebe zu wenig Bürge. Er war es, der Eduard den Bekenner dazu beredete, Wilhelm von Normandie zum Erben einzusetzen. Dies zeigt also, daß er kein guter Patriot sein konnte, da er als geborner Angelsachse es mit den Normännern hielt. Die Pfaffen besaßen auch schon damals kein anderes Vaterland als ihre Kirche.

In seiner Erzählung über den Familienskandal am Hofe Wilhelms des Eroberers fallen uns eine Menge Absurditäten auf; erstens, daß Robert, deshalb, weil ihn seine Brüder mit Wasser begossen, in eine so unmäßige Wuth gerathen, um diese umbringen zu wollen, und daß sich sein Zorn dann gegen seinen Vater gekehrt

habe, als dieser Frieden unter den Brüdern stiftete. Daß ferner ein so geringfügiger Umstand genügte, um das Volk wider den eigenen Vater unter die Waffen zu rufen, dann aber, nachdem er in der Schlacht den Vater zu Boden geworfen und, ihn später erkennend, ihm zu Füßen fiel. Daß ihm sein Vater seinen Ungehorsam niemals vergessen konnte und ihn viel weniger bedachte als den Zweitgebornen, Wilhelm, den er zu seinem Nachfolger bestimmte, der ihm auch in der Regierung folgte.

Lanfranc mochte wohl Ursachen gehabt haben, sich zu scheuen, die Wahrheit in ganzer Nacktheit darzustellen und zwar um so mehr, weil er bei den wirklich geschehenen Ereignissen eine nicht eben ehrenhafte Rolle spielte, wie dies andere geheime Chroniken angeben.

Der hohe Geistliche — denn Lanfranc war Erzbischof von Canterbury — hatte einen Geheimschreiber, einen jungen italienischen Mönch, der es bei ihm bis zu seines Principals Tod aushielt, dann aber nach Rom zurückkehrte, wo er die Gunst des berühmten Hildebrand — nachmals Papst Gregor VII. — gewinnend, zu hohen Ehren gelangte und nachmals Archivar des päpstlichen Stuhles wurde. Sein Name wird als Calixtus Bodo angegeben. Es befinden sich in der vaticanischen Bibliothek einige seiner hinterlassenen Schriften. Der berühmte Linguist, Cardinal Giuseppe Mezzofanti, hat bei dem Ordnen der lateranischen Bibliothek in den genannten Schriften mehre historische Details, zumeist biographischen Inhalts, von Calixtus entdeckt. Sie

beziehen sich auf Ereignisse zu Zeiten Wilhelms des Eroberers und handeln auch über Lanfranc, seine Politik und seine Verbindungen mit den Söhnen Wilhelms. Unter den übrigen Erzählungen giebt es namentlich eine, die auf die Ursache des Zwistes der Söhne Wilhelms ein helleres Licht wirft, als jede andere Geschichte, und da sie ziemlich skandalös ist, so gehört sie in dieses Fach — nämlich unter die Geschichte der Hofskandale.

Die Erzählung Calixti ist folgende:

Unter den gefangenen Sachsen, die von Wilhelm nach der Schlacht bei Hastings als Geißeln am Hofe behalten wurden, befand sich auch ein entfernter Verwandter des gefallenen Königs Harold, Namens Gawin, welcher eine schöne Tochter, Namens Ildetrude, hatte, die die Augen aller normännischen Ritter auf sich zog, ohne daß sie einen zu begünstigen schien. Man hielt ihre Tugend für feuerfest. Auch die beiden älteren Söhne Wilhelms, Robert und Wilhelm, bewarben sich um ihre Gunst, und da Robert sehr schön war und noch niemals von einer Dame, wenn er ihr den Hof machte, abgewiesen worden war, so dachte er, er würde sie endlich doch erobern. Ildetrude war in eben dem Maße berechnend und ehrgeizig als kokett und gefallsüchtig, sie bildete sich ein, Königin von England werden zu können und eben deshalb hielt sie Robert in einer solchen Entfernung von sich, daß sie ihm zwar niemals alle Hoffnung benahm, sie zu gewinnen, und auch seine Lüsternheit zu erregen verstand, doch auch weiter nichts.

Es ist natürlich, daß eine junge, schöne Dame, die das Alter der Mannbarkeit erreicht, in einem Kampfe gegen die Leidenschaft eines jungen Mannes, wenn sie sich noch so bemeistert, die Jungfräulichkeit ihrer Seele einbüßen muß; denn sie wird es errathen, welches das Ziel ist, um dessen Besitz sich ihr Galan so viele Mühe giebt und wenn er sich dann zeitweilig von ihr entfernt, erwacht auch in ihr der zurückgehaltene Naturtrieb um so stärker, je größer die Gewalt gewesen, die sie sich anthun mußte, um ihm zu widerstehen. In solchen Augenblicken denkt sie wohl selbst an die Wonne der Liebe und sehnt sich nach einer solchen. Dieses nur gedämpfte und in einen engen Raum eingeschlossene Feuer des Geschlechtstriebes zehrt dann so lange an dem Menschen, ob Jüngling oder Jungfrau, daß die Ventile geöffnet werden müssen, damit der Kessel nicht berste.

Ich glaube nicht, daß es eine Erfindung der neueren Zeit ist, durch welche Frauen, die bereits vom Baume der Erkenntniß gepflückt, es doch so anstellen können, um Männer zu täuschen. Helena, Dido und Fredegonde waren zu ihrer Zeit eben solche Komödiantinnen in der Liebe wie später Diana von Poitiers, Lucretia Borgia und Elisabeth von England. Eine jede dieser Damen wollte für tugendhaft gelten und wäre froh gewesen — so lang sie es noch besaß — ihr Jungfernkränzchen zwischen Nesseln zu werfen. So auch Ildetrude, die gegen sich und des Prinzen Robert Liebe Kämpfende.

Der Erzbischof Lanfranc, den nicht allein Gelehrsamkeit, sondern vielmehr Menschenkenntniß zu jener hohen Stelle gehoben, auf welcher er sich befand, dem aber, wie einem gewissen Bischof von Autun, der Appetit während dem Essen gekommen war, obschon er außer dem Papstthum keine höhere Stelle hätte erlangen können; doch um es zu erhalten, Verdienste um die Kirche sammeln mußte, hatte schon damals die Idee, welche erst zwei Jahrhunderte später ins Leben trat, ganz Europa, mithin auch England, dem päpstlichen Stuhle steuerpflichtig zu machen. Um dies auszuführen, mußte er auf den Busch schlagen und sondiren, und zwar bei dem König und dessen nächstem Erben, dem Prinzen Robert. Weder der Eine noch der Andere wollten von einer solchen Maßregel hören, ja Robert vergaß sich so weit, Lanfranc einen pfäffischen Blutsauger und Verräther zu nennen. Alles dies aber brachte Lanfranc nicht von seinem Pfade ab und, nachdem er an zwei Plätzen abgewiesen worden, versuchte er es mit dem nächsten, mit dem zweitgebornen Prinzen Wilhelm. Dieser sagte, er sei der Einführung einer derartigen Kirchensteuer nicht abhold, doch wisse er nicht, ob es möglich sein würde, sie durchzuführen; übrigens, fügte er hinzu, habe er darüber nichts zu beschließen, da Robert der nächste Erbe seines Vaters sei, er — Wilhelm der jüngere — würde, falls er König werden könnte, am allereheften die Abteien von Rochester und St. Mary-Gray dem Erzbischofe von Canterbury abtreten, diese würfen beinahe soviel ab, wie die beab-

sichtigte Kirchensteuer, dabei hätte der Erzbischof den Vortheil, davon nach Rom nur soviel zu liefern, als er gerade wollte. Lanfranc verstand die Anspielung und indem er weiter sondirte und kundschaftete, erfuhr er auch, daß der König ebenso in Ildetrude verliebt sei, wie seine beiden Söhne, ja, daß wenn er bei ihr auf keine andere Weise reussirte, er bereit sei, sie zu heirathen. Auch Wilhelm der jüngere war in Ildetrude verliebt, doch nicht so stark, daß ihn die Liebe für andere Leidenschaften unempfänglich machte.

Nun hatte es sich Lanfranc angelegen sein lassen, durch Ildetrude auf den König und die beiden älteren Prinzen zu wirken, und hierzu benutzte er auch seinen Geheimschreiber Calixtus Bodo, einen jungen Mann von scharfem Verstande und hinreißender Dialektik.

Pater Bodo schreibt in seinen Memoiren kein Wort darüber, ob er nicht von der schönen Sachsin mehr oder weniger begünstigt war, als seine Nebenbuhler, der König und die Prinzen; doch ist es durchaus nicht schwer, zu errathen, daß zwischen ihm und der Dame ein Verhältniß stattgefunden haben mußte, wie zwischen dem oben erwähnten Hildebrand, alias Papst Gregor VII., und der Gräfin Mathilde, somit war er ein Abzugskanal für jenen Feuerstrom, der im Innern der Dame gährte.

Niemand auf der Welt versteht es so gut, Mädchen und Frauen zu demoralisiren, ihnen jeden Glauben an Tugend zu benehmen und an dieses Begriffes Stelle einen anderen, den des Genusses, zu substituiren, wie

ein Pfaffe, zumal ein katholischer. Das Princip des Jesuitismus „der Zweck heiligt die Mittel“ und eine ihrer Maximen „wenn nicht keusch, doch klug“, mochte wohl zuerst von den Vätern dieses Ordens ausgesprochen worden sein, bestanden haben sie aber seit Urzeiten.

Hat Bodo dem Erzbischof, seinem Gebieter und Patron, etwas von seinem Verhältniß mit Ildetrude gebeichtet, davon spricht er nichts; es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er es gethan, denn er erwähnt in seinen Memoiren, wie ihn der Prälat kurze Zeit vor Ausbruch des großen Skandals in der königlichen Familie, erst recht zu begünstigen angefangen, namentlich, weil es ihm gelungen, Ildetrudes Herz zu Gunsten des Prinzen Robert zu erweichen. Man sieht daraus, daß sowohl Lanfranc wie Bodo zu den Leuten gehörten, die in Bezug auf Freiheit in der Liebe sehr vorgeschrittene Ansichten besaßen.

Es war ein sehr klug angelegtes Spiel, welches Lanfranc mit Ildetrude und der königlichen Familie spielte. Er selber blieb im Hintergrund bei Robert und schob dabei nur Bodo vor, während er mit dem König und dem zweitgebornen Prinzen auf dem besten Fuße stand und sich mit ihrer Gunst brüstete; ja er ging noch weiter, er that, als ob er Robert das Glück bei Ildetrude mißgönnte und es lieber einem der beiden Wilhelme zuschanzen wollte.

Unter den drei Anbetern der halbspröden Dame war der alte Wilhelm am meisten in sie verliebt. Robert

brauchte es nicht mehr zu sein, denn er hatte bereits Alles bei ihr erreicht, der jüngere Wilhelm hingegen hielt Liebe für Nebensache, und Ehrgeiz und Habsucht regierten ihn mehr als der blinde kleine Gott mit Köcher und Pfeilen.

Nun wurde es leicht, einen Coup auszuführen. Lanfranc erfuhr durch Bodo Alles, was sich bei der schönen Sachsin zutrug, somit auch die Stunde, zu welcher Robert ihr Besuche abstattete. Er hatte es schon seit einigen Tagen mit Wilhelm, dem Sohne, verabredet, daß dies das beste Mittel sei, das Herz des Königs seinem älteren Sohne zu entfremden.

Der Streich gelang, und selbst Ildetrude ward ins Complot gezogen. Sie schrieb an den König einen Brief, in welchem sie sich darüber beklagte, wie sie den Nachstellungen Roberts ausgesetzt sei, beschwor aber den Vater, sie dem Sohne nicht zu verrathen, weil dieser bei den Gebeinen des heiligen Petrus geschworen, wenn sie ihn verriethe, er sie umbringen würde.

So kamen denn die drei Verschwornen, der König, sein jüngerer Sohn Wilhelm und Lanfranc, zu Ildetrude, die an diesem Tag die Spröde spielte, und als Robert zudringlicher wurde, einen Schrei ausstieß, welcher ein Signal sein sollte, damit die Lauscher eintreten. So geschah es auch. Der Vater war wüthend auf Robert, Wilhelm der jüngere aber lachte sich ins Fäustchen, und Robert war so in Verlegenheit gebracht, daß er keine

Worte fand und alle vier Anwesenden anstarrte, dann aber das Zimmer Ildetrudens verließ.

Bis hieher der Hofskandal, der dann die Rebellion Roberts nach sich zog.

Es ist leicht denkbar, daß die Verwirrung Roberts nur so lange währen konnte, bis er sich bei seiner perfiden Geliebten befand, dann aber durchblickte er das schändliche Gewebe der Intriguen, und da sein Vater an der Spitze derselben zu stehen schien, so war seine Erbitterung hauptsächlich gegen diesen gerichtet.

Diese Erzählung in Bodos Manuscript liefert also viel plausiblere Gründe zu einer Revolution, als die allgemein als Wahrheit angenommenen historischen Berichte.

Ebenso wie die Geschichte auf einen Irrweg in Bezug der Entfremdung des Prinzen Robert von seinem Vater und seinen Brüdern gerathen, ist es auch der Fall in der nachfolgenden Regierung, bei Wilhelm II., genannt der Rothe.

Dieser Fürst war einer der schlimmsten Regenten, den England je gehabt. Er war weder klug, noch ehrlich, sondern charakterlos, aufbrausend, hochmüthig, gewissenlos, undankbar, eitel, plauderhaft und indiscret, ein Egoist und habsüchtig, dem nichts heilig war und der mit Eiden und mit seinem Worte spielte, so daß er sich allenthalben Feinde machte. Da er aber ein großer Intriguant war, so gelang es ihm, für sich eine Partei dadurch zu gewinnen, daß er die Großen des Reichs untereinander

entzweite und sie sich lieber mit ihm verbanden, als sich gegenseitig zu verständigen, so daß es im Lande stets Einzelnfehden gab, die ihm zu gute kamen.

Indeß hatten einige der mächtigen Barone sich auch gegen ihn empört, daß er gegen sie ins Feld ziehen mußte, namentlich der Earl oder Graf von Northumberland, den Wilhelm II. bei einer Gelegenheit im Angesichte des ganzen Hofes beschimpft hatte. Die Armee des Königs war aber derjenigen, welche Northumberland auftreiben konnte, mehr als um das Doppelte überlegen, und einer der Anhänger der königlichen Partei, der Ritter Walter Tyrrel, manövrirte so geschickt, daß ein Theil jener Hilfstruppen, welche Northumberland aus den benachbarten Grafschaften erwartete, von ihm abgeschnitten wurde, während die königliche Hauptarmee die Stadt Coventry berannte und den Earl zur Flucht zwang.

Der Zorn des Königs ergoß sich nun über die Stadt, welche den rebellischen Earl aufgenommen und sich gegen die königlichen Truppen vertheidigt hatte. Eine Deputation der vornehmsten Bürger ging ins Lager des Königs und bat ihn kniefällig um Schonung. Der launenhafte Wüstling hatte während der Belagerung dieser Stadt vernommen, wie reich diese Stadt an schönen Jungfrauen sei und gab zur Antwort, er wolle Gnade für Recht ergehen lassen, unter einer Bedingung, wenn sich eine der schönen Jungfrauen entschlösse, am öffentlichen Markte und durch alle Straßen von Coventry ganz nackt zu reiten. Dies war eine sehr harte

Bedingung, und die Bürger wagten es nicht, einem der Mädchen so etwas zuzumuthen, und zwingen durften sie sie auch nicht, weil Wilhelm jeden Zwang ausdrücklich verboten hatte, sie durften diesen Befehl bloß verkündigen, und in drei Tagen sollte der Markt stattfinden.

Die schönste Jungfrau von Coventry, Godiwa, als sie erfuhr, welche Bedingung Wilhelm der Rothe den Bürgern von Coventry gestellt, erklärte hierauf, sie sei bereit sich dem Vaterlande zu opfern, und, das jungfräuliche Schamgefühl bei Seite setzend, die Bedingung zu erfüllen, wenn der Tag käme, wo dies geschehen sollte.

Man kann sich wohl denken, wie gefüllt der Marktplatz mit Menschen war und wie sich auch die Ritter aus der Armee des Königs dahin drängten, um ein so seltenes Schauspiel zu sehen, eine ganz nackte Jungfrau bei hellichtem Tage durch die Straßen reiten zu sehen. Der König und Sir Walter Tyrrel befanden sich unter den Zuschauern.

Alles stand in gespanntester Erwartung seit mehren Stunden auf dem Marktplatze, die Fenster waren insgesammt von Zuschauern besetzt und selbst auf den Schornsteinen erblickte man Menschen. Als es vom Thurme her die zwölfte Mittagsstunde schlug, wurde unter der Bevölkerung eine Erregtheit bemerkbar und ein Gemurmel durchlief die Reihen; es hieß, Godiwa näherte sich bereits dem Marktplatze. So war es auch. Sie saß auf einem Schimmel und ritt im langsamen Schritt durch die dichtgedrängte Menge. Wie groß war aber

die Enttäuschung aller derjenigen, die da eine Gestalt zu erblicken hofften, wie man Venus malt, als sie aus dem Meeresschaume entsteigt. Nichts Aehnliches war bei Godiwa zu sehen, nur ihr Antlitz, ihre rechte Hand, mit welcher sie den Zügel hielt, und ihre Fußzehen waren sichtbar; ihre übrigen Glieder deckte ein dichter Schleier ihres reichen Haares, welches sich über ihren ganzen Körper ergoß, so daß davon nicht einmal die Contouren sichtbar waren, und da sich kein Lüftchen bewegte, so blieben ihre goldigen Haare in derselben Lage, ohne den lüsternen Blicken etwas von ihrer weißen Haut erblicken zu lassen. Somit hatte sie ihre Vaterstadt vor Plünderung gerettet.

Doch selbst das, was die Ritter an ihr gesehen, genügte, um ihre Herzen in Aufregung zu bringen. Ein Mädchen, welches einen solchen Haarschmuck besaß, deren Hände so klein, weiß und schön geformt, deren Gesichtszüge die einer Göttin waren, konnte nicht anders, als Liebe und Begierden erregen. Namentlich war es Sir Walter Tyrrel, der hoch und theuer schwur, niemand als er dürfe Godiwa besitzen und wenn es ihm alle seine Schlösser kostete.

„Du magst den Besitz haben, doch nur als Lehen von mir", rief König Wilhelm, „und ich werde diese stolze Veste am ehesten in Besitz nehmen."

Dies war viel leichter gesagt als ausgeführt. Ein so hochherziges Mädchen, wie Godiwa, die Enkelin eines Königs, zeigte sich dem Könige nicht so willig, wie er

eitel genug war, dies zu hoffen, und ihre Sprödigkeit versetzte ihn in die größte Wuth, die er ihren Landsleuten, den Sachsen, fühlen ließ. Einmal wurden auf seinen Befehl fünfzig der angesehensten Bürger von Coventry gefangen genommen, und zwar unter dem nichtigen Vorwande, weil ein Hirsch im königlichen Reviere, welches in der Nähe dieser Stadt lag, erschlagen gefunden wurde, und Wilhelm die Schuld auf die Coventryer schob. Der Befehl wurde von Walter Tyrrel vollzogen.

Godiwa ging zu diesem Ritter und bat ihn um Aufschub für die Verurtheilten. Möglich, daß sie es erfahren, welchen Eindruck ihr Aeußeres, von welchem er nur ihre Haare und ihr Antlitz gesehen, gemacht hatte, und hoffte, ihn zum Mitleid zu bewegen.

„Schöne Godiwa, forderteſt Du mein Leben", sagte der Ritter, „willig legte ich es Dir zu Füßen, doch meinem gesalbten Gebieter nicht zu gehorchen, wäre wider Ritterpflicht."

„Dir geht also jener Tyrann, der Dich verhöhnt, über die Bitten eines Mädchens, welches Du zu lieben vorgiebst, und welches bereit wäre, sich Dir zu opfern, wie sie sich ihren Landsleuten geopfert, wenn Du das Land von einem Ungeheuer befreiteſt."

„Was? Du willigteſt ein, mir Deine Hand als Gemahl zu reichen? Du schauderteſt nicht, wenn das Blut eines Königs daran klebte?" frug sie Tyrrel.

„Ich würde es mit den Zähren meiner Dankbarkeit wegwaschen", war Godiwas Antwort.

Tyrrel entgegnete nichts. Er hielt die Bürger unter Gewahrsam und blieb in Coventry so lange, bis ihn Wilhelm zu sich nach Wincheſter rufen ließ. Er hatte mittlerweile Gelegenheit gehabt, Godiwa täglich zu sehen und zu sprechen, und wußte, welcher Lohn ihn erwartete, wenn er vollführte, was sie von ihm erwartete. Eine Gelegenheit bot sich ihm bald.

Wie Wilhelm der Eroberer, so war auch sein Sohn, Wilhelm der Rothe, ein leidenschaftlicher Waidmann, und diesem Vergnügen zu lieb wurden zuweilen die üppigsten Saaten zertreten, so daß es kein Wunder ist, wie in England der Aberglaube, die Jagd sei eine Erfindung des Teufels, am eheſten aufkam.

Bei einer großen Hirschjagd hatte sich der König sehr tief in den Wald gewagt, um der Meute zu folgen. Ein großer Hirsch kam ihm zu Gesicht, er schleuderte seinen Speer gegen ihn, doch verletzte er das Thier nur, und dieses sprengte mit gesenktem Haupte auf das Roß des Königs los. Da schwirrte ein Pfeil durch die Luft und traf den König durch die Lunge, so daß dieser vom Pferde stürzte und bald seinen Geist aufgab. Es war Sir Walter Tyrrel, der sein Versprechen bei Godiwa eingelöst. Dem hinzueilenden Gefolge sagte er, er habe auf den Hirsch gezielt und aus Versehen den König getroffen. Niemand zweifelte an der Wahrheit seiner Aussage, denn Alle wußten, wie Tyrrel zu den Lieblingen Wilhelms des Rothen gehört hatte; diesen selbst aber liebte niemand, so daß, wenn die Leute es auch geahnt

hätten, der Schuß sei nicht zufällig, sondern geflissentlich auf den König abgeschossen worden, es keinem eingefallen wäre, Tyrrel dafür zur Verantwortung zu ziehen. Dennoch traute der Ritter dem Landfrieden nicht, denn er verließ England, um sich nach Frankreich zu begeben, wo er aber nicht lange blieb, sondern nach Palästina wanderte, von wo er nimmermehr zurückkehrte.

Diese interessanten Details liefert uns ein altes Manuscript aus dem XII. Jahrhundert, welches zur Zeit der Reformation in einem Kloster der Benediktiner von Coventry gefunden wurde und sich gegenwärtig im Archive der Familie Calthorp befindet. Es führt den Titel: „Mystery revealed, how King William Rufus was shot by Sir Walter Tyrrel for the sake of the beautyful maiden Godiwa of Coventry.“ (Das enthüllte Geheimniß, wie König Wilhelm der Rothe vom Ritter Walter Tyrrel erschossen wurde, der schönen Jungfrau Godiwa von Coventry zu Gefallen.)

In einer anderen Bibliothek im Nordwesten Englands habe ich eben so interessante historische Details aus dem Leben der Könige Heinrich I. und Stephan gefunden. Sie lieferten mir einen weiteren schlagenden Beweis dessen, was ich schon öfters angeführt, daß man der Weltgeschichte nicht unbedingt trauen darf.

Schon in der vorhergehenden Erzählung ist deutlich sichtbar, daß diese viel plausibler ist, als die allgemein angenommene. In der Weltgeschichte heißt es nämlich: Sir Walter Tyrrel habe den König, den niemand geliebt,

erschossen. Doch wanderte er, von Furcht getrieben, zuerst nach Frankreich aus, um sich dann nach Palästina zu begeben? Wozu dies, wenn ihn niemand, der Bruder des verstorbenen Königs, Heinrich I., am wenigsten, verfolgte? Man weiß, daß die drei Brüder — die Söhne Wilhelms des Eroberers — sich gegenseitig haßten, daß jeder von ihnen ein anderes Naturell besaß; daß Robert aufbrausend, doch tapfer, leichtsinnig, doch ziemlich gutherzig, Wilhelm hingegen tückisch, boshaft, rachsüchtig, ränkevoll und neidisch, endlich aber Heinrich ein gutmüthiger, sanfter, heiterer, die Wissenschaften liebender Mensch war, der nur einen einzigen Fehler besaß: daß er als Normann die Angelsachsen verachtete, ohne sie jedoch so zu unterdrücken, wie es sein Vater und sein Bruder gethan hatten. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß es Gewissensbisse waren, welche Tyrrel nach Palästina trieben, so daß er sogar Godiwa, derentwillen er den Mord verübt, vergaß. Diese Ursache ist auch im oben angeführten Manuscripte angegeben.

Von Heinrich I. erzählen die alten, der Welt verborgen gebliebenen Chroniken etwas, was die Geschichte ganz recht hat, zu verschweigen; denn dies ist wirklich nicht für ein großes Publikum, eben weil es gar zu skandalös ist, wenigstens nach unseren europäischen Begriffen. Das eine dieser Bücher schildert ihn als einen, gewissen widernatürlichen Lastern ergebenen Menschen, wie es später Jakob I. und Wilhelm III. von England und Heinrich III. Valois von Frankreich waren, ja sogar

noch schlimmer; denn von den genannten drei Königen weiß man nur soviel, daß sie sich die Gegenstände ihrer widernatürlichen Lüste außerhalb der Familie suchten, während Heinrichs Wahl auf seine nächsten Angehörigen fiel.

Nicht anders war auch Heinrichs I. Sohn, ein sonst viel versprechender Jüngling, doch eben so unglücklich in der Wahl des Gegenstandes seiner Liebe. Ich will, anstatt einer ausführlichen Erzählung, nur den Schluß eines Kapitels aus einem der von mir erwähnten Bücher geben:

„So sind denn Beide umgekommen", heißt es in dem Buche. „Es war eine gerechte Strafe Gottes. Die Erde konnte zwei Geschöpfe auf ihrer Oberfläche nicht leiden, die mit einander gesündigt, deshalb sollten sie den Ungeheuern des Meeres zur Speise dienen, damit nicht eine Spur von ihnen übrig bleibe. Noch größer war die Strafe des alten Königs, den der Gram später tödtete. Er hat niemals wieder gelacht. Er litt drei volle Jahre. Wohl ihm, daß ihm soviel Zeit blieb, um zu bereuen. Die Strafe der jüngeren Sünder war eine geringere, weil ihre Sünde auch nicht so groß war. Wer hat sie dazu gebracht, daß sie mit einander sündigten? Niemand, als ihr Vater. Sie würden vielleicht tugendhaft geworden sein, wenn sie anders erzogen worden wären."

Um denjenigen meiner Leser, die die Geschichte Englands nicht genau kennen, einige Aufklärung über das Ende der beiden Kinder Heinrichs I. zu geben, füge ich hinzu, daß der König mit ihnen, seinem Sohne Heinrich

und seiner Tochter Maude, nach Frankreich reiste, um den ersteren von den Normannen als Herzog anerkennen zu lassen. Nach beendigter Huldigung reisten Alle zurück nach England, auf zwei verschiedenen Schiffen: in dem einen der König, in dem anderen seine beiden Kinder. Die Matrosen hatten sich indessen einen Rausch angezecht, und das Schiff wurde, da das Wetter sehr rauh war, an einen Felsen geschleudert, so daß es zerschellte. Der junge Prinz entkam zwar anfangs auf einem Nachen, und würde gerettet worden sein; da hörte er seiner Schwester Stimme, die nach ihm rief und ihn um Hülfe anflehte. Er stürzte sich hierauf in die Wogen, und kaum hatte er das zertrümmerte Schiff erreicht, als er mit demselben und seiner Schwester unterging.

Es fällt mir nicht ein, ein Laster vertheidigen zu wollen, welches nur dem menschlichen Geschlechte eigen ist, und eben deshalb für widernatürlich gehalten werden kann; doch gehe ich auch nicht so weit, um mein Anathema darüber unbedingt auszusprechen, nachdem es von unzähligen Völkern, namentlich im Oriente, nicht als Laster betrachtet wird. Das wahre Kriterion einer sündhaften Handlung ist, wenn sie als solche zu allen Zeiten und von allen Menschen erkannt wird, und man nur bei gewissen Fanatikern — wie bei den Thugs in Ostindien oder überspannten Narren — eine Ausnahme findet. Dasselbe gilt von der Geschlechtsliebe zwischen Verwandten in den allernächsten Verwandtschaftsgraden und von der Vielweiberei. Selbst die Gesetzgebung ist in

den letzten Jahrzehnten nachsichtiger bei solchen Fällen, wie überhaupt die individuelle Freiheit immer mehr Raum gewinnt, und sich Alles auf drei Hauptsätze des Naturrechtes reduciren läßt, nämlich: 1) Thue nicht, was Du nicht willst, daß es Dir geschehe; 2) Freiheit ist, was die Freiheit und den Comfort unserer Mitmenschen nicht stört; 3) Was Dir und mir recht ist, darein hat ein Dritter nichts zu reden.

Indessen sind alle diese Sätze, namentlich der zweite und dritte, sehr leicht zu ausgedehnt zu verstehen, und gerathen sogar mit einander in Collision, so daß die Gesellschaft noch immer das Recht hat, die Freiheit der Menschen, wenn es das Wohl des Staates so mit sich bringt, zuweilen auch einzuschränken, bis der Mensch fähig werden kann, sich selber zu regieren.

Ich habe mich zu sehr in Reflexionen vertieft, und muß einen Anlauf nehmen, um aus denselben zu kommen; somit übergehe ich auf den vierten König der Normännischen Dynastie, Stephan.

Stephan wird von vielen englischen Geschichtschreibern ein Usurpator genannt, weil er kein Abkomme der männlichen Linie Wilhelms des Eroberers ist. Immerhin ist er sein Enkel, und zwar der Sohn seiner Tochter Adelheid und ihres Gatten, des Grafen von Blois.

Es ist sonderbar, wie die englischen Genealogen mit den männlichen und weiblichen Abkömmlingen umspringen. Weshalb soll Stephan nicht mehr Recht gehabt haben, als Mathilde, die Enkelin Wilhelms des Eroberers?

Ist es nicht dasselbe, ob der Zweig im zweiten oder im dritten Grade vom Stamme abweicht? Derselbe Fall war auch bei den Lancasters und Yorks, und dies ist auch jetzt der Fall, wo die Tochter des Herzogs von Kent den übrigen Söhnen Georgs III. vorangegangen ist, und die Race der Hannover-Lüneburger in eine Sachsen-Coburg-Gothasche verwandelt worden ist.

Heinrich I. hatte nach dem Tode seines einzigen Sohnes keinen männlichen Erben; nur eine Tochter, die Kaiserin Mathilde. Ebenso, wie Harold sich auf den Thron Englands gesetzt hat nach dem Tode Edwards des Bekenners, that es auch Stephan, obschon man ihm vorwirft, er habe Mathilden seine Huldigung noch bei Lebzeiten ihres Vaters dargebracht. Dies that ja auch Harold, weil er gezwungen wurde. Stephan war ein sehr tapferer Mann, dessen einziger Fehler darin bestand, daß er den Pfaffen und namentlich dem Papste, welcher die Kaiserin Mathilde unter seinen Schutz genommen hatte, nicht huldigte. Deshalb wird er von den Geschichtschreibern jener Zeit, den Mönchen, angeschwärzt.

Das eine jener Manuscripte, deren ich vorhin erwähnt, erzählt eine ganz abscheuliche Skandalgeschichte von dieser Kaiserin Mathilde. Es heißt darin, diese habe während dem Kriege einmal einen Waffenstillstand mit Stephan geschlossen und einen Pfaffen, einen Abt von Fulda, als Unterhändler zu ihm geschickt, welcher ihm einen Dispens vom Papste zu erwirken versprach,

wenn er sich von seiner Gattin scheiden lassen und Mathilde heirathen wollte.

„Ich kenne meine Gattin viel zu gut, als daß ich sie nicht lieben sollte; die Kaiserin hingegen kenne ich nur ihrem Aeußeren nach", erwiderte Stephan.

„Es hängt ganz von Euch ab, sie näher kennen zu lernen; sie will Euch keine Katze im Sacke verkaufen", sprach der Herr Abt, der gleichzeitig das ehrsame Amt eines Kupplers vertrat.

Da sich die Kaiserin ihrem Mitbewerber um die Krone in dieser Weise angeboten hatte, war der letztere galant genug, es auf eine Probe ankommen zu lassen. Es scheint jedoch, daß sie ihn nicht sehr befriedigte, denn der Krieg brach aufs Neue aus, bis es Stephan gelang, Mathilde gefangen zu nehmen, so daß sie ihre Freiheit erst nach seinem Tode wieder gewann.

Dieselbe Chronik erzählt auch, welcher Mittel sich diese hohe Dame bedient, um sich Parteigänger zu schaffen. Sie waren nicht besser, als diejenigen Marias von Stuart und anderer Fürstinnen, die ihren Heerführern, anstatt des Siegers Eichenlaub, die Lieblingsblumen Amors und seiner Mutter, um die Schläfe wanden.

III.

Heinrich II. — Seine eifersüchtige Gattin, Eleanor von Portugal. — Woodstock. — Heinrichs Liebesverhältniß mit Rosamunde Clifford. — Er läßt sich mit ihr im Geheimen trauen. — Bigamie. — Verschwörung der Söhne Heinrichs gegen das Leben ihres Vaters. — Der Erzbischof Thomas Beckett. — Der verrätherische Beichtiger. — Ermordung Rosamundens. — Ermordung des Erzbischofs Thomas Beckett. — Johanns Undankbarkeit. — Richard Löwenherz. — Johann ohne Land. — Amoretten. — Heinrich III. — Schottland: Duncan, Macbeth, Malcolm.

Der erste wahrhaft galante König Englands, der sich, obschon verheirathet, eine Maitresse hielt, war Heinrich II., aus dem Hause Plantagenet, der fünfte König aus normännischem Blute, ein Enkel Heinrichs I. und Sohn der Kaiserin Mathilde und ihres zweiten Gatten, des sächsischen Earls Plantagenet.

Die Geschichte Heinrichs II. und seiner Geliebten, der schönen Rosamunde Clifford, ist nicht nur in England, sondern sogar in Deutschland sehr bekannt, und zwar ward sie dazu durch einen berühmten deutschen Dichter, Theodor Körner, der es geliebt haben mußte, sich Stoffe zu seinen Dramen aus dem Auslande zu

holen, wie dies seine beiden besten Trauerspiele: „Zrinyi“ und „Rosamunde“, beweisen.

Wenn ein Dichter von der historischen Wahrheit abweicht und die Data falsch ansetzt, so ist ihm dies viel weniger übel zu nehmen, als einem Historiker. Hat es ja schon Horaz in seiner „Ars poetica“ gesagt: „Cuncta licent stultis, pictoribus atque poetis, quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.“

Diese Freiheit hat Körner in den beiden Trauerspielen benutzt, nur daß er sie in „Zrinyi“ besser ausgebeutet, als in „Rosamunde“. In „Zrinyi“ nämlich läßt er die Gattin des Helden und ihre Tochter Helene durch das Sprengen eines Pulverthurms, worein sie selber die Fackel geworfen, sterben, während diese beiden Damen in Wirklichkeit nicht in Szigethvár sich befanden, als Zrinyi diese Veste so tapfer gegen Sultan Soleiman II. vertheidigte, doch zuletzt endlich bei seinem letzten Ausfall umkam: sondern in Wien, am Hofe des Kaisers Maximilian II.

In „Rosamunde“ hingegen läßt Körner die vier Söhne Heinrichs II. als hoch aufgeschossene Jünglinge auftreten, so daß selbst sein jüngster Sohn, Johann, als ein Junge von sechszehn bis siebenzehn Jahren erscheint, die übrigen aber an der Grenze des Mannesalters angekommen sind; mithin macht er den Helden seines Stückes, Heinrich II., zu einem Manne, welcher den Aequator seines Lebens bereits überschritten und sich dem Nordpole nähert, nämlich er muß wenigstens für

achtundvierzig Jahre alt gehalten werden. Dies ist aber ein Alter, wo ein Mann — zumal einem jungen Mädchen, welches nicht aus Berechnung liebt — schwerlich eine Leidenschaft einflößen kann. Man kann hier nicht anführen, Rosamunde habe Heinrich geliebt, weil er König war, denn sie wußte es nicht, da er sich ihr unter einem fremden Namen vorgestellt hatte, als einfacher Ritter.

Körner mußte diesen Fehler später eingesehen haben, und, da er sich nicht anders zu helfen wußte, läßt er im vierten Akte zwei Kinder Rosamundens auftreten, er macht sie also älter. Doch auch dies ist ein Fehler, denn indem er den Anfang des Liebesverhältnisses Heinrich zu Gefallen verlängert, macht er Rosamunde um so viel älter, und es ist sonderbar, daß sich der Jüngling Richard in sie, in eine Person, die bedeutend älter sein muß, als er, verliebt. Dies ist wenigstens ein nicht alltägliches Vorkommniß, und nur die außerordentliche Schönheit Rosamundens dient dem Dichter als Entschuldigung.

Meiner Meinung nach hat Körner sein Drama deshalb so verfaßt, weil er in Verlegenheit war, woher er genug Personen nehmen sollte; vier Prinzen aber — Heinrich, Richard, Gottfried und Johann — liefern schon ein anständiges Dramencontingent, und er — Körner — hat es auch verstanden, den Umstand auszubeuten, daß sich diese Prinzen mit dem Vater überwarfen, was wirklich geschah, obschon um viele Jahre später, als Heinrichs Liebesverhältniß mit Rosamunde Clifford bestanden.

Die englischen Geschichtschreiber — namentlich Hume und Smollett — betrachten dieses Liebesverhältniß des Königs als viel zu geringfügig, um demselben eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie gehen darüber leicht hinweg, kaum daß sie die Jahreszahl des Todes Rosamundens erwähnen. Heinrichs II. Regierung bietet andere viel interessantere Episoden aus seinem Leben, namentlich sein Zerwürfniß mit seinen Söhnen, ihre Verschwörung wider ihn, dann sein langwieriger Streit mit dem stolzen Prälaten, dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Beckett, als daß eine kleine Liebesintrigue, welche freilich einen traurigen Ausgang hatte, sie so sehr beschäftigte.

Für mich aber bietet dieses Liebesverhältniß einen reichlichen Stoff, als Beitrag zu den Skandalgeschichten der europäischen Höfe, ebenso, wie ein späteres anderes Liebesverhältniß desselben Königs, von welchem Körner ebenfalls wissen mußte, da er es in seinem Drama „Rosamunde" benutzt hatte. Nicht weniger hierher passend ist sein Streit mit Thomas Beckett und jener mit den vier Prinzen, obschon in der Wirklichkeit die Charakteristik der letzteren eine ganz andere ist, als im Drama des berühmten deutschen Dichters, doch — „cuncta licent" — weshalb hätte Körner diese Freiheit nicht benützen sollen, zumal in einem Drama, welches von den aristotelischen und horazianischen Regeln in anderer Beziehung schon viel zu beengt ist, als daß es wenigstens diese eine nicht ausbeutete.

Der berühmteste historische Romantiker der Neuzeit, Walter Scott, verfährt übrigens mit dem Lesepublikum aufrichtig: er sagt es in seinen Vorreden und in seinen Noten, wo er von der historischen Wahrheit abgewichen, namentlich in Wawerley, Quentin Durward und Peveril. In der Vorrede des letzterwähnten Romans gesteht er selbst, daß er die Gräfin von Derby, welche zwanzig Jahre früher gestorben, als die in seinem Romane angeführten Ereignisse stattgefunden, der Fiction zu lieb ins Leben gerufen. Sonst sind die Herren Engländer in Behandlung von historischen Sujets viel skrupulöser, als alle anderen Dichter.

Der Schauplatz der Liebesabenteuer Heinrichs II. war Woodstock, ein schönes Schloß zwischen Oxford und Cheltenham, unweit von der Stelle, wo die Themse entspringt, mitten in einem Walde gelegen. Zur Zeit der großen Revolution im XVII. Jahrhundert ward dieses königliche Schloß von den Obersten Cromwells genommen, geplündert, und da die Herren Puritaner etwas von Omars Grundsätzen besaßen, der die berühmte Alexandrinische Bibliothek verbrennen ließ, weil er sagte: „die dort enthaltenen Bücher enthielten entweder das, was auch im Koran steht, oder etwas Anderes; im ersteren Falle wären sie überflüssig, im letzteren aber sündhaft, und wurden zum Autodafé verurtheilt. So machten es auch die Puritaner; wenn die Bücher, die sie in Bibliotheken fanden, nicht das alte oder neue Testament waren, wurden sie zerstört, oder, was noch häufiger geschah, von

den Officieren und Soldaten eingesteckt, um an Liebhaber verkauft zu werden, zumal wegen ihres kostbaren Einbandes.

So gerieth auch eine sehr alte Handschrift aus dem XII. Jahrhundert nach Christi Geburt aus dem Schlosse Woodstock unter die Hände des Schwagers von Cromwell, des Obersten Desborough, der es seinem Freunde Milton, dem Dichter des „verlornen Paradieses", schenkte. Nach dem Tode Miltons wurde es mit dessen übrigem Nachlasse versteigert, bis es endlich in die Hände eines Antiquarbuchhändlers in der Holywell-Street gerieth, von dem ich es für einen meiner Bekannten um einen ziemlich hohen Preis — um 60 Guineen — erhandelte, da ich, darin blätternd, einen seltenen Schatz für Alterthumsforscher erkannte.

Der Verfasser dieses, auf Pergament geschriebenen, seltenen Buches, war wieder ein Mönch, und zwar einer des Benediktinerordens, dessen Namen Machen, die Walter Scotts Romane gelesen, nicht unbekannt sein wird. Es war eine Person, welche im Roman „Ivanhoe" eine Rolle spielt, der Prior Aymer, zu jener Zeit, als er das Manuscript verfaßte, ein junger Mann. Wäre er alt gewesen, wie er es geschrieben, so würde er über Liebe nicht so nachsichtig geurtheilt haben. Die in seinem Manuscripte angeführten Ereignisse hatte er zwar nicht selber erlebt, doch mußte er sie aus sehr guten Quellen geschöpft haben, dies zeugt die Weitschweifigkeit, mit welcher er dieselben behandelt.

Das Manuscript spricht von der Liebschaft Heinrichs II. mit Rosamunde Clifford, von dem Tode des Erzbischofs Thomas Beckett, von Eleanor von Portugal, der Gattin des Königs, ihren Intriguen, und endlich von der Rebellion der Söhne Heinrichs II., ziemlich ausführlich.

Ich weiß nicht, ob die Geschichtschreiber von der Existenz dieses Manuscripts Kenntniß besaßen, daß aber Theodor Körner davon niemals Kenntniß gehabt haben konnte, ist nur zu klar.

Nach diesem Buche war Heinrich II. nicht mehr als 32 Jahre alt, als er die Bekanntschaft Rosamundens gemacht hatte. Er war bereits seit fünf Jahren mit Eleanor von Portugal vermählt; seine beiden älteren Söhne, Heinrich und Richard, waren kleine Knaben von vier und zwei Jahren, und die Königin befand sich in gesegneten Umständen, und zwar mit ihrem dritten Sohne, Gottfried.

Sie mußte ein fürchterlicher weiblicher Hausdrache gewesen sein. Heinrich hatte sie nur ihrer reichen Mitgift wegen geheirathet, denn sie war nichts weniger als schön und sogar um drei Jahre älter als ihr Gatte. Es ist demnach nicht zu wundern, wenn der Letztere ihr untreu ward. Weder schön, noch jung, noch liebenswürdig, was hätte ihn an sie fesseln sollen?

Wie alle Fürsten und Ritter der älteren und auch die meisten Kavaliere der neueren Zeit, zumal in England, war Heinrich ein leidenschaftlicher Waidmann. Es ist nur zu gewöhnlich, daß Männer, die der Leidenschaft der Liebe gewaltsam entfremdet werden, eine andere suchen,

welche diese ersetzen soll. So ist es auch jetzt, sowohl unter den Herren der höheren Stände, wie selbst unter den Proletariern und auch den Spießbürgern. Für die letzteren dient das Spiel — auf der Börse oder am grünen Tische, für die Proletarier die Kneipen, für die Aristokratie das Revier, wo sie jagen, als Rückzugspunkt, wohin sie vor dem Keifen ihrer Ehehälften flüchten.

Der Hof hielt sich zu jener Zeit in Oxford auf. Von dort ist es nicht weit nach Woodstock.

Hierher kam der König. Als er eines Tages eine Hirschkuh verfolgte, rettete sich das Thier in ein Gehöft und blieb dort vor einem schönen Mädchen stehen. Es war ein gezähmtes Thier. Dem Waidmann entsank der Speer, als er die schöne Jungfrau erblickte, in deren Schoße die Hirschkuh ihren Kopf barg, als wollte sie sie um Schutz anflehen. Ein Gespräch erfolgte zwischen dem Jäger und dem Mädchen. Er erkundigte sich nach ihrem Namen und erfuhr, sie sei eine Waise, die Tochter eines normännischen Ritters, Anhängers der Mutter Heinrichs II., Mathilde Plantagenet, Namens Ralph Clifford; sie selber nannte sich Rosamunde. Nun kam die Reihe an sie zum fragen, und Heinrich gab ihr einen falschen Namen an, er nannte sich den Ritter Bertrand de l'Estrange.

Die schöne Rosamunde hatte nur eine alte Amme zur Tugendwächterin, und eine solche konnte durch Zureden und Geschenke leicht gewonnen werden. Am bestechendsten aber war des Königs Schönheit und Galanterie, so daß das Liebesverhältniß bald geknüpft wurde. Der König

hatte, um Rosamundens Gewissensskrupel zu beschwichtigen, sich mit ihr insgeheim trauen lassen, doch unter der Bedingung, daß sie, so lange sein Vater lebte — da er diese Nothlüge vorschützte — seine Heirath nicht öffentlich machen durfte.

Einem Mädchen, welches aus seinen vier Pfählen und dem kleinen Weichbilde niemals heraustritt, die Anlockungen der Welt also durchaus nicht kennt, genügt wirklich Liebe, sie ist demselben Alles in Allem. Dies war auch bei Rosamunde der Fall, und sie sehnte sich niemals aus dem Walde heraus.

Damit es aber ihr außer ihrer Liebe auch sonst nicht an Zerstreuung fehlte, ließ der König ein schönes Jagdschloß — Woodstock — erbauen, und, nachdem sie ihn mit einem Kinde beschenkt, sollte sie dieses bewohnen. Er umgab sie mit einem glänzenden Gefolge, schenkte ihr prachtvolle Kleider, Schmuck und Silberzeug, wie es für die Gattin eines Ritters oder Barons anständig war zu besitzen.

Es ist wunderbar, wie pfiffig der König in der Verheimlichung seiner Liebe war, daß Niemand davon auch nur das Geringste erfuhr. Die männliche und weibliche Dienerschaft, mit welcher er Rosamunde umgab, war dem Könige auf Leben und Tod ergeben, und verließ das Schloß ebenso wenig, wie die schöne Herrin.

Es war dennoch unmöglich, Alles so geheim zu halten, daß Rosamunde nichts erfahren sollte, wer eigentlich ihr

Geliebter oder Gatte — denn für diesen hielt sie ihn — sei. Als sie dies endlich erfuhr, war es aber zu spät in jeder Beziehung. Es kümmerte sie auch nicht sehr, ob sie verheirathet sei oder nicht, wenn er ihr nur treu blieb. Sie fand sich in seiner Liebe glücklich und höher stehend, als ihre Nebenbuhlerin, die Königin, die Heinrich ihretwegen verlassen. Sie machte ihm deshalb auch keine Vorwürfe, sondern verwahrte das Geheimniß ihrer Liebe vor der Außenwelt noch sorgfältiger.

Nicht so zufrieden fühlte sich aber Eleanor. In den ersten Monaten, als Heinrich mit Rosamunde das Liebesverhältniß anknüpfte, war die Königin, wie ich eben bemerkt, in gesegneten Umständen, und später folgte das Wochenbett; der König hatte folglich eine gute Ausrede dafür, daß er bei ihr seinen ehelichen Pflichten nicht nachkam. Doch nachdem er die Erfüllung derselben auch nach dieser Periode nur sehr lässig betrieb und seine Abwesenheit von zu Hause länger währte, als es für einen guten Ehemann schicklich war, da regte sich im Busen Eleanors ein dunkles Gefühl des Argwohns und der Eifersucht, welches von Tag zu Tag zunahm, und sie ihm nachspüren ließ, um zu erfahren, wo er so lange ausbleibe, und wohin er sich begebe.

Es vergingen Jahre, ehe sie ihn an einer Untreue erwischen konnte. Alle ihre Kundschafter, die sie ihm nachschickte, kehrten ohne Nachricht zurück, sie wußten nur so viel, daß er mit diesem oder jenem Ritter dem Vergnügen der Jagd nachhing und ein Jagdschloß bauen ließ. Sie

forderte ihn auf, ihr dieses Jagdschloß sehen zu lassen; er machte anfangs Ausflüchte, bis er sie endlich dahin führte; doch hatte er Rosamunde von Eleanors nahender Ankunft in Kenntniß gesetzt, und diese begab sich zu ihrer Wärterin, nach jener verborgenen Hütte im Walde, wo sie ehemals gewohnt, so daß die Königin auch diesmal nichts Gewisses erfuhr.

So manöverirten die beiden Eheleute gegen einander. Das Verstecken und Suchen wurde in die Jahre fortgesetzt. Die Königin war überzeugt, ihr Gatte betrüge sie, sie wollte also nur ihre Nebenbuhlerin zu Gesicht bekommen. Wie sie sich rächen sollte, das hatte sie seit längst beschlossen.

Wie sollte sie aber auf eine Spur kommen, nachdem alle Mittel versucht worden, und keines nützte? Ihre Leute waren zu ungeschickt, der König hingegen zu vorsichtig.

Schon zu jener Zeit stand Heinrich II. mit dem Erzbischof Thomas Beckett auf gespanntem Fuß. Dieser Prälat hatte dasselbe versucht, was Lanfranc, doch ebenso ohne Erfolg; Heinrich wollte England und sich dem Papste nicht steuerpflichtig machen.

Die Königin dachte nun, sie könnte Beckett für sich gewinnen, und wenn dieser sich mit ihr verbände, brächten sie es vielleicht heraus, was hauptsächlich die Königin, mittelbar aber auch den Erzbischof zu wissen interessirte, denn die Immoralität Heinrichs lieferte dem ränkevollen Pfaffen eine starke Waffe gegen seinen Monarchen.

Ein Sprichwort sagt: „Wo der Teufel nichts ausrichten kann, schickt er an seiner Stelle ein altes Weib oder einen Pfaffen.“ Dieses Sprichwort bewährte sich auch hier.

Die katholische Geistlichkeit hat es seit jeher verstanden, mit den Sakramenten ein Spiel zu treiben und diese zu ihrem eigenen Vortheile zu gebrauchen, namentlich das Sakrament der Beichte.

Durch einen seiner Untergebenen, den er in die Gegend von Woodstock schickte, erfuhr Beckett Alles, nach einer stattgehabten Ohrenbeichte, was er und Eleanor zu wissen brauchte.

Die beichtende Person hatte ihrem Beichtiger auch von der geheimen Ehe gesagt, weil sie eine der Zeuginnen dabei war. Diese Nachrichten waren also Beckett noch viel willkommener als selbst der Königin, denn nun glaubte er, den König in seinen Händen zu halten. Dadurch, daß dieser einer Polygamie sich schuldig gemacht, konnte er wann immer in den Kirchenbann gelegt werden, und nur die Leidenschaftlichkeit Eleanors war schuld daran, daß die Geistlichkeit nicht schon zu Zeiten Heinrichs II. Oberhand gewann.

Sie hatte zwar Beckett versprochen, nichts zu unternehmen, ehe sie sich mit ihm berieth, und er den König gesprochen; doch ihre Ungeduld, ihr Haß gegen ihre Nebenbuhlerin und andere schlimme Leidenschaften, litten sie nicht zu Hause, sondern sie fuhr mit einem großen Gefolge nach Woodstock, wo sie Rosamunde überraschte, da

diese vom König nicht gewarnt wurde, weil er von der Abreise Eleanors nichts wußte, und selber nach Canterbury zu Beckett reiste, der ihn unter einem schicklichen Vorwand dahin gelockt hatte, um ihn ganz sicher zu verderben.

Indessen war Eleanor nach Woodstock gekommen, und nur einem der vertrauten Diener Rosamundens war es gelungen, unbemerkt aus der Gegend zu kommen, um dem Freunde des Königs, dem Earl Humphrey Bohoun, zu melden, wie das Jagdschloß des Königs vom Gefolge Eleanors besetzt worden, und diese ihre Nebenbuhlerin gefangen nehmen ließ. Humphrey Bohoun entsendete sogleich mehre Botschafter auf den schnellfüßigsten Rossen, die den König daran hindern sollten nach Canterbury zu reisen, sondern ihn zurückriefen, weil seiner Geliebten von der Königin her Lebensgefahr drohte. Es war zu Croydon, wo der Bote Humphrey Bohouns den König antraf und ihm die schlimmen Nachrichten mittheilte. Heinrich wendete sich plötzlich vom Süden nach Norden, ritt mehre Pferde zu Tode, kam aber leider zu spät in Woodstock an, denn er traf Rosamunde bereits sterbend. Die Königin hatte sie gezwungen, Gift zu nehmen, nachdem sie ihren Kindern Dolche auf die Brust setzen ließ. „Entweder siehst Du Deine Bastarde vor Deinen Augen verbluten oder Du leerst den Inhalt dieser Phiole", sagte die Königin zu ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin, und als diese ihrem Befehle folgend, das Gift hinabgeschluckt, brach die Königin sofort auf, machte einen be-

deutenden Umweg, um ihrem Gatten nicht zu begegnen, denn man hatte ihr gemeldet, wie Humphrey Bohoun einen Boten an dem König geschickt.

Der König war ganz außer sich, er schwur bei den Gebeinen des heiligen Petrus den Tod seiner Geliebten an ihren Mördern zu rächen; er ahnte nämlich, daß diese selber nicht die allein Schuldige sei, hoffte aber zu erfahren, wer sie auf die Spur Rosamundens gebracht, und den, der dies that, betrachtete er nicht mit Unrecht als ihren Mitschuldigen. Er ließ die Sache untersuchen, die Dienerschaft seiner verstorbenen Geliebten wurde aufs Schärfste verhört, die wenigsten dieser Leute vermochten aber darüber etwas zu sagen, nur eine der Zofen, dieselbe, durch deren Beichte Alles heraus gekommen war, gab dem König einen Schlüssel zum Erforschen des Geheimnisses. Sie warf sich ihm zu Füßen und sagte, daß sie vor vier Tagen gebeichtet, doch sonst niemals Jemandem etwas über Rosamunde gesagt.

„Ja, Weib", rief der König, „Du trägst mittelbar Schuld an dem Tode Deiner Herrin. Du thatest es jedoch nicht aus böser Absicht, sondern handeltest, wie jeder Mensch an Deiner Stelle gethan haben würde, weil Dich ein schurkischer Pfaffe mit der Heiligkeit des Sakraments betrogen. Nun weiß ich auch, wo ich den Mordanstifter zu suchen habe. Niemand als Beckett konnte ein solches Verbrechen veranlaßt haben. Es soll ihm aber mit Wucher zurückgezahlt werden."

Heinrich reiste sofort nach Canterbury und drang in

Beckett wegen einer Scheidung von seiner Gattin. Der Prälat hatte Eleanor seit dem Tode Rosamundens nicht gesprochen, sie war noch nicht in Canterbury eingetroffen.

„Das, was Du verlangst, oh König, ist unmöglich. Kein Papst würde Dir einen Ablaß für die von Dir begangenen Sünden geben, um so weniger eine Vergünstigung. Das Sakrament der Ehe ist bindend und nur der Tod löst es, so wie jedes andere Sakrament unserer heiligen Kirche für ewig bindet."

„Gehört das Sakrament der Beichte auch zu jenen, die ewig binden, und binden sie den Beichtiger eben so wie den Beichtenden?" frug der König. „Ist es wahr, daß es die größte Sünde ist, die Geheimnisse der heiligen Beichte zu verrathen?"

„Es ist eine der größten Sünden, und auf dem, der sie begeht, ruht der Fluch der Kirche."

„Nun, dann trifft er Dich, stolzer Pfaffe, denn auf Dein Geheiß hat ein Priester das Sakrament der Beichte verrathen. Sein Verbrechen ist ein zweifaches, erstens dieser Verrath selbst, zweitens Veranlassung zum Mord", tobte Heinrich.

„Was sprichst Du stets von Mord?" frug Beckett. „Ich verstehe Dich nicht."

„Du hast einen Deiner Pfaffen nach Woodstock geschickt, um dort ein armes Weib zu bethören, wodurch das Leben des tugendhaftesten Weibes verloren ging. Du bist der Mitschuldige jener portugiesischen Schlange, die aber meiner Rache nicht entgehen wird."

Beckett errieth nun Alles, obschon der König nicht deutlich gesprochen. Er war aber ein solcher Heuchler, daß er sich in Gegenwart des Königs vor einem Altar seiner Stube auf die Kniee warf und in bittere Klagen ausbrach, indem er alle Schuld auf die Königin schob. Der König, der weichherzigste Mann der Welt, wurde von der Heuchelei Becketts gerührt und söhnte sich mit ihm aus, zuletzt gelang es Beckett sogar, ihn dahin zu bringen, daß er aus diesem Skandal keinen größeren Lärm zu machen versprach, und selbst Humphrey Bohoun sollte bewogen werden, darüber zu schweigen. Daß es leicht war, sich des Schweigens aller übrigen Personen zu versichern, braucht nicht erst gesagt zu werden. Dennoch blieb der Nachwelt dieser Skandal nicht verborgen, so wie man auch wußte, daß der König der Königin nie mehr das war, was er einst gewesen; sie lebten, so zu sagen, getrennt von einander, und hinfort legte sich Heinrich keinen Zwang mehr an, wenn ihm eine andere Frau gefiel, er verheimlichte seinen Namen vor keiner derselben, und welches Weib würde einem Könige widerstanden haben? So fehlte es demnach Heinrich bis in sein vorgerücktes Alter niemals an Liebschaften.

Als Eleanor erkannte, daß sie die Liebe ihres Gatten, die sie seit dem Augenblicke, in welchem er mit Rosamunde Clifford bekannt geworden, nur halb besessen, nach der letzteren Tod für immer verscherzt hatte, verlegte sie sich aufs Intriguiren, und war in dieser Beziehung eine treue Verbündete des Erzbischofs von Canterbury ge-

blieben. Sie hetzte später auch drei der Söhne, Heinrich, Gottfried und Johann, gegen ihren Gatten, nur Richard war anfangs nicht zu bewegen, sich seinen Brüdern anzuschließen; Johann aber, schon als Jüngling von 15 Jahren charakterlos und treubrüchig, verrieth die Verschwörung, an welcher er selber betheiligt gewesen, an seinen Vater, als er sah, wie sich alle Barone und Ritter zu ihm geschlagen, und der Anhang der Prinzen ein sehr geringer war. Dieser, von Johann an seinen Brüdern verübte Verrath, machte es, daß er von seinem Vater den übrigen vorgezogen wurde, und er ihn stets seinen lieben Benjamin, den Sohn seiner Seele, nannte.

Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Heinrich II. das Gelübde abgelegt, das heilige Grab zu Jerusalem besuchen zu wollen; doch wurde er daran stets verhindert, namentlich machten ihm seine Söhne viel zu schaffen, die sich neuerdings mit Eleanor und Beckett verschworen, und zwar sogar gegen sein Leben. Diesmal hatte auch Richard an der Verschwörung theilgenommen, und die Brüder loosten darüber, wer ihn umbringen sollte. Gottfried erklärte jedoch, er sei zu Allem bereit, nur nicht dazu, seinem Vater das Leben zu nehmen. Somit loosten nur die drei übrigen, und das Loos traf Richard.

Dieser Prinz glaubte sich durch seinen Vater in seiner Liebe gekränkt, denn seine Mutter Eleanor redete ihm ein, Heinrich II. bewerbe sich ebenfalls um die Gunst der schönen Isabella Chobham, der Geliebten Richards. Als es aber dazu kam, die That auszuführen, sank ihm

das Herz und er warf sich dem Vater zu Füßen, gestand ihm sein Verbrechen und flehte um Vergebung. Der Vater versprach, ihm zu verzeihen, wenn er ihm den Urheber und die Theilnehmer an der Verschwörung anzeigte. Richard nannte nur Thomas Beckett.

„So, also wieder dieser schurkische Pfaffe?" rief der König erzürnt aus. „Und giebt es denn unter meinen Rittern und Dienern keinen, der mich von Beckett befreite?"

Es hatte stets Menschen gegeben, die gleich bereitwillig waren, die Wünsche ihrer Könige, mochten dieselben noch so widersinnig sein, zu erfüllen, und sich dadurch in ihrer Gunst festzusetzen. So war es auch diesmal. Einige der Ritter, die die Worte des Königs gehört, eilten sofort nach Canterbury und ermordeten den Prälaten am Fuße des Altars auf die grausamste Weise, sie schändeten sogar seinen Leichnam durch Verstümmelung und eilten an den Hof des Königs, um sich den Lohn dafür, was sie vollbracht, zu holen. Heinrich schenkte jedem von ihnen soviel Goldstücke, daß sie damit nach Palästina reisen konnten, wo sie später unter Führung seines Sohnes, Richard, sich auszuzeichnen Gelegenheit fanden.

Dieser Prinz selbst vermählte sich mit der schönen Berengaria, und so sehr er sie auch liebte und den Anstand niemals verletzte, so erzählten sich die Ritter unter sich doch einige seiner galanten Abenteuer, die aber niemals in Skandale ausarteten.

Nach Richards Entfernung, und nachdem der älteste Sohn des Königs, Heinrich, nach der Normandie verwiesen wurde, wohin ihm auch Gottfried folgte, blieb nur noch Johann bei seinem Vater, während Richard sich nach Palästina bereitete, und sowohl in England, wie auch in der Normandie eine starke Armee sammelte, welche er auf eine Höhe von hunderttausend Mann zu bringen hoffte.

Jetzt zeigte es sich erst, welch niedriger, heimtückischer, verrätherischer Bube Johann war. Er verschwor sich neuerdings sammt der schon alt gewordenen Eleanor gegen seinen Vater, und es hätte wenig gefehlt, um diesen vom Throne zu stoßen, als die Verschwörung von einem normännischen Ritter, Ralph von Vipont, verrathen und dem Könige entdeckt wurde, den aber der Verrath seines Sohnes Johann, der stets sein Liebling gewesen, derart angriff, daß ihn die Kränkung auf das Siechbett warf, welches er nicht mehr aus eigener Kraft verließ. Er berief Richard aus der Normandie zu sich, setzte ihn, mit Ausschließung des ältesten Bruders, Heinrich, zu seinem Erben ein, sagte ihm jedoch über Johann kein Wort; ja, sein Herz war dem undankbaren, heuchlerischen Sohne noch immer so anhänglich, daß er ihm in seinen letzten Augenblicken noch den Segen ertheilte, worauf er in den Armen dieser beiden Prinzen, im Jahre 1189, starb, von der ganzen Nation als einer der besten Könige betrauert. Richard aber verbannte seine ränkesüchtige Mutter — Eleanor — aus England,

und diese begab sich nach der Normandie zu ihren Söhnen Heinrich und Gottfried.

Wie oben erwähnt, sind die verliebten Abenteuer des Königs Richard I. — auch unter der Benennung Löwenherz bekannt — zu wenig denkwürdig, als daß es Geschichtschreiber der Mühe werth gefunden hätten, darüber zu schreiben. Man weiß davon nur soviel, daß er, noch vor seiner Verheirathung mit Berengaria, die Tochter eines normännischen Barons, Walter Fitz-Urse, für schön genug hielt, um ihre Farben zu tragen, für sie ein paarmal Lanzen zu brechen und ihr einige Aufmerksamkeit zu zeigen, so daß ihr Vater wirklich schon daran dachte, er würde den künftigen König von England seinen Eidam nennen dürfen. Er war demnach nicht wenig gekränkt, als Richard sich mit Berengaria vermählte. Diese Dame folgte ihrem Gatten auch nach Palästina, wo sie ihn nicht aus den Augen ließ, und er hatte es zumeist ihrer Pflege zu danken, daß er, als er unter der heißen Sonne Syriens an einem hitzigen Fieber darnieder lag, glücklich wieder genas.

So wenig man von den geschlechtlichen Ausschweifungen Richards I. etwas weiß, so ist in dieser Beziehung auch von seinem Nachfolger und jüngsten Bruder, Johann ohne Land, nichts zu sagen, obschon dieses Nichtswürdigen ganzes Leben nichts anderes, als der ungeheuerste Skandal ist, wenn man das Wort: „Skandal" nicht auf geschlechtliche Excesse beschränken will.

Wenn man hingegen jede ehrlose Handlung, die überall Anstoß erregen muß, einen Skandal nennen will, so giebt es keinen König Englands, der sich in dieser Hinsicht mit Johann messen könnte. Johann war unstreitig der schlechteste und elendeste König, den England je gehabt, viel ärger als der Tyrann Richard III., denn dieser besaß wenigstens zwei sehr glänzende männliche Eigenschaften, da er viel persönliche Tapferkeit mit einer glänzenden Rednergabe vereinigte, während Johann feig und ziemlich unwissend war; er hatte nur den Verstand eines Fuchses. Da Johann keine einzige hervorragende männliche Eigenschaft hatte, so ist es nicht zu wundern, daß er bei Damen keine Eroberungen machte, und er im Register der galanten Könige vergebens zu suchen wäre.

Hierdurch will ich nicht gesagt haben, Johann habe das Temperament und die männliche Kraft zu geschlechtlichen Ausschweifungen gefehlt; im Gegentheil: es ist bekannt, daß er allen Lastern, mithin auch diesem, fröhnte. Er war aber in diesem Punkte, ebenso wie sonst, ein Cyniker. Ihm galt eine Courtisane, eine Person in zerfetzter Kleidung, nicht weniger, als die hehrste Jungfrau; er war demnach niemals galant, sondern nur ein Jünger des Gartengottes Priap.

Von Johanns nächstem Nachfolger, Heinrich III., läßt sich eben so wenig sagen. Die Geschichte verzeichnet seine Regierung nicht unter die guten, soviel man auch anfangs von ihm erwartete. Er trieb es nicht so arg,

wie sein Vater Johann, sondern war ein schwacher, energieloser Mensch. Es hatte ihn viel Mühe gekostet, sich auf den Thron zu erheben, da England damals, zufolge der schlechten Regierung und der Feigheit Johanns ohne Land, unter der Herrschaft der Franzosen sich krümmte. Als diese hinausgetrieben wurden, erwuchs ihm in der Person des Earls von Leicester, Simon von Montfort, ein noch gefährlicherer Gegner, und es währte sehr lange, ehe er diesen besiegte. Heinrich III. regierte länger, als fünfzig Jahre; er war nämlich schon in seinem neunten Lebensjahre zum König ausgerufen worden.

Bis zu Ende der Regierung Heinrichs III. hörte man sehr wenig von Schottland. Die einzigen drei Könige: Duncan, Macbeth und Malcolm, machten von sich sprechen. In wie weit Shakespeare in seinem Trauerspiele „Macbeth" der Wahrheit nahe kommt oder von derselben abweicht, wäre schwer zu bestimmen; soviel ist indessen gewiß, daß Duncan von Macbeth und des letzteren Gattin ermordet wurde, dieser aber nach einer kurzen Regierung selber den Thron und damit auch sein Leben einbüßte. Die Schotten gewannen jedoch nichts dabei; denn sein Nachfolger, Malcolm, war wo möglich noch ein ärgerer Tyrann.

IV.

Urgeschichte Schottlands. — Abhärtung der Menschen. — Ossian. — Lady Macbeth. — Lady Macduff. — Robert Bruce und Johann Baliol. — Die schöne Ochill, Geliebte Eduards I. von England. — Kriege zwischen den Schotten und Engländern. — Der schwarze Douglas. — Seine Tochter Marjory, die Gattin des Herzogs von Rothsay. — Ausschweifungen dieses Prinzen.

Da ich in meinen Skandalgeschichten auf jene Höhe gekommen bin, wo auch Schottland aus seinem Dunkel tritt, so will ich über einige Ereignisse in diesem Lande auszugsweise hinweggehen, bis ich an eine Epoche komme, wo Schottland eine derartige Sammlung von Skandalen lieferte, und zwar während der Regierungsperiode einer einzigen Königin, die für mehre Jahrhunderte genügten, in welchen Schottland keine Rolle spielte.

Wenn schon die Urgeschichte Englands in tiefes Dunkel gehüllt ist, so kann man dies von Schottland noch mehr so finden. Daß auch die alten Scoten — ebenfalls eine keltische Race — sich in ihren Gebräuchen, Sitten, Kleidung und Religion von den Picten nicht sehr unterschieden, mag mit so ziemlich viel Sicherheit angenommen werden. Diese Nation mußte verzweifelt

abgehärtet gewesen sein, daß dort Männer, Frauen und Kinder unter einem so kalten Himmelsstriche es nackt aushalten konnten. Wenn wir aber bedenken, daß die Einwohner eben so kalter oder noch kälterer Zonen, z. B. von der Terra del Fuego, auch nur spärlich bekleidet sind; daß ferner die Zigeuner, die Abkömmlinge einer südlichen Race, ebenso wie die Ungarn, auch im Winter nichts anderes als ein Leinwandhemd und Gathen (breitschößige Unterhosen) als Bekleidung haben, daß die Zigeunerkinder Winter und Sommer in adamitischem Costüm einhergehen, so darf es Einen nicht wundern, wenn die Picten und Scoten eben so nackt umhergingen.

Es kommt alles auf die Gewohnheit an. Ebenso wie die Bergvölker, namentlich die Hochländer, die Schweizer, Tyroler, Arnauten und Calabresen, ihre Kniee entblößt tragen, und diese, ihre Hände und ihre Gesichter an die stärkste Kälte gewöhnen, so mögen Andere die übrigen Glieder ihres Körpers ebenso abhärten, wie ich dies schon oben von den Zigeunern und Ungarn gesagt. Ich kann mich nicht erinnern, je gehört zu haben, daß ein nacktes Zigeunerkind, mochte es noch so kalt gewesen sein, oder ein ungarischer Bauer, der nichts als seine Leinwandbekleidung anhatte, erfroren sei, wohl aber, daß dies Menschen geschehen, die besser gegen Kälte verwahrt zu sein schienen.

Da der Mensch überhaupt nackt auf die Welt kommt, so muß seine Urbestimmung gewesen sein, Kälte und Hitze leichter zu vertragen, als andere Säugethiere.

Man wird mir hierauf antworten, daß der Schöpfer dem Menschen neben der Nacktheit die Vernunft gegeben, die ihm dazu dient, die Stoffe in der Natur zu benützen, um sich zu kleiden, ebenso wie ihm die Vernunft dazu dient, daß er sich durch Bauen von Häusern, durch das Zubereiten der Speisen und jeglichen Comfort alles nach Gefallen einrichten kann. Ich will die Argumente der Verfechter des Adamitismus ebenso gelten lassen, wie die der Civilisation; weder die einen noch die anderen sind Axiome, sondern plausible Hypothesen oder absurde Theoremen.

Ueber den Cultus der alten Kelten, namentlich in Schottland, kann man eben so wenig etwas erfahren; ja man tappt seit jener Zeit, wo man darauf gekommen, zu behaupten, es habe niemals einen Menschen Ossian und niemals einen Homer gegeben, noch mehr im Finsteren, als ehemals, wo aus den Ossianschen Gedichten soviel herausgeklügelt worden, daß die Kelten in Schottland mit den alten Scandinaviern einen und denselben Cultus gemeinschaftlich hatten. Daß in Ossians Gedichten zwei Dinge unverkennbar sind, nämlich: die Sitten und Sagen der Scandinavier, andererseits aber die Localität in Schottland, ist gewiß. Eben so gewiß ist es auch, daß der Clutha in Ossian nichts anderes, als der Clyde in Schottland ist, und wem ist die Höhle Fingals auf der Insel Staffa (eine der Hebryden) nicht bekannt?

Ob nun Ossian gelebt habe, oder nicht, ist ziemlich gleichgültig. Datiren jene Gedichte aus einer so alten Periode, so ist es gewiß, daß man damals von Skandalen nichts wußte, daß aber die Begriffe von Liebe außerordentlich geläutert und die Sprache selbst ungewöhnlich zart sein mußte; denn nirgends ist in diesen Gedichten auch nur eine entfernte Anspielung auf etwas Unschickliches, Materielles, um so weniger etwas Priapisches zu finden, nicht so, wie bei den alten Griechen, Römern und Juden, wo es einen Salomon, Anakreon, Ovid und Catullus gab, die nicht viel anständiger schrieben, als Grecourt oder Piron.

Wie gesagt, fängt die Geschichte Schottlands sich erst zur Zeit Macbeths an zu klären, folglich im elften Jahrhunderte, gleichzeitig mit der normännischen Invasion in England.

Die Geschichte Macbeths ist an und für sich schon skandalös genug, und da er ein König war, so würde sie hierher gehören. Wollte ich sie aber wiedergeben, dann liefe ich Gefahr, für einen Plagiarius Shakespeares gehalten zu werden, oder ich müßte hinzu componiren, was, da ich mich eben nicht einer fruchtbaren Phantasie erfreue, mir viele Mühe machte. Ich verweise demnach diejenigen, denen diese Blätter in die Hände fallen, auf Shakespeare und seine Uebersetzer, namentlich die Deutschen auf Schiller, Schlegel und Eschenburg.

Ich kann jedoch nicht umhin, ein paar Worte über drei der in diesem Drama vorkommenden weiblichen

Persönlichkeiten zu sprechen, nachdem mir ein Buch in die Hände gefallen, in welchem derselben ebenfalls Erwähnung geschieht. Ich will es nicht als eine Autorität anerkennen, weil es aus einer zu neuen Zeit datirt, um an und für sich dafür zu gelten; dann sind die Quellen, aus welchen die Verfasserin — denn das kleine historische Schulbuch ist von einer Dame geschrieben — ihre Notizen gesammelt haben konnte. Einige der chronologischen Data sind zu richtig, namentlich die synchronistischen Tabellen der gleichzeitigen Regenten Europas mit den schottischen und englischen, als daß man das ganze Buch gering zu achten brauchte. Andererseits aber sind in der Geschichte der beiden britischen Inseln zu große Lücken, als daß man es für ein vollkommenes historisches Werk halten dürfte, ja Manches darin ist sogar romanhaft.

Es ist so lange her, seit ich dieses Buch in den Händen hatte, daß ich mich weder auf den Namen der Verfasserin, noch auf die Jahreszahl, in welchem es erschienen, erinnere. Ich weiß nur, daß es aus dem achtzehnten Jahrhunderte ist und bis auf die Zeiten Georgs III. hinaufreicht, doch schon mit Julius Cäsar anfängt, und daß die Abbildungen aller englischen Könige, von Wilhelm dem Eroberer bis auf Georg III., sowie auch einige andere denkwürdige historische Momente, in Holzschnitten darin zu finden sind.

Die drei Persönlichkeiten aus der Macbethtragödie in diesem Buche sind: Lady Macbeth, Lady Macduff und Hekate. Ich will hier einschalten, sofern ich mich der

Einzelnheiten erinnere, was die Verfasserin über diese Personen sagt.

Die Beschreibung, welche die Verfasserin von Lady Macbeth macht, entspricht derjenigen Shakespeares so ziemlich. Auch hier ist sie ehrgeizig, hochmüthig und herzlos; sie beredet Macbeth, daß er seinen König tödten soll, ja sie geht noch weiter, sie ist es, die Duncan den Dirk (Dolch) ins Herz stößt. Bis dahin geht die Verfasserin in paralleler Richtung mit Shakespeare, an jenem Punkte aber, wo der große Schwan des Avon die Mörderin wahnsinnig werden läßt, weicht sie von ihm ab, ja sie läßt sie die Rolle einer Laodamia oder Eriphyle spielen, indem sie es ist, die, um selber geschont zu werden, ihren Gatten dem Feinde verräth und die Thore der Festung öffnet, so daß der Zweikampf zwischen Macbeth und Macduff nicht auf offenem Felde, sondern im Hofe der Festung stattfindet. Nachdem Macbeth getödtet worden, erscheint seine Wittwe vor Malcolm und fordert die Belohnung für den Verrath. Man hatte ihr ihr Leben zugesichert, doch nicht die Freiheit, und sie wird in ein Kloster gesperrt, wo sie sich an ihren Haaren erhängt. Dies ist nach dem Buche, welches ich citire, der Ausgang der Tragödie.

Die zweite Person, Lady Macduff, wird von Macbeth nicht getödtet, wohl aber geschändet; sie spielt die Rolle einer Lucretia, doch nur so weit, daß sie ihren Gatten und andere Galans gegen Macbeth aufhetzt, und selber, als Mann gekleidet, an der Schlacht theilnimmt, ohne

sich zu erstechen, wie es die römische Patrizierin gethan. Diese zweite Abweichung von Shakespeare erscheint mir sehr unwahrscheinlich, denn daß die Brittinnen ebenso wie ihre Gatten im Punkte der Keuschheit viel kitzliger waren, als irgend eine Nation der Welt, giebt mir Ursache, daran zu zweifeln, daß Lady Macduff ihre Schande überlebt.

Endlich aber Hekate und ihre drei Hexen sind nichts als Freundinnen Lady Macbeths, die, von ihr angestiftet, dem heimkehrenden Feldherrn Duncans auflauern und ihn durch falsche Prophezeihungen täuschen. Es sind also keine Hexen, und Hekate keine Göttin der Unterwelt.

Woher die Verfasserin diese Data genommen, weiß ich nicht. Ich dachte, ich würde hierüber in der Vorrede oder hinten in den Noten eine Aufklärung finden, täuschte mich aber. Somit will ich es dahingestellt sein lassen, und erwähne diese Umstände nur als einen Beitrag zu den Skandalgeschichten der europäischen Höfe. Wenn die Sachen sich wirklich so ereignet, so sind sie fürwahr skandalös genug, denn hier giebt es Mord, Verrath, Schändung, Selbstmord und eine infame Täuschung und Vorspiegelung.

Nächst der Macbethschen Episode ist die Geschichte Schottlands am interessantesten zur Zeit der Kämpfe zwischen den beiden Gegenkönigen: Robert Bruce und Johann Baliol. Auch diese Periode der Geschichte Schottlands ist nicht ganz frei von Skandalen.

Es ist bekannt, daß sowohl Robert Bruce wie Johann Baliol Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Stammes sind, und zwar nicht aus legitimem Blute, ja nur mütterlicherseits von schottischer Race. Robert Bruce war aber von Herzen ein Schotte und haßte die Engländer, während Johann Baliol sich soweit erniedrigte, um Schottland als Lehen vom Könige von England, Edward I., anzunehmen, somit die Oberherrschaft dieses Königs auch für Schottland anzuerkennen.

So ehrgeizig übrigens Eduard der Erste auch sein mochte, so wäre es Baliol schwer gelungen, ihn zu einem Bündnisse zu bewegen, wobei der König von England nicht viel gewinnen konnte; denn er dachte, Baliol würde sich nur so lange der Oberherrschaft Englands unterwerfen, bis er sich auf dem Throne befestigt, sobald er sich dortselbst sicher genug fühlte, würde er die drückende Verbindlichkeit zerreißen. Dies könnte um so leichter geschehen, da Eduard auch mit seinen übrigen Nachbarn: den Franzosen, den Walesern und den Irländern, nicht am besten stand, und obschon er die Waleser geschlagen und ihren König Llewellyn gefangen genommen, so würden diese kriegerischen Bergbewohner die nächste Gelegenheit, die sich ihnen zu einer Empörung darböte, gewiß benützen, wiewohl Eduard ihnen seinen Sohn, der in Carnarvon geboren wurde, zum Vicekönig aufdrängte.

Alles dies wußte Baliol nur zu gut. Der übergrößte Theil der Schotten, namentlich die mächtigen

Douglas und der berühmteste Held Schottlands, William Wallace, hatten sich bereits für Robert Bruce erklärt, und dieser ward zu Skone gekrönt, so, daß Baliol blos als Rebell betrachtet werden konnte. Er hatte sich in die Schluchten des Cheviotberges mit einigen seiner Anhänger zurückgezogen, diese waren aber nicht besser als Räuber und Wegelagerer, die nur mit Mühe beisammen gehalten werden konnten.

Baliol hatte eine schöne Verwandte, Ochill, ein Mädchen, welches als das schönste Geschöpf in ganz Schottland bekannt war. An diese wandte sich Baliol, und es gelang ihm, sie für sich zu interessiren. Es wurde zwischen Baliol und Ochill verabredet; diese sollte sich an den Hof Eduards begeben, um für ihren Verwandten die Hilfe des englischen Königs in Anspruch zu nehmen.

Sie ließ auch keine Zeit verstreichen, sondern reiste sofort ab. Eduard hatte niemals von ihr gehört.

Eduard selber war ein sehr schöner Mann, kein einziger der Ritter konnte sich in Bezug auf sein Aeußeres mit ihm messen, nebenbei war er ein gewandter Reiter und Tänzer, und sein Hof gehörte zu den glänzendsten Europas. Als Ochill ihm den Brief Johanns übergab, war der König von ihrer Schönheit derart geblendet, daß es ziemlich lange währte, ehe er mit dem Durchlesen desselben fertig wurde, denn er schielte mehr auf das Mädchen, als er in die Schrift blickte. Er war galant genug, ihr gleich bei der ersten Audienz alles zu versprechen, was sie von ihm bat, sie hingegen spielte die feine Kokette mit so viel Ge=

schick, daß des Königs Gefallen sich bald in eine heftige Liebe verwandelte.

Ochill hatte gleich bei ihrer Ankunft erklärt, sie könne sich nicht länger als drei Tage am Hofe Eduards aufhalten, da sie Baliol versprochen, sofort zurückzukehren, sobald sie die Schrift überreicht, und Eduard seine Hilfe zugesagt habe. Dieser Entschluß brachte Eduard zur Raserei und er entschloß sich, sie auf ihrer Reise zu begleiten, die Armee aber sollte nachfolgen.

Auf der Reise nach Schottland hatte Eduard die schöne Ochill ganz erobert, sie hatte ihm nichts mehr zu gewähren, da sie ihm nichts versagt. Sie ward demnach die erklärte Geliebte des Königs, die ihn überallhin begleitete, selbst in den Schlachten ritt sie in männlicher Kleidung an seiner Seite, und dies mochte nicht wenig dazu beigetragen haben, daß er zu den größten Wagstücken angefeuert wurde, so zwar, daß es ihm endlich gelang, Johann Baliol als König einzusetzen, nachdem er die Schotten bei Falkirk geschlagen.

Nachdem Baliol den Thron bestieg und Eduard ihm noch 4000 Mann seiner Truppen zurückließ, kehrte er mit Ochill nach England zurück und beide Verliebte lebten nur ihrer Liebe, welche aber — wie Shakespeare behauptet, daß es niemals geschehe — auch nicht ganz ungetrübt blieb, und zwar war es die Gattin Eduards, die sie aufrührte.

Nun folgten Skandale auf Skandale. Eduard, der zufolge der vielen Siege, die er über die Waleser und

Schotten erfochten, sehr populär in England war, hatte selbst bei Hofe Leute, die dortselbst alles für recht hielten, was er that; andererseits aber gab es Menschen, die es mit der Königin hielten, und die in der Allianz Eduards mit Baliol, wenn auch nicht für jetzt, doch für später Gefahr ahnten, mit einem Worte, seine Politik nicht billigten; so, daß es zu sehr unangenehmen Erörterungen zwischen den beiden Parteien kam, welche immer erbitterter wurden, bis endlich viele der mächtigsten Barone den Hof verließen und sich auf ihre Schlösser begaben, die Königin aber drohte ihrem Gatten damit, sie würde sich von ihm scheiden lassen, wenn er Ochill nicht aufgebe.

Zum Glück für Ochill, die es endlich einzusehen anfing, daß ihre Stellung am Hofe Eduards nachgerade unhaltbar zu werden anfing, revoltirten die Schotten neuerdings gegen Baliol und die geringe Zahl Engländer, die der König von England zum Schutz Baliols zurück gelassen, wurde in die Pfanne gehauen, Baliol selber aber suchte sein Heil in der Flucht. Die Nachricht der Empörung der Schotten traf zeitig genug ein, um Eduard Zeit zu gönnen, seine Armee zu sammeln, und mit derselben zurückzugehen. Auch diesmal begleitete ihn Ochill, doch war sie nicht mehr zu bewegen, nach London zurückzukehren, sodaß Eduard sich endlich entschließen mußte, allein nach Hause zu gehen, und da er sich an ihr beinahe übersättigt hatte, so ging es diesmal leichter, sich die schöne Maitresse aus dem Kopfe zu schlagen. Nach Hause gekommen, versöhnte er sich mit seiner Gattin und mit

den Baronen, die ihn verlassen hatten. Dies war das Ende der ziemlich lange währenden Liebschaft, derentwegen er einen so langwierigen Krieg unternahm, durch welchen der Nationalhaß zwischen den Schotten und Engländern, welcher bis dahin nur als Antipathie bestanden, zur hellsten Flamme aufloderte, so, daß die Gluth noch bis an den heutigen Tag fortglimmt, und wer weiß, ob sie je gelöscht werden wird.

Der Nachfolger und Sohn Eduards I., Eduard II., hatte es schwer zu büßen, daß sein Vater sich Baliols angenommen, denn kaum war der alte König gestorben, als eine neue Revolution in Schottland ausbrach, und zwar mit einem viel besseren Erfolg für Robert Bruce, als es bis jetzt der Fall gewesen, denn die Engländer wurden von Robert Bruce bei Bannockburn derart geschlagen, daß Eduard II. nicht mehr daran denken durfte, den verlornen Einfluß zurück zu gewinnen.

Nun regierte Robert Bruce in Frieden, ebenso auch seine Nachkommen, d. h. es gab wohl Kriege zwischen den Engländern und Schotten, doch waren die Engländer sehr fern davon, dieses Land zu erobern, da die späteren Könige Englands anderwärts, namentlich in Frankreich, zu sehr beschäftigt waren, und im nächsten Jahrhundert — im XV. — in England ein langwieriger Bürgerkrieg zwischen den Kronprätendenten aus den Familien York und Lancaster, welcher unter der Benennung des Krieges der weißen und rothen Rose bekannt ist, ausbrach, während

dem sich die Nachkommen Bruces auf ihrem Throne festsetzen konnten.

Die Geschichte Schottlands bis zur Zeit der Stuarts erwähnt keiner Hofskandale, außer jenem, welches sich zur Zeit der Regierung Roberts III. ereignete. Es betraf seinen Sohn und präsumtiven Thronfolger, Robert, Herzog von Rothsay.

Dieser junge und schöne Prinz war noch, ehe er geboren, mit der bereits geborenen Tochter des mächtigsten der schottischen Barone, Douglas, den man auch mit dem Beinamen „des Schwarzen" zu belegen pflegte, verlobt worden. Die Familie Douglas war nämlich nächst jener der Bruces die älteste und angesehenste Schottlands, und alle Könige der schottischen Dynastie gaben sich Mühe, sich ihre Freundschaft zuzusichern, zumeist durch Heirathen. Nun war aber die Tochter des Schwarzen Douglas, Marjory oder Margareth, nichts weniger als schön und liebenswürdig, sie hatte ein männliches Aussehen und den Schatten eines schwarzen Schnurrbartes unter der Nase, mit einem Worte, sie konnte auch abschreckend genannt werden, so zwar, daß, als sie der Herzog von Rothsay erblickte, er sich kaum enthalten konnte, ihr zu sagen, wie abscheulich er sie fand. Doch das strenge Antlitz des Schwarzen Douglas, noch mehr aber seines Vaters bittender Blick, schreckten ihn zurück, so daß er sich ganz willenlos in sein Schicksal ergab, und die Trauung wurde nach einigen Monden vollzogen.

Bis hierher hatte der junge Prinz nachgegeben, weiter aber nicht. Verzweiflung und Aerger trieben ihn dazu, daß er Zerstreuung außerhalb des königlichen Palastes suchte, und sich allerlei Lastern, namentlich der Unzucht, dem Spiele, der Schlemmerei und dem Stänkern ergab, so daß er bald als Raufbold in ganz Schottland bekannt wurde und jedes ehrbare Mädchen ihm schon von Weitem auswich, ebenso auch alle Läden geschlossen wurden, wenn man ihn mit seinem Trosse auf der Straße erblickte. Einer seiner Lieblinge, Sir John Ramorny, war jener böse Genius, der ihn zu allen tollen Streichen verleitete; wenn aber sein Vater, oder derjenige Marjorys, der Schwarze Douglas, ihm seiner Aufführung wegen Vorstellungen machten, war seine stereotype Antwort stets: „Alles geschieht Euch und Euer Tochter Marjory Ehren zum Trotz."

Dieser Unfug, den die ruchlose Bande des Prinzen trieb, hatte die Bürger von Edinburgh derart erbittert, daß sie einmal, als sich der Prinz und Ramorny blicken ließen, über Beide herfielen, den ersteren durchprügelten, dem letzteren die rechte Hand abhieben. Der Prinz von Rothsay überlebte dieses Abenteuer nicht lange, denn er starb an den erhaltenen Contusionen.

V.

Schreckliche Ermordung Eduards II. — Seine Gattin und ihr Buhle Mortimer. — Galanterien Eduards III. — Sein Liebesverhältniß mit der Gräfin von Salisbury. — Der Hosenbandorden aus dem Strumpfbande der Gräfin von Salisbury gestiftet. — Ausschweifendes Leben des schwarzen Prinzen. — Das Hemd der Königin Isabella bei der Belagerung von Calais. — Heinrichs V. Jugend. — Wie er aus einem Taugenichts solid wird. — Margarethe von Anjou und die Herzogin von Glouceſter. — Ihr Günstling Suffolk. — Eduards III. Liebschaften. — Wie er Elisabeth Warwick nothzüchtigt. — Prinzessin Bona. — Jane Shore.

Selten hat ein König unter unglücklicheren Vorbedeutungen die Stufen des Thrones betreten, als Eduard III., der Sohn Eduards II. Die Vortheile, welche der Großvater dieses jungen Prinzen über die Schotten gewonnen, gingen unter seinem Vater verloren. Der Letztere selbst, wurde von den stets aufrührerischen Baronen ins Schloß Berkeley gesperrt, und bis an seinen Tod gefangen gehalten. Dieser Tod war kein natürlicher, sondern ein gewaltsamer, denn seine beiden Hüter ermordeten ihn auf die grausamste Weise, indem sie ihm einen glühenden Draht in den Leib stachen, welcher seine Eingeweide verbrannte. Die Mörder waren die Lords Gournay und

Montravers, die das Verbrechen während der Krankheit des Lord Berkeley verübten, der den Gefangenen sonst gut behandelte. An dem Leichname waren keine Spuren eines gewaltsamen Todes zu entdecken, doch hörten einige Vorübergehende das herzzerreißende Jammergeschrei des Unglücklichen und die That ward in dieser Weise entdeckt. Gournay wurde sofort gefangen genommen und geköpft, Montravers hingegen entkam, doch folterte ihn das Gewissen bis an sein Lebensende.

Eduard III. zählte nicht mehr als vierzehn Jahre, als er seinem Vater in der Regierung folgte. Seine Mutter und ihr Buhle, Mortimer, denkend, sie könnten die Jugend des Königs dazu mißbrauchen, daß sie sich in der Regierung theilten, rechneten nicht auf die Energie des Jünglings, der, empört über die skandalöse Aufführung seiner Mutter, sich gegen sie rüstete, sie mit einer ziemlich starken Armee angriff und schlug; er bemächtigte sich auch ihrer Personen und ließ sie in die Festung Nottingham sperren, wo sie lange Zeit gefangen blieben, bis das Parlament, welches sich zu Gunsten des jungen Königs erklärt hatte, ein Urtheil über Beide fällte. Zufolge dieses Urtheils wurde Mortimer gehangen, die Mutter Eduards aber nach der Festung Risings gebracht und daselbst internirt, ihr Sohn bewilligte ihr eine jährliche Pension von 300 Pfund Sterling. Selbst dies war ein zu mildes Urtheil, denn es stellte sich später heraus, daß die Ermordung Eduards II. durch Gournay und Mon-

travers, mit ihrer Einwilligung und auf Mortimers Befehl vollzogen wurde.

Eduard III. war ein ritterlicher, galanter und gutherziger König; so wenig seine Mutter es verdiente, besuchte er sie doch alljährlich und verschloß seine Ohren vor allen jenen Rathgebern, die ihn gegen sie aufbringen wollten, so wie er es auch nicht glauben konnte, daß sie sich eines so großen Verbrechens, wie Gattenmord, schuldig gemacht haben konnte.

Seine Energie, die er gleich beim Antritt seiner Regierung zeigte, gewann ihm die Herzen aller seiner Unterthanen; er verstand es auch, die stolzen und übermüthigen Barone im Zaume zu halten, indem er sie durch fortwährende Kriege beschäftigte, dann aber durch Tourniere, Bankette und andere Festlichkeiten unterhielt.

Seine Regierung war übrigens keine friedliche, denn gleich nach dem ersten Krieg gegen seine Mutter und Mortimer, zog er gegen die Schotten, und schlug sie bei Halledownhill derart, daß sie dort nicht weniger als 30,000 Mann verloren. Er hatte sich vorgenommen, dieses von seinem Vater verlorne Land wieder zu erobern, doch überkam ihn mitten in seinem Eroberungszuge ein anderer Gedanke, derjenige, Frankreich zu bekriegen, so daß er zurückkehrte.

Während der Vorbereitung zum Feldzug in Frankreich machte er die Bekanntschaft einer sehr schönen Dame, der Gräfin von Salisbury, und ließ sich von ihr an ihren Triumphwagen fesseln. So wenig Jemand daran glaubte,

das Verhältniß zwischen ihm und der Gräfin sei ein platonisches, wie es auch wirklich kein solches war, so ließ es sich Eduard doch sehr angelegen sein, den Ruf dieser Dame zu schonen.

Auf einem Balle, an welchem er mit ihr tanzte, löste sich ihr Strumpfband, der König hob es sogleich vom Boden auf und band es sich unter das linke Knie. Als die Hofherren darüber Glossen machten und er ihre spöttischen Bemerkungen hörte, rief er: „Schande demjenigen, der übel davon denkt.“ Er stiftete auch zum Andenken an dieses Ereigniß den Orden des blauen Hosenbandes, welcher als Motto seinen Ausspruch enthält: „Hony soit qui mal y pense.“ Dieser Orden ist einer der ersten Europas, und es ist eine ungeheure Auszeichnung, wenn ihn ein Lord erhalten kann, er steht mit dem Orden des goldenen Vließes auf derselben Stufe der Berühmtheit.

Eduard III. war übrigens kein Wüstling und die Geschichte erwähnt keines anderen Liebesverhältnisses, als des oben angeführten zwischen ihm und der Gräfin von Salisbury.

Noch ehe er mit dieser Dame bekannt wurde, hatte er sich schon verheirathet und war Vater eines Sohnes, Eduard, des Prinzen von Wales, eines der tapfersten Männer, deren die Geschichte erwähnt, den man unter der Benennung des „Schwarzen Prinzen“ kennt.

So mäßig Eduard III. in seinen Leidenschaften sein konnte, so wenig war es sein Sohn, der schwarze Prinz.

Sein Vater liebte ihn, wie selten ein Vater seinen Sohn mehr lieben konnte, er gestattete ihm alles, und eben dieser Nachgiebigkeit ist es zuzuschreiben, daß der Prinz von Wales ein Wüstling wurde. Schönheit, Jugend und Tapferkeit machten ihn allerwärts beliebt, und es gab keine so spröde Dame, die im Stande gewesen wäre, ihm zu widerstehen. Sein Geist war ebenso rastlos, wie sein Körper. Er schlief niemals mehr als höchstens 4 Stunden, und konnte zuweilen mehre Nächte hintereinander munter bleiben, ohne nur die geringste Ermüdung zu fühlen. Ebenso wie sein Vater, verheirathete er sich frühzeitig, doch genügte ihm ein Weib nicht, sondern er flatterte von einer Blume zur andern. Sowohl die englische wie die französische Ritterschaft lernte eigentlich erst von ihm die Galanterie.

Es ist nicht selten, daß tapfere Männer ebenso Helden in Liebesspielen wie in den viel ernsteren der Waffen sind, doch die beiden Gottheien, Eros und Ares, denen sie zu viel huldigen, belohnen den Dienst ihrer Priester sehr schlecht. Eros ist noch schlimmer als der Kriegsgott. Sie unterminiren die Gesundheit und sättigen sich am ehesten an dem Leibe ihrer Anhänger. Dies war auch bei dem schwarzen Prinzen der Fall.

Nachdem er die Franzosen in zwei Schlachten, bei Crecy und Poiters, total geschlagen und die Guyenne sammt der Gascogne erobert hatte, wurde er von seinem Vater zum Statthalter dieser zwei Provinzen ernannt, und blieb hierselbst. Indessen belagerte die königliche Armee die für un-

einnehmbar gehaltene Festung Calais. Die Königin Isabella, Eduards III. Gattin, hatte ein Gelübde abgelegt, welchem zufolge sie sich anheischig machte, nicht früher ihr Hemd zu wechseln, bis dieser Platz erobert sei. Die Belagerung währte ein volles Jahr, ehe Calais genommen wurde, und als die Königin dann zum erstenmal ihr Hemd wechselte, war jenes, welches sie ein Jahr getragen, ganz gelb geworden, so daß man diese Farbe nach ihrem Namen „isabellenfarbig" benannte.

Der schwarze Prinz war aber in Folge seiner Ausschweifungen so sehr geschwächt, daß er brustkrank wurde, doch, anstatt sich während seiner Krankheit zu schonen, lebte er noch immer so, wie ehedem, so daß er endlich der Krankheit unterlag, und im schönsten Jünglingsalter starb.

Sein Vater, Eduard III., nahm sich den Todesfall so zu Herzen, daß er ganz tiefsinnig wurde und sich nicht mehr um Staatsangelegenheiten kümmerte, sondern langsam hinsiechte und im Jahre 1377 zu Richmond, von allen seinen Freunden und Anhängern tief betrauert, starb.

So wie Eduard III. das Wappen Englands mit dem blauen Hosenbandorden und dem Motto „Hony soit qui mal y pense" bereichert hatte, so nahm auch sein Sohn, der schwarze Prinz, eines für Wales an. Er kämpfte in der Schlacht bei Crecy in einem Einzelgefechte gegen einen Grafen von Württemberg, den er so glücklich war, zu Boden zu strecken und von ihm seinen Helm und Schild zu erbeuten. Dieser Helm war mit drei Straußfedern geziert und die Devise des Schildes bestand aus zwei

deutschen Worten: „ich dien“. Diese drei Straußfedern und das „ich dien“ ist seit jener Zeit das Wappen und Motto der Prinzen von Wales geblieben.

Der Nachfolger der vier Eduards, des I., II., III. und des schwarzen Prinzen, war der Sohn des letzteren, Richard II., der schon in seinem elften Jahre auf den Thron gelangte. Er war ein vielversprechender Knabe und Jedermann dachte, er würde seinem Vater und Großvater gleichen, doch täuschte sich die Welt in ihm eben so, wie in vielen anderen Fürsten, die bei ihrem Regierungsantritt vielmehr versprachen, als sie später zu leisten im Stande waren.

Während Richards Minderjährigkeit führten seine Vormünder und Großoheime, Herzöge von York, Lancaster und Gloucester, die Regentschaft und zwar ziemlich schlecht, denn sie überbürdeten die Nation mit Steuern, so daß das Volk zu den Waffen griff, und der Führer der Rebellen, ein Schmied, Namens Wat Tyler, drang bis nach London, wo er mit dem jungen König eine Zusammenkunft hatte, den er aber so unehrerbietig behandelte, daß der Lord Mayor von London, Walworth, ihn niederstach und dadurch der Rebellion ein Ende machte. Dann, als das Gefolge Wat Tylers, in Wuth gerathen durch die Ermordung ihres Führers, auf Richard eindringen wollte, rief dieser in gelassenstem Tone: „Ihr habt Euren Führer vorloren, folgt also mir, ich werde Eure gerechten Bitten gewähren.“

Richard hatte in dieser einzigen Aussprache alle seine Energie abgenützt und verschossen, so daß ihm für die weiteren Jahre davon nichts mehr übrig blieb und er sich wenig um Staatsgeschäfte kümmerte, sondern dies den Baronen, seiner Umgebung überließ, indeß er selber den Lüsten lebte und ein skandalös ausschweifendes Leben führte, wie wenige seiner Vorfahren es so arg getrieben.

Der Ursprung der langwierigen Fehden ist schon zur Zeit der Regierung Richards II. zu suchen, doch da diese keine eigentlichen Skandale waren, so finde es ich für überflüssig, davon zu sprechen. Der einzige Skandal dabei war, daß der Sohn des Herzogs von Lancaster, Heinrich Graf von Hereford, nach dem Tode seines Vaters aus der Verbannung heimkehrte und eine große Armee gegen seinen Souverän führte, ihn zu einer Schlacht nöthigte, in welcher die königlichen Truppen eine Niederlage erlitten, dann aber Richard II. zwang, eine Urkunde zu unterzeichnen, kraft deren die dem Throne näher stehende Linie der Herzöge von York, im Falle Richard ohne Leibeserben stürbe, ausgeschlossen und die entferntere der Lancaster dazu eingesetzt werden sollte. Als er seinen Zweck erreicht, warf er die Maske ganz ab, ließ sich als König krönen, und Richard II. ins Schloß Pomfret sperren, endlich auch ermorden.

Ueber die Todesart Richards II. sind die Geschichtschreiber nicht einig. Nach einigen soll er von den Söldnern Heinrichs von Lancaster erschlagen worden sein; so verzweifelt er sich auch gegen die Mörder wehrte, von

welchen er vier tödtete, wurde er endlich doch übermannt. Nach anderen soll er des Hungers gestorben sein, da er zwei volle Wochen nichts zu essen erhielt. Diese zweite Version hat sehr viel Unwahrscheinliches an sich, denn ich glaube kaum, daß es ein Mensch zwei Wochen ohne Nahrung aushalten könnte. Dies mögen übrigens Aerzte viel besser beurtheilen, als ich. So kam denn Heinrich von Lancaster, unter dem Namen des Vierten, durch Mord und Rebellion auf den Thron. Seine Regierung war keine glückliche zu nennen, denn er hatte fortwährend gegen Empörungen zu kämpfen, auch gönnte ihm sein Gewissen keine Ruhe, endlich aber fühlte er sich auch in seiner Familie nicht glücklich, denn sein Sohn Heinrich, Prinz von Wales, war auch ein toller Geselle, der ausschweifendste Bube, den es jemals gab, und sein Vater hatte ihn sogar in Verdacht, daß er nach der Krone und nach seinem Leben strebte, demnach waren seine letzten Augenblicke von Sorgen getrübt.

Wie ich soeben erwähnt, war Heinrich, nachmals der fünfte dieses Namens als König von England, als junger Mensch sehr liederlich. Er unterhielt einen ganzen Troß von Raufbolden, Faullenzern, Verschwendern und Trunkenbolden, mit denen er ganze Nächte hindurch in London und in der Nachbarschaft umherschwärmte. Keine Tugend, kein Name schützte die Männer, Frauen und Mädchen vor Insulten, und nicht nur eine Unschuld unterlag der Rohheit dieses prinzlichen Gesindels. Heinrich trieb es so arg, daß er einmal mit einigen seiner Spießgesellen bei

einer nächtlichen Streiferei von der Scharwache gefangen genommen und vor den Friedensrichter, Wilhelm von Gascoyne, gebracht wurde. Dieser machte mit dem jungen Taugenichtse nicht viel Umstände, sondern ließ ihn einsperren und verurtheilte ihn zu einer schweren Geldbuße.

Alle Welt zitterte vor dem Augenblick, in welchem Heinrich den Thron seines Vaters besteigen würde. Was ließ sich von einem Menschen erwarten, der schon in frühester Jugend ein ausschweifender und ungebändigter Tollkopf war, als ein Tyrann und Unterdrücker seiner Völker? Indessen hatten sich die Leute in ihm getäuscht, wie ehemals in Richard II. und Eduard II. Er hatte sich in seiner Jugend ausgetobt, und aus ihm wurde einer der besten Regenten, die England jemals hatte.

Noch als Prinz von Wales hatte er sich bei Gelegenheit einer Schlacht als tapferer Jüngling ausgezeichnet, indem er einen der muthigsten Ritter Englands, den Grafen Percy, genannt Heißsporn, Sohn des Herzogs von Northumberland, im Zweikampf tödtete.

Möglich ist es, daß es eben dieser glänzende Erfolg war, der ihn zum Bewußtsein seiner Männlichkeit brachte, und er sich des Lebens, welches er bis dahin geführt, zu schämen anfing. Soviel ist gewiß, daß er gleich bei seinem Regierungsantritt zeigte, wessen Geistes Kind er sei. Erstens verabschiedete er den ganzen Troß von Taugenichtsen, mit denen er sich als Prinz von Wales umgeben hatte; er setzte ihnen mäßige Pensionen aus,

damit sie eine solidere Lebensbahn einschlagen könnten, verbannte sie aber ganz aus seiner Nähe. Zweitens ließ er Sir Wilhelm von Gascoyne zu sich bescheiden, belobte ihn seiner Gerechtigkeitsliebe und Unparteilichkeit halber, die er bewiesen, als er Heinrich einsperren ließ, erbat sich dann seine Freundschaft und zog ihn an den Hof.

Trotz der Gerechtigkeitsliebe und anderer Tugenden Heinrichs V. ereigneten sich zur Zeit seiner Regierung zwei Fälle, die als Flecken dastehen, obschon sie nicht dem Könige beizumessen sind, der vielleicht nicht einmal wußte, daß so etwas geschah. Ich meine die grausame Hinrichtung der beiden ersten Reformatoren Englands: Wickleff und Lord Chobham. Der erstere wurde auf einem Scheiterhaufen lebendig verbrannt und seiner Tochter die Fackel in die Hand gezwungen, sie aber dann bis an den Holzstoß geschleppt, ihre Hand so gerichtet, daß die Fackel das als Unterlage dienende Holz in Brand steckte, so daß sie es war, die, willenlos zwar und verzweifelnd, die mittelbare Mörderin ihres Vaters wurde. Die Hinrichtung Lord Chobhams war vielleicht noch grausamer, da dieser nicht auf einmal verbrannt, sondern mit einer Kette um den Leib über ein großes Feuer gehangen wurde, so daß er eigentlich langsam geröstet wurde.

Heinrich V. erfuhr alle diese Greuel erst, als sie bereits von den Pfaffen verübt worden waren. Er erließ die strengsten Edikte, daß so etwas nicht wieder geschehen solle; doch vermochte er gegen die damals noch zu mächtige Geistlichkeit nicht viel auszurichten, denn diese hatte das

bigotte, fanatische Volk für sich. Somit lenkte er die Aufmerksamkeit der Engländer anderwärts, um derartigen religiösen Verfolgungen ein Ende zu machen, indem er Frankreich, welches während der Regierung Richards II. und Heinrichs IV. sich vom englischen Joche befreit hatte, und die vom schwarzen Prinzen eroberten Provinzen: die Guyenne und die Gascogne, zurücknahm, den Krieg erklärte, welchen er mit viel Glück führte. Nach dem Siege bei Agincourt, allwo die Franzosen eine totale Niederlage erlitten, drang er nach Paris vor, welche Stadt er bald eroberte und sich zum Könige von Frankreich krönen ließ, welchen Titel auch einige seiner Nachfolger führten. Nun baten ihn die Franzosen um Frieden, welcher auch bald darauf geschlossen wurde. Die Bedingungen, welche Heinrich V. den Franzosen stellte, waren sehr hart. Heinrich blieb selber in Paris. Sein Hof war viel glänzender, als der der ehemaligen französischen Könige. Hier verheirathete er sich auch mit der Tochter seines Gegners, des Königs Carl VI., Katharina; eine Heirath seltener Art, denn Heinrich V. blieb ihr treu und lebte mit ihr sehr gut, obschon er das eheliche Glück nicht sehr lange genoß, da er in seinem schönsten Mannesalter, im Jahre 1422 nach Christi Geburt, starb, den Thron Englands und den Titel eines Königs von Frankreich auf seinen unmündigen Sohn, Heinrich VI., vererbend.

Heinrich VI. war kaum mehr, als ein Jüngling, als sein Vater starb. Während seiner Minderjährigkeit

regierte als Statthalter in Frankreich der Herzog von Bedford, in England aber der Herzog von Gloucester.

Gloucester war bei dem Volke als ein sehr gerechter Mann beliebt und angesehen, und als er plötzlich starb, betrauerte seinen Tod Jedermann, der ihn kannte.

Wie gesagt, war Gloucester plötzlich gestorben, ohne vorhergehende Krankheit, so daß dies Vielen räthselhaft erschien, und aus diesem Todesfalle erwuchs ein Skandal, wie es kaum einen früher in England gegeben hatte. Dieser Skandal rührte lediglich von der Wittwe des Herzogs von Gloucester, einer ehrgeizigen Frau, her, die mit dem Herzoge von Suffolk ein verbotenes Liebesverhältniß unterhielt. Es kam zu einer Criminalanklage gegen die Herzogin, die man der Zauberei und des hierdurch verursachten Todes ihres Gatten bezüchtigte. Ihre Mitschuldigen: Hume und Bolingbroke, ebenfalls der Teufelsbannerei beschuldigt, wurden hingerichtet; sie selber mußte barfuß, in einem härenen Hemde, mit einer Wachskerze, in der Westminsterabtei öffentliche Kirchenbuße thun, worauf sie nach der Insel Man verbannt ward; ebenso auch Suffolk, der dann von Seeräubern gefangen und ermordet wurde.

Heinrich der Sechste vermählte sich schon in seinem zwölften Jahre mit der Tochter Renés, Königs der Provence, Margarethe von Anjou. Er war schon als Jüngling von sechzehn Jahren durch sie zum Vater geworden. Diese zu frühe Vaterschaft Heinrichs VI. gab zu manchen Gereden Anlaß. Man verdächtigte die

Königin Margarethe damit, daß sie mit demselben Suffolk, der auch der Geliebte der verbannten Herzogin von Glouceſter geweſen, ebenſo im Liebesverhältniß ſtehe, und als man Suffolk im Saale der Königin anfiel, ſtellte ſie ſich vor ihn und ſchützte ihn mit ihrem eigenen Leibe.

Ob zwiſchen Margarethe und Suffolk wirklich ein Liebesverhältniß beſtanden, und ihr Sohn, der Prinz von Wales, die Frucht eines Ehebruchs geweſen, iſt niemals erwieſen worden. Margarethe war um vier Jahre älter, als ihr Gatte, und wäre, wenn man phyſiologiſche Regeln gelten ließe, vielleicht zu entſchuldigen; denn welchen Genuß konnte ſie von einem unreifen Knaben, wie ihr Gatte war, als er ſie heirathete, erwarten. Dennoch hat es die Weltgeſchichte nicht gewagt, ſich mit Beſtimmtheit gegen ſie auszuſprechen, und man iſt einem Ehebruche ihrerſeits, wenn ſie einen ſolchen wirklich begangen, niemals auf die Spur gekommen.

Doch ſelbſt angenommen, Margarethe hätte ſich von dem Wallen ihres ſiedenden Blutes hinreißen laſſen, ſo wird dieſer Fehler durch andere Tugenden ſattſam gedeckt. Sie erwies ſich während der Stürme, die durch die Kriege der beiden Roſen hervorgerufen wurden, als treues Weib, als gute Mutter, als energiſche Frau, die Leid und Freud mit ihrem Gatten theilte, ihn, als er gefangen wurde, aus dem Tower rettete, und es ſogar ſoweit brachte, ſeine Feinde zu ſchlagen und ihn auch für einige Zeit wieder auf den Thron zu ſetzen. Endlich aber

unterlag sie, ihr Gatte aber und ihr Sohn wurden von ihren Feinden gemordet, und sie verließ England für immer.

Wenn das, was ich schon mehrmal gesagt: daß die Weltgeschichte parteiisch ist, gelten darf, so ist dies am meisten in der Charakteristik der Prinzen aus dem Hause Tudor und Lancaster der Fall. Obschon alle englischen Geschichtschreiber das Vorrecht des Hauses York, vor demjenigen der Lancaster einräumen, so sind sie in der Schilderung der Personen des ersteren Hauses dennoch ungerecht, weil die Dynastie Lancaster am Ende die Oberhand behielt. Hier also darf man von den englischen Historikern nicht sagen, was man von Cato gesagt: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.“ Kein einziger von ihnen scheint ein Cato gewesen zu sein. Namentlich gilt dies in Bezug auf die Charakteristik Richards III. und Heinrichs VII., ebenso wie auch auf diejenige Margarethas von Anjou.

Es ist nicht zu bestreiten, daß diese Königin sowohl Elisabeth, wie alle Königinnen Englands und die meisten anderen Frauen, die das Glück oder Unglück hatten, einen Thron einzunehmen, in jeder Hinsicht übertraf. Dennoch sind die Herren Geschichtschreiber ungerecht gegen sie, ja, sie verdächtigen sie sogar mit Liebesverhältnissen, die nicht den geringsten Grund haben, z. B. mit einem Liebesverhältnisse, welches zwischen ihr und dem Earl von Clifford bestanden haben soll. Diese Ungerechtigkeit von Seite der englischen Geschichtschreiber hat sie ledig-

lich nur dem Umstande zu verdanken, weil sie eine Ausländerin von Geburt war, und die Engländer es nicht verwinden können, daß sie über die Töchter ihres eigenen Landes stehe.

Nach Heinrich VI., dem letzten Könige aus der Familie Lancaster, folgte Edward IV., der älteste Sohn Richards von York, den Clifford bei Wakefield ermordete; ein schöner, tapferer, doch etwas zu galanter Mann, dem weder die Bande des Blutes, noch das Gastrecht, heilig genug waren, daß er die Tugend eines Weibes geschont hätte. Eduard IV. war ein Despot, wie es tausende gegeben, und wie es noch jetzt viele Könige sein wollten, wenn dies bei dem vorwärtsschreitenden Zeitgeiste möglich wäre. Als Despot war er auch mißtrauisch, zumal gegen seine Brüder, die Herzöge von Clarence und Gloucester. In diesem Mißtrauen ging er so weit, daß er vor Allem die Freunde seiner Brüder bei Seite räumen ließ, namentlich den Ritter Burdett, den er unter einem sehr nichtigen Vorwande hinrichten ließ, dessen ganzes Vergehen darin bestand, daß er einmal auf königlichem Reviere jagend angetroffen wurde. Andere hinwieder geben an, der König habe eine Lieblingshirschkuh von schneeweißer Farbe erschossen, und Burdett soll in seinem Zorne ausgerufen haben: er wünsche nur, daß die Enden des Hirsches sich in den Gedärmen des Jägers umwendeten.

Es ist ein altes Sprichwort: „Wer sich über den Diener wagt, wagt sich auch gegen den Herrn.“ Dies bewahrheitete sich namentlich bei dem Herzoge von

Clarence, zu dessen Ermordung eigentlich Eduard IV. den Befehl gab. Sein Bruder Gloucester führte den Befehl aus, indem er Clarence freistellte, sich nach Gefallen eine Todesart zu wählen. Der Unglückliche liebte nichts so sehr, als den Wein, und sagte: er gäbe sich zufrieden, wenn er trinkend sterben könnte. Hierauf ließ ihn sein Bruder Gloucester in eine mit Malvasierwein gefüllte Tonne stecken, und zwar kopfüber, so daß Clarence in wenigen Minuten aufgehört hatte, zu leben. So verfuhr Eduard IV. auch mit anderen Männern, auf die er eifersüchtig war.

Unter allen seinen Handlungen bleibt jedoch die nichtswürdigste die, durch welche er sich Richard Nevill, den Grafen von Warwick, genannt der Königsmacher, entfremdete.

Der Graf von Warwick hatte nämlich die drei Brüder: den König, Richard von Gloucester und Clarence, zu sich eingeladen und bewirthete sie aufs beste. Während des Balles fiel dem König die ältere Tochter seines Gastfreundes, Elisabeth, derart auf, daß er sich vornahm, sie um jeden Preis zu besitzen. Bei Nacht, als alles schlief, verließ der König sein Schlafgemach, schlich sich barfuß nach jenem Theile der Burg, wo er wußte, daß die Töchter Warwicks schliefen, und überraschte Elisabeth im Bette, so daß sie sich gegen ihn nicht einmal wehren konnte, ja, wie sie es ihrem Vater erklärte, soll es bereits zu spät gewesen sein, als sie sich ermunterte.

Die Wuth Warwicks, seines Bruders, des Grafen von Montague, und aller Anhänger der Nevills, war eine grenzenlose, zumal als der König sich weigerte, die Ehre Elisabeths durch eine nachfolgende Heirath wieder herzustellen, sondern sich mit der Tochter des Königs von Frankreich, Ludwig XI., Prinzessin Bona, verlobte. Auch diese Heirath hatte, noch ehe der König Eduard Warwick dieses Leid angethan, der letztere — als Gesandter — negociirt, doch wurden die Unterhandlungen abgebrochen, und Eduard verliebte sich mittlerweile in Elisabeth Gray, die er auch heirathete.

Aus allem diesen ist es ersichtlich, welch leichtsinniger und gewissenloser Verführer Eduard IV. war. Dennoch hat es ein Weib gegeben, die diesen flatterhaften Menschen bis an sein Lebensende fesselte.

Dieses Weib war Jane Shore, ein Mädchen, in eben dem Maße tugendhaft, als sie schön war, dabei besaß sie auch viel natürlichen Verstand, so daß Eduard ihr alles, was er unternehmen wollte, mittheilte und sie um Rath frug. Jane Shore würde aus ihm mit der Zeit noch einen guten Regenten gemacht haben und sie wäre für ihn ebenso, wie für England, ein guter Genius gewesen, wenn Eduard älter geworden wäre, so daß sich sein Feuer auszutoben Zeit gehabt hätte.

Sie hatte von Eduard zwei Kinder, die sie am besten erziehen ließ. Sie vergaß es niemals, wie niedrig sie ehemals gestanden, denn sie war ein Mädchen aus dem Volke und hatte es nur ihren schönen Eigenschaften zu

danken, daß sie sich behaupten konnte, trotz aller der Neider, die es am Hofe gab. Die Bischöfe von Ely und St. Albans gaben sich alle erdenkliche Mühe, Jane Shore zu stürzen, auch der Bruder Eduards, Richard von Gloucester, war ihr Feind, nicht minder die Königin, Elisabeth Gray, doch diese letztere nur so lange, bis sie sie nicht kannte.

Bei Gelegenheit des Marktes zu Greenwich begab sich die Königin mit ihrem Gefolge nach diesem Städtchen und besuchte auch den Park, wo sie eine schöne Frau mit zwei Kindern erblickte, die, als die Königin an ihnen vorüberging, vor ihr niederknieten und in dieser Weise ihr Respekt erwiesen. Nicht anders that es auch die Mutter der Kinder. Diese Huldigung war Elisabeth noch niemals widerfahren und schmeichelte ihrer Eigenliebe. Sie ließ sich mit der fremden Dame in ein Gespräch ein, ohne sie um ihren Namen zu fragen und unterhielt sich mit ihr so gut, daß sie sie zu sich einlud, als ihr eine ihrer Hofdamen den Namen der Fremden zuflüsterte: Es war Jane Shore, die Maitresse des Königs.

Im ersten Augenblick überflog eine hohe Röthe der Königin Gesicht. Es mochte ihr leid gethan haben, sich mit dem Weibe, welches ihr das Herz ihres Gatten entwendet, so tief in ein Gespräch eingelassen zu haben; später jedoch ermannte sie sich und dachte nur daran, welchen Gefallen sie an der Unterhaltung mit ihr gefunden und wie bescheiden Jane sich benommen habe. Sie warf der Hofdame einen zornigen Blick zu und sagte: „Glaubst Du, ich habe es nicht gewußt? Eben dies war

die Ursache, daß ich sie angeredet, um zu sehen, ob Eduard, mein König und Gatte, in der Wahl seiner weiblichen Freunde ebenso glücklich ist, wie in jener seiner männlichen Vertrauten und, bei Gott, ich verzeihe ihm die kleine Untreue. Ihr aber Madame", fuhr sie zu Jane gewendet fort, „seid auch mir ebenso Freundin, wie Ihr es meinem Gatten wart."

Von diesem Augenblicke wurde Jane Shore auch bei der Königin zugelassen und es reute diese niemals, daß sie sie zu sich gezogen, denn Jane übernahm sich bei keiner Gelegenheit.

Nach dem im Jahre 1483 erfolgten Tode Eduards des Vierten, wurde die Regierung Englands in die Hände seines jüngsten Bruders, Richard von Gloucester, gelegt, da die beiden Knaben Eduards IV. noch zu jung waren, um regieren zu können, obschon der ältere den Titel eines Königs von England, als Eduard V., führte. Gloucester selber nahm den Titel eines Protectors von England an. Seine erste Sorge war, alle diejenigen, von denen er wußte, daß sie ihn controlliren könnten und gefährlich werden würden, vom Hofe zu entfernen.

Die erste Person, die von seinem Hasse zu kosten bekam, war Jane Shore, die ehemalige Maitresse seines Bruders. Richard war ein solcher Heuchler, daß er vorgab, wie er sich durch ihre Anwesenheit zu Lebzeiten seines Bruders stets darüber skandalisirt. Indem er sich mit zweien der größten Feinde Janes, den Bischöfen von Ely und St. Albans, verband, stürzte er Jane. Er ließ ihr den Proceß

machen, wobei sie der Zauberei angeklagt wurde. Unter den übrigen sehr verfänglichen Anfragen während dem Verhör, wurde sie auch angeschuldigt, sie habe den König dadurch an sich gefesselt, daß sie ihm einen Tropfen von ihrem Blute, welches sie in einem kritischen Momente vergossen, zu trinken gegeben, und dies sei das stärkste Liebeselixir, welches seine Wirkung niemals verliert. Somit wurde Jane verurtheilt, öffentlich Kirchenbuße zu thun, den Bewohnern Londons aber verboten, sie bei sich aufzunehmen und ihr Speise und Trank zu verabreichen. Sie hatte es nur dem Earl von Hastings, dem intimsten Freund ihres verstorbenen Geliebten zu verdanken, daß sie nicht als Hexe auf den Scheiterhaufen kam.

Richard Gloucester, später König Richard III., war weniger dem Laster der Unzucht ergeben, als sein verstorbener Bruder, und auch kein solcher Trunkenbold, wie weiland der Herzog von Clarence. Was übrigens die englischen Geschichtschreiber von ihm sonst erzählen, darf nur mit größter Behutsamkeit als wahr angenommen werden, weil auch auf diese Herren das, was Brantome und Voltaire sagen, applicirbar ist. Daß er seine Neffen, die Söhne Eduards IV., ermorden ließ, ist ebenso wenig vollkommen erwiesen, wie das, daß er seine Gattin, Anne Warwick, vergiftete.

VI.

Unähnlichkeit zwischen dem Vater Heinrich VII. und seinem Sohn Heinrich VIII. — Vermuthungen über des letzteren legitime Geburt. — Seine Sentimentalität und sein Platonismus. — Seine erste Gattin Katharina von Arragonien. — Cardinal Wolsey. — Der Toast. — Anna Bullen. — Ihre Hinrichtung. — Jane Seymour. — Der Stein und der Wasserspiegel. — Anna von Cleve. — Catharina Howard. — Wird ebenfalls hingerichtet. — Die sechste Gattin Heinrichs VIII., Katharina Parr. — Gefahr, in welcher sie schwebt. — Sie windet sich aus derselben und überlebt ihren Gatten.

Wenn die Welt anderer Art Schlechtigkeiten, als solche, die man zufolge geschlechtlichen Impulses begeht, ebenfalls unter die Skandale zählte, so lieferte kein König so viel Stoff zur Erzählung derselben, wie Heinrich VII., ehemals Herzog von Richmond, aus dem Hause Tudor. Alles, was in einem Menschen Schlimmes sein kann, war in ihm in Hülle und Fülle zu finden, doch that er niemals etwas aus Leidenschaft, sondern aus Berechnung und angebornem Trieb zur Grausamkeit.

Ein so leidenschaftlicher, berechnender Charakter, wie Heinrich VII., konnte niemals und Niemanden geliebt haben, ich glaube kaum, daß ihm der geschlechtliche Um-

gang Vergnügen verschafft, er that es nur, um seine verruchte Race fortzupflanzen, ad majorem Satani gloriam, gleichwie die Anekdote von dem frömmelnden Pastor sagt, der in der Brautnacht zu seiner Neuverheiratheten die Worte sprach: „Nicht aus Lust, nicht aus Begierde des Fleisches, sondern damit dem Willen des Herrn genüge geschehe, begatten wir uns."

Es ist demnach besser, ich übergehe ihn ganz, da ich bei seinem Nachfolger und Sohn, Heinrich VIII., ohnehin länger verweilen muß, weil dieser nur zu reichlichen Stoff zu meinen Skandalgeschichten liefert.

Heinrich VIII. war seinem Vater in jeder Beziehung unähnlich, so daß man beinahe auf den Gedanken geräth, er sei gar nicht sein Sohn gewesen. So etwas ist zwar von keinem Geschichtschreiber behauptet worden, es geschieht aber so Manches, was ewig verborgen bleibt, namentlich sagt ein sehr berühmter Schriftsteller und Menschenkenner — Montaigne — es gäbe kein Frauenzimmer, die nicht wenigstens ein Geheimniß mit sich ins Grab nimmt.

Wenn wir die Porträts Holbeins betrachten, der als Hofmaler dieses Königs ihn zu wiederholten Malen abgebildet, und daneben diejenigen seines Vaters stellen, wird uns die Unähnlichkeit im ersten Augenblicke auffallen. Heinrich VII., mit seinen glatt gestrichenen dunklen Haaren, dem eckigen Gesichte, mit den hervorstehenden Backenknochen, den hinterlistigen Augen, dem bartlosen knochigen Kinn, der schmalen Nase, der fahlen Gesichtsfarbe, dem langen Halse, der engen Brust; daneben

Heinrich VIII. mit dem Vollmondsgesicht eines Bierbrauers oder Fleischers, den rothen vollen Backen, den krausen röthlichen Haaren und Bart, der dicken Nase, den fleischigen Lippen, dem kurzen Halse, der Herkulesfigur, so zweifelt man sehr daran, daß dieser letztere das Produkt der Lenden jenes Siechlings sein konnte.

Hierdurch will ich keinen Schatten auf die Tugend der Mutter Heinrichs VII. werfen, doch erblicke ich in diesem König einen Apfel, dessen Stamm wahrscheinlich auf einem hohen und schmalen Felsen gestanden haben mochte, und als er herabkollerte, ziemlich weit von seinem Erzeuger fiel.

Wie ich von Heinrich VII. bemerkt, daß er gar keine Leidenschaft besessen, so war sein Sohn hinwieder ein Mensch, der durchaus aus Leidenschaften bestand. Er war jähzornig, eifersüchtig, hochmüthig, eigensinnig, launenhaft, streitsüchtig, eingebildet und außerordentlich verliebten Temperaments. Dies letztere zeigte sich schon in seiner Jugend. Er soll bereits in seinem 6. Jahre in eine Hofdame seiner Mutter sterbensverliebt gewesen sein.

Obschon das Endziel selbst des reinsten Platonismus doch auf eine materielle Vereinigung ausläuft, so bilden sich doch die meisten Verliebten ein, sie könnten ein Weib auch ohne fleischliche Begierden lieben. Es giebt keinen solchen Roué, der nicht einst diese Schule durchgemacht.

Heinrich VIII. war ein solcher Platoniker. Er konnte kaum orthographisch schreiben, als er schon Gedichte kritzelte.

Er behauptete, er suche ein Ideal, und wenn er es verwirklicht gefunden, würde er es ewig lieben. Ein solcher Schwärmer ist am ehesten dazu zu bringen, daß er die nächste beste Frau, die man ihm anbietet, für die Verwirklichung eines solchen Ideals halte, mithin wird es seiner Umgebung nicht schwer fallen, ihn zu verheirathen.

So wie sein Vater in allen seinen Handlungen berechnend war, so zeigte er sich auch in der Wahl der Gattin, die er seinem Sohne bestimmte. Eine der glänzendsten Partien unter den Prinzessinnen war Katharina von Arragonien, in sehr entferntem Grade verwandt mit dem Hause Tudor. Sie war jung, schön, gutmüthig, geistreich, sanft, und, was Heinrich VII. über alles galt, brachte sie eine reiche Mitgift ins Haus, außerdem war aber eine Allianz zwischen Spanien und England eine sehr wünschenswerthe, zumal in jener Zeit, wo das erstere Reich im Steigen war.

Man ließ Heinrich VIII. das Porträt Katharinas sehen, von welchem er derart entzückt war, daß er den Tag der Trauung kaum erwarten konnte und noch sentimentaler, noch schwärmerischer wurde, als er schon bis jetzt gewesen. Dieser Tag kam auch endlich heran und Heinrich fühlte sich über und über glücklich, zumal als er sah, wie auch seine junge schöne Gattin ihn zärtlich liebte.

Heinrichs VIII. Zeitgenossen, der Kaiser Carl V., gleichzeitig König von Spanien, und Franz I. von Frankreich, waren eben so Muster der Galanterie, wie es später Heinrich VIII. wurde. Zu jener Zeit, in welcher der

Letztgenannte sich verheirathete, waren ihm derlei flatterhafte Ehemänner ein Greuel. Er äußerte sich vor seinen Vertrauten zu wiederholten Malen, daß er nichts so hasse, als derlei Menschen; namentlich sprach er von Carl VII. von Frankreich und Eduard IV. von England stets im Tone der Verachtung. „Ich werde der Welt zeigen", pflegte er zu sagen, „daß eheliche Treue nicht nur eine Tugend der Weiber, sondern auch der Männer ist."

Schon im ersten Jahre seiner Ehe beschenkte ihn seine Gattin mit einem Kinde: einer Tochter, die der König nach dem Namen der Mutter Gottes, Maria, taufen ließ.

Heinrich war von seiner Gattin derart verwöhnt worden, daß ihm eine längere Enthaltsamkeit sehr schwer wurde. Bei seiner ungemein ausgebildeten Männlichkeit darf dies nicht Wunder nehmen. Die Zeit des Wochenbettes war für ihn eine gar zu lange. Es war ihm stets, als fehlte ihm Etwas, er wußte selber nicht, was es sei. Er war mürrisch, suchte bald in dieser, bald in jener Beschäftigung Zerstreuung, und, wie er überhaupt über Alles, was ihm neu war, mit Leidenschaft fiel, so vergrub er sich diesmal, um sich die Zeit zu vertreiben, in Lektüre, namentlich in die von theologischen Gegenständen.

Zu dieser Zeit hatte die Reformation Luthers in Deutschland begonnen, und Heinrich VIII. ergriff die Partei des Papstes. Er schrieb ein Buch, welches er für sehr gut verfaßt hielt, in welchem er die Unhaltbarkeit der neuen Lehre aufs glänzendste bewiesen zu haben

glaubte. Diesen Tractat schickte er mit einer Widmung an den Papst Leo X. nach Rom, und erhielt dafür den pomphaften Titel eines Vertheidigers des Glaubens (Defensor fidei).

Es währte nicht sehr lange, daß er den Mantel drehte und aus einem bigotten Katholiken ein Unabhängiger wurde. Die Veranlassung hierzu gab der Anblick einer schönen Dame.

Die Königin Katharina hatte unter ihren Hoffräulein vorzüglich eine, die alle übrigen an Schönheit übertraf. Sie war von allen die jüngste, von gutem Hause, doch nicht von der betitelten und begüterten Aristokratie, sondern die Tochter eines verarmten Ritters. Der Name dieser Dame war: Anna Bullen, oder, wie Andere sie schreiben, Boleyn. Sie war so blendend schön, daß sie allen Kavalieren in die Augen stach, so daß selbst der bis dahin sentimental treue Heinrich sie für sehr schön hielt, und sie ihm von Tag zu Tag besser gefiel.

An einem schönen Sommermorgen standen die Minister und Kavaliere des Hofes im Hofe, der König zwischen ihnen, als Anna Bullen mit einer Zofe vorüberging und jenem Theile des königlichen Parkes zueilte, wo die Königin einen Badesalon im maurischen Geschmacke, wie solche noch jetzt in Spanien zu finden sind, erbauen ließ. Diese Bäder wurden ausschließlich nur von der Königin und ihren Damen benutzt.

Die Kavaliere und der König erwarteten die Rückkehr Annas, und als sie die Badekammer verließ, betraten die

Herren dieselbe. Jeder schöpfte in seinem Barett aus dem Wasser, in welchem Anna gebadet, sie tranken auf ihre Gesundheit davon, nur der König that es nicht.

„Nun, Sire", sprach der Graf von Essex, welcher auf sehr vertrautem Fuße mit dem Könige stand, „Ihnen gelüstet es nicht, von den Wellen zu kosten, welche den jungfräulichen Körper der schönsten aller irdischen Göttinnen bespülten?"

„Ich behalte für mich das gebähte Brod" (the Toast), entgegnete der König.

Alle hatten ihn verstanden und wußten, woran sie seien. Sie schmeichelten seiner Leidenschaft, billigten seine Wahl, und meinten: wenn er sie nicht anders erreichen könnte, wäre es ja möglich, sie zu heirathen, indem er sich von seiner ersten Gattin scheiden ließe.

Ein Gatte, der solche Rathschläge ruhig anhören kann, ist auch nicht sehr entfernt davon, sie zu befolgen; dies war auch bei Heinrich der Fall.

Trotz den erwachten Gelüsten, war in ihm noch immer von seinem ehemaligen Platonismus und seiner Achtung der Weibertugend soviel geblieben, daß er Anna Bullen, selbst wenn dies möglich gewesen wäre, nicht anders, denn für ewig und als seine angetraute Gattin besitzen wollte. Das Wort: Scheidung, welches seine Freunde ausgesprochen, brachte ihn auf den Gedanken, darüber nachzudenken, unter welchem Rechtstitel dies geschehen könnte. Es gab hier kein lösendes Hinderniß. Er berieth sich mit seinem ersten Minister, dem Cardinal Wolsey; dieser

aber, der Königin vielleicht noch mehr ergeben, als ihrem Gatten, wollte nichts davon hören, um diese Bitte des Königs bei dem Papste zu befürworten.

Der stets leidenschaftliche Heinrich nahm diesen Widerspruch so übel auf, daß er Wolsey aus seiner Nähe verbannte, und der gefallene Minister ging von diesem Augenblicke seinem Sturze immer näher; ebenso wie Thomas More sich dadurch in der Gunst seines Königs festsetzte, daß er eine Scheidung von Katharina und eine Ehe mit Anna Bullen für möglich erachtete.

Wolsey war außerdem so unvorsichtig, eine Abschrift jenes Briefes, den er über diesen Gegenstand an den Papst schrieb, in welchem er gerade das Entgegengesetzte dessen that, um was ihn Heinrich angegangen, einem seiner Geheimschreiber anzuvertrauen, der, von den Feinden des Cardinals bestochen, denselben an den König auslieferte, so daß dieser sich vornahm, ihn des Majestätsverbrechens anklagen zu lassen, zumal, wenn der Papst sich nicht willig zeigte, die Scheidung von Katharina von Arragonien auszusprechen. Dies geschah auch später, und Wolsey starb im Elend.

Die Gründe, welche Heinrich der Achte angab, weswegen er sich von seiner ersten Gattin scheiden lassen wollte, waren so nichtig, daß es ein wahrer Skandal gewesen wäre, wenn sie vom Papste als gültig anerkannt worden wären. Es war nichts anderes, als Gewissensskrupel, die er vorschützte, weil sie in entferntem Grade

mit ihm verwandt war. Diese Gewissensskrupel waren ziemlich spät gekommen.

Der Papst schrieb an Heinrich einen eigenhändigen Brief, in welchem er ihn beschwor, der Welt kein Aergerniß zu geben und von seinem Vorhaben abzustehen; denn es wäre ihm — dem Papste — unmöglich, in eine Scheidung zu willigen, die jedes vernünftigen Motives entbehrte.

Dieser Brief versetzte Heinrich in eine solche Wuth, daß er sich ganz von ihm und der katholischen Religion lossagte, und da er wußte, wie die Bekenner der neuen Lehre nicht so skrupulös im Aussprechen einer Scheidung sind und die Ehe auch nicht als ein ewig bindendes Sakrament betrachteten, wurde er Apostat und schuf jenen Cultus für England, der unter der Benennung: Hochkirche oder Episcopale, bekannt ist, und gegenwärtig noch die herrschende in England ist: ein Zwittercultus von katholischer Hierarchie und protestantischen Dogmen.

Nachdem dieser erste entscheidende Schritt gethan war, ließ er seine erste Gattin, Katharina, vor ein Gericht der Peers laden, die servil genug waren, die Scheidung auszusprechen, so daß er von seiner Gattin frei wurde. Heinrich war übrigens ein solcher Despot, daß, hätten sich die Peers geweigert, eine Scheidung auszusprechen, er sich auch darüber hinweggesetzt hätte.

Nun heirathete er also Anna Bullen, und lebte die Zeit der Flitterwochen sehr glücklich und zufrieden mit ihr durch. Ich will es sogar annehmen, daß die Zahl dieser

Flitterwochen eine größere war, als bei anderen Ehemännern; um so schlimmer für die Gattin, da sich seine Liebe um so gewisser abnützte.

Ce n'est que le prémier pas qui coûte.

Ein Mann, der seiner ersten Liebe untreu werden kann, wird es später um so eher thun.

So gut Heinrich VIII. Katharina von Arragonien satt bekommen, war es auch bei Anna der Fall.

Sie hatte ihn zum Vater gemacht, indem sie ihm eine Tochter — Elisabeth — gebar.

Ebenso wie er Katharinas während ihres Wochenbettes überdrüssig wurde, so geschah es auch bei Anna Bullen, und wieder war es ein Hoffräulein der Königin, in die er sich verliebte.

Bei Anna war es leichter, einen Vorwand zu finden, um sich von ihr scheiden zu lassen; sie war keine geborne Prinzessin, sondern eine Unterthanin Heinrichs VIII.

Der Prozeß, den er gegen sie erheben ließ, war ein sehr skandalöser. Sie wurde der Verschwörung mit Wolsey gegen den König und des mit einem Hofherrn begangenen Ehebruchs bezüchtigt. Kein einziger Punkt der Anklage konnte bewiesen werden; die Zeugen, die man erkauft hatte, daß sie gegen sie aussagen sollten, sprachen nur nach Hörensagen, und widersprachen sich zu wiederholten Malen. Dennoch wagten es die sklavisch ergebenen Richter nicht, sie freizusprechen, sondern waren gewissenlos genug, sie als des Hochverraths, der Majestäts-

beleidigung und des Ehebruches schuldig, zum Tode durch das Henkersbeil zu verurtheilen.

Die Unglückliche schrieb noch am Vorabende ihrer Hinrichtung einen Abschiedsbrief an Heinrich VIII., in welchem sie ihre Unschuld betheuerte und ihm das Verbrechen, welches er an ihr zu begehen im Begriffe stand, verzieh. Sie sagte, sie fühle sich keines anderen Vergehens schuldig, als daß sie ihn so sehr geliebt, daß sie sich von ihm über den ihr angebornen Stand erheben ließ.

Diese Zeilen machten auf den brutalen König durchaus keinen Eindruck. Er war bereits so sehr von seiner neuen Leidenschaft eingenommen, daß er für nichts sonst Sinn hatte.

Diese dritte Geliebte und nachherige Gattin Heinrichs VIII. war Lady Jane Seymour, ein Mädchen von seltener Schönheit, doch viel zu zart für einen solchen Herkules, wie Heinrich.

Heinrich war viel glücklicher, als er es zu sein verdiente. Die Frauen liebten ihn wirklich und nicht so viel den König als den Mann in ihm, denn als solcher übertraf er die meisten anderen Ehemänner, und gewiß konnte sich keine seiner Gattinnen darüber beklagen, daß er sie zu wenig feurig liebte, oder daß er seine ehelichen Pflichten vernachlässigte. Er war auch sonst sehr liebenswürdig, so lange ihm seine Gattin gefiel.

Seine dritte Gattin, Jane Seymour, war viel vertrauter mit ihm, als sowohl Katharina von Arragonien, wie auch Anna Bullen. Sie sprach sehr oft mit ihm über

diese beiden Frauen und rieth nach der Ursache, die ihn von der einen wie von der anderen entfremdete; denn daß es nicht jene Ursachen waren, welche er vor der Welt angegeben, dies wußte sie nur zu gut.

„Glauben Sie nicht, Sire, daß der Unwille gegen meine beiden unglücklichen Vorgängerinnen von jenem Momente herrührt, wo sie Sie zum Vater machten?“ frug ihn Jane.

Der König erröthete bis über die Ohren, was so viel bedeutete, als daß sie die Wahrheit errathen habe.

Die Königin hob hierauf einen großen Stein vom Boden auf und warf ihn in einen Teich, an dessen Rande sie standen, als sie über diesen Gegenstand sprachen.

„Blicken Sie doch einmal dahin, wohin ich den Stein geworfen habe, Sire!“ fuhr sie nach einer Weile fort, nachdem die Kreise sich ausgelaufen hatten und die Oberfläche des Wassers wieder glatt geworden.

„Was soll ich dort sehen?“ sprach der König. „Das Wasser ist ja wieder ganz glatt.“

„Und der Stein, den ich hineingeworfen, war doch sehr groß. Sehen Sie wirklich keine Spur desselben?“

„Nein, wer könnte dies? Das Wasser ist elastisch“, erwiderte der König.

„So? Mir hat ein berühmter Naturforscher gesagt, das Wasser sei einer der unelastischsten Körper und daß es andere giebt, die viel elastischer sind als dieses“, sagte Jane.

Nun verstand sie endlich der König. Er küßte sie auf die Stirn und sagte: „Fürchte nichts, theure Jane, sondern blicke getrost dem Augenblicke entgegen, in welchem Du mich zum drittenmal zum Vater machst, und Gott gebe es, daß es ein Knabe sei. Ich werde Dich stets lieben und solltest Du nicht einmal die Eigenschaften des Wassers besitzen. Dies schwöre ich Dir bei meiner königlichen Ehre!"

Das Schicksal hatte ihn seines Eides entbunden, denn dieselbe Stunde, die ihn zum Vater machte, beraubte ihn seiner Gattin, die im Wochenbett starb. Die einzige, die er bis an ihren Tod geliebt.

So sehr und innig er den Verlust Jane's betrauerte, so konnte er es doch nicht lange allein aushalten, sondern ließ sich durch Procuration mit Anna von Cleve, die er nur aus ihrem Bildnisse kannte, verloben. Als aber die Prinzessin ankam, fand er sie nicht so hübsch, wie er sie sich vorgestellt und ließ sich noch vor vollkommen vollzogener Ehe scheiden, was auch nicht so schwer war, weil die sogenannte copula carnalis (fleischliche Vereinigung) nicht stattgefunden.

Er blieb nun kurze Zeit ohne Gattin, bis er mit Katharina Howard bekannt wurde, die ihm so gefiel, daß er ihr Hand und Herz anbot und mehrere Monate mit ihr als angetrauter Gatte lebte. Später wurde er aber auch ihrer überdrüssig, und wie er es mit Anna Bullen gethan, so verfuhr er auch jetzt, er beschuldigte sie damit,

sie habe ihn betrogen, indem sie die Erstlinge ihrer Liebe schon vor der Hochzeit einem anderen Manne geschenkt, mit dem sie noch gegenwärtig in Briefwechsel stehe. Ebenso wurde sie der Verschwörung wider das Wohl des Staates angeklagt und von den feilen Richtern, den Mannequins Heinrichs VIII., zum Tode verurtheilt und auch hingerichtet.

Es ist sehr zu verwundern, wie sich noch ein Weib finden konnte, welches nach alledem, wie Heinrich mit seinen Gattinnen verfuhr, sich entschließen konnte, ihn zu heirathen. Doch wer weiß, ob es nicht eben so gefährlich gewesen wäre, ihm einen Korb zu geben. Ein solcher Despot würde eine unbefriedigte Laune eben so schwer gerächt haben, als er es bei einer Uebersättigung gethan.

Es traf sich demnach auch eine sechste Frau, die sich entschloß, die Dornenkrone der Gattinnen Heinrichs auf das Haupt setzen zu lassen. Es war Katharina Parr. Ein sanftes, nachgiebiges Geschöpf, welches durch ihre Klugheit und Zartheit allein im Stande war, die wilde Natur, welche Heinrich innewohnte, zu bändigen.

Dennoch schwebte auch sie einmal in Gefahr ihr Leben zu beschließen, wie Anna Bullen und Katharina Howard.

Heinrich war in Religionsangelegenheiten sehr intolerant. Katharina Parr wurde bei ihm als eine Person angeklagt, deren Ansichten in Religionssachen von den

seinigen verschieden waren. Dies brachte Heinrich so in Harnisch, daß er Befehl zu ihrer Gefangennahme gab. Katharina aber war glücklich genug das Brouillon dieses Befehls zu finden und sie benutzte die nächste Stunde dazu, dem König so zu schmeicheln, indem sie seine Weisheit lobte, daß er den gegebenen Befehl allsofort zurücknahm. — Sie war die einzige, die ihn überlebte.

Heinrich VIII. starb im Jahre 1547.

VII.

Die protestantische Religion als Beförderin der Moralität. — Die Hohe Kirche in England. — Der Erzbischof Thomas Cranmer. — Maria Tudor und Elisabeth werden für Bastarde erklärt. — Eduard VI. — Jane Gray und ihr Gatte Gilfort Dudley. — Die blutige Maria. — Hinrichtung Jane Grays und ihres Gatten. — Autodafé unter Maria Tudor und Philipp II. — Die verfluchte Hand. — Simon Renard, der Kuppler der Königin. — Marias Liebesverhältniß mit Fabiano Fabiani. — Er wird ihr untreu und sie läßt ihn hinrichten. — Die Reue tödtet sie.

Die in Europa sich verbreitende Reformation war eine starke Förderin der Cultur, der Civilisation und des Begriffes der Freiheit. Mit der christlichen Religion hätte sich schon vor achtzehn Jahrhunderten die Idee der Demokratie verbreiten sollen; doch die Ausleger der Lehre Christi waren ebensowenig geneigt, das Monopol des Wissens und der Macht aus den Händen zu geben, wie ehemals die Priester der Isis. Sie gaben dem Volke anstatt dessen die Poesie der Mirakel, das Blendwerk der kirchlichen Paraden in pomphaften Processionen, Kirchenmusik, Glockengeläute und all jenem Tand, welcher in dem zur Zeit der Regierung Josephs II. von Oesterreich erschienenen Buche: „Bildergallerie katholischer Miß-

bräuche" aufgezeichnet ist. Die Reformation verwarf das Meiste dieser Aeußerlichkeiten, zerstörte die Poesie der katholischen Religion und substituirte dafür die Idee der Moral.

Mit den klarer werdenden Begriffen über die Moral wurde es jenen Menschen, die für ihre Laster und Verbrechen in den Abläßen und Indulgenzen eine Quarantaine moralischer Reinigung gefunden hatten, schwerer, solche zu begehen, und der Begriff der Skandale ward immer deutlicher.

Da ich mich jetzt mit der Skandalgeschichte der Höfe von England und Schottland befasse, so ist es natürlich, daß ich nur davon sprechen darf, was in diesen letzteren Ländern nach der Verbreitung der reformirten Religion für skandalös gehalten wurde.

Das Leben Heinrichs VIII., seine Ehescheidungen und die Hinrichtung zweier seiner Gattinnen können jedenfalls für skandalös gehalten werden. Diesmal war es aber gerade die katholische Religion oder vielmehr die Wortführer derselben, der Papst Leo X. und der Cardinal Wolsey, die das Leben und die Absichten Heinrichs als skandalös betrachteten und ihn an dem Begehen derselben hindern wollten. Hätte er die reine Lehre Luthers oder Calvins beibehalten, so würde er es eben so schwer gefunden haben, alles das zu thun, was er gethan, deshalb stoppelte er einen Cultus zusammen, der ihm gerade am besten paßte. Er gewann die Bischöfe dadurch, daß er ihnen ihr Einkommen beließ und ihnen Vortheile ein-

räumte, die sie ehedem nicht besaßen, indem er sie vom päpstlichen Stuhle unabhängig machte; sie ließen sich also fortan seine eigene Oberherrschaft gefallen und wurden in Angelegenheiten der Kirche so zu sagen seine Mitregenten, da seine Oberherrschaft sich nur darauf beschränkte, daß er sich nach Willkür von einigen der Sakramente, die er ehemals für bindend gehalten, lossprechen ließ und selber die Sanction dazu gab. Es war, wie man sagt, ein Dienst für einen Gegendienst oder, wie das Sprichwort sagt, eine Hand wusch die andere.

Die Abhängigkeit vom Papste war selbst den Bischöfen lästig und sie griffen hastig darnach, was ihnen Heinrich VIII. bot. — Der erste, der sich für die neue Lehre erklärte, war der Erzbischof von Canterbury, Thomas Cranmer. Ihm folgten zwei andere Bischöfe, Ridley und Latimer, während andere der orthodoxen Lehre treu blieben und gegen das Lutherthum eiferten, namentlich die Bischöfe Gardiner und Bonner. Sie fürchteten den ihnen näher stehenden despotischen König Heinrich viel mehr, als den viel entfernteren Papst. Sie mochten gedacht haben, der erstere beließe den Bischöfen Macht und Einkünfte so lange, bis er sie benöthigte, dann aber beraubte er sie dessen ebenso, wie er es bei Wolsey gethan.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, die Liebe der Wahrheit und der Moral habe in England etwas zur Verbreitung der neuen Lehre beigetragen, das Volk aber sei, des katholischen Unfugs überdrüssig, bereit gewesen, dieselbe anzunehmen. So etwas mochte vielleicht

in anderen Staaten der Fall gewesen sein, namentlich in den Niederlanden, in einem Theile Frankreichs und in Schottland; doch schon viel weniger in Schweden, in Dänemark, in Deutschland, in Ungarn und in Siebenbürgen, wo auch materielle Rücksichten in Anschlag zu bringen sind, denn die Fürsten und Völker wollten nicht mehr Contribuenten des Papstes sein, die Zehnten drückten sie zu sehr, als daß sie sich davon nicht gerne befreiten, somit gewann die Reformation überall Terrain.

Wie sehr die englischen Bischöfe zu Jaherren des despotischen Königs wurden, zeigt schon das, daß sie die Scheidung desselben von Anna Bullen aussprachen. Eine noch skandalösere Handlung war aber, daß sie ihm dabei halfen, zwei seiner Kinder von der Thronfolge auszuschließen, indem sie dieselben für ungesetzlich erklärten. Es waren seine beiden ältesten Töchter, Marie, von Katharina von Arragonien, und Elisabeth, von Anna Bullen geboren. Bei der ersteren tauchte wieder der nichtige Grund der Blutsverwandtschaft auf, bei der letzteren diente der Ehebruch als Scheidungs- und respective Enterbungsgrund; somit waren diese Prinzessinnen zu Bastarden gestempelt.

Obschon in England das salische Gesetz, welchem zufolge die weiblichen Erben vom Throne ausgeschlossen wurden, wie dies in Deutschland, in Frankreich und in Spanien der Fall war, nicht eingeführt wurde, so wäre es doch leichter gewesen, lieber dies zu thun, als zwei Töchter für Bastarde erklären zu lassen; dies zwar um

so mehr, da es factisch dennoch bestanden hatte, denn wir finden unter den 17 angelsächsischen, 3 dänischen und 20 normännischen — insgesammt also 40 — Regenten Englands keine einzige Frau. Heinrich VIII., der, ohne es so auszusprechen, wie später Ludwig XIV. von Frankreich es gethan, war gewiß der Mann, der es mit dem l'état c'est moi hielt. Er hätte sein drittgebornes Kind, seinen Sohn Eduard VI., von Jane Seymour, vermöge der Einführung eines ähnlichen Gesetzes, wie das salische, zum Thronerben einsetzen können. Möglich ist es, daß er den Nachkommen dieses Sohnes, wenn es wieder Frauen gewesen wären, nicht präjudiciren wollte, oder es fiel ihm nicht ein, sich so zu helfen.

Eduard VI. war eben so verschieden von seinem Vater, wie dieser von Heinrich VII., zumal was sein Psychisches anbetraf. Er hatte das sanfte Naturell seiner liebenswürdigen Mutter, Jane Seymour, geerbt, nebenbei aber auch die schwächliche Gesundheit derselben.

Er bestieg den Thron als Knabe von 9 Jahren und umgab sich mit den besten Räthen. Sein Oheim, der Herzog von Somerset, war während Eduards Minderjährigkeit Regent. Dieser war ein eben so eifriger Protestant, wie es der verstorbene König gewesen und zu einem solchen erzog er auch seinen Neffen. Der Knabe war ein sehr fleißiger Schüler, und lernte sehr gern.

Noch immer gab es Streitigkeiten in der Kirche unter den Bischöfen, denn es war eben nicht sehr leicht, die Anhänger des Papstthums zum Schweigen zu bringen und

die katholische Religion aus dem Lande zu bannen. Die beiden oben erwähnten Bischöfe, Bonner und Gardiner, erließen Hirtenbriefe und schrieben Pamphlete, ebenso wie sie auch von der Kanzel Bannesstrahlen gegen die Ketzer, in deren Händen jetzt die Macht sich befand, schleuderten. Sie trieben es endlich so arg, daß Somerset gezwungen war, sie in den Tower sperren zu lassen, wo sie volle fünf Jahre blieben.

Eduard VI. fühlte mit zunehmenden Jahren, wie seine körperliche Schwäche ihm wenig Hoffnung zu einem langen Leben bot, und dachte daran, wem er die Krone nach seinem Ableben hinterlassen sollte. Es waren keine männlichen Erben vorhanden, wohl aber zwei Frauen, die Ansprüche auf die Krone erheben konnten, selbst wenn die Verfügung, die Heinrich VIII. bezüglich seiner beiden Töchter getroffen, bestehen sollte. Die eine dieser Damen war die Königin von Schottland, die Mutter Maria Stuarts, dann diese selbst, als Enkelin einer Schwester Heinrichs VIII. Auch diese wurde beseitigt und zwar für Johanna Grey, eine entfernte Verwandte Eduards VI. Dieser letzteren wäre es auch niemals eingefallen, Ansprüche auf die Krone Englands zu erheben, wenn nicht der Herzog von Northumberland, ein sehr ehrgeiziger Mensch, der seinen Sohn Gilfort Dudley mit ihr verheirathete, sie dazu beredete, dies zu thun.

Der kränkliche König hatte Johanna Grey stets wie eine Schwester betrachtet, und liebte sie mit den keuschesten Gefühlen des reinsten Platonismus. Wäre er am Leben

geblieben, so würde er sie wahrscheinlich geheirathet haben, obschon sie um drei Jahre älter war als er. Da er aber von Tag zu Tag schwächer wurde und das Bett fortwährend hütete, zumal nachdem der obenerwähnte Herzog von Northumberland den königlichen Leibarzt von seiner Seite entfernte und ein altes Weib — eine Quacksalberin — dem König empfahl, von deren Geschicklichkeit und Wunderkuren er überzeugt zu sein glaubte, so verfertigte Eduard ein Testament, in welchem er zu seiner Nachfolgerin Johanna Grey bestimmte.

Eduard siechte noch nach getroffener Verfügung einige Monate hin, bis er endlich im Jahre 1553 als Jüngling von sechzehn Jahren starb, und durch seinen Tod England in eine Verwirrung stürzte, welche viele Jahre währte und der Nation sehr verderblich werden sollte.

So war denn ein junger Mann gestorben, der zu kurze Zeit gelebt, um der Welt zu zeigen, ob er ein guter oder schlechter Regent sei; somit fanden auch zur Zeit seiner Regierung keine Skandale statt.

Kaum war Eduard gestorben, als die unter Heinrichs VIII. und Eduards VI. Regierung zum Schweigen gebrachten Katholiken ihre Häupter wieder erhoben. Den beiden gefangenen Bischöfen von Wincheſter und London, Bonner und Gardiner, gelang es aus dem Tower zu entkommen, und sie erklärten sich sofort gegen die von Eduard VI. eingesetzte Königin Jane. Sie haranguirten das Volk, bewiesen demselben, wie ungerecht und ungesetzlich die Ausschließung der älteren Tochter Heinrichs VIII.,

Maria, gewesen, sammelten eine Armee und befreiten diese letztere aus der Gefangenschaft, um sie im Triumph nach London zu bringen. Ein Bürgerkrieg schien unausweichlich, da auch der Schwiegervater Johannas, der Herzog von Northumberland, sich an die Spitze eines Heeres stellte, um die Gattin seines Sohnes auf dem Throne zu befestigen.

Als Johanna von diesen Rüstungen hörte, beschwor sie ihren Gatten, er möge mit ihr fliehen, sie selbst wollte allen Ansprüchen auf den Thron entsagen und denselben Maria Tudor überlassen. Gilfort Dudley war schon geneigt, ihrem Rathe zu folgen, nicht so der ehrgeizige Northumberland, der auf das Hinzuströmen der Protestanten und auf das Kriegsglück rechnend, die junge Dame beredete, sie möge sich krönen lassen, was denn auch geschah. Als man Johanna die Krone aufsetzte, fühlte sie einen stechenden Schmerz auf dem Haupte. Eine Stecknadel war durch die Unvorsichtigkeit einer ihrer Zofen, während sie sie ankleidete und ihr die Haare steckte, aus einer Schleife, die sie um ihre Haare gewickelt trug, herausgefallen und blieb dort stecken; diese war es, die sie in den Kopf gestochen hatte, so daß auch einige Tropfen Blutes ihre schönen blonden Locken färbten.

„Dies ist ein schlimmes Zeichen", seufzte die arme Johanna. „Es ist mir, als sollte dieses Diadem, welches man auf mein Haupt gesetzt, zu einer Märtyrerkrone werden."

Sie hatte es ganz richtig geahnt. Das kleine Heer Northumberlands wurde von den papistischen Truppen Marias geschlagen; der Herzog selber entkam durch Flucht und rettete sich nach Frankreich, von wo er seinem Sohne und seiner Schwiegertochter schrieb, sie sollten sich nur so lange halten, bis er wieder eine neue Armee gesammelt haben würde, dann wäre der Erfolg gesichert.

Johanna und Gilfort Dudley aber erhielten diesen Brief niemals, sie wurden gefangen genommen und in den Tower gesperrt, ihnen dann der Proceß als Hochverräthern gemacht.

Maria Tudor, die Tochter Heinrichs VIII. und Katharinas von Arragonien, war mehr ihrem Vater, der sie enterbt hatte, als ihrer Mutter nachgerathen, sie war sogar noch grausamer als der erstere. Johanna hatte an sie einen Brief geschrieben, in welchem sie allen Ansprüchen auf die Krone entsagte und sich die Begnadigung ihres Gatten, der ganz unschuldig an Allem, was geschehen, war, erbat; sie sagte, sie selber erwartete von Maria keine solche und wisse, daß sie zum Tode verurtheilt werden würde.

„Allerdings", sagte Maria Tudor, „doch will ich keinen Rächer am Leben lassen. Es ist nur zu viel, daß der Vater Gilforts entkam, dafür soll mir der Sohn büßen."

Wie es zu Heinrichs VIII. Zeiten bei Anna Bullen und Katharina Howard geschah, so war es auch jetzt. Dieselben Richter, die als willige Instrumente Hein-

richs VIII. dazu gedient hatten, um Maria Tudor des Thrones verlustig zu erklären, fällten jetzt ein Urtheil gegen Johanna Gray und Gilfort Stuart. Daß es kein anderes sein konnte, als ein Todesurtheil, war voraussichtlich.

Der erste, der zum Tode geführt wurde, war Gilfort Stuart. Die Werkzeuge Marias waren grausam genug der armen Johanna, als sie nach dem Richtplatze geführt wurde, den seines Kopfes beraubten Leichnam ihres Gatten entgegen zu tragen, und das Tuch, mit welchem derselbe bedeckt war, aufzuschlagen, damit sie den vom Rumpfe getrennten Kopf erblicken könne. Ihre Augen schwammen in Thränen, und sie bat die Henkersknechte, sich mit ihr zu sputen.

Als sie vor dem Blocke ankam, erblickte sie den weinenden Henker, der sich auf das verhängnißvolle Beil stützte. Sie trat zu ihm heran und bat ihn, er möge nicht weinen, weil das Schluchzen seine Hand unsicher machen würde; dann ließ sie sich die Augen verbinden und rief dem Henker zu: „Laßt mich nicht lange leiden und schlagt mir das Haupt mit einem Hiebe ab.“ — Sie hatte auch das Beil betrachtet und die Schärfe desselben untersucht, dann legte sie ihren schönen Lockenkopf auf den Block und dieser rollte bald herab.

Nach Johannas Hinrichtung erließ Maria an die englische Nation eine Proclamation, in welcher dieser kundgegeben wurde, daß der katholische Gottesdienst im ganzen Lande als der einzig gesetzliche betrachtet werden

würde, und sie selber bekannte sich offen für denselben. Jedermann, ob geistlichen oder weltlichen Standes, würde als Ketzer und Hochverräther betrachtet werden, der dem Irrglauben, den ihr Vater eingeführt, anhinge, und sie würde mit solchen Menschen auf das Strengste verfahren. Sie hatte die beiden Bischöfe, Gardiner und Bonner, als Minister in den Staatsrath berufen, drei andere aber, Thomas Cranmer, Latimer und Ridley, die bei dem unter Heinrich VIII. angenommenen Glauben blieben, in den Tower werfen lassen. Der erstere dieser Bischöfe, Cranmer, als er vor das Gericht gebracht wurde, erschrack derart, daß er in seiner Todesangst eine Widerrufung unterzeichnete, während die beiden anderen Bischöfe standhaft blieben und Cranmer einen vorwurfsvollen Blick zuschleuderten. Dies machte, daß er sich seiner Feigheit schämte und seine Widerrufung für ungiltig erklärte. Hierauf wurden alle drei zum Feuertode verurtheilt. Als man Thomas Cranmer nach dem Holzstoß führte, streckte er am ehesten seine rechte Hand nach der Flamme aus und rief: „Diese verfluchte Hand, o diese verfluchte Hand, die die Widerrufung unterzeichnet, sie soll am ehesten büßen.“ Alle drei starben Psalmen singend und Gott preisend.

Niemals hat eine Benennung oder ein Spitznamen auf Jemanden so gepaßt, als derjenige, den man Maria Tudor gab, die bis auf den heutigen Tag noch immer die blutige Marie genannt wird. Ebenso hat es niemals ein Ehepaar gegeben, welches so zu einander paßte, wie

Maria Tudor zu Philipp II. von Spanien. Sie hatte sich nämlich mit diesem verheirathet. Er begleitete sie nach London, wo ein großes Autodafé gehalten und unzählige Protestanten, unter welchen sich auch die vorerwähnten Bischöfe befanden, verbannt worden.

Indessen konnte dieses Ehepaar nicht mit einander vereinigt bleiben. Philipp riefen Staatsgeschäfte nach Spanien zurück; Maria aber durfte es nicht wagen, ihr schwer gewonnenes Land zu verlassen, wo es, wie sie zu gut wußte, noch eine Menge Protestanten gab, die möglicherweise ihre Stiefschwester Elisabeth, welche in protestantischem Glauben erzogen worden war, an ihrer Stelle auf den Thron setzen würden, wenn sich Maria entfernte.

Diese letztere Prinzessin wurde während der ganzen Regierungszeit Marias gefangen gehalten, und ihr jede Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, so daß es sehr Wenigen bekannt war, wo sie sich befand.

Außer Elisabeth gab es noch eine andere Kronprätendentin, Maria Stuart, diese hatte aber Franz II., den Sohn Heinrichs II. von Valois geheirathet und befand sich außerhalb des Landes, in Frankreich; von ihr hatte also Maria Tudor weniger oder beinahe gar nichts zu befürchten.

Ihr Gatte, Philipp II. von Spanien, hatte ihr in der Person eines seiner Räthe, des Wallonen Simon Renard, einen Menschen zurückgelassen, dessen sie sich zu allem, was schlimm war, bedienen konnte. Er war, wie der Mohr Muley Hassan in Schillers Fiesco, der da sagt:

„Topp, Lavagna! Ich bin Euer und zum Henker fahre das Privatleben. Braucht mich, wozu Ihr wollt. Zu Eurem Spürhund, zu Eurem Parforcehund, zu Eurem Fuchs, zu Eurer Schlange, zu Eurem Kuppler und Henkersknecht. Herr, zu allen Commissionen, nur bei Leibe! zu keiner ehrlichen — dabei benehm' ich mich plump wie Holz."

So machte es Simon Renard. Er war ihr Rathgeber, ihr Spion, ihr Sbirre, ihr Henker und auch ihr Kuppler, mit einem Worte ihr Factotum, den sie zu allem brauchen konnte.

Simon Renard wußte es aber sehr gut, daß zwischen Maria Tudor und Philipp II. von Liebe niemals die Rede gewesen, daß sie sich geheirathet hatten, um damit eines des anderen Alliirter sei, und wenn es nothwendig werden würde, sich gegenseitig unterstützten. Daß sich Philipp ebensowenig etwas daraus machte, wenn Maria ihm die Hörner aufsetzte, wie Maria, wenn Philipp sich ein Harem hielte. Indessen war dies letztere weniger zu befürchten. Die Leidenschaft der Liebe war ein Gefühl, welches Philipp viel weniger kannte als jedes andere. Er zog die Gesellschaft der Dominikaner derjenigen der schönsten Frauen vor. Es mangelte ihm an feurigem Temperament.

Nicht so war Maria. Bei ihr war Geschlechtsliebe Bedürfniß, sie konnte ohne einen Mann nicht leben. Simon Renard, der unter den anderen übrigen Functionen auch jenes eines Kupplers betrieb, ließ es sich angelegen sein,

ihr einen Menschen zu schaffen, der ihr den Gatten ersetzte.

Ein solcher war bald gefunden. Die Italiener hatten es stets sehr gut verstanden, sich bei den Frauen beliebt zu machen; wie David Rizzio bei Maria Stuart, Concino Concini bei Maria von Medici, Monaldeschi bei Christina von Schweden, Mazarin bei Anna von Oesterreich. Sie besaßen in Liebesaffairen viel Gewandtheit und Routine, zu allen Zeiten.

So kam auch nach London ein Neapolitaner, ein Mann niederer Herkunft, doch von schönem Aeußeren, glatt wie ein Aal, charakterlos wie die meisten Hofmänner und unternehmend wie ein Hidalgo. Er hieß Fabiano Fabiani. Simon Renard stellte ihn der Königin vor, empfahl ihn ihr aufs Dringendste und überließ das Uebrige dem Italiener, dem feurigen Temperament Marias und dem Zufall.

Fabiano Fabiani hatte sich in kürzester Zeit in der Gunst der Königin derart festgesetzt, daß sie ihn mit Geld und Ehren überhäufte. Sie ernannte ihn zum Grafen von Clanbrassyl und Baron von Dynasmondy, nebenbei auch in den Staatsrath als geheimen Siegelbewahrer.

Der Parvenu hatte sich im Laufe der Zeit so sehr bereichert, daß er mehre Paläste in London besaß, er wurde von Tag zu Tag übermüthiger, war arrogant gegen die englischen Lords und fing an sogar gegen Simon Renard zu intriguiren. Dies war denn dem

ränkesüchtigen und auf seinen Einfluß eifersüchtigen Wallonen zu viel, der dann die Waffen gegen ihn kehrte.

So sehr auch Fabiano Fabiani die Gunst der Königin besaß, die alle gegen ihn geführten Klagen des Volkes von sich wies, unterlag er später dennoch den Intriguen Simon Renards. Dieser bewies nämlich der Königin, daß Fabiano Fabiani sie nicht nur bestahl, sondern auch in der Liebe verrieth. Er hatte nämlich ein lange währendes geheimes Liebesverhältniß mit der Tochter eines Goldschmids, der er auch die Ehe versprach, doch die Trauung verzögerte. Dieses Geheimniß wurde von Simon Renard ausgewittert und der Königin gesteckt, die dann ihren Günstling einkerkern, ihm den Proceß machen und hinrichten ließ. Diese Handlung reuete sie aber später, und die Verluste, die sie in Frankreich erlitt, zehrten auch an ihrer Gesundheit, so daß sie im Jahre 1558 starb.

VIII.

Maria Stuart. — Ihre Ansprüche auf die englische Krone. — Ihr erster Gatte Franz II. von Frankreich. — John Knox, der Reformator von Schottland. — Heinrich Darnley, der zweite Gatte Marias. — David Rizzio. — Seine Ermordung. — Maria Stuart läßt ihren Gatten in die Luft sprengen. — Ihr dritter Gatte Bothwell. — Ihre Gefangenschaft auf Lochleven. — Ihre Liebschaft mit Georg Douglas. — Flucht aus Lochleven. — Niederlage und Flucht nach England.

Ueberschreiten wir jetzt den Fluß Tyne und die Cheviotgebirge, um uns nach Schottland zu begeben, wo wir auch Skandale genug finden werden, obschon die protestantische Religion sich auch hier immer mehr ausbreitete, doch ohne den Aergernissen Einhalt thun zu können.

Ich habe etwas weiter oben von einigen Skandalen in Schottland erzählt, namentlich vom Herzog von Rothsay. Bei den Frauen mußte ich viel weiter in den Daten zurückgehen, bis ich eine Dame gefunden habe, über die es möglich war, etwas zu schreiben, die Geliebte Eduards I. von England, die schöne Ochill.

Diesmal habe ich es mehr mit Frauen als mit Männern zu thun, namentlich finden wir in der Person

des Earls von Murray — oder, wie andere ihn schreiben, Moray — schon einen königlichen Bastarden, ein Zeichen, daß es bei Hofe schon ärger zuging, als in früheren Zeiten.

Diese Personen sind aber viel weniger denkwürdig in der schottischen Geschichte, als daß sich viel von ihnen sprechen ließe, demnach übergehen wir sie insgesammt, um uns nur mit einer Dame zu beschäftigen.

Diese Dame war die Königin Maria, mütterlicherseits eine Urenkelin Heinrichs VII. aus dem Hause Tudor und, wie ich kurz zuvor erwähnt habe, eine Kronprätendentin in England.

Man hatte sie schon, noch ehe sie zu einer vollkommen mannbaren Jungfrau herangereift war, mit dem erstgebornen Sohn Heinrichs II. von Frankreich, Franz II., vermählt.

Ich weiß nicht, wie es Schiller in seinem Trauerspiele „Maria Stuart" einfallen konnte, sie so viel von Frankreich phantasieren zu lassen, wo sie doch dieses Land sehr wenig kannte und überhaupt nicht dazu kam, etwas von den Annehmlichkeiten des Lebens am Hofe zu wissen.

Ihr Schwiegervater Heinrich II. steckte unter dem Pantoffel zweier der größten Intriguantinnen, die es jemals gab, seiner Gattin Katharina von Medici und seiner Maitresse Diana von Poitiers. Als dann Heinrich II. starb und sein Sohn Franz II. ihm in der Regierung folgte, war dieser nur ein Schattenkönig, über den seine böse Mutter Katharina herrschte; auch starb er

kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung, und Maria war am französischen Hofe nur eine überflüssige, kaum geduldete Person, so daß, als sie von den Schotten zum Thron berufen wurde, sie sich nur freuen durfte, denn nun wurde sie zu einer wirklichen Königin, zu einer Souveränin, nicht nur dem Titel, sondern der Macht nach.

Die Schotten würden Maria vergöttert haben, wenn sie nur das Geringste versucht hätte, um die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen. Sie that aber gerade das Gegentheil, indem sie sich mit der ganzen Nation, mit allen Kasten des Volks in eine nur zu auffallende Opposition setzte.

Noch ehe Maria nach Schottland gekommen war, hatte John Knox die reformirte Lehre Calvins im Lande zu verbreiten begonnen. Er predigte wider den Ablaß der Sünden, all den päpstlichen Unfug, gegen die Verderbniß der Sitten unter den Großen des Landes, und gewann von Tag zu Tag mehr Proselyten. Nicht nur die Bauern und Bürger, sondern auch die Herren und Ritter, die Lords und Barone, selbst ein großer Theil der niederen Geistlichkeit strömte ihm zu. Die Bauern und Bürger freuten sich, daß sie von kirchlichen Abgaben befreit werden würden, die Edelleute, daß sie sich in den Kirchengütern theilen dürften, die Geistlichen aber, daß, da das Cölibat aufgehoben ward, sie heirathen konnten.

So waren es auch hier nichts, als materielle Vortheile und Egoismus, der durch den Deckmantel der Religion und der Glaubensfreiheit, gefördert wurde.

Als Maria nach Schottland kam, hatte sie mit sich aus Frankreich nebst dem übrigen katholischen Gefolge, ihren Pagen und Zofen, auch ein paar französische Abbés, ihre Hofkaplane, mitgebracht. Sie scheute sich nicht, sich offen zur katholischen Religion zu bekennen. Knox eiferte nun gegen die Königin und ihren Hofstaat, er verglich sie mit Athalia oder Jezabel, und ihre Popularität wurde nach und nach so untergraben, daß man sie, wenn ihr Jemand auf der Straße begegnete, kaum mehr grüßte.

Unter den Herren, die ihren Hofstaat bildeten, befand sich auch ihr Bastardstiefbruder, der Earl von Murray, ferner die Lords von Lyndsay, Ruthwen, Mortimer, Stuart, Seyton, Douglas, Männer, die mit dem Strom zu schwimmen gelernt hatten, und einserseits der Königin schmeichelten, während sie auch mit dem Volke kokettirten.

Die Räthe Marias drangen in sie, sie möge sich verheirathen, und sich einen Gatten unter den Edlen des Landes suchen. Von diesen Herren waren es namentlich die Stuart und Douglas, deren Familien mit jenen der Könige von Schottland zu wiederholten Malen sich verschwägerten, man dachte demnach, Maria würde einen Kavalier dieser Familie zum Gatten wählen.

Ihre Augen hafteten auf Heinrich Darnley, einem der schönsten Männer seines Landes, der nebenbei auch liebenswürdig zu sein verstand, wenn er es darauf anlegte und der Königin schon mehre Schönheiten zugeflüstert hatte, die den Weg zu ihrem Herzen nicht verfehlten.

Somit erklärte sie sich für ihn und ihre Vermählung fand bald statt.

Heinrich Darnley, so schön und liebenswürdig er auch gewesen sein mochte, war doch kein Mensch, der eine so verwöhnte Dame, wie Maria Stuart, dauerhaft fesseln konnte. Er war kein girrender Ritter, kein Troubadour, der ihr Verse vordeclamirte oder vorsang, sondern, so wie die meisten Kavaliere Schottlands: ein ausgezeichneter Reiter und Waidmann, tapfer und stets fröhlich, ein Mensch, der Gesellschaften liebte, am meisten solche, wo es recht lärmend zuging, und wo er sich nicht zu geniren brauchte; er trank gerne und kam nicht nur einmal spät bei Nacht und in ziemlich unzurechnungsfähigem Zustande nach Hause. Außerdem aber hing er mehr an der neuen Lehre, als an dem katholischen Cultus, oder vielmehr: er hing weder an der einen, noch an der anderen, sondern war ziemlich indifferent. Das Schlimmste aber war, daß er selber regieren wollte, und seiner Gattin alles Urtheil in Staatsangelegenheiten absprach, so daß sie gleichwie bei Seite geschoben wurde. Dennoch war ihm Maria sehr anhänglich, ja sie liebte ihn bei Weitem mehr, als ihren ersten Gatten, Franz II. Da sie sich aber im Schlosse Holyrood zu sehr langweilte, dachte sie daran, sich Zerstreuung zu verschaffen, und lud einen fahrenden Sänger, einen Italiener, Namens Rizzio, zu sich ein, damit er ihr durch Lautenspiel und Gesang die Zeit vertreibe.

Wie alle Italiener, so war auch Rizzio sehr eingebildet

auf seine Person. Er besaß eine ziemliche Dosis Eigendünkel, und glaubte berechtigt zu sein, für sich und seine Protégés Alles zu fordern.

Die Königin konnte nicht ohne ihn sein. Während ihr Gatte mit seinen Freunden auf die Jagd ging, oder über die Angelegenheiten des Landes sich berieth, blieb Maria zu Hause; zu ihren Füßen auf einem Sammetkissen saß oder knieete David Rizzio, und indem er ihr die schmelzendsten Melodieen, in welchen das Meiste über Liebe stand, vorsang, blickte er die Königin so oft und so schmachtend an, daß diese Blicke endlich Eingang in ihr Herz fanden, und sie darüber nachzusinnen anfing, ob es wohl ein Verbrechen sei, ihm zuzuhören und ihn ein wenig aufzumuntern. Anfangs war es nichts anderes, als Koketterie; doch diese verwandelte sich in Wohlgefallen, in Sehnsucht, in Wünsche und Gelüste, bis sie endlich dahin kam, auch etwas wie Liebe für den italienischen Parvenu zu fühlen, und nachdem sie ihm zuerst nur die Hand zum Kusse gereicht, ging sie auch hierin weiter — dahin, wohin sie als verheirathete Frau nicht hätte gehen dürfen. Mit einem Worte: sie hatte ihm Alles gewährt, und er ersetzte bei ihr den abwesenden Gatten.

Ein Mann muß sehr einfältig sein, wenn er es nicht erräth, daß ihn sein Weib betrügt. Dies ist sehr leicht an ihrem Benehmen wahrzunehmen: dieses wird vom Momente, wo sie dem Gatten Hörner aufgesetzt, entweder kälter, oder viel zärtlicher, als es ehemals gewesen. Im

letzteren Falle wird sie von Furcht dazu gezwungen, sich in solcher Weise zu verstellen, während sie im ersteren „va banque“ spielt und es auf einen Bruch ankommen lassen will.

Es giebt dennoch derartige Einfaltspinsel, die dies nicht sehen; ebenso wie es andererseits auch an solchen Othellonaturen nicht mangelt, die ihren Frauen niemals trauen.

Heinrich Darnley gehörte zu der letzteren Gattung von Männern; wahrscheinlich hatten ihn seine eigenen Erfahrungen belehrt, wie wenig man den Frauen trauen dürfte. Maria Stuart verstellte sich sehr ungeschickt; eben ihre bis zur Zudringlichkeit gehende Zärtlichkeit mußte sie endlich verrathen. Außerdem aber war ihm auch der Italiener, der sich in Alles mischte, schon lästig geworden, und wenn er wahrnahm, wie zwischen seiner Gattin und Rizzio Blicke des Einverständnisses gewechselt wurden, wurde er ganz wüthend und beschloß, sich an ihm und seiner flatterhaften Gattin zu rächen.

Unter den schottischen Lords gab es mehre, die das Benehmen Rizzios für zu arrogant hielten und auch überzeugt zu sein glaubten, der Italiener compromittire den Ruf der Königin. Ruthwen, Lindsay, Mortimer und die Douglas verschworen sich gegen Rizzio, um ihn aus Schottland zu vertreiben. Daß diese Verschwörung erst später ausbrach, dies rührt daher, weil man darüber nicht einig werden konnte, ob man ihn tödten, oder seine Ausweisung aus Schottland von der Königin verlangen

sollte. Heinrich Darnley brachte dieses mißliebige Thema bei seiner Gattin aufs Tapet.

„Was?“ rief Maria. „Ihr wollt mich des einzigen wahren Freundes berauben, der meine Einsamkeit aufheitert? Oh, Ihr seid fürwahr sehr grausam! Aber“, fuhr sie, ein wenig in Hitze gerathend, fort, „Ihr vergeßt, mein Herr Gemahl, daß ich eigentlich die Königin von Schottland bin, Ihr aber nur mein Mitregent seid, den ich dazu erhoben.“

Heinrich fuhr sie an, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß ihm die Königin drohte: sie würde ihn gefangen nehmen lassen. Er biß sich in die Lippen, schleuderte ihr einen wüthenden Blick zu, und entfernte sich, Etwas zwischen den Zähnen murmelnd.

Während Maria nur ihrem Hofmusikus und Liebhaber ihr Leid klagte, ging Darnley zu seinen Freunden und erzählte, welchen Bescheid er auf seine Anfrage erhalten, wie die Königin ihm, ihrem Gatten, in Gegenwart eines hergelaufenen Bänkelsängers, damit gedroht, daß sie ihn einsperren lassen würde u. s. w. Der Halbbruder der Königin, Murray, schürte das Feuer, denn er war ein so tief denkender Politiker, daß er schon zu jener Zeit alle Convulsionen, die das Land in nächster Zeit erschüttern würden, voraussah, und, auf solche Erschütterungen rechnend, sich gedacht haben mochte, wie leicht es für ihn dann werden könnte, im Trüben zu fischen. Nicht minder stimmten auch Mortimer, die

Douglas, Mowbray, am meisten aber Ruthwen, seit jeher der Königin feindlich gestimmt, mit Murray ein, und es wurde beschlossen, wie man sich Rizzios um jeden Preis entledigen müßte, selbst — so hieß es — wenn er sich hinter den Röcken der Königin versteckte.

Noch am Abend desselben Tages, an welchem diese beiden Scenen: der Auftritt bei Maria und die Zusammenkunft mit ihren Feinden, stattgefunden, lud Heinrich Darnley alle Diejenigen, von denen er überzeugt zu sein glaubte, sie würden ihm, wohin immer, folgen, zu sich zu einem Abendmahl, wo sehr scharf gezecht wurde. Selbst Murray war gegenwärtig, blieb jedoch nicht bis ans Ende des Mahles, sondern, ein Uebelbefinden vorschützend, entfernte er sich, noch ehe der Wein die Gemüther zu sehr erhitzt.

Es mochten kaum einige Minuten an Mitternacht fehlen, als die Königin, die, wie gewöhnlich, mit Rizzio sich unterhielt, von einem großen Lärm aus ihren Träumereien aufgeschreckt wurde. Sie schellte nach ihrer Zofe und erkundigte sich, wer es wagte, einen solchen Lärm in der Nähe ihres Zimmers zu schlagen.

„Es ist Seine Hoheit, Mylord Henry", entgegnete die Dienerin. „Er giebt heute ein Banket, und da geht es etwas laut zu."

Kaum hatte sie dies gesprochen, als der Lärm dem Gemache, wo sich die Königin befand, immer näher kam. Sie hörte Schwerter klirren, ausgestoßene Flüche und den Tritt vieler Menschen, die sich dem Zimmer näherten.

Bald darauf ging die Thür auf. Sie sah Männer mit Fackeln und entblößten Schwertern, dabei zornfunkelnden Augen. Es gab auch Bekannte unter ihnen, doch die Züge der meisten waren ihr fremd. Ihre Zofe stieß einen gellenden Schrei aus und wollte hinwegeilen, wurde aber von einem der Männer in ein dunkles Gemach gestoßen, welches sich hinter dem Bette der Königin befand. Die Menge theilte sich dann, und Heinrich Darnley, der Gatte der Königin, trat vor.

„Habe ichs Euch nicht gesagt", rief er, „daß wir ihn hier finden werden? Ihr habt ihn jetzt; seht zu, daß Ihr bald mit ihm fertig werdet!" Dabei wies er auf Rizzio.

Der Unglückliche wurde hierauf von den Verschwornen angefallen. Man zerrte ihn bei den Haaren am Fußboden herum; Ruthwen war der erste, der ihm mit einem Dolche einen Stich in den Hals versetzte, hierauf folgten die Uebrigen, und der arme Sänger wurde von unzähligen Stichen getroffen und verblutete vor den Augen der Königin.

Während dieser ganzen Scene hatte sich Heinrich Darnley, der einzige unter den Verschwornen, der keinen Panzer und keine Waffen trug, hart an den Stuhl Marias gestellt, packte sie am Handgelenk und hielt sie zurück, als sie vorwärts stürzen wollte, um den armen Sänger womöglich zu retten.

„Bleiben Sie ruhig, Madame", flüsterte ihr ihr Gatte zu. „Sie könnten leicht selber einen Stich ins Herz erhalten."

Nach dieser greulichen That hatte sich im Herzen Marias das letzte Restchen Liebe, welches sie noch für Darnley gefühlt, in den glühendsten Haß verwandelt. Sie hatten schon seit Monaten einander gemieden, nun trennten sie sich ganz und gar. Darnley bezog eines der Schlösser in der Nähe von Edinburg, während sie für den Verlust, den sie an Rizzio erlitten, einen Ersatz suchte, den sie auch bald fand.

Unter den vielen Lords, die, seitdem sie nach Schottland gekommen war, für sie schwärmten, befand sich einer, der, selbst als sie sich mit Darnley vermählt hatte, nicht daran verzweifelte, sie einst besitzen zu können. Es war Bothwell. Er benützte nun die Gelegenheit des Schmollens der beiden Gatten, fachte den Haß und das Rachegefühl bei ihr an, und sie war schwach genug, seinen Einflüsterungen ein offenes Ohr zu leihen.

Es wurde nun zwischen ihr und Bothwell ein viel verbrecherischerer Plan ausgekocht, als derjenige Darnleys gewesen, zufolge dessen Rizzio ermordet wurde. Denn was war Rizzio Darnley? Ein Fremder, ein glücklicher Nebenbuhler, ein Intriguant, der ihm das Herz seiner Gattin entwendet, und ihn obendrein zum Hahnrei machte. In sehr vielen Ländern wird dem Gatten von den Gesetzen das Recht eingeräumt, seine Gattin und ihren Buhlen zu tödten, wenn er sie bei einem Ehebruche

ertappt. Dies letztere war freilich bei Rizzio nicht der Fall, doch war der Verdacht stark, und er hatte plausible Gründe, sich an dem Eindringling in seine Gattenrechte zu rächen; er hatte es gethan, doch Maria wurde von ihm geschont.

Darnley blieb mehrere Tage vom Hofe weg und immer auf seinem Schlosse.

Eines Abends wurden die Bewohner von Edinburg von einer starken Explosion erschreckt. Alles blickte dahin, woher der Knall kam, doch konnte man nichts mehr sehen, sondern am nächsten Tage verbreitete sich die Nachricht, das Schloß, welches der Gatte Mariens bewohnte, sei in die Lüfte gesprengt worden und die Volksstimme bezeichnete den neuen Günstling Mariens als den Thäter.

Darnley war unter seinen Landsleuten nämlich beliebt, während sie Bothwell als einen aufgeblasenen rohen Menschen haßten. Dieser Haß wurde noch mehr gesteigert und dehnte sich auch auf Marie aus, als sie, kaum wenige Wochen nach dem Tode ihres ersten Gatten, sich mit Bothwell trauen ließ und in Edinburg an seiner Seite einritt.

Nun kannte der Volksunwille keine Grenzen mehr. Die lang zurückgehaltene Empörung, die Murray und Douglas seit längster Zeit angefacht, brach aus, das Parlament von Schottland forderte, die Königin solle sich von Bothwell, einem Feinde der protestantischen Religion und Mörder Darnley's, scheiden lassen, und die Regent-

schaft wurde ihrem Bruder, dem Earl von Murray, anvertraut.

Marie hatte in Schottland sehr wenige Anhänger, sie sammelte eine kleine Schaar; einige der Lords, namentlich Seyton, Angus und Hamilton, hatten sich für sie erklärt, sie lieferten den Truppen des Parlaments eine Schlacht, wurden aber von Murray, der ein eben so ausgezeichneter Feldherr war, wie er als großer Politiker sich einen Namen errungen, total geschlagen, die Königin selber gerieth in die Hände ihrer Feinde. Murray benahm sich gegen sie sehr höflich und zuvorkommend, er sagte, wie leid es ihm thäte, gegen sie kämpfen zu müssen und rieth ihr, sich unter seinen Schutz zu stellen, bis die Gemüther sich besänftigt haben würden.

Hierauf wurde die Königin nach dem Schlosse Lochleven, ein Besitzthum der Familie Douglas, gebracht, wo sie ganz abgeschieden von der Welt lebte.

Das Schloß, auf einer Insel des gleichnamigen Sees gelegen, ist eines der malerischsten in ganz Schottland, doch das Weichbild der Insel so klein, daß man es in einer Stunde rund herum gehen kann, man braucht sich nicht einmal sehr zu beeilen. Die Verbindung mit dem Festlande geschah durch Kähne, welche aber niemals zur Disposition der Königin gestellt wurden.

Die Niederlage der Anhänger der Königin hatte auf die wenigen Katholiken, die sich noch zerstreut hie und da in Schottland befanden, einen sehr niederschmetternden Eindruck gemacht. Alle katholischen Kirchen wurden den

Protestanten übergeben, die Mönchsklöster geplündert, ihre Bewohner in die weite Welt getrieben und landesverwiesen, sie verbargen sich in Wäldern, Schluchten oder solchen Schlössern, deren Eigenthümer es noch immer mit der besiegten Königin hielten.

Diese armen Leute wußten nun nichts anderes zu thun, als sich gegen die herrschende Gewalt, nämlich gegen den Regenten Murray und den Staatsrath von Schottland, zu verschwören. Ihr Dichten und Trachten ging darauf hinaus, die Königin aus ihrer Gefangenschaft zu retten und mittlerweile eine starke und zahlreiche Armee anzuwerben, um einen Aufstand zu beginnen. Um aber dies thun zu können, benöthigten sie die Einwilligung Marias. Wie aber zu ihr gelangen?

Die Herrin von Lochleven, die ehemalige Geliebte des Vaters Marias, eine geborene Douglas, war eine sehr wachsame Frau und persönliche Feindin der Königin. Es war beinahe unmöglich, Marien auch nur ein Briefchen zuzustecken. Die Zahl der Personen, die sich um ihre Person befanden, war auf zwei Mädchen, die Ladies Fleming und Seyton, und einen Pagen beschränkt. Lady Lochleven kam jedesmal zur Königin, wenn diese ihre Mahlzeiten einnahm, damit nicht zwischen den Tellern oder im Brode oder in einer Speise etwas ins Schloß geschmuggelt werde, was dazu diente, die Königin von dem, was außerhalb des Schlosses sich ereignete, in Kenntniß zu setzen. Sie begleitete sie ferner bei allen Promenaden und blieb so lange in ihrer Nähe, bis sie sich zu

Bette legte, mit einem Worte, sie war mehr Drache, als jene zwei, die das goldene Vließ und die Hesperidenäpfel hüteten. Dennoch wurde sie von den Anhängern der Königin überlistet.

Die Regierung — d. h. Murray — schickte den jungen Georg Douglas, den Sohn des erbittertsten Feindes der Königin nach Lochleven, als Castellan, damit er seiner Tante die Königin hüten helfe. Maria war noch immer so schön, daß sie, so oft sie nur wollte, Männerherzen eroberte. Sie wußte sehr gut, wie niemand, außer Georg Douglas im Stande wäre, sie aus diesem Schlosse zu befreien, wenn es ihr gelänge, ihn in sich verliebt zu machen.

Nicht so bald war er nach Lochleven gekommen, als sie das Feuer aus den Batterieen ihrer Augen begann, und Douglas, der noch niemals geliebt, sich rasend in sie verliebte.

Georg Douglas verstand es so gut, sich vor seiner Großtante zu verstellen, daß diese überzeugt zu sein glaubte, wie der junge Mann als echter Douglas sich nicht von den Syrenenblicken Mariens zur Untreue verlocken lassen würde, und sie ließ in ihrer Wachsamkeit etwas nach. Auch die übrigen Personen in Mariens Umgebung folgten dem Beispiele der Lady, somit war es für die Königin ein Leichtes, einen Plan zur Flucht zu entwerfen und ihn bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit in Ausführung zu bringen.

Es war übrigens die höchste Zeit dies zu thun, da das Parlament auf Murrays Antrag darauf drang, die Königin müsse zu Gunsten ihres kaum ein paar Jahre alten Sohnes Jakob die Krone niederlegen, dieser sollte gekrönt werden und Murray, der schwarze Douglas, der Vater Georgs, und Mortimer die Vormundschaft übernehmen, Regent aber sollte Murray bleiben.

Somit wurden zwei der erbittertsten Feinde Marias, die Lords Ruthwen und Lindsay nach Lochleven geschickt, um sie zur Abdankung zu bereden und nöthigenfalls auch zu zwingen.

Es war einer ihrer schwersten Tage, den sie seit ihrer Ankunft auf der Insel hatte, der ihrer wartete, als ihr die Urkunde vorgelegt wurde, in welcher sie allen Ansprüchen auf die Krone entsagen sollte. Sie weigerte sich die längste Zeit es zu thun, namentlich empörten sie einige in dieser Urkunde vorkommenden Ausdrücke, in welchen sie sich so zu sagen selber anklagte. Da flüsterte ihr ihr Page ein Paar Worte ins Ohr, ohne daß dies von den beiden Gesandten des Parlaments bemerkt wurde, sie ergriff die Feder und unterschrieb ihren Namen.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Flucht noch eifriger betrieben, weil Maria Stuart wußte, daß ihre Feinde nur darauf gewartet hatten, bis sie die erwähnte Schrift unterzeichnet haben würde, um ihr einen Prozeß

zu machen, der ihr möglicherweise sogar ihr Leben kosten konnte.

So wie sie sich Rizzio und Bothwell für viel weniger ergeben hatte, denn der erstere diente nur dazu ihr die Langeweile zu vertreiben, der andere aber, um sich an ihrem Gatten zu rächen, so that sie es auch jetzt für einen viel höheren Preis, denn es galt ja ihre Freiheit und vielleicht gar ihr Leben. Die Art und Weise, wie die Flucht ausgeführt wurde, war sehr genial und zeugte von einem sehr erfinderischen Talente.

Georg Douglas hatte im Schlosse eine Schlosserwerkstätte errichtet, wo er bei Nacht mit dem Pagen der Königin zu arbeiten pflegte. Die beiden jungen Leute verfertigten einen Schlüsselbund, der demjenigen, den die Lady Lochleven stets bei sich trug, außerordentlich glich. Die einzelnen Schlüssel wurden dann mit Eisenfeilspänen und Kohlen so gut geschwärzt, daß man sie von den alten nicht unterscheiden konnte. Da die Lady stets gegenwärtig war, wenn der Königin die Mahlzeiten servirt wurden und sie jede Speise vorkostete, um zu zeigen, daß sie nicht vergiftet sei, so rechnete man darauf von Seite der Königin, sich der Schlüssel bei dieser Gelegenheit zu bemächtigen. Die Lady pflegte diese nämlich stets vor sich auf den Tisch zu legen. Eines Tages erhielt die alte Dame gerade zu jener Stunde einen Brief, in welcher sie sich bei der Königin befand; da sie kurzsichtig war, trat sie ans Fenster, und diesen Augenblick benutzte Georg, um

den Tausch zu bewerkstelligen. Er gelang über alle Erwartung.

Als es dann Abend wurde und die Lady sich zur Ruhe begab, schlich Douglas hinauf ins Schloß, öffnete alle Thüren, so daß die Königin sammt ihrem Gefolge entkommen konnte. Als sich alle im Garten befanden, schloß er die Thüren hinter sich ab und warf den Schlüsselbund in den See. Hierauf eilte die ganze Gesellschaft ans Ufer, wo ihrer schon ein Kahn wartete, in welchen sie sich setzten und vom Ufer abstießen. Doch auch jetzt war noch nicht alle Gefahr überstanden. Ein Soldat auf den Wällen des Schlosses wurde den Kahn gewahr und feuerte sein Gewehr auf die Fliehenden ab, das Schloß wurde alarmirt, es währte jedoch ziemlich lange, ehe sie hinaus kommen konnten, da Georg die Thüren verschlossen und die falschen Schlüssel sie nicht wieder aufzuschließen im Stande waren. Dies war für Maria ein großer Vortheil, denn bis dahin, bis ihre Feinde ans Ufer des Sees kamen, hatten sie schon einen starken Vorsprung und ritten nach Dunbar zu einem der Anhänger Marias.

Mittlerweile war die Nachricht von der Flucht der Königin nach Edinburg gekommen, Murray sammelte schnell eine Armee, um den Anhängern Marias eine Schlacht zu liefern und ihnen keine Zeit zu gönnen, Verstärkungen an sich zu ziehen. Die Truppen der Königin wandten sich nun südwestwärts, was ein großer Fehler

war, denn sie hätten gerade nach dem Norden marschiren müssen, wo sie in den Hochlanden sich verstärken konnten. Es kam an der Grenze zwischen England und Schottland zu einer Schlacht, wobei die Truppen Marias total geschlagen wurden und sie nach der Grafschaft Cumberland fliehen mußte.

IX.

Die Eingenommenheit vieler Dichter für Maria Stuart. — Georg Douglas Tod. — Maria Stuart im Schlosse Fotheringay. — Verschwörung Babingtons, Norfolks, Kurls und Parrys gegen Elisabeth zu Gunsten Marias. — Leicester und William Cecil. — Unentschlossenheit Elisabeths. — Leicesters Verrath an Maria Stuart. — Ihre Liebschaft mit Mortimer. — Maria Stuart wird hingerichtet.

So sehr sich viele sentimentale Menschen, Dichter, bemühen, Maria Stuart rein zu waschen, so muß man, wenn man ihre Handlungen analysirt, doch zugeben, daß sie Vieles gethan, was nicht zu entschuldigen ist, und daß sie noch viel ärger geworden wäre, hätten ihre Unterthanen nicht dafür gesorgt, sie bei Zeiten unschädlich zu machen. Daß sie in einem erzprotestantischen Lande dadurch, daß sie sich für einen anderen — den katholischen — Glauben erklärte, und hätte es ihr an Macht nicht gefehlt, so würde sie es auch nicht besser in Edinburg gemacht haben, wie Maria Tudor in London — dies mag noch hingehen, denn sie war von ihrer ersten erzkatholischen Umgebung: den Valois, Medici und den Guisen, so erzogen worden; doch daß sie ihrem ersten

Gatten, der sie wirklich zärtlich liebte, einen fahrenden Musikanten, wie Rizzio, an die Seite stellte, sich soweit vergaß, in dieses Menschen Gegenwart ihrem Manne mit Arretirung zu drohen, daß sie dem stolzen und auf ihre Freiheit eifersüchtigen Schotten einen Fremdling ohne Rang, von niederer Geburt, gleichstellte, war eben so unklug, wie es auch von einem verhärteten Gemüthe zeugte. Das Schlimmste aber war, daß sie ihren Gatten durch ihren Buhlen, Bothwell, umbringen ließ und den letzteren sogar heirathete; dies war mehr als Leichtsinn, es war ein zweifaches großes Verbrechen: Ehebruch und Mitwissenschaft des Mordes.

Als Maria Stuart nach Lochleven kam und dann Georg Douglas seinen Pflichten untreu machte, indem sie Alles aufbot, um ihn in ihr Liebesnetz zu verstricken, dies mag ihr noch am ehesten verziehen werden, denn es handelte sich damals schon um ihre Freiheit, um ihr Leben. Um die eine zu erlangen, wie das andere zu retten, griff sie zu jedem Mittel. Sie war bereits auf jener schiefen Fläche der Moralität angekommen, wo sie nicht mehr Halt machen konnte. Sie war mit dem Verschenken ihres Herzens, ja sogar mit etwas Anderem, nur zu freigebig; denn nicht nur Georg Douglas wurde mit jener Gunst belohnt, wie sie Männer von schönen Damen zu erreichen hoffen, sondern auch Andere, und ihr kurzer Aufenthalt in Dunbar soll ziemlich orgienhaft gewesen sein, so daß sie es machte, wie einst Cleopatra.

Georg Douglas erfuhr es ebenfalls, wie freigebig die Königin mit ihren Liebkosungen war; es war aber schon zu spät zur Rückkehr. Sein Vater und seine sämmtlichen Verwandten hatten ihn aus ihren Kreisen ausgestoßen, auch war er, wie dies bei vielen Jünglingen der Fall ist, trotz des ausschweifenden Lebens, welches Maria führte, noch immer so verliebt in sie, daß ihn die Verzweiflung dazu trieb, den Tod zu suchen, den er auch in der letzten Schlacht fand, wo auch andere der Anhänger Marias, namentlich der junge Lord Seyton, fielen. So hatte sie denn in mittelbarer Weise auch den Tod Georgs von Douglas und aller Derjenigen, die an der Grenze Schottlands fielen, auf ihrem Gewissen.

Bei Maria Stuart bewahrheitete sich das Sprichwort: „den Gott strafen will, beraubt er des Verstandes.“ Es war der wahnsinnigste Gedanke von ihr, nach England zu gehen, sich unter den Schutz Elisabeths zu stellen, einer solchen mißtrauischen Frau, die in Maria eine Nebenbuhlerin und Kronprätendentin erblickte. Obschon es nicht denkbar war, daß die Engländer sich jemals wieder für eine katholische Prinzessin erklären würden. Sie hatten an Maria Tudor schon mehr als zuviel gehabt. Dennoch durfte Maria Stuart nicht daran denken, von Elisabeth entweder wieder auf den Thron Schottlands gesetzt oder nach Frankreich verbannt zu werden, wo sie Verschwörungen hätte anzetteln können, die gefährlicher werden durften, als es diejenigen waren, die sie ohnehin angezettelt hatte.

Elisabeth von England, so sehr sie auch von vielen englischen Schriftstellern bis in den Himmel erhoben wird, ist eine so antipathische Erscheinung in der Geschichte Englands, daß es nicht nothwendig ist, ihr auch das Verfahren gegen Maria Stuart zum Verbrechen anzurechnen, um die Leser gegen sie einzunehmen. Sie konnte mit Maria Stuart nicht anders verfahren, ohne für sehr einfältig gehalten zu werden.

Daß sie die Exkönigin von Schottland nicht an ihren Hof zog, war sehr natürlich, welche Frau läßt sich gern von einer andern verdunkeln? Zudem durfte sie es auch aus politischen Beweggründen nicht thun, erstens, weil sie mit der schottischen Regierung in Frieden leben wollte, diese sich aber beschwert haben würde, wenn sie die vertriebene Königin unterstützt oder ausgezeichnet hätte, zweitens aber, weil Maria Stuart für die stets conspirirenden Katholiken, die auch aus Frankreich nur zu sehr gegen den Protestantismus gehetzt wurden, als Oberhaupt gedient haben konnte. Somit mußte sie sie unter anständigem Gewahrsam halten.

Dies geschah auch, denn die Königin erhielt eine Wohnung in Fotheringay, einem königlichen Schlosse, nicht sehr weit von der Hauptstadt. Sie genoß hier jede mögliche Freiheit, hatte eine Reihe prachtvoll eingerichteter Zimmer, einen großen schönen Park, wo sie lustwandeln konnte, so viel Diener und Dienerinnen, als sie erschwingen konnte zu halten, mit einem Worte, es fehlte ihr an nichts. Sie lebte hier mehrere Jahre und es wäre

Elisabeth niemals eingefallen ihre Freiheit zu beschränken, um so weniger aber sie köpfen zu lassen, wenn Maria nicht Ursache zur Strenge gegeben hätte.

Wie gebrauchte aber Maria Stuart auch nur diese Freiheit, die jedenfalls eine ausgedehntere war, als diejenige, die ihr im Schlosse Lochleven gegönnt gewesen? Zu nichts anderem, als zu Verschwörungen gegen das Leben ihrer Cousine und Gastfreundin Elisabeth. Während ihres Aufenthaltes in Fotheringay zettelte sie nicht weniger als vier solche Verschwörungon an, d. h. man erfuhr von vieren. Ob sie noch mehr gethan, ist unbekannt. An Willen hat es bei ihr gewiß nicht gefehlt.

Die erste Verschwörung gegen Elisabeths Leben war diejenige Babingtons, eines fanatischen Katholiken, den Maria durch ihre Zärtlichkeit und Hingebung dahin brachte, daß er, wie es Ravaillac in Frankreich mit Heinrich IV. gethan, mit einem Messer auf die Königin Elisabeth losstürzte, und sie umgebracht haben würde, hätte nicht Sir Francis Drake, der sich in unmittelbarer Nähe befand, den Stoß aufgefangen, dann den Mörder entwaffnet und zu Boden geworfen. Der Dolch hatte dennoch der Königin Arm so stark geritzt, daß sie mehre Stunden sehr heftige Schmerzen litt und ihren Arm einige Zeit in der Binde tragen mußte. Babington wurde auf die Folter gespannt, und die Schmerzen preßten ihm ein Geständniß ab, welches Maria sehr compromittirte. Nicht nur, daß er aussagte, sie habe ihn zum Begehen dieses Mordes gedungen, sondern er

gestand auch, wie er von ihr durch ihre Liebe schon im Vorhinein seine Belohnung erhalten. Er zog sein Geständniß einen Tag vor seiner Hinrichtung zurück, weil er hoffte, dies würde die Hinrichtung verzögern, indem man ihn wieder neu verhörte, was aber nicht geschah. Als er am Blocke stand, rief er: „Es giebt also keine Gnade für mich? Wolan, dann werde ich als Mann sterben! Ich habe es ihr (der Königin Maria Stuart) ja gesagt: wenn ich sie nur einmal, liebend und von ihr geliebt, in die Arme schließen dürfte, dann bestiege ich frohen Gemüthes das Schaffot."

Die zweite Verschwörung war diejenige Kurls und Parrys; sie wurde aber bei Zeiten entdeckt, und die beiden Verschwörer eingezogen. Parry gestand am ehesten, wie ihn die Königin Maria gedungen, um Elisabeth umzubringen. Kurl sollte auf die Folter gespannt werden, doch schon beim Anblick der Marterwerkzeuge bestätigte er Alles, was Parry ausgesagt. Beide waren Diener Marias, und von ihr auf ähnliche Weise belohnt worden, wie Babington.

Nun aber drang William Cecil, Earl von Burleigh, Minister der Königin Elisabeth, darauf, daß Maria Stuart der Prozeß gemacht und sie vor ein Tribunal von englischen Peers gestellt werde. Elisabeth gab ihre Einwilligung dazu, doch als ihr ein Brief von Maria Stuart übergeben wurde, in welchem diese sie um eine Privatunterredung ersuchte, gebot sie dem Minister, mit dem

Beginnen des Prozesses so lange einzuhalten, bis sie mit ihrer Nebenbuhlerin gesprochen haben würde.

Elisabeth begab sich sofort nach Fotheringay. Drei ihrer Minister, William Cecil, dann Talbot, der Earl von Shrewsbury, und Robert Dudley, Earl von Leicester, begleiteten sie in den Park. Ihr Zusammentreffen mit Maria Stuart sollte den Schein der Zufälligkeit haben.

So trafen denn diese beiden Frauen zusammen. In den Busen beider gährte es. Elisabeth war Marien an Geisteskräften überlegen, doch beneidete sie sie um ihre Schönheit, außerdem aber mußte sie auch wegen den gegen sie angezettelten Attentaten Erbitterung gegen Maria fühlen, endlich aber wußte Elisabeth, daß Maria Stuart eben solche, wenn nicht noch gegründetere Ansprüche auf den Thron Englands hatte, als sie selber. Nicht minder waren auch Mariens Gefühle Elisabeth gegenüber nicht die freundlichsten. Es wäre aber zu lang, wenn ich alles dies detailliren wollte. Es genügt so viel, daß diese beiden Frauen Antipathie gegen einander fühlten, noch ehe sie mit einander zusammentrafen, nach dieser Zusammenkunft aber hatte sich diese Antipathie in den unversöhnbarsten Haß verwandelt.

Elisabeth war ziemlich zurückhaltend und kalt beim ersten Anblick Marias, während diese ihre gewöhnliche Rolle der Liebenswürdigkeit mit ziemlich viel Leidenschaft spielte, was aber bei Elisabeth durchaus nicht angriff. Diese Königin erinnerte Maria daran, was sie in Schottland gethan, wie Darnley auf Marias Geheiß ermordet

worden war. Man begann ein Schaarmützel gegenseitiger Bitterkeiten und Vorwürfe. Maria Stuart ging darin soweit, Elisabeth ein illegitimes Kind, einen Bastard, zu nennen, was dann das Maß voll machte.

Der Earl von Shrewsbury versuchte alles Mögliche, um den Frieden zwischen den beiden Frauen herzustellen, während William Cecil mit verschlungenen Armen an einem Baume lehnte und Maria Stuart den Earl von Leicester mit ihrem Augenspiele zu gewinnen trachtete, welches Manöver Elisabeth nicht entging, und da sie selber in Leicester verliebt war, brachte sie dies noch mehr gegen Marie auf. Mit einem Worte: die Exkönigin von Schottland hatte sich bei dieser Zusammenkunft nur geschadet, und wenn Elisabeth wirklich geneigt zur Schonung gewesen wäre, mußte sie Marien nach diesem Zusammentreffen entfremdet werden, wie dies auch der Fall war. Alecto hielt bereits die Scheere bereit, um den Lebensfaden Mariens abzuschneiden.

Als Elisabeth nach London zurückfuhr und William Cecil neuerdings in sie drang, den Proceß gegen Maria anhängig zu machen, wurde ihm die Bewilligung dazu von der Königin ertheilt. Eine Commission von Lords war nach Fotheringay geschickt worden, um Maria zu verhören, dann aber zurückkehrend die Zeugen zu vernehmen, deren Zahl keine geringe war, denn es ist eine Unwahrheit, daß man Maria nur auf das Zeugniß Kurls und Parrys verurtheilte, es gab deren noch andere, durch welche der Earl von Norfolk so stark compromittirt

wurde, daß man ihn gefangen nahm und zum Tode verurtheilte, weil er — wie Babington — die Königin Elisabeth ermorden wollte.

Der Aufseher und Castellan von Fotheringay, Sir Amias Paulet, erhielt nun die strengsten Befehle, Maria aufs sorgfältigste bewachen zu lassen, damit sie nicht wieder neue Verschwörungen anzetteln könnte. Trotz seiner Wachsamkeit wäre es ihr beinahe gelungen, aus Fotheringay zu entkommen, und zwar war es ein Neffe Paulets, der junge Mortimer, der, wie alle ihre Troubadoure, sich in sie verliebt hatte, einen Plan zu ihrer Entführung aus Fotheringay entwarf und ihn, wenn sich der Zufall nicht gegen Maria erklärt hätte, ausgeführt haben würde.

Einer der Staatsräthe der Königin Elisabeth — der Earl von Leicester — erhielt einmal einen Auftrag an sie von seinen Collegen, eigentlich war er es selber, der sich ihnen antrug, so daß er nach Fotheringay kam. Er hatte eine Zusammenkunft mit Maria. Leicester war ein sehr schöner Mann und Maria Stuart hatte sich schon auch deshalb darauf capricirt, ihn zu erobern, um hierdurch Elisabeth einen Possen zu spielen. Dudley war kein Kostverächter, er nahm das Entgegenkommen der Königin in einer Weise auf, daß es nicht lange währte, bis er sie in seinen Armen hatte, und die Zahl iher Anbeter um einen vermehrte. Er hielt sich länger in Fotheringay auf, als es der Auftrag, den man ihm gegeben, erheischte. Elisabeth, die ihn bald vermißte, erkundigte sich um ihn und erfuhr, wo er sich befand, da

auch Mortimer von seinem Oheim ihr darüber eine Meldung brachte, daß sich ihr Minister täglich mehre Stunden mit der Exkönigin unterhielt. Hierüber gerieth die Königin in einen solchem Zorn, daß sie sich in Gegenwart Mortimers verrieth, wie sie Leicester im Verdachte der Untreue hatte.

„Man ertheile dem Earl von Leicester den Befehl, er möge augenblicklich zurückkommen", rief die erzürnte Königin. „Ist dies seines Amtes? Seit wann erniedrigen sich meine Minister zu Boten des Parlaments?"

Da Mortimer nach Fotheringay zurückreiste, übergab Elisabeth ihm den Brief, in welchem Dudley die Rückkehr nach London befohlen wurde. Der junge Mann eilte, von Eifersucht getrieben, die ihm und seinem Rosse Schwingen verliehen, zurück und überraschte die Königin Maria in einer Stellung mit Leicester, die durchaus nicht mißgedeutet werden konnte. Es entspann sich zwischen den beiden Kavalieren und Maria ein sehr skandalöser Auftritt; Klingen wurden gezogen, der Lärm war so groß, daß er bis ins Gemach des Gouverneurs von Fotheringay drang, der ebenfalls dazu kam und Zeuge des Schlusses der höchst anstößigen Scene war. Leicester war schon zu jener Zeit ein aalglatter Höfling, er verstand die Sache so zu drehen, daß er alle Schuld auf seinen Nebenbuhler schob und ihn dem Schelten seines Oheims preis gab, dann aber sich entfernte, um nach London zu reisen.

Elisabeth hatte ihn mit Ungeduld erwartet und empfing den Günstling mit gerunzelter Stirne und Vorwürfen. Leicester aber hatte auf der Reise Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie er sich aus der Schlinge winden soll, er ließ das weibliche Donnerwetter austoben.

„Ich habe diese Vorwürfe nicht verdient, Madame", rief er dann mit kecker Stimme. „Danken Sie es meiner unbegrenzten Ergebenheit und Liebe, daß Sie von einer Verschwörung Kenntniß erhalten, deren Opfer Euer Majestät geworden wären, wenn ich mich gescheut hätte, das niedrige Amt eines Kundschafters anzunehmen, was lediglich nur aus Liebe geschah. Ja, Madame, derselbe junge Mann, den Sie abgeschickt, um mich zurückzurufen, ist ein Verschwörer, nicht besser als Norfolk und Babington. Er würde Sie morgen, wenn er hierher zurückkehrte, wie sie ihm geboten, während der Privataudienz, die Sie ihm bewilligt, ermordet haben."

Durch diesen Verrath rettete sich Leicester und beschleunigte die Verurtheilung zum Tode jenes Weibes, das ihn mit Liebe beglückt. Dies war unstreitig die skandalöseste Handlung, die je ein Hofmann beging.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Scandal-Geschichten

europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Dritter Band.

England Schottland.

2. Theil.

Leipzig

Verlag der Verlagsanstalt.

England-Schottland.

I.

Charakteristik Elisabeth's von England. — Ihre erste Liebe, ein junger Däne, ein Studiosus. — Der Earl von Sussex. — Robert Dudley. — Die Königin verliebt sich in ihn. — Wie sie ihn mit Reichthum überhäuft. — Seine geheime Ehe mit Amy Robsart. — Der Ritter Thessilian entdeckt sie. — Feindschaft zwischen Sussex und Leicester. — Elisabeth nimmt sich vor, Leicester zu heirathen. — Das Fest zu Kenilworth. — Zusammenkunft der Königin mit Amy. — Leicester fällt in Ungnade. — Amy's Tod. — Zweite Ehe Leicester's. — Seine Hinrichtung.

Nachdem ich den ersten Abschnitt der Scandalgeschichten Englands mit einer Dame geschlossen, fange ich den zweiten wieder mit einer Dame an und zwar mit derjenigen, von welcher ich bereits im ersten Bande gesprochen, deren Liebschaft mit dem Grafen von Leicester ich sogar erwähnt habe, doch die von ihrer Rivalin, Maria Stuart in den Hintergrund gedrängt worden, nämlich von dieser von vielen englischen Autoren und einem großen Theile

des Volkes weit überschätzten Frau, Elisabeth, der Tochter Heinrich's VIII. von Anna Bullen. Ich werde später auf ihre Charakteristik kommen und nehme jetzt den Faden der Erzählung dort auf, wo ich ihn fallen gelassen, nämlich bei der Erzählung der Flucht Leicester's nach Frankreich, nach der stattgefundenen Hinrichtung Maria Stuart's im Schlosse Fautheringay.

Die Königin war durch diese übereilte Hinrichtung sehr angegriffen, sie stellte sich krank, doch nur wenige Tage, denn sie erschien bald wieder vor ihren Ministern. Sie sah etwas blaß aus, empfing aber ihre Räthe, besuchte selbst den Staatsrath und Alles kam ins vorige Geleise. Sie erkundigte sich nach Leicester und als sie erfuhr, wie er England verlassen, spielte ein Lächeln um ihre Lippen.

„Wir müssen dem armen Earl dafür, daß er seinen Gefühlen Gewalt angethan, indem er unser Angesicht mied, Etwas bieten, was ihn einigermaßen für den Verlust, den er gehabt, entschädige."

Bald darauf kam Leicester wieder nach London und erhielt von Elisabeth den Orden des blauen Hosenbandes, auch stieg er von diesem Augenblicke immer mehr in ihrer Gunst.

Es ist übrigens eine sehr irrige Meinung, wenn man glaubt, Elisabeth's erste jungfräuliche Neigung sei Robert Dudley gewesen. Er war eben so wenig der Erste, der diese geruchlose Blume pflückte, noch der Einzige, dem sie sich ganz hingab. Vor, während und nach diesem Liebes=

verhältnisse hatte sie schon Andere und konnte es nicht verleugnen, daß sie eine Tochter Heinrich's VIII. sei. Sie hatte ganz sein feuriges, verliebtes Temperament geerbt, und das, was man von ihrer Jungfräulichkeit erzählt, ist Etwas, worüber man nur lächeln muß, ebenso wie über die Jungfräulichkeit Christina's von Schweden.

Elisabeth war weder so schön wie Maria Stuart, noch besaß sie jene weiblichen Eigenschaften, die einen Mann für längere Zeit zu fesseln im Stande sind. Es wäre aber ein ihr angethanes großes Unrecht, wenn man sie häßlich nennen wollte, ja sie näherte sich sogar dem Begriffe der Schönheit. Sie war ziemlich hoch von Gestalt, d. h. etwas über die Mittelgröße, ihr Teint unendlich zart und weiß, ihr Haar lichtblond, mit einem sehr schwachen röthlichen Schimmer, ihre Wangen gut gefärbt, ihre Augen hübsch geschnitten, bläulich grau, doch ohne Feuer, ihre Nase gerade, nicht eben sehr schmal, ihr Mund gewöhnlich, nicht groß, doch auch nicht klein, die Lippen schön roth, doch nicht mit jenen schönen, wellenförmigen Contouren, die zum Küssen einladen, die Form ihres Gesichts rund, ihr Hals ziemlich lang, ihre Achseln, ihr Nacken, ihr Busen, ihre Arme und Hände von blendender Weiße, fleischig, doch sonst nicht sehr schön geformt, vom Halse nach den Achseln hinab war es keine diagonale, sondern eine horizontale Linie, und machte den Eindruck der Eckigkeit.

Daß sich Elisabeth niemals verheirathet, daran war gewiß nicht ihr Mangel an Temperament schuld, sondern

gerade das Gegentheil, denn sie wollte sich nicht an einen Einzigen binden, sondern von den Freuden der Liebe so viel genießen, als sich ihr bieten würde.

Noch als kleines Mädchen von etwa zwölf Jahren, zu Lebzeiten ihres Bruders, Eduard VI., hatte Elisabeth schon vom Baume der Erkenntniß gekostet. Sie wurde in einem abgelegenen Dorfe erzogen und genoß sehr wenig Freiheit, zumal später, zur Regierungszeit Maria's von Tudor. Eduard war viel weniger streng und sein Vormund, der Herzog von Somerset, war es auch nicht. Es gehörte zu der Politik des Letzteren, es mit ihr eben so wenig zu verderben, wie mit Johanna Gray. Die schwächliche Gesundheit Eduard's VI. ließ nichts Anderes erwarten, als daß nach seinem Tode, eines oder das andere der erwähnten Mädchen — Johannna oder Elisabeth — zum Throne gelangen würde. — An Maria Tudor dachte Niemand. — Demnach hatte der Herzog bei einer seiner Rundreisen sich auch nach Elisabeth umgesehen und als er fand, wie ihre Erziehung vernachläßigt wurde, nahm er einen Lehrer auf, der sie in Allem, namentlich in den Sprachen des Auslandes, unterrichten sollte. Es war ein junger Däne, Namens Arendt Olaffon — ein Studiosus, der ganz Europa durchgewandert und ein seltenes Sprachtalent besaß. Die Bedingungen, die ihm vom Herzog gemacht wurden, waren annehmbar, obschon nur für einen armen Studenten, dessen Prätensionen das Maß der Bescheidenheit nicht überstiegen. Dieser junge Mann gab Elisabeth Unterricht in Sprachen, in der Dichtkunst und

auch in Musik, und fand an ihr eine Heloise, die gerne und fleißig lernte.

Elisabeth war aber nicht nur im Lernen, sondern auch sonst eine Heloise des jungen Dänen und zwar zwei volle Jahre hindurch. Als der Herzog von Somerset ihn mit ihr in ähnlicher Weise studirend antraf, wie der Baron von Tundertentronk Candide mit Kunigunde, expedirte er ihn auch in ähnlicher Weise.

Ein sehr interessantes Büchlein, welches diese erste Neigung Elisabeth's erzählt, habe ich in einer Leihbibliothek in Stratford upon Avon, dem Geburtsorte Shakespeares, gefunden.

So wenig liebenswürdig und zur Liebe geschaffen Elisabeth auch war, so bildete sie sich auf ihre Schönheit und ihren Geist doch nicht wenig ein. Von der ersteren habe ich bereits gesprochen, über die letztere sage ich nur so viel, daß in ihr Alles vereinigt war, was sie zu einem Blaustrumpf hätte machen können, wenn es zu jener Zeit, zumal für Fürstinnen, Mode gewesen wäre, Schriftstellerin zu sein.

Es giebt Menschen, und zwar große Politiker, die behaupten, die Regierung einer Frau sei jener eines Mannes vorzuziehen, weil Regentinnen von Männern, ihren Liebhabern, Männer hingegen von ihren Maitressen geleitet werden. Dies ist also kein Compliment für die Frauen. Dieses Princip als ein allgemein geltendes anzunehmen, wäre doch zu gewagt. Man kann es für Einzelnfälle anwenden, mehr nicht. Eben die Geschichte der drei

beinahe gleichzeitigen Königinnen, von denen ich seit einiger Zeit sprach, zeigt, daß es unter zweien, in den von ihnen regierten Ländern, sehr schlimm zuging, unter den beiden Marien — Tudor und Stuart. Elisabeth hingegen gehört in die Kategorie der besseren Regentinnen. Immerhin war an ihr Verdienst, solche Männer zu Ministern und Günstlingen ausgesucht zu haben, wie William Cecil, die Earls von Shrewsbury und Sussex, Bacon von Verulam, Sir Francis Drake, Sir Walter Raleigh und Andere, wiewohl sie manchmal in der Wahl ihrer Günstlinge auch unglücklich war.

Beinahe alle gleichzeitigen Historiker, sowie auch einige der neueren, sind Elisabeth's Lobhudler, obschon es manche auch gewagt hatten, ihren Nimbus für nichts anderes als den Schein einer Colophoniumflamme anzusehen und zuweilen ein beinahe hartes Urtheil über sie zu fällen.

Es wäre aber ein großer Fehler, wenn ein unparteiischer Schriftsteller dem Urtheile einiger für oder gegen eine historische Persönlichkeit eingenommener Menschen zu viel Gewicht beilegte. Schon aus dem Style ist es leicht zu errathen, ob ein Autor in Leidenschaft gegen Jemandem schreibt oder nicht. Am gerathensten ist es, wenn man die Fehler einer solchen historischen Persönlichkeit aus den lobhudelnden Büchern vergrößernd, aus den rügenden verkleinernd annimmt, ebenso wie dies mit ihren Tugenden und guten Eigenschaften zu halten ist.

Solche Geschichtschreiber wie Tacitus — die ohne

Leidenschaft, unparteiisch und wahr geschrieben, sind äußerst selten, doch kann man nicht sagen, daß es keine gäbe, nur daß sie zu wenig bekannt sind. Man darf die Wahrheit sehr behutsam aus gedruckten Büchern herausfiltriren, sondern muß sich an Handschriften halten, namentlich sind Tagebücher, Memoiren, die für einzelne Mitglieder einer Familie verfaßt worden, von unschätzbarem Werthe.

Es giebt vielleicht kein Land auf Erden, welches einen solchen Schatz kostbarer historischer Handschriften besitzt, wie die brittische Doppelinsel und, sonderbar genug, wenn man derartige Quellen über England entdecken will, darf man sie nicht hier, ja selbst nicht in Schottland, sondern in Irland suchen, welches eine wahre Fundgrube historischer Alterthümer ist.

Ich habe vorhin eines kleinen Buches erwähnt, welches über die erste Liebe der Königin Elisabeth spricht. Das, was in diesem Büchlein enthalten ist, habe ich in der Büchersammlung eines irländischen Baronets — in einem Manuscripte bestärkt gefunden. Es führte die Aufschrift: „Love Adventures of Queen Bess, collected by a man who knew her well.“ Dieses Manuscript habe ich hier benutzt.

Elisabeth war um drei Jahre älter, als Eduard VI., folglich war sie zur Zeit des Regierungsantritts ihrer Schwester Maria Tudor 19, bei deren Tode aber 24 Jahre alt, als sie selber zur Regierung kam. Ihre Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben hatte am meisten dazu beigetragen, daß die Engländer sie und keine Andere

zur Königin haben wollten, obschon sie von ihrem Vater für illegitim erklärt worden war. Durch ihre Berufung zum Throne wurde so zu sagen ihrer Mutter Ehre wieder hergestellt. Unter den englischen Baronen war es namentlich der reiche Earl von Sussex, der sich für sie interessirte, so daß sie an ihm und dem Sohne jenes Herzogs von Somerset, der sie erziehen ließ, zwei Freunde hatte, auf die sie gleich nach ihrem Regierungsantritt zählen durfte. Niemals hat sich ein in einer Einöde erzogenes Mädchen so schnell in ihre veränderte Lage hineingefunden, wie Elisabeth. Sie benahm sich schon am ersten Tage ihres Regierungsantritts so, als hätte sie von Kindheit an stets befohlen, anstatt zu gehorchen.

Nur Etwas war ihr neu; daß sie so viele Männer um sich erblickte.

Wir sehen es sehr oft bei Kindern, wenn man ihnen Spielzeuge verschiedener Art oder verschiedenartige Obstgattungen vorlegt, daß sie gerade vom ersteren das schlechteste, vom letzteren das am wenigsten schmackhafte wählen. So war es in mancher Beziehung auch bei Elisabeth der Fall. Es war das, was die Franzosen einen Embarras des richesses nennen.

Daß es so war, dies zeigte sie in der Wahl ihres ersten Courmachers bei Hofe, wo es gewiß sehr viele bildschöne Männer gab, von welchen sie gerade den am wenigsten hübschen wählte.

Es war der Earl von Sussex, ein Mann, weder jung, noch hübsch, doch ein biederer, tapferer und geist-

reicher Cavalier. Das Liebesverhältniß zwischen ihm und der Königin war eines, in welchem sie die Initiative ergriffen hatte. Sie bot sich ihm so zu sagen an. Wir dürfen es wagen sie zu entschuldigen, denn sie hatte lange Zeit auf die Freuden der Liebe warten müssen, wenn sie, seit sie ihren Lehrer Arendt Olaffon verloren, mittlerweile Keinen gehabt, der die leeren Räume ihres besseren Ich's — ihr Herz, gefüllt hatte. Es war gleichwie eine Liebschaft aus Verzweiflung, um gerade Einen zu haben. Man denke sich nur, 10 Jahre ohne einen Mann zu sein, nachdem man schon einmal geliebt. Das ist keine Kleinigkeit.

Der Earl von Sussex wußte selber nicht, wie er zu dieser Auszeichnung gekommen war, es wäre ihm niemals eingefallen, sich um ihre Liebe zu bewerben. Radcliffe — dies war der Familienname des Earl, wußte sehr gut, daß diese Liebschaft keine dauerhafte sein könnte, daß ihn der nächste Beste aussteche, demnach nahm er sich vor, aus derselben nur so viel Nutzen zu ziehen, als sich thun ließ.

Er hatte schon während der Dauer seines Liebesverhältnisses mit Elisabeth ihr einige Grundsätze eingeflößt, wie sie ein Weib — welches sich vornimmt, die Liebe mit vollen Zügen zu genießen, für sich passend findet. Durch diese Grundsätze wurden etwaige Skrupel und Vorurtheile über Treue, Schicklichkeit, das Urtheil der Welt, den Ruf und die Frauenwürde theilweise zum Schweigen gebracht. Elisabeth fand diese Grundsätze sehr bequem, sie nahm sich

vor, sie als Lebensmaximen sich anzueignen, demgemäß zu leben und zu lieben.

Unter den Herren, die sich um die Gunst der damals noch jungen Königin bewarben, befand sich Robert Dudley, ein sehr schöner Mann, mit allen Eigenschaften, die ein weibliches Herz zu erobern im Stande sind, reichlich von der Natur ausgestattet, doch nicht reich genug, um mit den Uebrigen den Wettstreit einzugehen, so daß er den größten Theil seines geringen Vermögens auf seine äußere Erscheinung verwenden mußte, um am Hofe der Königin aufzufallen. Er hatte dieses Capital gut angelegt, denn die Königin bemerkte ihn, er fiel ihr so auf, daß sie ihn als ihren nächsten Liebhaber auserkoren hatte.

Wenn sie sein Aeußeres mit ihrem ersten Geliebten, Sussex, verglich, so mußte Dudley in der Waagschale des Gefallens viel mehr wiegen als Sussex. Elisabeth besann sich nicht lange, sie munterte ihn auf und Dudley war nicht so schüchtern, daß er mehr gebraucht hätte. Bei seinem ersten Tète à tète hatte er ihr seine Liebe erklärt und obschon sie schicklichkeitshalber die Spröde und Erzürnte spielte, so konnte Dudley doch erkennen, daß es nicht schwer halten würde, sie Sussex abwendig zu machen. Das Manöver Elisabeth's reizte ihn zu neuen Angriffen und sie unterlag dem Dränger.

Dudley hatte durch seine Heuchelei sein Glück gemacht. Die Königin fesselte ihn an ihre Person, erhob ihn in den Peersstand, indem sie ihn zum Grafen von Leicester ernannte und ihn mit Geschenken jeder Art, an Geld,

Schmuck und Gütern, überhäufte, so daß Leiceſter bald der reichſte Cavalier an ihrem Hofe war und mit ſeinem Gelde nicht knickerte, um ſeinem neu erworbenen Range Ehre zu machen. Seine Ausgaben überſtiegen dennoch ſeine Einkünfte, er war genöthigt, die reichen Juden und Geldmänner der City um Anlehen anzugehen, dieſe zauderten nicht mit den Geldfüchſen herauszurücken, da ſie wußten, daß ſie ihr Geld nicht verlieren würden, Dudley aber dachte ſich, er wolle ſeine Einkünfte nicht durch das Zahlen wucheriſcher Zinſen ſchmälern. Um die Schulden zu decken, mußte er neue Geldquellen entdecken, die ihm dazu dienen ſollten, Ordnung in ſeine Finanzen zu bringen. Er intereſſirte ſich immer mehr für Politik, ſowohl für die äußere, wie für die innere, und da ſein Einfluß bei Eliſabeth von Tag zu Tag größer wurde, wendeten ſich alle Bittſteller an ihn und zwar mußten ſie die Thüren, die in ſein Kabinet führten, mit goldenen Schlüſſeln öffnen. Nicht minder hatten auch die Geſandten der europäiſchen Höfe in ihm einen Menſchen erkannt, den ſie ſich gewogen machen mußten, wenn ſie die Allianz Englands für die Staaten, die ſie vertraten, ſichern wollten. Somit floß der Reichthum aus drei ungeheueren Schleuſen in die Caſſe des neuen Günſtlings, daß er es nicht mehr nöthig hatte, Schulden zu machen, ſondern anſtatt deſſen ſeine Beſitzungen vergrößern konnte. Dieſe dehnten ſich gen Süden und Norden aus: von einer Seite nach Cornwall, von der andern bis nach Warwick-Shrop- und Cheſſhire. Es blieb ihm außerdem noch genug, um ſeinen Luxus

fortzusetzen, neue Schlösser zu bauen, denn er war der bestechlichste Mensch, den England seit längster Zeit aufweisen konnte.

Es ist natürlich, daß ein schöner und liebenswürdiger Mann, welcher Liebe einzuflößen im Stande ist, selber ebenfalls für dieses Gefühl sehr empfänglich sein muß, ebenso wie es sehr oft der Fall ist, daß der leichtsinnigste und gewissenloseste Roué zuweilen auch edleren Empfindungen zugänglich bleibt. Dies war auch bei Robert Dudley der Fall. Er liebte Elisabeth ebenso wenig, wie er für Maria Stuart etwas fühlte, wie wäre es ihm sonst möglich gewesen, der Einen wie der Anderen untreu zu sein und Eine wie die Andere zu verrathen, denn welch infames Spiel er mit diesen beiden Damen gespielt, davon habe ich weiter oben gesprochen und es ist nicht nöthig, es zu wiederholen.

Bei einer seiner Jagdstreifereien, denn er theilte den Geschmack aller englischen Cavaliere und war ein tüchtiger Waidmann, hatte er sich bis nach Cornwall verirrt und erblickte in einem Dorfe ein wunderschönes Mädchen, die Tochter eines wohlhabenden Landedelmanns, Namens Amelia Robsart, deren Anblick einen solchen Eindruck auf sein bisher leer gebliebenes Herz machte, daß ihm ihr Bild in seinen Träumen und wachen Phantasien auch keinen Augenblick verließ. Er hatte sich vorgenommen, einmal auch für sich zu lieben und die Eroberung des schönen Mädchens zu machen, was aber keine leichte Aufgabe war, weil Amelia — oder Amy — wie sie verkürzt

genannt wurde, bereits von ihrem Vater für einen Anderen, den Ritter Treſſilian, einen wohlhabenden jungen Cavalier, beſtimmt war.

Leiceſter war aber ein unternehmender Menſch, er hoffte mit ſeinem Gelde Alles durchſetzen zu können, endlich war er auch in der Wahl der Mittel, wie er ſich einen ſolchen Schatz aneignen ſollte, nicht eben ſkrupulös. Bei Amy aber waren alle gewöhnlichen Verführungskünſte vergebens, ſie war von dem Pfad der Tugend nicht abzubringen und dies zwar um ſo weniger, da auch ſie ſich in Leiceſter verliebt hatte und ihn ausſchließlich beſitzen wollte.

Je öfters Dudley das ſchöne Mädchen ſah und ſprach, deſto erpichter ward er auf ihren Beſitz und da ſie allem ſeinen Drängen unzugänglich blieb, machte er ihr den Antrag, ſie möge Rang und Vermögen mit ihm theilen, indem er ſie zu heirathen verſprach; doch ſtellte er eine einzige Bedingung, die, daß ſie ihre Ehe mit ihm eine kurze Zeit geheim halten ſollte, da er die Einwilligung der Königin, von welcher er ihr vorlog, ſie habe ſich nach dem Norden Englands begeben und würde erſt in drei Monaten zurückkehren, benöthigte, er ſagte ferner, er habe bei Hofe ſo viele Feinde, daß er ihr ſein Anliegen perſönlich vortragen müßte u. ſ. w. Mit einem Worte, er ſtellte ihr die Nothwendigkeit des Geheimhaltens der Trauung ſo plauſibel vor, daß ſie endlich in alle ſeine Bedingungen einging und ſich von ihm entführen ließ.

Die Trauung wurde vollzogen. Dudley brachte ſeine

junge Gattin in eines seiner vielen Schlösser, welches eben so abgelegen von ihrer Heimath, wie von London war und lebte eine Zeit lang ein idyllisches Leben, indem er die Zeit der Flitterwochen in die Länge zog. Der Königin, die von seiner geheimen Liebschaft nichts wußte, sagte er, er wolle ein großes Fest zu Ehren seiner Monarchin auf seinem Schlosse Kenilworth veranstalten und es sei unerläßlich, daß er selber einige Zeit die Arbeiten der Handwerker, der Baumeister u. s. w. beaufsichtige.

Indessen giebt es — wie das Sprichwort sagt, keinen Faden, wenn er noch so fein gesponnen, daß man ihn nicht entdeckte. Dies war auch bei der Ehe Leicester's der Fall. Verschiedene Umstände hatten sich gegen ihn verschworen, um Alles ans Tageslicht zu bringen. Da war vor Allem der Verlobte Amy's, Tressilian, der ihr überall nachspürte, sowie auch ihr Vater, der alte Robsart, einen starken Lärm schlug und sich an die Behörden wandte, um seiner entflohenen Tochter Aufenthaltsort auszukundschaften. Die Eifersucht der beiden Frauen, der Königin und seiner Gattin, machte ihm auch viel zu schaffen, er konnte sich nicht in zwei Stücke reißen, um bei der Einen und der Anderen zu sein. Von Zeit zu Zeit kam er zu seiner Gattin, brachte bei ihr einige Stunden zu, dann ritt er nach London an den Hof der Königin zurück, indeß er seine Gattin der Obsorge seines Stallmeisters, Richard Varney, für den er bei der Königin den Titel eines Ritters erwirkt hatte, anvertraute.

Dem Ritter Tressilian war es endlich gelungen, den

Aufenthaltsort Amy's auszukundschaften, er fand zwar Gelegenheit mit ihr zu sprechen, nachdem er den Castellan Anthony Foster bestochen hatte. Von Amy erfuhr er Alles, wie sie sich mit Leicester hatte trauen lassen und was die Ursache sei, daß sie die Ehe vorläufig geheim halten mußte, sie hingegen erfuhr von ihrem ehemaligen Verlobten Alles, was vor der Welt kein Geheimniß geblieben und nur bis in das abgelegene Schloß, wo Amy verborgen lebte, nicht gedrungen war, nämlich das Liebesverhältniß Leicester's mit der Königin. Tressilian suchte sie zu überzeugen, daß die Trauung keine rechtsgiltige und nur zum Schein vollzogene sei, weil sie in Geheimen stattgefunden und Leicester sich von ihr auf die leichteste Weise scheiden lassen könne. Mit einem Worte, Amy, so sehr sie ihren Gatten auch liebte und auf seine Rechtlichkeit baute, war doch allarmirt und zwar umsomehr, da auch Richard Varney das, was Tressilian ihr gesagt, bestätigte. Daß sich diese beiden Männer nicht zusammen verabredet hatten, wußte Amy nur zu gut, denn als sie in ihrer Gegenwart zusammentrafen, überhäufte der Letztere den Ersteren mit Vorwürfen, Klingen wurden gezogen und es wäre zu einem Duell gekommen, wenn der Castellan nicht hereingestürzt wäre, um die Annäherung Leicester's zu melden, worauf sich Beide entfernten. Leicester's Benehmen und seine verwirrten Antworten, als Amy in ihn drang, er möge seine Ehe mit ihr veröffentlichen, schienen ihr auch verdächtig, denn sie lauteten ausweichend, endlich aber erfuhr sie, ihr Gatte beabsichtige ein großes Fest im

Schlosse Kenilworth zu Ehren der Königin zu geben, was er ebenfalls vor Amy verheimlicht hatte.

Mittlerweile war Tressilian nach London gereist, um bei seinem Verwandten, Redcliffe, Earl von Sussex, der sich noch immer der Gunst der Königin erfreute, Klage gegen Leicester zu führen. Dies kam dem von Leicester aus der Gnade der Königin verdrängten Hofmanne gerade gelegen. Er stand schon seit längster Zeit mit seinem Nebenbuhler auf gespanntem Fuße. Der Haß der beiden Minister theilte sich auch ihrem Gefolge mit, so daß es zwischen beiden Parteien zu Raufereien kam, wobei die des Grafen von Leicester die angreifende war. Endlich hatte sich auch das Gerücht verbreitet, Sussex sei von Leicester beinahe vergiftet worden, nur der Geschicklichkeit seines Arztes habe er seine Rettung zu verdanken. Ueberhaupt war Sussex bei dem Volke in eben dem Maaße beliebt, wie Leicester verhaßt. Die Königin, die sich immer den Anschein der größten Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe gab und der alle diese Gerüchte zu Ohren gedrungen waren, beschied die beiden auf ihren Einfluß eifersüchtigen Lords zu sich und gebot ihnen Frieden zu halten und sich die Hände zu reichen. Sussex war der Erste, der dem Befehl der Königin gehorchte, indeß Leicester sich weigerte dies zu thun, sodaß sie ihm mit der Einsperrung in den Tower drohte, wenn er nicht sofort gehorchte, so that er es denn mit sichtbarem Widerwillen. Hierdurch stieg Sussex in Gunst bei der Königin, während Leicester sank. Er hoffte indeß durch das Fest, welches er in Kenilworth

veranstaltete, Alles wieder gut zu machen und Elisabeth versprach ihm, sie würde bald dahin kommen, bestimmte auch den Tag, an welchem sie dortselbst eintreffen wollte.

Das Fest im Schlosse von Kenilworth war das großartigste, welches jemals in England gesehen worden war. Die Königin war entzückt von Allem, und hatte sich vorgenommen, Leicester in einer Weise zu belohnen, wie dies in England noch keinem Höflinge widerfahren war, indem sie ihn zu sich erheben und ihm ihre Hand als Gattin zu reichen beabsichtigte, wie man davon schon seit längerer Zeit gesprochen. Das Parlament sowohl, wie ihre Minister, waren schon seit längerer Zeit in sie gedrungen, sie möge sich verehelichen und obschon es Keinen gab, der Leicester als Mitregenten gerne gesehen hätte, so hielt man es doch für besser, wenn sie selbst ihn zum Gatten nahm, als wenn sie unverheirathet bliebe. Die Königin selbst hatte sich in ähnlicher Weise geäußert.

Während Alles im Schlosse sich unterhielt, hatte die Königin ihrem Günstling ein Stelldichein in einer Grotte des Gartens gegeben, welcher hart ans Schloß stieß. Sie war die Erste, die hierher kam. Kaum hatte sie den dunklen Raum betreten, als eine junge bildschöne Dame aus einem Versteck ihr entgegen trat und vor ihr zu Füßen fallend, sie um Gerechtigkeit anflehte. Es war Amy, die Gattin Leicester's, die ihm nachgereist war, nachdem sie ihren Versteck verlassen. Leicester kam ebenfalls dazu. Die Königin stellte ihn zur Rede und ver-

langte Aufklärung. Es war nicht möglich, die Ehe abzuleugnen und Leicester bekannte Alles.

Elisabeth war viel zu stolz, als daß sie ihm gezeigt hätte, wie seine Untreue sie kränke. Sie blieb sich in ihrem Benehmen gleich, ergriff Amy am Armgelenke, führte sie in den Saal und stellte sie allen Gästen als die Gattin Leicester's vor. Somit war das Heirathsproject in den Brunnen gefallen. Amy kehrte nach Hause zurück und starb bald darauf in sehr räthselhafter Weise, indem sie durch eine Fallthüre, die sie nicht bemerkt hatte, in ein Kellergewölbe stürzte. Es gab Menschen, die dies für einen Mord hielten; Leicester selbst wurde damit verdächtigt, ihn veranlaßt zu haben.

Von diesem Momente an war Elisabeth gegen Leicester kälter geworden. Er büßte sehr viel von seinem Einflusse ein, so daß er eine Zeit lang selbst vom Hofe gewiesen wurde.

Während seiner Verbannung hatte er die Bekanntschaft der älteren Tochter Maria Stuart's und Bothwell's gemacht, verliebte sich in sie und ließ sich mit ihr trauen. Auch diese Ehe wurde anfangs geheim gehalten, endlich aber entdeckt, was den Haß Elisabeth's neu entzündete. Sie ließ ihm den Proceß als Hochverräther machen, er wurde nach dem Tower gebracht und endlich hingerichtet.

II.

Kleinere Liebschaften Elisabeth's. — Sir Walter Raleigh. — Der Mantel. — Sir Francis Drake. — Francis Bacon Baron von Vernlam. — William Shakespeare. — Robert Deverenx und die Gräfin von Nottingham. — Er wird Vicekönig von Irland und verheirathet sich. — Der Ring. — Elisabeth's Tod.

Es ist niemals einem Geschichtsschreiber eingefallen, die Liebesverhältnisse der Königin Elisabeth mit Anderen, sondern nur jene mit Leicester und Robert Deveroux, Earl von Essex, zu erwähnen. Ob sie davon gewußt, doch die übrigen Liebesverhältnisse für zu ephemer hielten, weiß ich nicht, in dem von mir oben erwähnten Buche: „Love adventures of Queen Bess" sind deren mehr als eines angeführt, ich halte mich also für überzeugt, daß es solche auch wirklich gegeben und indem ich dieses Werk als Quelle benutze, fahre ich in meiner Erzählung der Hofscandale fort.

Zu jener Zeit, in welcher die beiden Rivale — Leicester und Sussex — sich um die Gunst der Königin bekriegten, hatte die Königin die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der einige Zeit, nachdem Leicester

bereits in Ungnade gefallen, sich ihrer Gunst erfreute, ja, wie in dem von mir angeführten Buche behauptet wird, soll er schon in der Zeit, wo noch Leicester ihr Favoritsultan war, sich an ihrer Liebe mit dem Letzteren getheilt haben.

Dieser junge Mann war ein Verwandter des Earls von Sussex und hieß Walter Raleigh.

Ich gerathe beinahe auf den Gedanken, das von mir öfters erwähnte Buch muß auch dem berühmten Romantiker Walter Scott in die Hände gefallen sein, so daß er aus demselben eine kurze Episode seines Romans „Kenilworth" schuf, da die Umstände, wie Elisabeth mit Walter Raleigh bekannt wurde, in beiden Büchern in gleicher Weise erzählt werden.

Der junge Mann wurde nämlich vom Earl vn Sussex der Königin entgegen geschickt. Als die Letztere aus dem Boote stieg und an eine Stelle des Ufers kam, wo sich eine Pfütze gebildet hatte, zauderte sie damit, sich die Schuhe naß zu machen; da hatte Raleigh soviel Geistesgegenwart, seinen reich mit Gold gestickten Sammetmantel sich von den Schultern zu reißen und ihn über die Pfütze zu breiten, sodaß die Königin darüber hinwegschreiten konnte, ohne sich zu beschmutzen, dann hob er den Mantel wieder auf und warf ihn neuerdings über die Schultern. Diese ganz eigene Art Galanterie gefiel der Königin so gut, daß sie ihn sich von Sussex in ihren Hofstaat erbat und als sie auf der Themse zurückfuhr, mußte er mit ihr in einem und demselben Boote Platz nehmen.

Von diesem Augenblicke an war des jungen Menschen Glück gemacht.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse reiste sie mit ihrem Gefolge nach Kenilworth.

Eines Tages überraschte sie Raleigh, als er mit einem Diamantringe in ein Fenster des Schlosses ein Paar Worte kritzelte. Sie las, nachdem er sich entfernt, was er darein geschrieben, es waren die Worte: „Ich brauchte nur Flügel, um aufwärts zu kommen.“ — Sie schrieb darunter: „Du hast ja Füße, klettere.*) Es ist sehr natürlich, daß Raleigh den Sinn verstand.

Der junge Mann besaß eine der nothwendigsten Tugenden eines Hofmannes und galanten Cavaliers, er war zu discret, um die Königin in ein Gerede zu bringen. Sein Liebesverhältniß mit ihr war ein lange währendes, obschon er sie nicht ausschließlich besaß, wie ich dies bald erzählen werde. Die Geschenke, die sie ihm gab, waren nicht so groß, wie diejenigen, mit welchen sie Leicester überhäuft hatte, doch immerhin genug, daß er keine Ursache hatte sich über den Geiz seiner Souveraine zu beklagen. Er erhielt später von Elisabeth ein bedeutendes Commando zur See und den Auftrag, eine Expedition nach dem neuentdeckten Welttheile Amerika zu unternehmen,

---

*) Diese Worte sind in dem erwähnten Buche: „Love Adventures of Queen Bess“ angegeben. Walter Scott hat anstatt derselben etwas Anderes gesetzt.

Anm. d. Herausgebers.

welche sehr glücklich ausfiel, denn Walter Raleigh eroberte einen Theil des nördlichen Continents von Amerika und taufte ihn nach der Königin „Virginia" (die Jungfräuliche) eine der schönsten Provinzen der Vereinigten Staaten. Sir Walter Raleigh erfreute sich bis an sein Lebensende der Gunst seiner ehemaligen Geliebten, dies mochte wohl die Ursache gewesen sein, weshalb er später von ihrem Nachfolger, Jakob I., den Sohn Maria Stuart's, aufs Erbittertste verfolgt wurde, der ihn endlich sogar in den Tower sperren und köpfen ließ, weil Jakob alle Diejenigen, die von Elisabeth begünstigt wurden, haßte und es dieser Königin niemals verzeihen konnte, daß sie ihn mutterlos gemacht, obschon sie ihn zu ihrem Erben eingesetzt hatte. Es liegt in der menschlichen Natur, daß man sich viel länger und lebhafter der Unbilden als der Wohlthaten erinnert.

Ein anderer Liebhaber der Königin war der Contre-Admiral Sir Francis Drake, einer der berühmtesten Seehelden Englands. Dieser war es, der sie — wie ich oben erzählt, von dem Messer Babington's rettete und von jener Zeit an sich ihrer beständigen Gewogenheit zu erfreuen hatte. Drake war es auch, der die sogenannte Armada invincibile (die unüberwindliche Flotte) Philipp's II. von Spanien besiegte und während ein Theil derselben bei Tilbury auf einen tapferen Widerstand stieß, vernichtete Sir Francis das Hauptgeschwader unter der persönlichen Anführung des spanischen Großadmirals, des Herzogs von Medina Sidonia in der Gegend von Plymouth.

Sir Francis Drake war nicht nur als Held groß, sondern auch als Entdecker. Auch er vergrößerte die Besitzungen Englands auf der westlichen Hemisphäre und ihm hat die Welt die Einführung der nützlichsten Pflanze in Europa — der Kartoffel — zu verdanken.

Weder er noch Sir Walter Raleigh hatten die Königin Elisabeth durch Indiscretion compromittirt, wie es Leicester gethan, die ihren schlimmen Ruf hauptsächlich diesem zu verdanken hat, denn das jenes kleine Asmodäusbuch nicht durch die Plauderhaftigkeit der Geliebten der Königin, sondern durch diejenige einer ihrer Diener sein Entstehen zu verdanken hat, ist eine Annahme, die viel Plausibilität besitzt.

Der dritte Cavalier, der ebenfalls zu den Bevorzugten gehörte, war Francis Bacon, Baron von Verulam, Lord Kanzler von England, einer der größten Philosophen seines Jahrhunderts.

Es giebt Damen, die einen geistreichen Mann, wenn er auch nicht jung und nicht hübsch ist, einem jungen Fant mit einem Adoniskopfe vorziehen, doch sehr selten geschieht es, daß sie ihn zu einen nicht platonischen Liebhaber zu sich erheben. Sie halten es, wie der Witzbold Saphir es gesagt hat: „Der Geist gehört an den Schreibtisch und nicht ins Bett.“ Bacon war aber nicht allein ein sehr gelehrter, sondern auch schöner Mann. Er war in eben dem Maaße ein großer Politiker und Staatsmann, wie er berühmt als Philosoph war.

Die meisten Menschen stellen sich Bacon als einen

ernsten, düsteren, alten und kalten Menschen vor. Er war nichts von dem. Bacon war kaum um 5—6 Jahre älter als Elisabeth. Er war ein galanter Mann. Obschon verheirathet, hatte er auch sonst seine verliebten Abenteuer, doch gehörte er der Secte der Epikuräer an, denn er machte nicht viel Umstände und hielt sich zumeist an die Realität der Genüsse. So sehr er sonst der Eitelkeit der Königin schmeichelte, wenn er mit ihr von ihrem Geiste sprach, so schien er für ihre Reize ganz unempfindlich, dies piquirte sie derart, daß sie ihm in einer Weise zusetzte, die selbst einem Neuling verständlich gewesen sein mußte. Nichts destoweniger war Bacon sehr auf seiner Hut, er erinnerte sich seines einen Vorgängers in Elisabeth's Liebe und griff erst zu, als es schlechterdings unmöglich wurde, sie zu mißverstehen.

Dieses Liebesverhältniß hatte viel Aehnlichkeit mit jenem, welches die Königin mit dem Earl von Sussex unterhalten hatte, es war nicht da, um sie zu erwärmen, sondern nur um eine Lücke in ihrem Leben auszufüllen. Sie hatte es bald erkannt, wie Bacon das Glück, welches sie ihm bot, nicht zu schätzen verstand und sah sich um andere Liebhaber um, ohne jedoch einen zu finden, der ihr Das zu werden versprach, was Dudley gewesen.

In einer solchen Gemüthsstimmung, wie sich die Königin in ihrem vorgerückteren Lebensalter befand, denn sie zählte zu jener Zeit, wo sie ihr letztes Liebesverhältniß mit Bacon unterhielt, schon 51 Jahre, war ihr der Nächste Beste willkommen. Sie vermochte es nicht, sich von der

süßen Urfünde loszumachen und die Cavaliere wagten nicht, ihr von ihrer Schönheit etwas zu sagen, denn dies wäre eine offenbare Lüge gewesen. Die Jahre, selbst die Sorgen und der Verdruß, hatten ihre Haut mit unzähligen Runzeln gefurcht, ihre Augen, auch sonst nicht anziehend, fingen an nachgerade Ekel einzuflößen, denn ihre Lider waren immer roth und triefend, selbst die blassen Rosen ihrer Wangen hatten sich in gelbe Strohblumen verwandelt, auch schien es, als krümmte sich ihr Rücken zu einem Höcker. Es war also kein Wunder, wenn die Amoretten selten wurden. Es war ja nicht der Fehler der Männer, wenn die verblühten Schönheitsschätze der Königin nicht mehr reizten.

Da fiel ihr eines Tages Horazens: „ne sit ancillae tibi amor pudori“ in die Hände, sie dachte, wenn dies von Männern auf Frauen angewendet werde, warum sollte es nicht auch in verkehrtem Sinne stattfinden, daß Briseis die Herrin und Achill der Sclave hätte sein können, wie es auch bei Sappho und Kreon der Fall gewesen. So fielen ihre Blicke auf einen Mann, der bedeutend jünger als sie, für eine Dame niedereren Standes immer noch eine wünschenswerthe Eroberung gewesen wäre und den sein großer Geist mit den ersten Lords gleichstellte. Es war der große Dichter William Shakespeare. Dieser, so dachte sich Elisabeth, müßte sich glücklich schätzen, von ihr auch ins Schlafkabinet zugelassen zu werden, um als Nachfolger so hoher Herren, wie Sussex, Leicester, Sir Walter Raleigh, Francis Drake und der Baron von

Verulam zu fungiren, auch war der Dichter aus Strafford-shire viel zu routinirt, um nicht einen halben Wink zu errathen und ihr das Demüthigende einer Initiative zu ersparen. Somit wurde der Liebesbund geschlossen. Es mußte Shakespeare schmeicheln, so ausgezeichnet zu werden und es inspirirte ihn nebenbei, denn die Schauspiele: „Heinrich IV.", „Heinrich VIII." und „die lustigen Weiber von Windsor" hatte er in jener Periode seines Lebens geschrieben, in welcher er mit der Königin auf dem intimsten Fuße gestanden.

Da einer der Hauptzüge des Charakters Elisabeth's Stolz war, so konnte das Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Dichter, der gleichzeitig auch Schauspieler war, nicht lange bestehen, wenn man bedenkt, wie man zu jener Zeit von Schauspielern überhaupt dachte. Es war eine ephemere Laune und nur die Noth hatte Elisabeth gezwungen, ihr Gehör zu geben. Sie sah sich also nach einem anderen Geliebten um, wie sie endlich auch einen in der Person Robert Devereux, Grafen von Essex, fand.

Robert Devereux war eben so schön, galant und liebenswürdig, wie Dudley es gewesen, nebenbei auch ebenso ehrgeizig. Er wollte steigen und um dies zu können, mußte er sich Gewalt anthun und einer alten Frau, deren Aeußeres nichts Reizendes mehr an sich hatte, Liebe heucheln, um seine ehrgeizigen Pläne verwirklicht zu sehen. Er war an den Hof gekommen und hatte daselbst mit einer nicht so alten Person, wie Elisabeth — der Gräfin von Nottingham — ein Liebesverhältniß angesponnen.

Die letztere Dame zählte nicht mehr als 35 Jahre, war also noch immer im Mittag ihres Lebens und auch schön genug, um die Complimente, die ihr Devereux machte, nicht für erheuchelt zu halten. Er selbst war so schön, daß es ein Frauenzimmer für ein großes Glück halten mußte, von ihm geliebt zu werden. Devereux betrachtete sie nur wie eine Leiter, welche ihn nach dem Himmel der Hofgunst führen sollte, sie hingegen wollte ihn sich verbindlich machen und führte ihn bei der Königin ein, der er bei dem ersten Anblick aufgefallen war, nicht so viel durch seine Schönheit, doch durch sein liebenswürdiges Benehmen. Elisabeth sah bald ihre sanguinischsten Träume verwirklicht, als sie ihn ein paarmal gesprochen und er ihr seine Liebe erklärend, die Königin um Gegenliebe angefleht hatte.

Von diesem Augenblicke an war Robert Devereux' Glück gemacht. Die Königin überhäufte ihn mit Ehrenstellen und Reichthümern, sie ernannte ihn zum Earl von Essex, zum Großadmiral von England, verlieh ihm den blauen Hosenbandorden und der Günstling leitete fortan die Geschicke Englands, wie kein Minister Elisabeth's es bis jetzt gethan, denn die Königin war eifersüchtiger auf ihre Macht, als selbst in der Liebe. Essex hatte sie aber dahin gebracht, daß sie ihm jede Macht in die Hände legte.

Beinahe niemals hat es ein Parvenu verstanden, das Glück, welches ihm freundlich zulächelnd entgegen kam, beim Schopfe zu erwischen und dauerhaft an seine Seite

zu bannen. Der Uebermuth ist es, der solche Menschen stürzt, die gleich Ikaros, die Bahn, die ihnen die Ueberlegung vorgesteckt, überschreiten, um sich die Flügel an den glühenden Strahlen der Sonne zu versengen.

Dies war auch bei Essex der Fall. Er bewarb sich um das Vicekönigthum von Irland. Es geschah einestheils, um sich endlich von seiner alten Geliebten loszumachen, andererseits hatte er noch weitergehende Pläne, er wollte nämlich mit Hilfe der unzufriedenen Irländer sich auf ihrer grünen Insel einen Thron erbauen.

In der Gegend von Dublin lernte er ein schönes Mädchen, die jüngere Schwester der verwittweten Gräfin von Leicester, Tochter Maria Stuart's von Bothwell, kennen, in die er sich derart verliebte, daß er ihr Hand und Herz anbot und auch bald an den Altar führte. Nach einiger Zeit kamen beide Schwestern an den Hof der Königin und die jüngere wurde von derselben zur Gräfin von Rutland ernannt, denn Elisabeth trachtete stets, Das an den Kindern Maria Stuart's gut zu machen, was sie an der Mutter Uebles gethan. Die Gräfin von Nottingham befreundete sich mit der Gattin des Grafen Essex und diese, keine Nebenbuhlerin in ihr vermuthend, theilte ihr mit, welche Bande sie an den Vicekönig von Irland fesselten. Nun begann das Intriguiren der Gräfin von Nottingham, die aber so klug war, stets die Partei des Grafen zu nehmen, das Anfeinden desselben Anderen überlassend. Einen Abwesenden verderben ist nicht so schwer. Man beschuldigte ihn verschiedener Fehler,

ja sogar hochverrätherischer Absichten. Die Irländer hatten revoltirt und Essex verfuhr mit ihnen zu glimpflich. Die Königin war wüthend über ihn, als sie auch von seiner Verheirathung mit der jüngeren Tochter Maria Stuart's erfuhr. Er wurde aus Irland zurückberufen. Als er ihr in öffentlicher Audienz Bericht über seine Amtsverwaltung abstattete, war sie sehr unzufrieden mit derselben und sandte ihn nach dem Tower.

Elisabeth war nicht eine Frau von langen Bedenklichkeiten, sie ließ ihm den Proceß als Hochverräther machen. Das Gericht verurtheilte ihn zum Tode. — Elisabeth hatte ihm in den Flitterwochen ihrer Liebe einen Ring geschenkt, für den Fall, daß er sie einmal erzürnte, sollte dieser Ring als ein Versöhnungsmittel dienen. Er sandte ihn ihr durch die Gräfin von Nottingham zu, diese unterschlug aber aus Rache die Sendung und übergab den Ring erst, als der Graf von Essex bereits hingerichtet worden war. — Der Gram und die Reue gönnten Elisabeth kein langes Weilen auf Erden, denn sie starb noch in demselben Jahre, in welchem Essex geköpft wurde, nämlich 1603. Mit ihr starb die Dynastie Tudor aus, um jener Stuart's auf zwei Thronen Platz zu machen.

III.

Die Stuart's. — Geburt Jakob's I. von England. — Zweifel über seine und seines Sohnes Karl's I. Legitimität der Geburt. — Seine widernatürlichen Neigungen und seine Furcht vor blanken Schwertern. — Hexenprocesse in Lancashire. — Georg Villiers, Herzog von Buckingham, Mignon Jakob's I. — Laud und Thomas Wentworth. — Karl I. — Seine und Buckingham's scandalöse Aufführung in Spanien. — John und Sara Felton. — Buckingham's Ermordung in Portsmouth. — Karl's Kämpfe gegen das Parlament. — Gefangennahme Karl's I. in Holdenby Castle. — Lady Fairfax und ihr Gatte. — Hinrichtung Karl's I.

Die Sonne der Aufklärung, die zur Regierungszeit Elisabeth's über England schien, verfinsterte sich unter ihrem Nachkommen, dem Sohne Maria Stuart's, Jakob dem Ersten. — Die Legitimität der Geburt dieses Königs ist von vielen Geschichtsschreibern und zwar nicht ganz mit Unrecht, in Zweifel gezogen worden. — Daß sich die Schotten gegen ihre Königin empörten, geschah lediglich, weil sie an ihrem Lebenswandel nur gar zu viel auszusetzen hatten und in der von den aufständischen Großen, namentlich ihrem Vetter Murray, dem Earl von Ruthwen, den Lords Lindesay, Douglas und Mortimer bei dem

schottischen Parlamente eingereichten Klage wird ihr lasterhaftes Leben ebenso erwähnt, wie ihre Verschwörung mit Bothwell gegen das Leben ihres Gatten, den sie durch Pulver in die Luft sprengen ließ. So sehr sie dies auch stets leugnete, war die Meinung doch allgemein verbreitet, daß der Befehl zu diesem schändlichen Morde von ihr ausging.

Maria Stuart befand sich eben in gesegneten Umständen, als ihr Liebling, der italienische Sänger, David Rizzio, von den Verschwornen zu ihren Füßen ermordet wurde und sie empfand ein solches Entsetzen beim Anblick der nackten Dolche und Schwerter, daß sich dieses Entsetzen auf ihr Kind vererbte, sodaß auch ihr Sohn Jakob den heftigsten Widerwillen gegen blanken Stahl mit sich auf die Welt brachte und dieses Gefühls sich niemals — selbst in späteren Jahren nicht — zu erwehren im Stande war.

Diejenigen Historiker, die in Maria Stuart eine Märtyrerin, in Elisabeth aber eine Mörderin erblicken, sagen, die Letztere habe Jakob I. zu ihrem Erben eingesetzt, weil sie, von Gewissensbissen getrieben, dem Andenken ihrer hingerichteten Feindin diese Genugthuung schuldig zu sein glaubte. Diese Annahme ist eine durchaus irrige. Elisabeth ernannte Jakob zu ihrem Erben, weil kein anderer Nachkomme des Hauses Tudor weder in männlicher noch in weiblicher Linie da war, dem sie die Krone hätte übertragen können. Daß sie Jakob nur gegen das Ende ihrer Regierung bei Hofe zuließ, nachdem alle ihre Liebeshändel, zumal das letzte Verhältniß mit dem unglück-

lichen Robert Devereux, Earl von Essex, auf so traurige Weise endeten, ist allbekannt, sowie auch Das, daß sie nicht sehr große Stücke auf ihn hielt. Demnach wurde er in derselben Religion erzogen, die auch diejenige Elisabeth's war, nämlich in der protestantischen, und so eifrig sich auch Jakob I. später in Bezug auf den Glauben zeigte, den man ihm so zu sagen in seinen Knabenjahren aufgezwungen hatte, so ist doch alle Ursache vorhanden, seine Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen, denn sonst wären sein Sohn, der nachmalige König Karl I., ebenso auch einige der Lieblinge Jakob's I., der katholischen Religion nicht so geneigt gewesen, als sie dies waren. Es ist also anzunehmen, daß Jakob's Glaubenseifer nichts als Heuchelei war.

Zu jener physischen Furcht vor blanken Waffen, die Jakob mit sich auf die Welt gebracht, gesellte sich später, nach der Entdeckung der großen Pulververschwörung, auch noch eine andere, moralische. Jakob I. war der feigste Mensch auf Erden und diese Feigheit verleitete ihn beinahe zu Grausamkeiten, d. h. in mittelbarer Weise, wie er dies zu wiederholten Malen zeigte.

Es ist gewiß, daß Jakob Elisabeth als Folie diente. Die Engländer würden diese wetterwendische Königin nicht in der Weise vergöttern, wie sie es thun, wenn sie nicht solche Nachfolger gehabt hätte. Sie hat also ihren Ruhm der Untauglichkeit der Stuart's am meisten zu danken.

Eine jener Grausamkeiten, die die Gerichte in seinem Namen und so zu sagen auf sein Geheiß verübten, waren

die unzähligen Hexenprocesse. Nur ein so bornirter, abergläubischer Mensch, wie Jakob, konnte an die Existenz von Hexen, an das Unwesen, was sie in der Sabbathnacht mit Satan trieben, glauben. Er schrieb sogar ein Buch unter dem Titel: „Malleus Maleficarum“, in welchem er die Existenz der Hexen und die Schändlichkeit ihres Treibens darlegte.

Einer der fürchterlichsten Hexenprocesse fand in Lancashire statt, wo mehre jener Unglücklichen, die vom Volke beschuldigt worden waren, sie übten böse Künste, lebendig verbrannt wurden. Die Zahl dieser Weiber war eine ungeheure, es waren nämlich über 40 Personen, junge und alte, hoch- und niedriggeborene, schöne und häßliche, und Jakob wohnte mit seinem ganzen Hofstaat dem fürchterlichen Auto-da-fé bei, welches er zur größeren Ehre Gottes gab.

Diese Grausamkeit, zumal gegen das schwächere Geschlecht, läßt sich auch dadurch erklären, daß Jakob überhaupt für die Schönheit der Weiber im Allgemeinen keinen Sinn hatte und daß sein eheliches Verhältniß ein ziemlich platonisches war, sodaß auch die Legitimität seines angeblichen Sohnes von Vielen in Zweifel gezogen wird. Der Umstand, daß Karl I. Jakob sehr ähnlich gewesen sei, beweist eigentlich noch nicht viel, dies geschieht sehr oft, daß Kinder gerade solchen Personen am meisten ähneln, die bei der Vaterschaft durchaus nicht betheiligt gewesen waren. Dies mochte auch bei Karl der Fall gewesen sein, denn gewiß ist's, daß Jakob I. nur für Männer glühte.

Sowie Heinrich III. von Valois seine Mignons hatte, war dies auch bei Jakob I. der Fall. Namentlich galt der blühend schöne Georg Villiers, der Sohn eines unbemittelten Edelmanns dafür. Jakob hätschelte und verzärtelte diesen Höfling in so auffallender Weise, daß dies dem ganzen Hofe in die Augen stach und mehre der Großen des Reichs, namentlich die Lords Salisbury und Huntingdon, machten dem König darüber Vorstellungen, indem sie darauf hinwiesen, wie ein derartiger verbrecherischer Umgang, für welchen der Homosexualismus gehalten wurde, seine Popularität im Volke unterminirte und daß er nicht so fest auf dem Throne sitze, um nicht gestürzt werden zu können. Als die beiden Lords dem Könige in dieser Weise zusetzten, wurde er roth wie eine prüde alte Jungfrau und nahm sich vor, die Sache in der Zukunft wenigstens nicht gar so auffallend zu treiben. Dies hinderte ihn aber doch nicht, seinen Liebling, George Villiers, mit Gold und Ehrenstellen zu überhäufen, indem er ihn zum Herzog von Buckingham ernannte.

Georg Villiers war wirklich ein bildschöner Jüngling und der König nannte ihn niemals anders als Steenie (Stephan), weil er dem Heiligen dieses Namens, Stephan dem Märtyrer, wie dieser von Pietro Perrugino auf einem Gemälde dargestellt wurde, außerordentlich ähnlich war.

Die gewisse Furcht vor blanken Klingen und die widernatürlichen Gelüste auf Männer verließen Jakob bis auf sein Todtenbett nicht. Er starb, von Niemandem aufrichtig betrauert, doch von Vielen, namentlich den Katho-

liken, verflucht und von den Protestanten nicht geachtet. Schon zur Regierungszeit Jakob's I. wurde der Grund zur nachmaligen großen Revolution in mittelbarer Weise gelegt, denn Jakob war ein Verschwender, nicht so viel für sich, als für seine Günstlinge und seinem Sohn. Die Finanzen Englands, zur Zeit Elisabeth's in der üppigsten Blüthe, wurden von Jahr zu Jahr zerrütteter, das Volk mit Abgaben belastet und da es dieselben nicht erschwingen konnte, wurden halsbrecherische Speculationen unternommen und wehe Demjenigen, der es wagte, das Volk darüber aufklären zu wollen, er wurde als Hochverräther in den Tower geworfen und hingerichtet, wie namentlich der berühmte Weltumsegler Sir Walter Raleigh.

Georg Villiers, noch zu Lebzeiten Jakob's I. zum Gespielen des Kronprinzen auserkoren, machte sich diesem bald unentbehrlich. Karl I. war als Prinz ein sehr schwacher unselbstständiger Jüngling. Seine Erziehung war eine durchaus verfehlte. Seine Umgebung bestand aus Leuten, deren Jeder sein eigenes Interesse in Augen hatte und sich um das Wohl des Landes sehr wenig bekümmerte. Karl's Vater langweilte seinen Sohn mit Aufstellung und Gesprächen von religiösen Controversen, während Buckingham, Thomas Wentworth, der Prinz Rupert und der Erzieher Karl's I., der Erzbischof von Canterbury, Laud, sich insgeheim dem Katholicismus zuneigten und dieses Glaubensbekenntniß gerne eingeführt haben würden. Laud war vom römischen Stuhle bestochen und ihm der rothe Hut, ja sogar die Anwartschaft auf

den päpstlichen Stuhl versprochen, wenn es ihm gelänge, England dem Schooße der katholischen Kirche zuzuführen. Wentworth war ein ehrgeiziger Mensch, der von nichts Geringerem träumte, als König von Irland zu werden und um sich in jenem erzkatholischen Lande beliebt zu machen, stellte er sich, als begünstige er dieses Glaubensbekenntniß.

Buckingham wurde sammt Karl nach Spanien geschickt. Der Letztere sollte eine spanische Infantin heirathen, doch benahmen sich die beiden jungen Leute so scandalös, begingen Excesse von jederlei Art, eine Menge Klagen werden gegen sie geführt, zumal gegen Buckingham, der ein spanisches Mädchen, die Tochter eines spanischen Granden und Herzogs verführte und auch bei Hofe mit den Damen der Königin ein unziemliches Spiel begann, was den König von Spanien derart ärgerte, daß er endlich beiden jungen Männern die Pässe geben und ihnen den Befehl ertheilen ließ, Madrid und das Land sofort zu verlassen. Es war noch ein Glück für sie, daß ein solcher Befehl bei Zeiten gegeben wurde, denn es hatten sich mehre spanische Edelleute gegen sie verschworen und hätten sie dem Befehl nicht in derselben Stunde, in welchem er ihnen zugestellt ward, Folge geleistet, dann ist es sehr problematisch, ob sie das Land der Goldorangen mit undurchlöcherter Haut verlassen konnten.

Nach dem Tode Jakob's I. theilten sich die drei Günstlinge Karl's I. in der Herrschaft sowohl über ihm, wie über ganz England. Laud blieb in der Sternkammer,

einem Gerichte seiner eigenen Erfindung, einer mißlungenen Nachbildung der spanischen heiligen Hermandad und des venetianischen Raths der Zehn. Die Richter dieses Gerichtshofes waren blinde Werkzeuge in den Händen der Camarilla Karl's I. Sie waren bald so verhaßt, daß die Bürger Londons, die schon zu jener Zeit in jeder Beziehung den Ausschlag gaben, da sie der Sternkammer und dem Hofe nicht beikommen konnten, sich in einer solchen Weise am Hofe rächten, daß sie alle Steuern und Abgaben verweigerten und das Parlament, welches in dieser kritischen Lage der Regierung von dieser zusammenberufen wurde, billigte das Auftreten der Bürger und die Steuern wurden überall im ganzen Lande verweigert.

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte des Verlaufes der großen Revolution im fünften Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu erzählen, ich erwähne blos als Hauptmomente die Hinrichtung der Lieblinge Karl's I., Thomas Wentworth, Graf von Stafford und des Erzbischofs Laud.

Karl war zu jener Zeit, als dies geschah, schon so unselbstständig und schwach, daß er nichts that, um seine intimsten Freunde zu retten, er opferte sie so zu sagen, um das lecke Staatsschiff und in diesem sich zu retten. Er hatte keinen solchen Rathgeber mehr, wie Villiers es gewesen, denn dieser ward, noch ehe die Revolution ausbrach, von einem Fanatiker, Namens John Felton, zu Portsmouth, als er eben im Begriffe stand, das Schiff zu besteigen, um in Frankreich zu landen, erdolcht.

Die Ursache der Ermordung Buckingham's durch Felton wird in verschiedener Weise angegeben. In einem jener Manuscripte, die mir als Vorlagen dienten, aus welchen ich diese Aufzeichnungen gezogen, wird eines Scandals erwähnt, bei welchem sowohl Buckingham, wie der König selber betheiligt gewesen sein sollen. Das Ereigniß paßt eben in die Scandalgeschichten und ich gebe es hiermit meinen Lesern im Auszug, will aber dabei beiläufig bemerken und Diejenigen, denen diese Blätter in die Hände fallen, darauf aufmerksam machen, wie es sehr wahrscheinlich ist, daß diese Geschichte auch anderen Schriftstellern, namentlich einem berühmten Romantiker, Alexander Dumas dem Aelteren, bekannt sein mußte, weil er sie — obschon außerordentlich entstellt, in seinen „drei Musketieren" wiedergegeben hat. Nach meiner Quelle verhält sich diese Geschichte so:

Felton hatte eine schöne Schwester, eine ebenso bigotte Puritanerin, als er es selber war. Im Buche, welches mir als Quelle dient, wird sie Sara genannt. Der König und Buckingham begegneten ihr auf einer ihrer Jagdstreifereien in der Nähe von Hamptoncourt und Kingston. Sie fiel dem Ersteren so auf, daß er zu Buckingham sich wendend ausrief: „Den schönsten Diamant meiner Krone gäbe ich gerne dafür, wenn ich dieses Mädchen nur eine Nacht besitzen könnte." Buckingham, der den Geschmack seines Königs theilte und ziemlich liberale Ansichten in Bezug auf Liebe hatte — ein Mensch, der eines Königs Mignon ist, kann doch keine noblen Grundsätze haben, bei

ihm ist Liebe nichts als thierische Begierde — dachte sich, wie es möglich wäre, den theuren Diamant und das schöne Mädchen gleichzeitig zu besitzen und entwarf einen schändlichen Plan, indem er sich dem Mädchen als lediger Mann vorstellte und nachdem er alle Künste der Verführung bei ihr angewendet, ohne vom Flecke zu kommen, gab er ihr endlich ein starkes narkotisches Mittel ein, wodurch sie derart eingeschläfert wurde, daß sie nichts von sich wußte. In diesem Zustande der totalen Betäubung lud er sie auf einen Wagen und fuhr sie nach Kingston in eine Köhlerhütte, die von einem seiner Leute für diese Gelegenheit dem Köhler gewaltsam genommen wurde. Der Letztere lauerte umher und sah, was dort vorging, erkannte sowohl Sara, wie auch den König und Buckingham und steckte es Felton, der zu jener Zeit als Schiffslieutenant von Irland herüberkam und ein Capitänspatent erhalten hatte, welches er kaum erwartete, da er erst seit Kurzem die niederere Anstellung erhalten. Er ging sofort zu seiner Schwester und sie gestand ihm unter Thränen, wie sie gemißbraucht worden, beschuldigte sich jedoch auch selber, denn — wie sie sagte — der Herzog von Buckingham würde niemals zu diesem verzweifelten Mittel geschritten sein, wenn sie ihn in mittelbarer Weise nicht dazu ermuthigt hätte.

„Du entschuldigst ihn, Elende!“ rief er ihr zu. „In welcher Weise hast Du ihn ermuthigt?“

„Dadurch, daß ich sagte, ich würde aus freien Stücken niemals in meine Schande einwilligen. Es müßte nur

während einer Ohnmacht oder im Schlafe geschehen," war Sara's Antwort.

„Du sagst es, weil Du weißt, daß Derjenige, der über die Tochter meines Vaters Schande gebracht und unseren ehrlichen Namen besudelt, nicht leben darf," sprach der junge Officier. Er reiste sofort nach Portsmouth ab und ließ sich bei Buckingham melden, daß er ihm für die Capitänscharge danken wolle. Der Herzog ahnte nicht im Entferntesten die wahre Ursache seiner Hierherkunft und ließ ihn sogleich vor. Felton nahm sich nur so viel Zeit, um Buckingham das Messer in den Leib zu rennen und auszurufen: „Dies für meine Schwester und mein nächster Stoß Eurem Verbrechensgenossen, dem König!" worauf er die hölzerne Barracke, in der sich der Herzog befand, verließ, um nach London zu gehen und den König zu ermorden, er wurde aber von den Garden Buckingham's gefangen, als Mörder vor ein Kriegsgericht gebracht und hingerichtet.

Weshalb Dumas diese an und für sich schon genug romantische Geschichte anders einkleidet und die Rolle Sara's in die Hände einer fingirten Person, wie Lady de Winter, giebt, weiß ich nicht, glaube aber, daß er diesen Stoff, den ich soeben erzählt, viel besser brauchen konnte, als einen so unwahrscheinlichen, wie die Episode mit den 5 Tagen der Gefangenschaft, zu erfinden.

Es ist sehr fraglich, ob die Revolution ausgebrochen wäre, wenn Georg Villiers zu jener Zeit, als Laud und Thomas Wentworth verurtheilt wurden, gelebt hätte und

auch, ob diese beiden Männer hingerichtet worden wären. Buckingham, ein so verruchter Mensch er auch war, besaß unendlich viel Energie und Geistesgegenwart, er würde es nicht so weit haben kommen lassen und hätte Karl gerettet. Ich sage alles Dies nicht deshalb, als ob ich Karl's Schicksal betrauerte, eben so wenig wie es mir um Ludwig XVI. von Frankreich leid thut. Beide mußten als Vertreter eines Princips, welches sich zu überleben anfing, dem des Absolutismus gegen das der Volkssouveränetät fallen.*) Es ist nicht Cynismus meinerseits, noch Das, was man im gewöhnlichen Leben das „Beschmutzen des eigenen Nestes" zu nennen pflegt, sondern ich sage es, weil ich wirklich einsehe, wie die Volkscultur und die Aufklärung überall so weit vorwärts geschritten, daß Principien, die ehemals als unantastbar dagestanden, jenen Nimbus, den sie gehabt, verloren haben, theils durch eigene Schuld gewisser Kasten, theils zufolge der allgemeiner werdenden Bildung. Wir sind aber noch nicht am Ziele und ich rufe wie Metternich: „aprez moi le déluge," weil mich all die nächstkommenden Ereignisse nicht mehr berühren werden, es müßte denn sein, daß ich die heftige Erschütterung sogar unter der Erde fühlte.

---

*) Ich gebe den ganzen Wortlaut des Herrn Verfassers, wie er ihn in seinen Aufzeichnungen hat, ohne Etwas daran zu ändern. Dies zeugt dafür, daß es selbst unter hochgestellten Diplomaten Männer von sehr vorgeschrittenen Ideen giebt.
Anm. d. Herausgebers.

Ich kehre von diesem unfruchtbaren Räsonnement zu meiner Geschichte zurück:

Wie gesagt, glaube ich nicht an das Ausbrechen der Revolution in England zu jener Zeit, wenn Buckingham gelebt hätte. Vor Allem ist es noch sehr fraglich, was geschehen wäre, wenn Buckingham seine Landung vor La Rochelle bewerkstelligte. Wer weiß, wenn Buckingham dieser Stadt Entsatz bringt und die Hugenotten Zeit gewinnen, eine Armee zu organisiren und sie mit der englischen zu vereinigen, welche Erfolge die Engländer in Frankreich erringen. Sie hatten dieses Land bereits zu zwei verschiedenen Malen — unter Eduard III. und Heinrich V. — erobert, wer weiß, ob es unter Ludwig XIII. nicht auch geschehen wäre. Wenn aber Buckingham als Sieger heimkehrt, dann würde es keine Hampdens', keine Cromwell's, Fairfax, Lambert, Bradshaw und Essex gegeben haben, die die englische Nation zur Revolution führten. Gerade die Verluste auf der Insel Ré, der Fall von La Rochelle, die Verfolgung der protestantischen Glaubensbrüder in Frankreich u. s. w. trugen zum Ausbruche der Revolution nicht wenig bei. So verhaßt auch George Villiers sein mochte, so sah man es doch in England gerne, daß er Krieg gegen Frankreich als Vertreter des Protestantismus gegen den Katholicismus führte und die Engländer würden vielleicht bei allenfallsigen selbst kleinen Erfolgen zu neuen Geldopfern bereit gewesen sein, während der Krieg in Deutschland sehr unpopulär war, weil England mit den deutschen Kaisern niemals eiferte.

Somit war es das Messer Felton's, welches dem Königthum in England den ersten tödtlichen Streich versetzte und das kaum erst Wurzeln schlagende Haus Stuart zum Falle brachte. Es war also wieder ein jämmerlicher Scandal, eine elende Liebesgeschichte, die mächtig in die Speichen des rollenden Rades der Weltgeschichte eingriff, so daß die Nachkommen die Nachwehen dieser Liebesintrigue auch jetzt noch fühlen.

So unselbstständig, beinahe möchte ich sagen, feig, sich Karl I. benommen hatte, so lang er noch am Throne saß und ein Diadem seine Stirne schmückte, so erhaben steht er da während der Zeit der schweren Prüfungen, die auf ihn hereinstürmten; denn Gefahren und Unglück stählen des schwächsten Menschen Charakter.

Daß Karl schon von vornherein auf eine Niederlage gefaßt war, beweist auch, daß er drei seiner nächsten Angehörigen, die Königin Henriette — Tochter Heinrich's IV. und Schwester Ludwig's XIII. von Frankreich, seine Tochter gleichen Namens und seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, aus England fortschickte, angeblich, um Hilfe im Auslande zu holen, in Wirklichkeit aber, weil er sich fürchtete, sie würden das schweere Loos, welches ihm bevorstand, mit ihm theilen müssen; seine beiden jüngsten Kinder hingegen, der Herzog von Gloucester und die Prinzessin Elisabeth, blieben in England. Karl glaubte Cromwell und alle seine Feinde sattsam zu kennen, um von ihnen vorauszusetzen, sie würden es nicht den Kindern

entgelten lassen, was der Vater verschuldet und er täuschte sich hierin nicht.

Ebenso wie die Geschichte in vielen anderen Fällen im Dunklen tappt, so ist es auch hier. Es ist nämlich unerklärlich, wie Karl so unvorsichtig sein konnte, daß ihn die Obersten der Parlamentsarmee in ihre Gewalt bekamen, wo er doch selbst nach den erlittenen Niederlagen Zeit gehabt hatte, sich zu retten und entweder nach Schottland oder nach Irland zu fliehen, wo er noch Partisans im Ueberfluß hatte. Ich meine nicht seine letzte Gefangennahme, nach welcher er nach Hamptoncourt gebracht wurde, um dann nach Whitehall escortirt und vors Gericht gestellt zu werden, sondern seine Gefangennahme im Schlosse Holdenby, welche eine Vorläuferin der kommenden Dinge sein sollte.

Die Ursache dieser Gefangennahme war wieder ein galantes Abenteuer des Königs und zwar mit einer Dame aus dem feindlichen Lager, Lady Fairfax. Der König hatte dieser sehr schönen und geistreichen Dame schon vor Ausbruch des Revolution den Hof gemacht, obschon das ganze Verhältniß damals seinerseits ein rein platonisches war, denn die Lady blieb tugendhaft und soll ihn zu wiederholten Malen nicht eben ganz höflich abgewiesen haben, als er um Gegenliebe in sie drang. Später jedoch, wahrscheinlicherweise vom Unglück des Monarchen gerührt, erweichte sich das Herz der schönen Dame und die letzte Antwort, die sie ihm auf einen neuen aus dem Lager an sie gerichteten Brief geschrieben hatte, lautete viel weniger

grausam, als alle früheren. Es war nicht nur eine briefliche, sondern auch eine mündliche Botschaft, die sie ihm durch den Herzog von Ormond, der mit Fairfax um einen Waffenstillstand unterhandelte, zusandte. Sie beschwor ihn, England zu verlassen und sich zu retten, da Cromwell mit der Hauptarmee nahe und ihm den Rückzug versperren würde, gleichzeitig versprach sie ihm, nach Holdenby Castle zu kommen, um ihn zum letzten Male zu sehen. Der Brief war so gehalten, daß Karl aus demselben ein Liebeserwiederungsgeständniß heraus las, dies bewog ihn zum Bleiben. — Wie es kam, daß der General von dieser Correspondenz zwischen dem König und Lady Fairfax erfuhr, wäre wohl schwer zu sagen, genug, daß es geschah und der eifersüchtige Gatte gab den König in Holdenby Castle Cromwell preis. Erst später bereute es der General, als ihm seine Gattin versichert hatte, wie sie keine andere Absicht gehabt hätte, als Karl zu retten. Es ist gewiß, daß Cromwell es nur dieser Eifersucht Fairfax' zu danken hatte, daß er Karl gefangen nahm.

Man beschuldigt Cromwell ziemlich ungerechter Weise der Grausamkeit gegen den König, das aber, was er gegen ihn gethan, war von der Nothwendigkeit geboten. Die Independentenpartei — Cromwell und sein Anhang, waren schon zu weit gegangen, um zurückkehren zu können, und gerade die geheimen Freunde Karl's sind schuld daran, daß diesem Monarchen der Proceß in so überstürzter Weise gemacht worden war. Essex, Fairfax, Hampden, selbst Lambert, würden den König vielleicht entwischen

haben lassen und der Bürgerkrieg hätte noch länger gewährt.

Wie ich oben erwähnt, hatte sich Karl niemals so würdig gezeigt, als vom Augenblicke an, wo er gefangen genommen wurde. Er ergab sich in sein Schicksal, verschmähte es aber, sich gegen seine Ankläger vor den Richtern zu vertheidigen und als ihm das Todesurtheil verkündet wurde, zeigte er so viel stoischen Muth und Todesverachtung, daß dies selbst seine Gegner rührte. Es geschahen einige mißlungene Versuche zu seiner Rettung, die Ironsides (Cromwell's Garden) hüteten ihn aber zu sehr, als daß eine solche gelingen konnte und er starb wenigstens würdig der Benennung König, die er niemals so sehr verdient hatte, als im Augenblicke, wo er sein Haupt auf den Block legte.

IV.

Oliver Cromwell. — Seine Familie. — Seine Gattin und seine beiden Töchter, Elsbeth und Francis. — Sein Liebesverhältniss mit der Generalin Lambert. — Was seine Gattin darüber sagte. — Die Hofnarren Cromwell's. — Cromwell und der Leichnam Karl's I. — Hampden, Monk und Lambert. — Die Schönheit der Generalin Lambert. — Ihre Liebeshändel mit Hampden. — Sein Tod, verursacht von der Oberstin Buller. — Liebesintrigue der Generalin Lambert mit Richard Cromwell. — Sie ist Ursache, dass Richard sich dem Trunke ergeben.

Manche Schriftsteller meiner Kaste würden sich vielleicht bedenken, Cromwell und seine Umgebung in ein Buch der Scandalgeschichten europäischer Höfe hineinzugeben, weil sie ihn als Roturier und seine Familie so zu sagen als zur Canaille gehörig betrachten; ich hingegen erblicke in Cromwell einen nur zu mächtigen Monarchen, wenn er auch den Titel eines Königs niemals annahm, dem alle Höfe Europa's huldigten und sich glücklich fühlten, seinen Hof zu beschicken und auch von ihm Gesandte zu empfangen.

Nirgends auf der Welt werden die Verdienste dieses großen Mannes um sein Vaterland und um das Princip

der Demokratie so wenig gewürdigt, als eben in seinem Geburtslande und zwar auch von solchen Leuten, die durchaus nicht Ursache haben, ihm gram zu sein, daß er die Dynastie Stuart zeitweilig stürzte. Während meines Aufenthaltes in England bin ich doch überall viel herum gekommen, ohne auch nur eine einzige Statue oder ein Denkmal Cromwell's zu sehen, nicht einmal ein Platz oder ein Square führen seinen Namen, außer ein unbedeutendes Gäßchen in der Vorstadt Londons, Paddington, welches sehr Wenige kennen und das man Cromwellterrace nennt. In England sind die hohe Kirche und die Aristokratie in mancher Hinsicht sehr treue Anhänger des monarchischen Princips und sie haben recht, mehr als anderswo, denn sie sehen ein, wie mit dem Schwächen dieses Princips auch ihr Untergang verbunden ist, deshalb ist in ihren Augen der König etwas Heiliges und Alle, die sich gegen einen solchen versündigen, werden von ihnen mit einem Anathema belegt.

Die Engherzigkeit und der Egoismus der Aristokratie zeigt sich auch darin, daß man für Karl I., der doch von der Gesammtnation, nämlich den Vertretern derselben, verurtheilt wurde, so viel Mitleid fühlt und keines für den Prinzen Arthur, Sohn Gottfried's von Plantagenet, für Richard II. und Eduard II., eben so wenig für Heinrich VI. und Richard III., weil sie von Leuten der Aristokratie gemordet wurden. Dies ist denn doch gar zu absurd, daß ein einzelner Rebell, wie der Sohn Johannes von Gaunt und der Herzog von Richmond, mehr Recht

besitzen sollen zum Absetzen und Morden eines Königs als die Gesammtnation.

Cromwell als Protector von England hatte also ebenso seinen Hofstaat, wie jeder König in Europa und obschon er die Insignien der königlichen Würde weder auf dem Haupte, noch in den Händen oder auf den Schultern trug, war er doch mehr König als irgend einer seiner Vorgänger, sehr wenige ausgenommen, die die Liebe des Volkes besaßen und sie bis an ihr Lebensende behielten.

Man kann dennoch nicht sagen, daß Cromwell sich von allem königlichen Tande frei zu machen Philosophie genug besaß, er fand in der Institution des Königthums Manches, was er in seinen schlichten Haushalt einführte, ich erwähne blos eines Umstands: er hatte seine Hofnarren, wie diese damals nur von Monarchen oder einigen wenigen sehr hohen Herren gehalten wurden. Cromwell hatte nicht nur einen, sondern sogar vier und einen Jeden in anderer Livrée, er machte Staat mit ihnen. Möglich auch, daß dies von Seiten Cromwell's nur bittere Ironie war, um der Welt zu zeigen, daß das einzige Behaltenswerthe im Königthum die Schalksnarren sind, weil sie die Wahrheit sagen dürfen und vor derselben scheute sich weder Cromwell noch seine Familie.

Nach der Hinrichtung Karl's wohnte der Protector beinahe beständig in London, außer zur Zeit der Invasion Karl's II. bis zur Schlacht bei Worcester und während des Kriegs gegen Irland. Unter seinen Angehörigen gab es keine Person, außer seine Gattin, die geeignet gewesen

wäre, einem Hofe Glanz zu verleihen, zwei seiner Töchter, Elsbeth, die Gattin des Obersten Desborough und die jüngste, Francis, sein Liebling, waren gemüthliche gute Geschöpfe, sogar schön genug, um Prinzessinnen heißen zu dürfen, doch sie fühlten sich höchst unglücklich, wenn sie daran dachten, ihr Vater habe einen König köpfen lassen, weil auch sie von den regierenden Vorurtheilen befangen waren. Madame Cromwell hingegen war eine Dame, die es an Geist, Benehmen und weibliche Würde jeder Königin zuvor that. Einige ihrer Bemerkungen und Ausfälle, die auf die Nachwelt gekommen, zeigen es nur zu gut, welch geistreiche Frau sie war. Wir wollen unter allen diesen Histörchen nur eine anführen:

Der Protector hatte Geschmack für weibliche Schönheit und machte der Gattin des Generals Lambert den Hof, so zwar, daß man sogar von einem ehebrecherischen Liebesverhältniß zwischen ihr und ihm sprach, weil die Blicke der Lady auf ein gewisses intimes Einverständniß deuteten. Es gab gleich Leute, die den Scandal der Gattin des Protectors steckten, um einen häuslichen Krieg herauf zu beschwören. Die Gattin Cromwell's nahm aber die Nachricht sehr gleichgiltig auf, indem sie nur sagte: „Was ist es denn weiter, wenn Madame Lambert die Bethseba dieses David ist. Dies kann nur dem General unangenehm und für sie eine Schande sein. Wißt Ihr denn nicht, daß ein Mann seiner Gattin niemals Hörner aufsetzt." Mit dieser Antwort brachte sie die Klätscher zum Schweigen.

Daß ein Liebesverhältniß — und zwar kein platonisches — zwischen dem Protector und der Generalin Lambert bestanden und daß der Gatte der Letzteren davon gewußt, sich darüber sogar gefreut habe, ist gewiß, er wußte nämlich, daß, wenn dies nicht der Fall wäre, Cromwell ihn schon längst bei Seite geschoben haben würde, denn Lambert war nichts als ein sehr großer Intrigant, ein außerordentlich ehrgeiziger Mensch, der später nach dem Tode Cromwell's selber nach der höchsten Macht und wahrscheinlich sogar nach dem Königstitel strebte, doch als Feldherr von geringer Bedeutung, ein Zauderer, der niemals Vortheile über den Feind errang oder errungene benutzte.

Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß es Schriftsteller gäbe, die an meiner Stelle vielleicht einige Scandale Cromwell andichten würden, um ihn in recht gehässigem Lichte darzustellen, wie selbst Victor Hugo es in seinem Drama „Cromwell" gethan, wo er Rochester als Kaplan verkleidet der schönen Francis eine Liebeserklärung machen läßt, die für den Ersteren insofern traurig endet, daß er die ältliche Gouvernante der Tochter des Protectors heirathen muß, ich aber will meine Aufzeichnungen nicht mit Etwas bereichern, was auf Kosten der Wahrheit einzig möglich wäre und lasse den Protector ohne Makel sterben, ohne daß sein moralischer Ruf von einem Flecken getrübt wäre, denn das kleine Verhältniß mit der Generalin Lambert verursachte weder Aufsehen, noch gab es Aergerniß, da es nur Wenigen bekannt war.

Wenn ja etwas ein Scandal in anderer Beziehung genannt werden könnte, so wäre es das, was Cromwell mit dem Leichnam des hingerichteten Königs gethan, um den seinigen vor einem solchen bewahren. Cromwell kannte seine Nachfolger, seinen Sohn Richard und die Generäle Lambert und Monk zu gut, als daß er nicht gesehen hätte, wie diese Leute durchaus nicht geeignet waren, das Gebäude, welches er aufgeführt, vor Einsturz zu bewahren. Richard Cromwell war ein energie- und geistloser Jüngling, Monk und Lambert aber auf einander zu eifersüchtig, als daß dabei der Staat nicht leiden sollte. Den Letzteren trieb zumal seine ehrgeizige Gattin dazu, daß er die Rolle, die ihr ehemaliger Geliebter Cromwell gespielt hatte, übernehmen sollte. Alles dies sah Cromwell im voraus. Auch in ihm steckte viel von dem Ehrgeiz, der die Menschen sehr selten zu guten, doch um so öfters zu schlimmen Thaten antreibt. Er ahnte die Restauration der vertriebenen Dynastie und wußte, daß diese gegen Alles, was von ihm kam oder ihn betraf, einen unversöhnlichen Haß zeigen und Rache an ihm nehmen würde. Um ihnen einen Streich zu spielen, gerieth er auf einen sonderbaren, beinahe möchte ich sagen, teuflischen Gedanken, den er mit Hilfe einiger verschwiegener Männer ausführte.

Das Bild, auf welchem Cromwell, den Leichnam Karl's I. im Sarge betrachtend, dargestellt ist, ist wohl allgemein bekannt und es gründet sich auf eine historische Thatsache, nur daß es Wenige wissen, was damals

Cromwell dachte und ausfann. Niemand, als sein Schwager, sein Sohn und einer seiner Leibgarden von den Ironsides (Bepanzerten), Namens Gilead Thurst, wußten um seinen Plan und halfen ihm bei der Ausführung, die aber erst nach seinem Tode stattfand. Er hatte ihnen nämlich den Auftrag gegeben, den Leichnam Karl's I., welcher in der Westminsterabtei beigesetzt war, auszugraben und in den Sarg Cromwell's zu legen, den seinigen aber auf einem versteckten Ort zur Erde zu bestatten. Seine Ahnungen hatten ihn nicht betrogen, denn kaum hatte Monk Karl II. auf den Thron gesetzt, als dieser und seine Clique gegen Alles, was nur im Entferntesten an die Herrschaft seines Vorgängers mahnte, einen unsinnigen Krieg erklärten und selbst die berühmte Navigationsacte, auf welcher eigentlich der Wohlstand des Landes beruht, abschaffen wollten, wenn sich das Parlament und das Volk einem solchen wahnsinnigen Unternehmen nicht widersetzt hätte. Alle von Cromwell gebrachten anderen Verordnungen wurden unnachsichtlich abgeschafft, die Pensionen, die er Leuten, die sich um das Vaterland verdient gemacht, ausgesetzt hatte, eingezogen und es ist ein Wunder, daß seine Familie und Freunde, unter diesen namentlich sein Sohn Richard und der blind gewordene Milton, der große Dichter des „verlornen Paradieses", dieser Verfolgung entkamen.

Die Wuth dieser Menschen ging so weit, daß sie, da sie sich an einem Lebenden nicht rächen konnten, ihre Rache an seinem Leichnam kühlen wollten. Demzufolge ward der Befehl vom Könige gegeben, der Leichnam Cromwell's

sollte ausgegraben und die morschen Ueberreste an einen Galgen gehängt werden. Diese Verordnung wurde auch ausgeführt. Wie entsetzten sich aber diese Fanatiker der Stuartpartei, als sie sahen, daß sich der Rumpf, sobald er aufgehangen war, vom Kopfe trennte und auch dieser vom Pfahle fiel. Jetzt sahen sie erst, daß es nicht Cromwell's, sondern Karl's I. Leichnam gewesen, den sie gehangen. Der Kopf war nur leicht angenäht gewesen, deshalb trennte er sich so bald, als die ganze Wucht des übrigen Körpers daran hing. Die Königlichen aber erfuhren niemals, wo der Leichnam Cromwell's begraben sei und erst zu Zeiten Georg's I. wurde dies entdeckt, doch hatte sich mittlerweile der Parteihaß gelegt, um so mehr, da eine den Stuart's feindliche Dynastie der Churfürsten von Hannover auf den Thron kam.

Da Lambert, Monk, Fairfax und die übrigen Generale so zu sagen den Hofstaat Cromwell's bildeten, so gehört Das, was ihre Personen betrifft, wohl auch in dieses Buch und es gab noch einige größere und kleinere Scandale unter diesen Personen, sowie auch Richard Cromwell nicht ganz jener harmlose einfältige Thunichtgut war, wie ihn die Feinde der Familie Cromwell schildern.

Den reichlichsten Stoff bietet aber für meine Scandalgeschichten Lady Lambert, die ehemalige Maitresse Cromwell's. Ohne eben ganz Messaline zu sein, war sie eben keine Frau, die Liebesgenüssen abhold gewesen wäre, obschon sie zu ihrem Liebesverhältniß mit Cromwell nicht

von der Hitze ihres Bluts, wohl aber von ihrem Ehrgeiz getrieben wurde.

Lambert selbst war ein Mensch, den die Untreue seines Weibes eben nicht genirte, er erblickte in ihr nichts Anderes, als eine Sprosse jener Leiter, auf welcher er immer höher zu klimmen gedachte.

Wenn ein Weib seinem Manne untreu wird, so mag sie dies mit ihrem Gewissen ins Reine bringen und vor Gott verantworten, derlei Frauen hat es zu allen Zeiten gegeben, wie auch die Race derselben nicht so bald aussterben wird. Es wird aber angenommen, daß eine Frau, die neben ihrem Gatten auch einen Liebhaber hat, wenigstens diesem Letzteren treu bleiben soll. Madame Lambert war es aber eben so wenig Cromwell, wie ihrem Gatten und zwar war die Zahl Derer, die sie insgeheim mit ihrer Liebe beglückte, keine sehr beschränkte, ja, sie würde vielleicht noch größer geworden sein, wenn sich unter den Galans nicht einige störrische, berechnende Individuen gefunden hätten, die den Lockungen der Sirene widerstanden.

Die Generalin war eine sehr schöne Dame. Es gab Leute, die sie mit den berühmtesten Schönheiten Europa's, mit Diana von Poitiers und der Geliebten des Cardinals Richelieu, Marion de Lorme, verglichen. Man hat hierin der Dame keine zu große Schmeichelei gesagt. Ihr Bildniß, in der Gemäldesammlung des Herzogs von Northumberland, übertrifft an Schönheit dasjenige Diana's von Poitiers und selbst das Marions de Lorme ist nicht

schöner als das ihrige, es ist aber ein ganz anderer Typus. Im Gesichte der Generalin liegt nicht jener herausfordernde etwas freche Zug, wie in dem der letzterwähnten berühmten Courtisane, sie scheint ein sanfter Engel gewesen zu sein und widerlegt in ihrem Aeußeren Plato's Satz, daß das Gesicht der Spiegel der Seele ist.

Wie dem immer gewesen sei, die Generalin war ihrer Reize bewußt und der Erste, auf den sie ihr Netz ausgeworfen hatte, war Hampden, jener hochherzige Patriot, der gewiß eine größere Rolle gespielt haben würde als Cromwell, wenn ihn das Schicksal nicht so bald vom Schauplatze seiner Thätigkeit abberufen hätte. Es wird allgemein angenommen, er sei an seinen Wunden gestorben, dies ist insofern wahr, als diese Wunden die unmittelbare Ursache seines Todes waren, doch wäre er vielleicht nicht gestorben, wenn er den Verband in einem Augenblicke der leidenschaftlichsten Mißstimmung über die Flatterhaftigkeit und Untreue seiner Geliebten nicht aufgerissen hätte.

Die Generalin war nämlich eine bessere Strategikerin als ihr Gatte; sie hatte sich mehre Rückzugspunkte gesichert. Einer derselben war Hampden, der andere Cromwell, dessen Energie ihm eine große Zukunft versprach, sodaß man zu Anfang des parlamentarischen Feldzugs kaum wußte, welcher der beiden Männer am Ende obenan stehen werde. So klug die Generalin auch ihre Manövers machte, war sie doch nicht vor Verrath geschützt und eine ihrer Feindinnen, die Gattin des Obersten Buller, die sich so klug zu stellen wußte, daß die Generalin es nicht

bemerkte, welche zweideutige Rolle sie spiele, hatte einige der liegen gelassenen Briefe des Protectors — damals nur Generals — Cromwell, Hampden zugeschickt, damit er sehe, wie schändlich er hintergangen werde. Es war gewiß nicht die Absicht Madame Buller's, Hampden damit zu tödten, sondern ihn von seiner thörichten Leidenschaft zu ernüchtern, wie dies in tausend Fällen und bei tausend Männern geschehen wäre, nicht aber bei einem so edel denkenden Manne wie Hampden, der das untreue Weib aus vollem Herzen liebte. Trotz dieses Verraths war er großherzig genug, Niemandem ein Wort zu sagen, sowie er auch das Abreißen des Verbandes für eine im unzurechnungsfähigen Zustande — während des Schlafes — begangene Handlung erklärte. Die Oberstin Buller allein kannte die Wahrheit, denn da sie es gewesen, die ihm die Briefe Cromwell's an die Generalin gebracht hatte, so sah er keine Ursache, daß er es ihr verschweigen sollte, weshalb er sich das Leben genommen, sie hinwieder beschuldigte die Generalin, wie dies sehr oft geschieht, daß eine Person die Ursache einer schlimm endenden Intrigue auf eine andere schiebt.

Die Generalin härmte sich um den Tod Hampden's nicht ab, als man ihr die Nachricht davon brachte, sagte sie lächelnd: „Das ist ein großes Glück für Cromwell. Hampden war der einzige Stein im Wege nach dem Throne und selbst England profitirt dabei, denn es würde vielleicht zu einem zweiten Bürgerkriege zwischen den Independenten gekommen sein, wenn Hampden am Leben

blieb.“ So übertünchte sie ihre Gefühllosigkeit mit der Schminke des Patriotismus.

Auch der andere ihrer Geliebten, der Sohn des Protectors, erfuhr kein besseres Schicksal. Richard war nur anscheinend ein leichtsinniger Junge, er besaß auch nicht die Energie seines Vaters, sondern glich mehr seiner zu früh verstorbenen Schwester Elsbeth, jenem zarten Engel, die ihren Vater auf dem Todtenbette beschwor, er möge niemals den mit dem Blute eines Königs bespritzten Thron einnehmen und er versprach ihr dies auch aufs Heiligste. Richard barg unter dem schlichten Charakter, unter der Hülle der Sorglosigkeit, ein ebenso tiefes Gemüth, ein so zart fühlendes Herz, wie Hampden. Er ahnte nicht im Entferntesten, wie zwischen der Frau, die ihn mit Zärtlichkeiten überhäufte, und seinem Vater ein intimes Liebesverhältniß bestehe, er hatte in dieser Beziehung viel hausbackenere Grundsätze als Kotzebue's Klingsberg, und diese Enttäuschung, das Fallen aus dem Himmel seiner romantischen Träume, machten ihn erst dazu, was er später ward. Richard ergab sich dem Trunke, wie es viele Jünglinge thun, die in ihrer Liebe getäuscht worden sind, und obschon er kein derartiger Trunkenbold war, der in Gesellschaften Vergnügen fand, so war dies um so gefährlicher, weil ein stiller Trinker sich gewöhnlich mehr ruinirt, als einer, der dieser Leidenschaft in Gesellschaft Anderer fröhnt. Dieser Hang zum Trunke machte ihn schwachköpfig und beinahe blödsinnig, sowie er auch für jedes Vergnügen blasirt blieb. Somit

hat die schöne Generalin das Leben zweier braver Jünglinge auf dem Gewissen.

Die Personen der großen Revolution sind in der Weltgeschichte ziemlich oberflächlich behandelt worden, ausgenommen vielleicht Cromwell und Monk, der Erstere als Niederreißer, der Zweite als Wiederaufbauer der Monarchie, deshalb kennt man so wenig von den Damen, derer ich hier erwähnt.

V.

Karl II. — Rückschlag auf den Charakter der Urgrosseltern. — Seine Abenteuer, sein Charakter, sein Leichtsinn. — Seine Freunde. — Er verschwendet sein Geld in Paris. — Wie ihn sein Oheim, Gaston von Orleans, empfängt. — Wie seines Vaters Hinrichtung seine Verhältnisse bessert. — Gaston von Orleans hält sein Wort. — Seine Expedition von Schottland nach England. — Schlacht bei Worcester. — Karl's Flucht und Abenteuer. — Die schöne Magd aus Lincolnshire. — Karl verführt die Tochter seines treuesten Anhängers. — Wie Karl über seine gefährlichen Abenteuer sprach.

Einer der genialsten Romantiker der Neuzeit, Wilkie Collins, stellt in seinem Romane „Namenlos" den etwas paradox klingenden Satz auf, daß man als Esel geboren sein muß, um die Theilnahme der ganzen Welt für sich auszubeuten, und applicirt diesen Satz auch auf Karl II. von Stuart, den Sohn des geköpften Karl I. Ich will Karl II. eben nicht einen Esel nennen, doch war in ihm auch nicht ein Gran Stoff zu einem König, höchstens zu einem solchen, wie ihn Beranger in seinem Gedichte „le roi d'Yvetot" beschreibt. Er war jener Zaunkönig, der auf den Schwingen des Mitleids, der gegenseitigen Eifersucht und der Selbstsucht aus Scheveningen nach Dover und von hier nach London flog. Einen Tyrannen kann man

verfluchen, einen Dummkopf von einem Staatsoberhaupt verachten, einen Idioten bedauern, einen Menschen aber, wie Karl II., der eigentlich weder Despot, noch Dummkopf, kein eigentlicher Schwächling, doch noch viel weniger ein energischer Monarch war, kann man höchstens belächeln und unsere Verachtung trifft dann mit größerem Rechte Diejenigen, die sich von einem solchen Könige regieren lassen; man kann sie unmöglich bedauern, wenn sie sich beklagen, sondern ihnen höchstens nur mit den Worten: „weshalb leidet Ihr's!" antworten. Es hat mich immer geärgert, wenn ich in einem historischen oder anderen Werke Ausfälle des Autors auf die Person Karl's II. gelesen habe. Karl war ein Sybarit, eine eigene Art von einem Philosophen, der die Welt auslachte, dafür, daß sie ihn duldete. Es war in ihm nicht ein Atom von Schlechtigkeit, doch um so viel mehr Leichtsinn, Sorglosigkeit und Hang zu jeder Gattung von Ausschweifungen.

In der Physiologie wird ein Satz aufgestellt, nach welchem es heißt, wie Kinder der dritten oder vierten Generation einen gewissen Rückschlag auf ihre Groß- oder Urgroßeltern machen. Wenn bei Jemandem, so war dies sicher bei Karl II. der Fall. Er hatte weder vom Naturell seines Vaters, noch von jenem seines Großvaters Etwas geerbt, Karl I. war zwar schwach, besaß aber persönlichen Muth, Großherzigkeit, Edelsinn, Ehrgefühl, mit einem Worte Eigenschaften, die einen Mann zieren, ohne ihn aber zur Regentschaft einer so großen Nation, wie die englische, zu befähigen. Jakob I. hingegen war feig, ein-

gebildet auf sein Wissen, falsch, charakterlos, mit einem Worte als Mensch ebenso wenig werth, denn als König; diesen Beiden glich Karl II. durchaus nicht, wohl aber seiner Urgroßmutter und jenem braven, tapferen und etwas leichtsinnigem Gatten Maria's, der auf eine so schändliche Weise ermordet wurde.

Karl II. gehörte auch zu jener Gattung Menschen, die — wie man dies von den Bourbons und den französischen Aristokraten gesagt hat, nichts lernen und nichts vergessen, die leben, als ob ihr Leben nur einen Tag währte, da sie fortwährend genießen, andererseits aber auch so, als ob sie ewig leben wollten. Er war ein wahres Prototyp eines leichtsinnigen Abenteurers, wie dies in der englischen Sprache am bezeichnendsten, mit den Worten: „reckless Adventurer", dem meine Uebersetzung noch am nächsten kommt, ausgedrückt wird. Er war gleichzeitig mit seiner Mutter und seiner Schwester Henriette nach Frankreich gekommen und lebte mit dem wenigen Gelde, welches ihm sein ohnehin nicht mehr in Ueberfluß schwimmender Vater gegeben hatte, so lange dies auslangte, in Paris und zwar so flott, als ob er ein gewisses fixes Einkommen hätte. Zwei Diener waren mit ihm dahin gegangen, in Paris hielt er sich aber noch einen Troß Schmarotzer in und ohne Livrée. Als er auf den Grund seiner Börse gekommen war, versuchte er es von seiner Mutter auszupumpen, hier aber durfte er nicht auf große Summen rechnen, denn sie war etwas gar zu schnell aus England über den Canal geflohen, um viel mitnehmen zu

können. Einige Anhänger des Hauses Stuart, wie der junge Villiers, Sohn des von Felton in Portsmouth gemordeten Herzogs von Buckingham, Lord Wilmot, Lauderdale, Clifford und Andere, waren ebenso baarschaftslos wie er; Andere hinwieder, wie der Earl von Derby, der sich auch König von Man nannte, und Ormond, schossen ihm zwar einige hundert Pfund vor, doch nur so lange, als sie glaubten, er würde diese Summen zur Anwerbung einer Armee verwenden, als sie aber sahen, daß dies nicht der Fall war, sondern daß er das erhaltene Geld auf die leichtsinnigste Weise vergeudete, schnürten sie ihre Beutel wieder zu und er mußte es mit dem Elende auch versuchen. Von seinem Verwandten mütterlicherseits, nämlich vom König Ludwig XIV., damals einem Kinde von 9—10 Jahren, konnte er nichts erwarten, ebenso wenig von dessen Mutter, Anna von Oesterreich, und dem Cardinal Mazarin.

Nachdem alle Ressourcen erschöpft waren, fuhr er nach Blois zum Bruder seiner Mutter, Gaston von Orleans, den filzigsten, dabei aber auch ränkesüchtigsten Prinzen, den es je gab. Karl II. hatte sich schon einige Praxis im Anpumpen erworben, er sprach von glänzenden Aussichten, von einem Siege seines Vaters, von einer Invasion, von Hilfstruppen aus den Generalstaaten und aus der Pfalz u. s. w. Gaston hörte ihm eine Weile ruhig zu, dann, als Karl II. mit seiner Rede fertig war, sagte er: „Ich glaube, dieser Cromwell, der gegen meinen Schwager eine Revolution angefangen, ist ganz der Mensch

darnach, um das, was er einmal hier im Louvre gesagt, an Deinem Vater auszuführen?"

„Was hat dieser Bierbrauerssohn gesagt?" frug Karl II. seinen Onkel.

„Daß man Könige nur am Haupte berühren soll,"*) war die lakonische Antwort Gaston's.

„Ihr meint, Oheim, daß er meinem Vater nach dem Leben trachtet?" rief der Neffe aus.

„Er wird ihn nicht ermorden, sondern ihm den Proceß machen und dann hinrichten lassen. Es wird das erste Beispiel sein, daß so Etwas geschieht. Cromwell fürchtet sich nicht vor dem Urtheil der Welt."

„Gott bewahre meinen armen Vater!" fuhr der Sohn inbrünstig auf.

„Wir wollen es wünschen, daß ihn der Allmächtige bewahre. Wenn es aber geschieht, dann fangen erst Deine Chancen an. Wenn Du dann kommst, will ich Dir helfen, bis dahin kann ich nichts thun."

Ich weiß nicht, wie viele Menschen Gaston dafür, daß er seinen Neffen so zu sagen zum hungrigen Erben seines Vaters werden ließ, beurtheilen mögen, meiner Ansicht nach war dies die fürchterlichste Niederträchtigkeit, der

---

*) Als Cromwell einmal nach Frankreich kam und hier die Gemäldegallerie im Louvre besichtigte, fiel ihm ein Bild auf, auf welchem der französische König Childerick III. im Kloster, wohin er gesperrt wurde, gegeißelt wird; er bemerkte lächelnd: „on ne touche pas les rois qu'à la tête."

Anm. d. Herausgebers.

ekelhafteste Cynismus, den er hier aussprach. Hieß dies nicht so viel, als ob er gesagt hätte: „für Dich ist die Hinrichtung Deines Vaters nur ein Gewinnst, denn dann werde ich Dir helfen, bete also nicht für sein Leben, sondern für seinen Tod?"

Wenn ich auf die Scandalgeschichten des französischen Hofes komme, dann werde ich Gelegenheit haben, etwas Weiteres über Gaston von Orleans zu sagen, jetzt verlasse ich ihn und ziehe mit Karl II. — damals noch Prinzen von Wales — nach dem Haag, wohin er sich begab, um bei dem Statthalter und den Generalstaaten zu versuchen, was ihm in Paris nicht gelungen war, nämlich Geld zu schaffen.

Es ist kein ungeschicktes Manöver für einen Schuldenmacher, wenn er die Plätze, wo er Geld ausborgen will, wechselt, mir fällt dabei eine Dame ein, die aus einer Hauptstadt ausgewiesen wurde, weil sie im Verdachte stand, sie conspirire mit den Feinden des Staates. Sie jammerte und wehklagte vor dem Minister, der ihr diesen Auftrag seines Fürsten meldete, wie sie in einer anderen Stadt, wo man sie nicht kennt, leben werde, im Falle sie in Verlegenheit um Geld geriethe: „Meine Gnädige," sagte der Minister, „dies ist jedenfalls viel vortheilhafter für Sie, denn dort, wo man Sie nicht kennt, wird man Ihnen auf Ihr schönes Gesicht und Ihren wohlklingenden Namen noch borgen, während hier gerade der letztere Ihnen ein Hinderniß sein kann, daß Sie kein Geld bekommen." Der Herr Minister war nicht sehr höflich

gegen diese Dame, dieses Zeugniß wird ihm wohl Jedermann geben können, denn das, was er ihr sagte, war eine ungeheure Sottise.

Im Haag hatte Karl übrigens nicht das Glück, welches er hier zu erhaschen hoffte. Die Holländer sind zwar sehr speculative Köpfe, doch speculiren sie gerne sicher und Sicherheit war in Karl nicht zu finden, auch waren einige seiner liederlichen Freunde, die ich oben erwähnt, ihm dahin vorausgegangen und hatten bereits alle Sympathieen für die Stuart's zu eigenem Nutzen ausgebeutet, so daß dort Karl nichts als verschlossene Koffers fand und es ihm beinahe noch schlechter ging als in Frankreich, wo wenigstens seine Freiheit nicht bedroht war, denn beiläufig sei es bemerkt, es gab schon damals Schuldenarreste, und Karl II. entging denselben mit genauer Noth.

Hier erfuhr er Alles, was sich in England ereignete und somit auch die traurige Nachricht von der Hinrichtung seines Vaters. Gaston von Orleans hatte es aber ganz richtig getroffen, als er seinem Neffen sagte, der Tod des Vaters würde die Chancen des Sohnes bessern, denn kaum hörte man davon im Haag, als man ihm Geld anbot und er auch einige Tausend Gulden erhielt. Karl dachte sich, wie viele junge Männer jetzt denken, daß es doch keinen Ort giebt, wo man sein Geld auf so angenehme Weise verschwenden kann, wie Paris und möglicherweise auch daran, was ihm sein Onkel Gaston gesagt hatte, demzufolge reiste er wieder nach der Hauptstadt an der Seine zurück.

Der junge Mann hatte übrigens entschieden Pech, denn als er nach Frankreich zurückkehrte, waren die Gemüther zu sehr mit den Angelegenheiten Frankreichs beschäftigt, wo die Fronde dem Minister Mazarin und Anna von Oesterreich die Köpfe sausen machte und es hatte beinahe den Anschein, als wollten die Franzosen dem Beispiele ihrer überseeischen Nachbarn folgen, denn der Thron wurde eben durch die Fronde bedeutend erschüttert und Niemand kümmerte sich um den irrenden Ritter, wie man Karl II. nannte, sodaß dieser in Paris auch seines Bleibens nicht fand, sondern nach Blois zu seinem Oheim Gaston ging, um ihn daran zu mahnen, was dieser ihm versprochen.

Es liegt eine auffallende Aehnlichkeit im Schicksale Karl's II. mit demjenigen Napoleon's III. Ich werde vielleicht, wenn ich über den Letzteren spreche, noch darauf zurückkommen. Für Karl war Gaston Das, was Karl von Braunschweig Napoleon geworden in London. Der präsumtive Erbe des englischen Thrones erhielt richtig von Gaston und auch anderen Menschen Geld, um eine Invasion aus Schottland gegen England ins Werk zu setzen. Die liederlichen Kumpane, nebenbei aber auch einige solidere Cavaliere sammelten für ihn eine ansehnliche Schaar, Karl begab sich nach Schottland und ließ sich zu Skone krönen, dann schaarten sich alle Anhänger seiner Familie, deren es in Schottland viel mehr gab, als in England, um ihn und er trat den Marsch unter ziemlich vortheilhaften Verhältnissen an, sodaß, wenn er ein

solcher Feldherr gewesen wäre, wie es sein Oheim, der Prinz Rupert, gewesen war, er das Protectorat Cromwell's ganz gewiß über den Haufen geworfen hätte.

Der Letztere aber ließ Karl keine Zeit, um auch Truppen aus den südlichen Grafschaften Englands an sich zu ziehen, sowie er ihm auch jede Zufuhr von Soldaten aus Irland abschnitt, indem er ein bedeutendes Corps zwischen Karl's Armee und dem irischen Canal warf, bis endlich beide feindlichen Heere bei Worcester aufeinander stießen. Die Armee Karl's war um ein Viertel stärker, als jene Cromwell's. Der Nachtheil in der Zahl wurde aber durch eine musterhafte Disciplin der Independenten und die Tüchtigkeit ihrer Führer ausgeglichen, sodaß die Schlacht für Karl sehr unglücklich ausfiel. Einer seiner Flügel, unter den Befehlen der Herzöge von Derby und Ormond, hatte zwar einige Vortheile über Cromwell's Armee errungen, doch noch ehe die genannten Cavaliere dem Centrum, welches Karl in eigener Person commandirte, ihre Regimenter zuschicken konnten, war dieses bereits in Unordnung gerathen und löste sich in wildester Flucht auf, sodaß nicht eine einzige Compagnie beisammen blieb, Karl selbst aber sein Heil in der Flucht suchen mußte und es auch fand.

Man macht so viel Aufhebens mit den Gefahren und Abenteuern, die Karl nach der Schlacht bei Worcester bestanden, als er auf der Flucht war und er sich nur mit Mühe rettete. Ich will nicht sagen, daß diese Gefahren unbedeutend waren, doch sehe ich in Karl auch diesmal

nichts als einen verzweifelten Abenteurer, dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß ihn sein Leben über Alles galt und er den Kopf nicht ganz verlor. Es war die Schlauheit des gehetzten Fuchses oder Hasen, die ihn retteten, ein sehr natürlicher Instinct, der jedem Menschen im angebornen Naturtrieb der Selbsterhaltung innewohnt. Auch half ihm die Sympathie, die die Menschen im Allgemeinen für Unglückliche fühlen, sehr viel, daß er sich retten konnte, zuweilen aber auch der Umstand, daß man ihn nicht kannte, sondern ihn für einen flüchtigen Cavalier hielt, gegen die die Erbitterung nicht allgemein war.

Die vier gefährlichsten Momente seiner Flucht waren: der Versteck unter den Zweigen jener Eiche, die dafür die Benennung „Königseiche" erhielt, sein haarbreites Entkommen aus einem Bauerngehöft, wo er in einem Heuschober verborgen stack und auf dem Rücken eines Knechtes den spähenden Augen der Cromwell'schen Soldaten entging, sein Aufenthalt im königlichen Schlosse Woodstock und ein ähnlicher in der Scheune von Ovingdean in der Grafschaft Cornwall.

Diese seine beiden letzteren Abenteuer sind haarklein und auch sehr wahrheitsgetreu in den Romanen „Woodstock" oder „Der Cavalier" von Walter Scott und „Ovingdean Grange" von Ainsworth erzählt worden, ich enthalte mich also der Wiedererzählung derselben, diejenigen meiner Leser, denen diese Abenteuer nicht aus ernsteren historischen Werken bekannt sein sollten, auf die genannten Romane verweisend. Es ist für einen Leser sehr angenehm, wenn

er die Weltgeschichte spielend erlernt, wie dies der Fall ist, wenn Jemand ein Liebhaber der romantischen Literatur ist, namentlich lernt er daraus, wie auch aus den Dramen Shakespeare's, die Geschichte Englands ziemlich vollständig, denn dieser letztere große Dichter geht in seinen Dramen bis ins graue Alterthum zurück, sodaß selbst wirkliche Historiker die wissenschaftliche Behandlung der früheren Perioden auf die von ihm gegebene Tradition basirten, namentlich die Geschichte Cymbelinens.

Daß aber Karl auch während seiner Flucht und seinen Abenteuern seinen leichtsinnigen Charakter bewahrte, daß das Gefühl der Furcht und die Aengsten, die er auszustehen hatte, nebenbei auch den Beigeschmack des Romantischen, mithin einen angenehmen an sich trugen und Karl vielleicht niemals so guter Laune war, als während dieser Flucht, ist gewiß. Später, als er wieder auf dem Thron Englands saß, scherzte er oftmals über die verschiedenen Wechselfälle des Schicksals, die er durchzumachen hatte, und obwohl kein so fester Lateiner, wie es sein Großvater, Jakob I., war, schloß er seine Erzählungen, die er im Beisein seines Harems zu Hamptoncourt zum Besten gab, mit dem lateinischen Spruche: „dulce est meminisse malorum", oder aber pflegte er zu sagen: „wenn die Geschichte nicht gar so halsbrecherisch gewesen wäre und ich mich jetzt im Kreise solcher Göttinnen, die ich an meinem Hofe habe, nicht gar so wohl befände, wünschte ich manchmal zur Abwechselung die Wiederholung meines damaligen Lebens." Namentlich war ihm sein Aufenthalt im Bauern-

gehöft, wo er in einer Scheune mit Stroh bedeckt lag, unvergeßlich: „Glaubt aber nicht," sagte er, „daß ich außer Stroh nichts Besseres in der Scheune fand. Es war dort eine bildhübsche Magd aus Lincolnshire, die mir die Zeit tödten half, sodaß mir die Nacht nicht gar so fürchterlich lang erschien." Dann schlug er ein Schnippchen, stieß seinen gewöhnlichen Fluch „Odds Fish" aus und leerte ein Glas perlenden Portweins.

Daß er auf seinen Umherstreifereien aber ein unschuldiges Mädchen verführte und ihrem Vater, dem treuesten Diener seiner Familie, dabei das Herz brach, werden meine und Walter Scott's Leser im Romane Woodstock nicht finden und dennoch ist es so. Es war die Tochter des Castellans von Woodstock, Heinrich Lee, die Walter Scott Alexis nennt, die aber in der Wirklichkeit den vielleicht prosaischer klingenden Namen Charlotte trug, welcher zu jener Zeit sehr en vogue war, weil alle Eltern ihre Kinder auf den Namen des unglücklichen Königs Karl's I., als er noch Kronprinz war, Karl oder Charlotte taufen ließen, wie dies beinahe in allen Ländern von Seite loyaler Unterthanen üblich ist, daß sie ihre Kinder nach dem Namen der Regenten oder der Mitglieder der königlichen Familie taufen lassen. Charlotte Lee hatte sich in den jungen brünetten Mann verliebt, ehe sie wußte, daß es der König sei und dieser war gewissenlos genug, die Zuneigung des Mädchens zu mißbrauchen. Sie selber litt weniger darunter, denn nachdem sie vom Baume der Erkenntniß gekostet hatte, war das Betreten des Pfades zum

Laster sehr nahe liegend, sie ward die Maitresse Lord Wilmot's und ging dann von Hand zu Hand, bis sie endlich ein Ritter heirathete, dem sie von den Cavalieren, die ihre Gunst genossen hatten, aufgebunden worden war und sie auch vom König ein ansehnliches Geldgeschenk erhielt, was ihrem Manne vergessen machen sollte, daß er so viele Vorgänger gehabt. Der alte Heinrich Lee nahm sich aber die Schande der Tochter und zugleich die Undankbarkeit und das Mißbrauchen des heiligen Gastrechts von Seite Karl's so zu Herzen, daß er sich abhärmte und in Trübsinn verfiel, der erst mit seinem letzten Athemzug endete.

Dieser Scandal, sowie unzählige mehre, die Karl in England, Schottland, in Frankreich und in den Niederlanden anstellte, sind wenig bekannt und auch zu wenig interessant, als daß ich sie alle erwähnen sollte, sie waren so, wie sie jeder leichtsinnige junge Mann verursacht.

VI.

Karl II. als König von England. — Er bleibt noch immer so leichtsinnig. — Sein Palast von Hamptoncourt. — Sein Ministerium CABAL. — Seine Maitressen. — Die Herzoginnen von Clebeland, Caslemaine, Mazarin, St. Albans und Portsmouth. — Fräulein Zuniga. — Die grünen und rosenrothen Strümpfe. — Der Ochsenlendenbraten als Ritter. — Geldnegociation durch Damen. — Fräulein Kerouaille, nachmals Herzogin von Portsmouth. — Nelly Gwynn und der Dechant von Westminster. — Papistenverschwörung und Process. — Die letzten Jahre Karl's II. Seine Begierden nehmen nicht ab. — Die Zigeunerin und die Taubstumme. — Karl's II. Tod.

Nach den vielen Schicksalsschlägen, die Karl II. getroffen und nachdem ihm Mazarin den Aufenthalt in Frankreich verleidet hatte, er auch Niemanden mehr fand, der ihm Geld vorgeschossen hätte und es mit seinem Oheim Gaston von Orleans für immer verdorben hatte, da seine Invasion mißlang, so daß er sich endlich nach den Niederlanden zurückzog und hier in einem unbedeutenden Fischerstädtchen — in Scheveningen — mehr als bescheiden lebte, war die Berufung zum Throne Englands von Seiten eines der englischen Generale, Monk, ein so großes Glück, wie es nur wirklich solche Narren und Windbeutel haben können, wie Karl es war. Auch ein anderer sehr solider Mensch würde all das Ungemach ertragen haben, welches

Karl zu erdulden hatte, einem solchen würde aber die Philosophie, die Verachtung des Mammons und aller irdischen Güter, geholfen haben, sich über das Zürnen des Schicksals hinwegzusetzen, Karl war aber nichts weniger als Philosoph oder wenn er es ja war, so gehörte er zur Secte der Epikuräer. Nur der Leichtsinn erhielt die Geisteskräfte Karl's während seiner Verbannung im Gleichgewicht. Als ihm die Zuschrift Monk's zukam, tanzte und jubelte er vor Freude, verkaufte sein letztes Geschmeide, welches ihm als Andenken von seinem Vater, der es ihm aus Whitehall, am Vorabende seiner Hinrichtung, zusandte, theuer sein sollte. Er lud seine liederlichen Zechgenossen zu sich auf ein glänzendes Souper, einige holländische und französische Courtisanen wurden ebenfalls dazu gerufen und es wurde eine Orgie gegeben, deren sich weder die Päpste, noch die Cavaliere der Renaissanceperiode hätten zu schämen gebraucht und dabei Aemter und Anstellungen vertheilt, ein Ministerium projectirt, welches später richtig gebildet wurde und unter der Benennung CABAL, aus den Anfangsbuchstaben der Mitglieder desselben — Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale — zusammengesetzt, berüchtigt war.

Obschon an der ganzen Episode, die Dumas der ältere in seinem Vicomte de Bragelonne erzählt, nach welcher Monk durch List in die Macht Karl's gerieth, kein wahres Wort ist, so kann als gewiß angenommen werden, daß Monk, weil er einsah, daß er niemals weder den hohen Ruf noch auch die Stelle eines Staatsoberhauptes erlangen

werde, es für das Beste hielt, einem Zustande ewiger bürgerlichen Kriege ein Ende zu machen und dabei seine eigene Stellung bestens zu sichern, Karl brieflich einlud, Besitz vom leeren Throne Englands zu ergreifen, da der einzige Prätendent zur Oberherrschaft, von seinem Vater an die Spitze der Regierung gestellt — Richard Cromwell — die Protectorswürde, nachdem er sie nur ein Jahr geführt hatte, niedergelegt hatte, um sich in die ländliche Einsamkeit zurückzuziehen, ohnehin beseitigt war, er folglich niemanden fände, der ihm diesen Besitz streitig machen würde.

Karl hatte es diesmal sehr bequem, er brauchte keine Armee zu werben, und in England auf gut Glück einzubrechen; eine gut disciplinirte Armee, durch zahlreiche Desertionen aus jener des opponirenden Generals bedeutend verstärkt, stand schon da, um ihn zu empfangen, er bildete also nur aus seinen Freunden und Zechgenossen, ihren Dienern und einigen Abenteurern ein Cortége für sich. Etwa eine Million Francs wurde für Kleider, Pferdegeschirr, glänzende Waffen, Bänder, Fahnen und anderen Tand ausgegeben und der Ausbeuter der Sympathie — wie ihn Wilkie Collins nennt — landete an einem schönen heiteren Maitage in Dover, ein wahrhafter Jack in the Green*) für England. Er fand in Dover

*) Jack in the Green oder Hans im Grünen, ist eine Art Fastnachtsfigur am 1. Mai, bei einem Volksfeste, welches die Kaminfeger in London halten.

Anmerkung des Herausgebers.

Monk an der Spitze einer Armee von 40,000 Mann, die ihm sofort huldigte und zog darauf im Triumph in London ein und zwar in denselben Palast, welchen sein Vater nur verließ, um das Schaffot zu besteigen.

Jeder andere König würde — das Sprüchwort „neue Besen kehren gut" beherzigend — wenigstens zu Anfang seiner Regierung Etwas gethan haben, um sich die Liebe und Achtung seiner Unterthanen zu sichern. Bei Karl II. schien dies noch nothwendiger gewesen zu sein, um bei den Engländern das Königthum, welches unter Jakob I. und Karl I. ziemlich verhaßt geworden war, wieder populär zu machen, Karl II. dachte nicht im Entferntesten daran. Sein Erstes war, alle Aemter mit den sogenannten Cavalieren, wie die Royalisten genannt wurden, zu besetzen, von den ehemaligen Generalen und Obersten wurden nur sehr wenige beibehalten, namentlich Monk, den der neubackene König zum Herzog von Albemarle und Vicekönig von Irland ernannte. Diese letztere Anstellung erhielt Monk nicht so viel aus Gunstbezeugung, sondern weil ihn Karl II. als einen ehemaligen Independentengeneral, der sich nicht gut zu Festlichkeiten schicken würde, gerne recht entfernt von sich halten wollte, da er mit Recht befürchtete, der strenge Puritaner würde zu der liederlichen Wirthschaft, die Karl einzuführen gesonnen war, finstere Gesichter schneiden.

„Jetzt sind wir endlich im häuslichen Kreise," sagte Karl zu seinen Freunden und Ministern. „Der alte

Noll hat gut gewirthschaftet, dies einzige Lob muß ich ihm spenden. Die Koffers des Staatsschatzes sind gut gefüllt und England wird sich mittlerweile langsam an neue Besteuerungen gewöhnen müssen."

Karl bekümmerte sich niemals um Staatsangelegenheiten. Wenn er auch zuweilen auf das Zureden Ormond's und einiger Minister den Ministerrath besuchte, nahm er mit sich ein paar Hündchen, die nach ihm König Karl's Hunde (King Charley dogs) genannt wurden, welche Benennung sie noch gegenwärtig führen und ein gewisses Spiel, das man im Französischen Bilboquet nennt (ein Stäbchen mit einem hölzernen kleinen Becher oben und eine kleine Kugel, die an einem Bindfaden hängt). Er unterbrach die Debatten der Minister niemals, wenn er aber angeredet und gebeten wurde seine Meinung abzugeben, sagte er blos: „Odds fish! macht es wie Ihr es wollt, genug, daß ich mich hier in Eurer Mitte langweile," so daß man ihn in Ruhe ließ.

Wenn Karl irgend ein Verdienst um England besitzt, so ist es das einzige, daß er für die schönen Künste viel that. Er ließ Gebäude aufführen und zwar im Geschmacke des Renaissancestyls, den er aus Frankreich auch in seinem Königreiche einbürgerte, legte einige prachtvolle Parks an, gab Befehl, die Schlösser von Windsor und Hamptoncourt zu restauriren und kaufte eine Menge „Kunstgegenstände", namentlich sehr viele Gemälde von den berühmtesten Meistern der damaligen und auch einer früheren Zeit an, so daß die Gemäldegallerie von Hamptoncourt noch gegen-

wärtig zu den schönsten und reichsten gezählt wird, sie streitet um den Vorrang mit der vatikanischen, florentinischen, venezianischen, den von Düsseldorf, Antwerpen, München, Wien und der des Louvre, ja, die Cartons von Rafael Sanzio, ebenfalls in der Gallerie von Hamptoncourt, stellen sie in die vorderste Reihe. Es wurden von Ludwig XIV. und vom Papste Gregor XVIII. ungeheure Preise für dieselben geboten (eine Million Francs für sieben Tableaux), doch vergebens, denn England bewahrt diese Kunstschätze als solche Meisterwerke, die mit keinem Preise aufgewogen werden können.

Karl's Lieblingsaufenthalt war das Schloß von Hamptoncourt, hier hielt er seinen Hofstaat. Jede seiner Maitressen — und die Zahl dieser Damen war eben keine geringe — hatte hier ihre Wohnung, manchmal war ihnen diese zu enge und Karl ging einige Zeit mit dem Plane um, das Schloß von Hamptoncourt um das Doppelte zu vergrößern, doch führte er ihn niemals aus.

Nachdem ich das Fünfgestirn seiner Minister genannt, will ich auf die Besorgerinnen seiner Genüsse übergehen, die Damen, die ihn mit ihrer Liebe beglückten, ohne jedoch alle zu nennen, so wie ich auch nicht im Stande wäre, die Namen aller seiner liederlichen Brüder herzuzählen.

Jedermann, der die Gemäldegallerie von Hamptoncourt besucht, wird gestehen müssen, daß die Geliebten Karl's II., von Lely's Meisterhand auf die Leinwand versetzt, fürwahr göttlich schöne Frauen waren, so daß man in Verlegenheit geräth, welcher von ihnen man die Palme

der Schönheit anerkennen soll und zwar ist dies um so schwieriger, weil der Typus aller dieser Frauengesichter ein gleicher ist, es scheint beinahe, als ob es lauter Schwestern gewesen wären. Paris würde wirklich nicht gewußt haben, welcher von ihnen er den von der Göttin der Zwietracht geschenkten Apfel reichen müsse.

Vor Allen fällt uns eine Dame in blauem idealen Gewande, mit einem silbernen Halbmonde über der Stirne in den Haaren, auf. Es ist die stolze Herzogin von Cleveland, die größte weibliche Tyrannin, die es jemals gegeben, die selbst Karl II., diesen flatterhaften Don Juan, so dauerhaft zu fesseln im Stande war, daß er sich sehr hütete, in ihrer Gegenwart etwas bemerken zu lassen, als habe sie auch andere Mitbuhlerinnen um sein Herz, so wie auch diese Dame ihre Nebenbuhlerinnen behandelte, wie wenn sie die Königin gewesen wäre. Sie war auch deshalb trotz ihrer außerordentlichen Schönheit im Lande am meisten verhaßt und es wurden auf sie eine Menge Pasquille gemacht. Sie verlangte vom König, als sie die Schmähschriften las, er möge die Verfasser derselben auf's Strengste bestrafen lassen, doch Karl, der zu solchen Schmähschriften, selbst wenn sie gegen seine Person gerichtet waren, nur lachte, gab dem Polizeichef die Weisung im Geheimen, den Verfasser ja nicht auszustöbern, „weil", wie er sagte „sich die Herzogin mit einer geringeren Bestrafung desselben, als seinem Rädern, nicht begnügen würde." Die Tyrannei dieser Dame war endlich Allen unleidlich geworden und Karl trachtete darnach, sie so

ferne als möglich vom Hofe zu halten, zumal da sie auch nicht ewig blühend blieb. Sie verstand die fallengelassenen Winke und zog sich für einige Zeit schmollend auf ihren Landsitz zurück, von wo sie aber von Zeit zu Zeit wieder hervorstürzte, um sowohl in der Politik, wie im Haushalte des Königs Revolutionen zu machen, die den Staatssäckel fürchterlich in Anspruch nahmen.

Nächst dieser Dame war die Herzogin von Castlemaine eine der Hauptfavoritinnen des Königs. Sie war weniger leidenschaftlich als die ersterwähnte Dame, doch eine um so größere Intrigantin. Kein Gesuch um eine Anstellung wurde bewilligt, wenn es nicht von der Herzogin unterstützt wurde. Sie war stolz, herrschsüchtig, hatte einen durchdringenden Verstand, war witzig und gab der Herzogin von Cleveland nicht viel nach. Ihr Benehmen war ein so gut einstudirtes, daß man kaum glauben konnte, sie sei die Maitresse des Königs, denn sie war sehr spröde und vorsichtig in ihren Reden, nicht so wie die Herzogin von Cleveland, die sich niemals ein Blatt vor den Mund nahm.

Als dritte ist die Herzogin von St. Albans zu erwähnen. Sie war weder so leidenschaftlich und tyrannisch, wie die Herzogin von Cleveland, noch eine solche Intrigantin und so herrschsüchtig wie die von Castlemaine, so viel es in ihrer Macht stand, that sie sogar manches Gute und beredete den König zu Spenden, die er von selbst nicht gegeben haben würde. Sie war nicht weniger schön als die beiden ersteren Damen und griff auch nicht zu den

Hilfsmitteln, die die Mode bot, um ihre Schönheit zu erhöhen. Karl II. war ihr auch nicht so lange treu wie den beiden ersteren, weil sie sich keiner Kunstgriffe bediente, um ihn zu erhalten.

Lucy Stewart war auch ein sehr schönes Mädchen und was das Angeben der Mode betrifft, herrschte sie beinahe unumschränkt bei Hofe. Sie hatte ihre kleinen Launen und Eigenheiten, sogar bis zur Phantasterei. So kam es ihr einmal in den Sinn, grüne Strümpfe und sehr kurze Röcke zu tragen und die übrigen Damen ahmten ihr hierin nach. Sie war überhaupt Tonangeberin in der Mode.

Mary Grafton gehörte auch zu den Geliebten des Königs. Sie war von den übrigen Damen sehr verschieden, ein sanftes, bescheidenes Geschöpf, sehr wenig geeignet, um am Hofe zu glänzen, obschon sie sehr schön war. Karl trachtete darnach, sie gut zu verheirathen und es gelang ihm zuletzt, ihr einen Gatten zu schaffen, den er aber nach West-Indien sandte, so daß dieser nur den Namen eines Gatten führte. Die Kinder, die der König mit ihr zeugte, wurden zu Peers ernannt.

Die Herzogin von Mazarin, Nichte des Cardinals gleichen Namens, war eben so herrschsüchtig wie die Herzogin von Castlemaine, doch konnte sie gegen diese niemals aufkommen.

Fräulein von Zuniga, eine reizende Spanierin, keine Intrigantin, auch nicht herrschsüchtig, doch um so vielmehr auf Geld gehend, eine fürchterliche Verschwenderin und

putzsüchtig, die mit Lucy Stewart ewig in Hader lebte. Fräulein Zuniga hatte nämlich die rosenrothen Strümpfe bei Hofe in Mode bringen wollen, hierdurch bildeten sich daselbst zwei Parteien, die der grünen und der rosenrothen Strümpfe, bald war die eine, bald die andere obenan. Nicht anders war es in Bezug auf Wein. Während Lucy Stewart sich für die leichteren französischen Weine und für den Tokaier erklärt hatte, protegirte die Dame Zuniga aus Patriotismus die schwereren portugiesischen und spanischen Weine, die süßen Gelés und leichten Speisen mehr, als die massiven ausgiebigen englischen Fleischspeisen Lucy Stewart's.

Der König speiste einmal mit fünf Damen, unter welchen sich auch die beiden Rivalinnen, Lucy Stewart und Fräulein von Zuniga und auch Nelly Gwynn befanden — und den Herzögen von Ormond, Buckingham, Sussex und Wilmot Earl von Rochester. Man servirte einen köstlichen Ochsenlendenbraten, der allen Anwesenden gut schmeckte, so daß Alle in ein Lob des Koches ausbrachen und dem König den Vorschlag machten, er möge ihn dafür, daß er ihnen ein so großes Vergnügen bereitet, zum Ritter schlagen, da ein solcher Meister in der Kochkunst eine solche Auszeichnung gewiß verdiente. Karl wußte sehr gut, wie übel ihm die Welt seinen Leichtsinn und die Herabwürdigung der Ritterorden nahm, er würde gerne den Vorschlag abgelehnt haben, doch sowohl die Damen, wie auch Sussex und Buckingham drangen in ihn, er möge es thun, da fiel ihm ein Mittel ein, wie er

sowohl dem Drängen seiner Freundinnen entgehe und auch den Volksunwillen nicht neuerdings herausfordere.

„Glaubt Ihr denn", rief er, „dies ist das Verdienst des Koches? Mit nichten. Wäre der Rinderbraten nicht so vortrefflich, was hälfe ihm seine Kochkunst? Aus einem andern Stücke vermag er doch nichts zu schaffen. Wenn irgend jemand Belohnung verdient, daß er unseren Gaumen ein so angenehmes Gefühl verursacht, so ist es der Ochse, von dessen Lenden dieser Braten genommen wurde."

„Den können Sie aber nicht zum Ritter schlagen, Sire!" rief Nelly Gwynn aus.

„Odds Fish! Weshalb nicht? Bin ich nicht König und dies nicht mein Vorrecht? Heh, Reginald Fitz-Herbert!" rief er dem diensthuenden Pagen an, „hole mir den Lendenbraten hierher."

Der Page gehorchte und mußte mit der großen Schüssel sich auf die Knie niederlassen, der König aber ergriff das Rappier Buckingham's und indem er die Formel des zum Ritterschlagens sprach, führte er die drei üblichen Schläge mit der Klinge auf den Lendenbraten, der auch fortan und seit jener Zeit die Benennung Sir Loin (Litter Lende) führt. So half er sich mit einem guten Einfalle durch und ein schallendes Gelächter seiner Gäste lohnte den königlichen Witz mit größtem Beifall.

Da ich bei den Geliebten des Königs bin und auch Nelly Gwynn's erwähnte, kann ich nicht umhin, über diese junge, reizende Dame auch Einiges zu sagen. Sie und Mary Grafton waren unstreitig die Einzigen, die die Liebe

eines Mannes — auch eines viel besseren, als Karl war, verdienten. Von Mary Grafton habe ich schon gesprochen und sie als ein bescheidenes anspruchsloses Geschöpf bezeichnet. Nelly Gwynn war zwar weniger bescheiden, doch gewiß so anspruchslos und dabei eine Dame von unverwüstlich guter Laune, harmlos, ohne Launen und das beste edelste Herz, was man sich nur wünschen konnte. Sie war unter allen Maitressen Karl's vielleicht die einzige, die ihn wirklich liebte und geliebt haben würde, selbst wenn er nicht König gewesen wäre. Karl erkannte und würdigte diese Anhänglichkeit und überhäufte sie mit Geschenken, obschon sie niemals solche von ihm forderte, noch sie lange behielt, da sie außerordentlich wohlthätig und mildherzig war. Es ist ein Wunder, daß ein Geschöpf von solchen Vorzügen es in diesem Babel aushalten konnte. Sie war aber nebenbei eben so leichtsinnig, wie sie gutherzig genannt werden konnte und ihre Wohlthätigkeit ward sehr schlimm ausgelegt. Man dachte niemals daran, was sie verschenkte und wie sie Tausenden von Unglücklichen half, nur daran, welche Summe sie vom Könige zum Präsent erhielt. Namentlich war die Geistlichkeit der hohen Kirche sehr gegen sie aufgebracht, der Dechant von Westminster donnerte gegen sie von der Kanzel herab, nannte sie bald Bethseba, bald Athalia oder Jezabel, so daß es ein allgemeines Aergerniß gab und Nelly, wenn sie in ihrem oder in einem königlichen Wagen fuhr, wurde vom Volke gehöhnt, was ihr bittre Thränen kostete.

Dem Könige kam dies Alles zu Ohren und er, der

sonst nicht so leicht sein Phlegma verlor, war diesmal wüthend über den „schurkischen Schwarzrock", wie er den Dechant von Westminster nannte, ja, er, der sonst niemals länger als höchstens 24 Stunden Eindrücke zu behalten pflegte, sann jetzt Wochen lang darüber nach, wie er sich und Nelly Gwynn an ihm rächen sollte und glaubte endlich ein Mittel gefunden zu haben. Es wurde in London am Jahrestage der Restauration (den 29. Mai) ein glänzendes Fest gegeben, alle Damen und Cavaliere des Königs kamen dahin und erhielten Wohnungen im königlichen Palast. Nelly Gwynn war die letzte, die von Brixton, wo sie gewöhnlich wohnte, hereinfuhr. Für sie fand sich kein leeres Zimmer mehr im königlichen Palast. Karl sandte also einen seiner Höflinge zum Dechant von Westminster, um ihn zu ersuchen, er möge Nelly Gwynn bei sich für einen Tag als Gast aufnehmen. Die Antwort des Geistlichen war eine entschieden verweigernde und Nelly mußte sich bequemen in einem Hôtel — zu jener Zeit die erbärmlichsten Lokale, selbst in London, abzusteigen und während der Festlichkeiten dort zu bleiben. Am nächsten Tage begab sie sich zu Fuße zum Dechant, antichambrirte eine Weile, ehe sie vorgelassen wurde und als sie bei ihm eintrat, entschuldigte sie sich für den Affront, der ihm in ihrem Namen, doch ohne ihr Mitwissen geschehen, indem man ihm zumuthete, er möge die Maitresse des Königs bei sich aufnehmen. Ihre Worte, der Ton ihrer sanften Stimme, ihre natürliche Redeweise und wahrscheinlich auch ihr blendend schönes Aeußeres entwaffneten den alten

bigotten Brummbären derart, daß sich seine Stirne glättete, er ihr einen Stuhl anbot und eine salbungsvolle Rede an sie hielt, ihr sagte, wie es in ihrer Macht stünde, viel Gutes für die Kirche zu thun und es sei eine Selbstaufopferung, die nicht beispiellos in der heiligen Geschichte sei, wie namentlich auch Esther in einem ähnlichen Verhältnisse zu einem gottlosen Könige gestanden und viel Gutes gestiftet habe. Somit fand eine Aussöhnung statt und der Dechant hörte auf von der Kanzel gegen sie zu predigen, er that noch mehr, indem er sie als nachahmungswerthes Muster für andere Frauen aufstellte und sie sogar besuchte.

Bei einem seiner Besuche traf er mit dem König zusammen und das papistische Complot, von welchem man bereits zu munkeln anfing, kam auch zur Sprache. Der König sagte, er wolle sich dafür interessiren und werde der Hydra, die Heinrich VIII. und Jakob I. bereits niedergedrückt, die aber jetzt wieder ihr Haupt erhob, alle sieben Häupter abschlagen. Hierauf ging der Geistliche nach Hause und seine Feindschaft gegen den König ließ von Tag zu Tag mehr nach, zumal als wirklich Unternehmungen gegen die Papisten angeordnet und mehre Personen, die im Verdachte standen, sich mit dem Papste gegen England und die hohe Kirche zu verschwören, gefangen genommen und ihnen der Hochverrathsproceß gemacht wurde.

Dies geschah zu zweien Malen während der Regierungszeit Karl's II. Zum ersten Mal trat ein gewisser Bedlow, ein rabulistischer Anwalt in zwiefacher Eigenschaft

gegen die Katholiken auf, als Zeuge und als Ankläger. Alle diese Inzichten und Anklagen aber, die man gegen die Katholiken vorbrachte, waren so sinnlos, daß der Staatsanwalt keinen festen Halt gegen die Angeklagten gewinnen konnte, diese dann von den Geschwornen und den Richtern frei gesprochen wurden, so daß das ganze papistische Complot im Nebel zerrann.

Ehe ich vom zweiten papistischen Complotte spreche, muß ich, um in chronologischer Reihenfolge die Ereignisse zu beschreiben, auf die letzte Geliebte Karl's II. kommen und mit ihr den Cyklus der Odalisken schließen.

Frankreich lebte zu jener Zeit — oh Wunder! — mit England in einer solchen Entente cordiale, wie sie niemals früher mit einander gelebt hatten, außer in neuesten Zeiten unter Napoleon III. Wie wir aus dem Munde Karl's II. vernommen, hatte der alte Noll (Cromwell) so gut gewirthschaftet, daß das Schatzkammeramt am brillantesten stand, während die Franzosen und Frankreich durch das Intendantenunwesen, Unterschlagungen, durch Mazarino's Habgier und Anna's von Oesterreich Verschwendung, endlich aber auch durch die Frondekriege und die Bestechungen, womit die Führer, wie Longueville, Elboeuf, Bouillon, Beaufort und Andere erkauft werden mußten, viel gelitten hatten, so daß als Colbert das Portefeuille der Finanzen übernahm, er alle Kassen leer fand. In dieser höchst schwierigen Lage konnte den Staat nichts Anderes als ein Anlehen gegen billige Bedingungen retten, und Colbert dachte am allerehesten an England, da in

den Niederlanden ein solches nicht negociirbar war, weil Frankreich damals mit den Generalstaaten in einen Krieg verwickelt war. Es war aber eine große Frage, ob England — eigentlich König Karl und seine Minister, die wenige Jahre nach der Restauration ziemlich willkührlich herrschten und mit den Finanzen manipulirten, wie es ihnen einfiel — auch geneigt sein würden, ein solches Anlehen zu thun. Ludwig XIV., der seinen Verwandten Karl II. selbst gut kannte und wußte, wie es nur ein Mittel gäbe, um bei ihm Alles durchzusetzen, verfiel auf den klugen Gedanken, dieses Anlehen durch eine schöne Frau negociiren zu lassen. Seine Schwägerin, die Gattin Philipps von Orleans, Henriette — nachmals Königin von Spanien, wurde mit einem Halbdutzend der schönsten Damen nach England geschickt, um bei ihrem Bruder auf den Busch zu schlagen, ob hier Geld zu haben sei. Unter diesen Damen befand sich auch eine reizende Bretonin, Fräulein von Kerouaille, die, von Henriette unterrichtet, mit den Geschossen aus ihren Augen auf das schwache Herz des Königs Karl Sturm lief. Ludwig XIV. und Henriette hatten richtig calculirt. Karl II. verliebte sich gleich am zweiten Abend ihrer Ankunft derart in die schöne Bretonin, daß er ihr nichts abschlagen konnte und das Anlehen, gegen die billigsten jährlichen Zinsen, jedoch nur unter der Bedingung zu Stande kam, daß Fräulein von Kerouaille in London bliebe. Henriette kam demnach wohlverrichteter Sache nach Paris zurück und die schöne Bretonin stieg bald so hoch in der Gunst des damals schon etwas altern-

den Königs, daß sie sogar die Herzoginnen von Cleveland und Castlemaine daraus verdrängte, und damit sie mit ihnen in gleichem Rang stehe, ernannte sie der König zur Herzogin von Portsmouth. Somit war das Dutzend der Geliebten des Königs voll, wiewohl es zweifelhaft war, ob die drei Damen, die ich hier nicht genannt, die Herzogin von Buckingham, Fräulein Esther Mac-Pherson und Lady Clifton, auch wirklich die Geliebten des Königs waren, deshalb nennen einige Historiographen, die Schmeichler Karl's II. seine Geliebten nur die neun Musen, namentlich: Clio — die Herzogin von Cleveland, Melpomene — die Herzogin von Castlemaine, Calliope — die Herzogin von St. Albans, Thalia — Lucy Stewart — Urania — Mary Grafton, Terpsichore — die Herzogin von Mazarin, Euterpe — Nelly Gwynn, Polyhymnia — Fräulein Zuniga und Erato — die Herzogin Portsmouth. Wie aber Mary Grafton zur Benennung Urania und die Herzogin von Castlemaine zu jener Calliope's kam, weiß ich nicht, darüber schweigen sowohl die Historiographen, wie auch die Tradition. Wahrscheinlich nur so, wie man zu jener Zeit allen Damen und Cavalieren entweder bukolische oder mythologische Namen gab.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß ausländische Günstlinge, ob sie nun männlichen oder weiblichen Geschlechts seien, viel einflußreicher sind, als einheimische, wahrscheinlich, weil sie sich selber von ihren Angehörigen und ihrer Familie nicht beeinflussen lassen, sondern isolirt von denselben stehen.

Es ist gewiß, daß die Herzogin von Portsmouth, nachdem sie die Zügel der inneren Regierung ergriffen hatte, sie dieselben nicht mehr aus den Händen ließ und den König vielmehr bevormundete, als er es von den Herzoginnen von Cleveland und Castlemaine gewesen. Die Erstere war mittlerweile gestorben, die Letztere hingegen zog sich zurück und kam nur äußerst selten zu Hof, da sie sah, daß sie ihre Rolle für immer ausgespielt hatte. Eben diese Tyrannei der Herzogin von Portsmouth machte, daß Karl gegen das Ende seiner Lebensjahre sich viel mehr nach Freiheit und Unabhängigkeit sehnte als ehedem. Die Rosenbande der Liebe, mit welchen er bis jetzt gefesselt war, hatten nach und nach ihre dichten Blätter verloren, sodaß hierdurch die Dornen demaskirt waren und diese verursachten dem Könige empfindliche Schmerzen. Er überließ das Schlichten der Staatsgeschäfte gerne der herrschsüchtigen Bretonin und war zufrieden, wenn sie ihm etwas individuelle Freiheit gönnte, sie war aber nicht geneigt, mit ihm einen derartigen Vertrag einzugehen und wenn er den St. Jamespalast verließ, so geschah dies nur verstohlen.

Nicht nur der König, sondern auch die Minister und Freunde des Königs hatten von der Laune und der Tyrannei der Herzogin von Portsmouth viel zu leiden, einer der ältesten und intimsten Freunde des Königs, der Dichterkönig, wie man den Grafen von Rochester nannte, wurde vom Hofe ausgebissen und er zog sich zurück nach der Stadt, deren Namen er führte, um den Musen zu leben,

von denen er aber Erato — die Herzogin von Portsmouth, ausschloß. Karl II. kränkte sich sehr darüber, doch er besaß nicht die Stärke mehr, um sich der Unterdrückung der übermüthigen Maitressen zu entziehen.

Karl II. war ein Mensch, der das Vergnügen niemals satt wurde. Obschon ihn seine physischen Kräfte verließen und er in seinen späteren Jahren viel von der Gicht zu leiden hatte, so blieb er doch ein Mädchenjäger bis an sein Lebensende. Es war übrigens nicht sehr leicht mehr, ihn in dieser Beziehung zu befriedigen, ein Mensch, der ein solches Harem hatte, wie er, mußte wohl wählerisch sein, nur der Reiz der Neuheit, das Außergewöhnliche waren es, die seine Lebensgeister zu neuer Thätigkeit weckten, obschon die Gelüste stets vorhanden waren; er schmachtete so zu sagen darnach, an Etwas Geschmack zu finden. Bei jedem Anderen würde sich dieses Gefühl in Blasirtheit verwandelt haben, bei ihm steigerte es sich zu einem Haschen nach Allem, so zwar, daß er ephemere Liebeständeleien mit Greisinnen, unmündigen nicht mannbaren Mädchen, mit Negerinnen, Mulattinnen, Jüdinnen u. s. w. anfing und einmal in Wuth gerieth, weil ihm eine Zigeunerin gefiel, die sich aber seinen Umarmungen nicht hingeben wollte, so daß es bei ihm zu einer Art Monomanie wurde, einmal eine Zigeunerin in seine Arme schließen zu können und da bekanntlich die Zigeuner und Zigeunerinnen beinahe in allen Ländern außerordentlich auf die Reinheit ihrer Race halten, so war es unmöglich ihm eine solche zu verschaffen, bis endlich ein Gesandter

des Grafen Emerich Tököly aus Ungarn sich anheischig machte, ihm eine solche aus seinem Vaterlande — Siebenbürgen — zu verschaffen.

In die letzten Regierungsjahre Karl's II. fällt auch der zweite große Proceß gegen die papistischen Verschwörer, als deren Ankläger jetzt ein würdiger Gesinnungs- und Zunftgenosse des berüchtigten Bedlow, der elende Verleumder Titus Oates auftrat. Der König wollte anfangs von diesem Processe nichts wissen, doch hatten bereits Bedlow und Oates über das papistische Complot einen solchen Lärm geschlagen, daß das Volk am meisten darauf drang, die Verschwörer sollten vor ein Gericht gezogen werden, der König erhielt anonyme Drohbriefe und wurde damit verdächtigt, daß sowohl er, wie sein Bruder Jakob, Herzog von York, insgeheim dem papistischen Glaubensbekenntnisse sich hinneigte. Was den Letzteren anbelangt, so war dies wirklich so, Jakob machte nicht einmal ein Geheimniß daraus, sondern anstatt in die protestantische Kirche zu gehen, hatte er sich eine eigene Capelle einrichten lassen, in welcher katholische Messen gelesen worden.

Karl würde sich von diesen Drohbriefen nicht haben einschüchtern lassen, wenn die Herzogin von Portsmouth, obschon selber katholisch von Geburt, nicht in ihn gedrungen wäre, seine Einwilligung zum Anhängigmachen des Processes zu geben, weil in diesem Brief auch sie bedroht war.

Die Enthüllungen, die in diesem Processe gemacht wurden, waren sehr compromittirend für viele hochgestellte

Personen, namentlich für Jakob, den Bruder Karl's II., und für den Herzog von Buckingham. Es war ein wirkliches Complot nach Art der großen Pulververschwörung unter Jakob I. Die katholische Partei hatte es verstanden, Buckingham in ihr Interesse zu ziehen, und obschon es ihn später gereuete und er gerne zurückgetreten wäre, so war er schon zu sehr compromittirt, um es thun zu können und er mußte immer weiter gehen. Glücklicherweise sowohl für ihn, wie für den König abortirte diese Verschwörung dadurch, daß eine andere von den Independenten angezettelte republikanische dazwischen kam, die dann einander paralysirten und ehe eine oder die andere zum Ausbruch gekommen wäre, ließen die Herzöge von Sussex und Ormond einige Arretirungen vornehmen, was denn die führerlose Masse derart erschreckte, daß sie nicht wieder zusammen zu bringen war und somit auch der Proceß fallen gelassen wurde, da die Geschwornen mit der Aussage der Zeugen niemals ins Reine kommen konnten.

Das letzte Liebesverhältniß Karl's war mit einem bildschönen taubstummen Mädchen, einer Creolin, die ihn ebenso innig liebte, wie eine seiner eleganteren Maitressen — Nelly Gwynn. — Als der König in seine letzte Krankheit verfiel, lustwandelte die Taubstumme stets bei Nacht im St. Jamespark und blickte nach den Fenstern, hinter welchen sich das Krankenzimmer Karl's befand, sie war von dort selbst durch die Scharwache nicht wegzubringen und glich dem treuen Neufundländer im Gedichte, und

sie starb ebenfalls, zwar nicht auf seinem Grabe, sondern an der Stelle, von wo sie nach seinen Fenstern geblickt hatte, im St. Jamespark. — Mit Karl's II. Namen verbinden sich noch drei große Ereignisse in der Weltstadt London: der Bau der Sanct Paulskirche von Sir Christopher Wren, die große Feuersbrunst, die die östliche Seite Londons in Asche legte und die große Pest.

VII.

Jakob II. — Seine Unähnlichkeit mit Karl II. — Seine Liebe für Lady William Russel. — Der Jesuit Fratricelli. — Wie er Jakob zu Ausschweifungen verführt. — Monmouth, seine Rebellion und Hinrichtung. — Prophezeihung einer Zigeunerin. — Religionstoleranzedikt. — Die Geistlichen der hohen Kirche predigen dagegen. — Protest der sieben Bischöfe. — Sie werden des Hochverraths angeklagt, doch freigesprochen. — Eindruck, den diese Nachricht bei den Soldaten macht. — Landung Wilhelm's von Oranien. — Schlacht bei Boyne.

Obgleich Karl II. ein schwacher und leichtsinniger Mensch war, so ist seine Erscheinung in der Geschichte Englands eine bei Weitem weniger widerwärtige, als jene seines Bruders und Nachfolgers Jakob's II., dieses abscheulichen Finsterlings, der durch seine Kopflosigkeit sich und seine Nachfolger um einen der schönsten Throne, die es auf Erden giebt, gebracht hat.

Es ist übrigens sonderbar, daß die englische Gesellschaft im Allgemeinen wenige ihrer Könige so haßt, wie Karl II. und Georg IV., wo es doch mehre Andere gegeben, die diesen Haß eher verdienten, namentlich Johann ohne Land, Eduard IV., Heinrich VII., Heinrich VIII. und in neuerer Zeit Georg III. Woher also dieser Haß

und woher die Vorliebe der Engländer und noch vielmehr der Engländerinnen für den Henker seiner Weiber Heinrich VIII.? Vielleicht weil dieser den protestantischen Glauben in England eingeführt hat? Oh, durchaus nicht, sondern weil er die Institution der Ehe hoch in Ehren hielt und lieber seine Weiber köpfen ließ, als daß er Maitressen gehalten hätte. Karl II. hingegen ebenso wie Georg IV. sind in den Augen aller Engländerinnen nur aus dem einzigen Grunde gehaßt und verachtet, weil sie Maitressen hatten und ein liederliches Leben führten. Ebenso rümpfen sie auch die Nasen, wenn von Elisabeth und Maria Stuart die Rede ist.

Ohne gerade dem liederlichen Lebenswandel eines Menschen, sei er Monarch oder einfacher Bürger, das Wort reden zu wollen, muß ich doch gestehen, daß ich Geschlechtsausschweifung unter den drei Hauptlastern, des Trinkens, des Spielens und der Unzucht, vielleicht noch am wenigsten verdamme. Es ist wenigstens etwas Poesie dabei und am öftesten sind Wüstlinge entweder sehr geniale oder sehr gutherzige Menschen, wogegen Trunkenbolde sich zu Thieren oder Idioten erniedrigen, Spieler aber zu gewissenlosen Plünderern ihrer intimsten Freunde werden. Nur wenn geschlechtliche Ausschweifung die Freiheit, das Leben, den Wohlstand oder die Ehre der Mitbürger gefährdet — was freilich sehr oft geschieht, gerade so bei Trunkenheit, ist sie verdammenswerth, doch wenn Jemand nur sich selber ruinirt, dann darf man auf ihn nicht den Stein der Verurtheilung werfen.

Dies paßt Alles auf Karl II. als Mensch, abgesehen von seinem Königthum — demnach ist er auch eine bei Weitem erträglichere Erscheinung als Jakob II., wie ich am Anfang dieses Abschnittes es gesagt habe.

War es Kopflosigkeit oder Trotz, oder aber wirkliche Ueberzeugung und Glaube, daß Jakob in einem Lande, welches so erzprotestantisch war, wie England und Schottland, wo schon zwei Regenten ihr Haupt auf den Block legen mußten, weil sie sich der katholischen Religion hinneigten (Maria Stuart und Karl I.), sich ebenfalls für die katholische Religion günstig gestimmt zeugte, ja sogar kein Hehl daraus machte, daß er sich zu dieser Glaubenslehre bekannte? Ja, er ging noch weiter, denn er fing an, den Protestantismus überall dort, wo sich dieser vom katholischen Ritus noch weiter entfernte, als die episcopale Kirche, aufs Bitterste zu verfolgen, wie namentlich die Covenanter in Nord-England und im Süden und Westen Schottlands. Was aber die Engländer am meisten empörte, war, daß er nach Rom einen Gesandten schickte und sich sammt seinem Reiche unter die Botmäßigkeit des Papstes stellte. Dies war mehr als eine unpolitische und gesetzwidrige Handlung, es war offenbarer Hochverrath und der ausgesprochenste Wahnsinn.

Jakob II. war ebenso wenig seinem Vater wie seinem Bruder ähnlich, nicht nur was das Aeußere betrifft, sondern auch in Hinsicht auf sein Gemüth. So ausschweifend Karl II. war, ein so ascetisches Leben führte Jakob II.

eine Zeit lang, bis endlich eine Frau dieses kalte menschenfeindliche Herz rührte.

Es ist beinahe Niemandem bekannt, wer die Person gewesen sein mochte, die Jakob II. fast bis zum Wahnsinn verliebt machte, und ich selber schreibe nur zaudernd nieder, was ich in einem jener vielen Bücher gelesen habe, die mir zu meinen Aufzeichnungen als Quellen dienten, immerhin betrachte ich mich nicht als verantwortlich und erzähle blos nach, was ich in einem in Irland existirenden Buche gelesen.

Die Frau, in die sich Jakob II. verliebt hatte, war die Gattin jenes William Lord Russel, der auch als Freiheitsmärtyrer für die Rechte Englands am Schaffot starb und Wenige ahnen es, daß er seinen Tod einzig und allein der Liebe und Treue seiner Gattin und den thierischen Begierden Jakob's II. zu danken hatte. Einer der Vertrauten Jakob's, ein römischer Jesuit, Namens Pater Fratricelli, hatte es auf sich genommen, der schönen und großherzigen Dame den Liebesantrag des Königs zu überbringen. Russel selber war damals noch nicht zum Tode verurtheilt worden durch ein feiges, bestochenes Parlament. Der König stellte der Dame denselben Antrag, den Wolodimir Olga stellt im Raupach'schen Drama: das Leben ihres Gatten für ihre Schande. Die Lady kannte ihren Gatten viel zu gut, als daß sie es für nothwendig gehalten hätte, ihm den Antrag des Königs mitzutheilen, er würde denselben gewiß verworfen haben,

dies that denn auch sie und die abschlägige Antwort brachte den König zur Verzweiflung.

„Giebt es denn nur ein einziges Weib," sagte der Versucher Fratricelli, „welches Ihnen Genuß verschaffen könnte, Sire? Wäre es unmöglich, Eine zu finden, die ihr ähnlich wäre? Gewiß ist es nicht ihre Seele, die Sie lieben, sondern ihr Aeußeres, da Sie sie niemals gesprochen, noch sie überhaupt näher kennen."

„Sie mögen Recht haben, ehrwürdiger Vater, doch wo finde ich eine ähnliche?" frug der König.

„Eure Majestät könnten es so machen, wie jener florentinische Bildhauer, der aus den einzelnen Körpertheilen und Zügen der schönsten Weiber Italiens die berühmte medicäische Venus schuf. Ihr Bruder Karl hat auch so gehandelt und sich ein ganz nettes Gynekäum gehalten," sprach weiter der Mönch. „Und das sicherste Mittel gegen eine solche unsere Seele in Aufruhr bringende Leidenschaft ist die Stillung der thierischen Begierden."

Mit einem Worte, der Mönch redete dem Könige so lange zu, bis er aus ihm machen konnte, wie es für ihn paßte, um aus ihm ein blindes Werkzeug des Jesuitismus zu schaffen.

Es giebt wenig Menschen, denen die Geheimnisse des Klosterlebens der Jesuiten, die Einweihung in den Orden und die Affiliation solcher Mitglieder bekannt sind, die für immer an den Orden gefesselt werden. Der Wahlspruch, den sich Kaiser Josef II. gewählt, ist auch einer der Jesuiten: Amore et timore (durch Liebe und Furcht).

Ebenso wie die Freimaurer Etwas erfunden haben, um ihre Mitglieder für immer zur Verschwiegenheit zu verpflichten, so ist es auch bei den Jesuiten, und die Acolyten dieses Ordens werden dem Orden vielleicht noch inniger anhänglich bleiben, als die Freimaurer dem abgelegten Gelöbniß der Verschwiegenheit.

Auf eine ähnliche Weise ward Jakob von den Jesuiten gewonnen und ohne sogleich die Maske von sich zu werfen und zu zeigen, welches Ziel er sich gesteckt, fing er, wie erwähnt, damit an, die Covenanter zu verfolgen. Sein illegitimer Neffe, der Sohn Karl's II., Herzog von Monmouth, und der berühmte Gardeoberst Grahame von Claverhouse waren es, die die Covenanter in der Nähe von Glasgow angriffen und ihre Armee auseinander sprengten, dann aber mit den Gefangenen ziemlich grausam verfuhren, denn Viele von diesen wurden zu Edinburg gehangen, noch Andere aber deportirt und nur sehr Wenigen gelang es, zu entkommen, unter diesen Letzteren befand sich der Anführer der Covenanter, Balfour von Burleigh, einer der Mörder des Erzbischofs von St. Andrews, den die Covenanter deshalb, weil er sich anheischig machte, das Rituale der katholischen Kirche auch in Schottland einzuführen, ermordeten.

Anstatt seinen Neffen für den Sieg, den er erfochten, zu belohnen oder wenigstens zu beloben, drohte er ihm mit einem Proceß, weil, wie er behauptete, die Hauptmörder des Erzbischofs von St. Andrews durch seinen Fehler entwischt und ein Anderer der Rebellen begnadigt

worden war. Er verwies ihn demnach vom Hofe und Monmouth ging nach Frankreich, wo er Bekanntschaft mit einer reizenden Dame machte, die ihn mit ihrer Liebe beglückte. Es war ein ganz idyllisches Leben, welches Monmouth mit seiner schönen Geliebten, Adéle Bellaine, zu Meudon führte und er wäre viel glücklicher gewesen, wenn er Frankreich nicht verlassen hätte.

Die Unterdrückung ward indessen in England und Schottland ganz unleidlich geworden, es verging selten eine Woche, wo nicht ein paar Verfolgte nach Frankreich, nach den Niederlanden oder nach Dänemark auswanderten. Es war auch gerade zumeist unter der Regierung Jakob's II., daß sich Amerika so bedeutend zu bevölkern begann, es waren sämmtlich verfolgte Covenanter und überhaupt Protestanten.

Einige der Auswanderer besuchten auch Monmouth und beredeten ihn zu einer Landung in England, wo, wie sie behaupteten, die ganze Armee und das Landvolk ihm zuströmen würde, wenn er die Fahne der Befreiung aus=steckte. So sehr Adéle ihrem Geliebten dieses Wagstück widerrieth, ließ er sich doch durch seine Freunde hinreißen und unternahm das gewagte Werk, wurde aber in der Nähe von Bridgewater in Somersetshire geschlagen, gefangen genommen, vor ein Gericht gestellt und enthauptet.

Dieses Verfahren mit einem so nahe Verwandten wurde Jacob II. von allen Seiten her übel genommen und es gab sogar unter den Höflingen Einige, die es

wagten, dem König über die Volksstimmung Bericht zu erstatten.

„Und wenn es mein eigener Sohn gewesen wäre," sagte Jakob, „so würde ich ihn doch haben enthaupten lassen, wenn er als Rebell gegen mich auftrat, wie Monmouth es gethan. Glauben denn die Leute, ich sei weniger stark als Brutus der Aeltere und der Doge Foscari, die ihre Söhne hinrichten ließen?"

„Dennoch verbreitet sich seit einiger Zeit unter dem Volke ein schlimmes Gerücht," sagte der Berichterstatter, „welches um so mehr geglaubt wird, je unsinniger es ist."

„Was sprechen denn die Leute noch außerdem?" frug Jakob höhnisch lächelnd.

„Ich weiß nicht, ob ich es wagen soll, Eurer Majestät Alles zu sagen; es könnte Sie erschüttern."

„Mich kann gar nichts erschüttern. Erzählt! Je unsinniger die Gerüchte, desto eher überleben sie sich."

„Man behauptet, der Herzog von Monmouth sei gar nicht geköpft worden, sondern anstatt ihm einer seiner Freunde, der ihm auf's Leben ähnlich gesehen, Algernon Percy, der mit ihm Kleider getauscht, als er ihn im Kerker besucht. Monmouth selbst soll mit seiner Geliebten Adéle nach Westindien entkommen sein."

„Hahaha! Desto besser, daß man es so erzählt. Es ist genug, wenn ich es anders weiß, Monmouth ist so gut geköpft worden, wie je ein Rebell," sagte der König; dann fügte er hinzu: „Ich würde mich erweichen haben lassen, wenn mich nicht der Glaube an eine mir gemachte Pro-

phezeihung veranlaßt hätte, mit äußerster Strenge zu verfahren. Ihr erinnert Euch noch der Zigeunerin aus Ungarn, die mein Bruder Karl vom Gesandten des Grafen Tököly erhalten hatte. Sie war eine Seherin und Nekromantin, deren Prophezeihungen haarklein eingetroffen sind, sie sagte von der Verschwörung der Covenanter in London gegen meinen Bruder und daß sein ältester Freund auch darein verwickelt sein werde, ebenso wie sie auch den Tag des Todes meines Bruders genau angab. Mehre Cavaliere sprachen mir davon, ich sollte bei ihr meine Zukunft erfahren und sie sagte mir: Meine nächsten Verwandten würden mich vom Throne stoßen. Als Monmouth sich an die Spitze der Rebellen stellte, fiel mir diese Prophezeihung sogleich ein, diese machte, daß ich ihn nicht schonen durfte."

„Sie haben ja auch noch andere Verwandte, Sire," bemerkte ein anderer Höfling.

„Wen? Doch nicht meine Tochter Marie und ihren Gatten Wilhelm?" frug der König.

„Es sind mehre Briefe von hier nach dem Haag geschickt worden, als es sich mit der Sicherheit des Staates und Eurer Majestät verträgt," bemerkte der vorige Höfling.

„Ich werde Befehl geben, daß alle nach dem Haag gerichteten Briefe aufgebrochen, gelesen und mir, wenn sie verdächtig sind, Auszüge von denselben zugeschickt werden," sprach der König, und ertheilte wirklich den Befehl zur Oeffnung aller Briefe auf der Post, eine ganz unsinnige

Maßregel, denn Verschwörer werden sich hüten, Geheimnisse gefährlicher Natur Briefen, die auf der Post expedirt werden, anzuvertrauen, da es nur zu bekannt ist, wie das Briefgeheimniß von Regierungen niemals respectirt wurde, wenn sich also Jemand in eine Verschwörung einläßt, wird er wohl so klug sein, andere Communicationsmittel zu finden, als die Post.

Die Zigeunerin hatte es aber bei Jakob dennoch errathen, denn es waren richtig seine nächsten Angehörigen, die ihn vom Throne stürzten, obwohl noch eine geraume Zeit zwischen der Hinrichtung Monmouth's und Lord William Russel's verging, ehe die Schlacht bei Boyne über das Schicksal der Stuart's entschied.

Die ersten Siege machten Jakob II. vermessen, er glaubte sich ganz auf die Armee verlassen zu können. Sein Lieblingsplan, England wieder katholisch zu machen, trat bei ihm wieder in den Vorgrund. Sein Vater und sein Bruder Karl II. waren in dieser Religion gestorben, obschon der Letztere niemals den Muth hatte zu bekennen, daß er sich diesem Glaubensbekenntnisse mehr hinneigte.

Jakob erließ mit Beseitigung des Parlaments Verordnungen, die den bisher herrschenden Gesetzen ganz entgegengesetzt waren. Sie wurden mit einem gewissen Anstrich von Liberalismus und Toleranz übertüncht, indem in England eine vollkommene Religionsfreiheit — mithin auch für die seit der Pulververschwörung aus dem Reiche verbannte katholische — verkündet wurde.

Die Protestanten sind nirgends duldsam, vielleicht noch weniger als die Katholiken, in England und Schottland sind sie aber am intolerantesten. Sie sahen in dieser Verordnung nichts Anderes als eine vorläufige Maßregel zur Katholicisirung des ganzen Landes und Alles empörte sich dagegen. Man dachte an die Zeiten Maria's von Tudor zurück, der es beinahe gelungen wäre, den katholischen Cultus in England einzuführen, nachdem der protestantische unter ihren Vorgängern — Heinrich VIII. und Eduard VI. — vollkommen gesichert schien. — Sollten wieder solche Autodafe's stattfinden, wie zur Zeit der blutigen Maria?

Einige protestantische Geistliche predigten wieder diese Verordnungen und in den Straßen Londons wurden diese Predigten, die eine protestantische Liga drucken ließ, gratis unter dem Volke vertheilt, sodaß auch Diejenigen, die diesen Predigten nicht beigewohnt hatten, wußten, was von der Kanzel herab gesagt worden war und die Emissäre dieser Gesellschaft begaben sich nach allen Plätzen, wo es stärkere Garnisonen gab, namentlich nach Woolwich, nach Tilbury und Portsmouth und die Predigten wurden in kürzester Zeit überall gelesen, noch ehe die Regierung Gegenmaßregeln zu ergreifen Zeit fand.

Eine zweite noch idiösere Maßregel sollte aber für den, der sie ergriff, noch verderblicher werden. Jakob, aufgebracht über diese Widersetzlichkeit und die Aufwiegelei des Volkes durch die protestantische Geistlichkeit, befahl die

Arretirung von sieben Bischöfen, die eine Erklärung veröffentlichen ließen, daß dieses Toleranzedict des Königs zu Gunsten der katholischen Religion in England nicht ausführbar sei und gleichzeitig protestirten sie auch gegen die Gesetzwidrigkeit dieses königlichen Befehls.

Der königliche Gerichtshof, auf den sich Jakob II. verlassen zu können glaubte, da dieser schon in zwei Processen ein dem Königthume günstiges — in sich selbst aber höchst ungerechtes — Urtheil gefällt hatte, erhielt die Weisung, die sieben Bischöfe als des Hochverrathes schuldig zu verurtheilen, den protestantischen Geistlichen wurde aber strengstens verboten, wieder solche aufwiegelnde Predigten zu halten. Dies steigerte die Erbitterung auf den höchsten Gipfel und Schmähschriften gegen den König wurden zu Millionen Exemplaren in London und überall im ganzen Lande verbreitet, sodaß es für den Gerichtshof, wenn er noch so servil war, wie er dies in den Hochverrathsprocessen gegen Monmouth, Russel und den Herzog von Argyll bewiesen hatte, sehr gewagt gewesen wäre, ein Verdammungsurtheil zu fällen, denn hierdurch würde die ganze Nation angegriffen gewesen sein. Als demnach die Bischöfe vor dem Gerichtshofe von Westminster erschienen, wurden sie von demselben freigesprochen und auch sogleich in Freiheit gesetzt.

Der König befand sich an dem Tage, an welchem die Freisprechung der Bischöfe erfolgte, gerade im Lager von Hounslowheath. Er hörte plötzlich von allen Seiten ein

Jubelgeschrei und erkundigte sich, worüber die Soldaten so jubelten. Man erzählte ihm, es habe sich im Lager die Neuigkeit verbreitet, der Gerichtshof von Westminster habe die sieben Bischöfe in Freiheit gesetzt, darüber freuten sie sich Alle.

„Und Ihr sagt," fuhr der König auf, „dies sei von keiner Bedeutung? Desto schlimmer für sie."

„Jawohl," brummte ein Soldat, der in der Nähe stand und die Worte des Königs gehört hatte. „Desto schlimmer für sie, wenn das Volk es zuließe," und die Widersetzlichkeit riß auch in der Armee ein, sodaß Diejenigen, die schon längst daran gedacht hatten, den Statthalter Wilhelm von Oranien und seine Gattin Maria, Tochter Jakob's II., zum Thron zu berufen, dies jetzt auch ausführten. Der Statthalter landete am 5. Novbr. des Jahres 1688 mit einer großen Armee in Devonshire. Es war gerade der Guy Fawkestag und die Nachricht dieser Landung wurde mittelst Relaiscourieren bis spät Abends nach London expedirt, sodaß der Jubel dort ein allgemeiner war und gleichwie durch Zauber wurden Hunderte von Puppen, den König und den Papst vorstellend, herbeigeschafft und in den Parks verbrannt, sodaß der König aus seinem Fenster diese seine Verbrennungen in effigie sehen mußte.

Als er die Nachricht von der Landung seines Schwiegersohnes erfuhr, wurde er bis in die Lippen blaß, wahrscheinlich war ihm die Prophezeihung der Zigeunerin und Das, was er mit seinen Höflingen nach

der Hinrichtung Monmouth's sprach, eingefallen. Er verließ sogleich London und bald darauf auch ganz England, um sich nach dem katholischen Irland zu begeben, wo er eine große Armee zu sammeln hoffte, um mit Hilfe derselben den verlornen Thron wieder zu erobern. Diese seine Hoffnungen wurden aber durch die Schlacht und Niederlage seiner Armee bei Boyne vereitelt.

VIII.

Schlacht bei Boyne. — Wilhelm III. und seine einzige Geliebte unter den Frauen Belle de Fiolet. — Ihr Tod. — Seine Liebhaberei für Mädchen von 11—12 Jahren. — Wie sich seine Gattin an ihm rächt. — Carlos de Ibeda, Günstling des Königs und der Königin. — Wilhelm's Tod. — Thronbesteigung Anna's. — Der Herzog und die Herzogin von Marlborough. — St. John. — Seine Intriguen. — Späherei im Park von Kensington. — Der Gardeofficier. — Intrigue gegen die Herzogin. — Das neue Ministerium. — Lord Godolphin. — Ewig währender Zwiespalt zwischen Anna und der Herzogin von Marlborough.

Es fehlte ein Haar, daß die Schlacht bei Boyne über das Schicksal der Familie Stuart und Englands anders entschieden hätte. Wieder war es ein Frauenzimmer, die daran Schuld gewesen wäre. Es ist eine ziemlich bekannte Thatsache, daß Wilhelm von Oranien den Geschmack Jakobs I. theilte, indem er Männer oder eigentlich Knaben und Jünglinge den Damen vorzog. Dies trieb er übrigens nicht gar so arg, wie Jakob, dessen Geschmack sich ausschließlich auf die Homosexualität beschränkte, sondern er wechselte und würde vielleicht Damen dennoch lieber gehabt haben als Knaben, wenn seine Körperbeschaffenheit darnach gewesen wäre, diese war aber gerade in einem gewissen Hauptpunkte zu schwach und Damen mußten dar-

nach geschaffen sein, um ihn an sich zu fesseln. Er fand unter den vielen, bei denen er sein Glück versuchte, nur eine einzige, eine Französin, Namens Belle de Fiolet, die den Spitznamen „die unverwüstliche Jungfrau" trug und der Wilhelm treu blieb. In der Schlacht von Boyne blieb sie stets an seiner Seite, unglücklicherweise aber fuhr eine feindliche Kanonenkugel mitten unter seine Suite, die Belle dahinraffte; der König sprang entsetzt vom Pferde, um seiner Geliebten beizuspringen und es verbreitete sich im Heere das Gerücht von seinem Tode, so daß seine Armee zu wanken begann; als Wilhelm dies sah, überließ er die Sorge für den Leichnam seiner Geliebten seiner Suite und indem er wieder das Pferd bestieg, ritt er durch die Reihen, was seinen Truppen neuen Muth verlieh, daß sie vorwärts drangen und endlich die feindliche Armee schlugen, so daß Wilhelm mit seiner Gattin seinen Einzug in London hielt.

Sehr Wenigen unter seinen Leuten war es bekannt, daß der schöne Jüngling, der an Wilhelm's Seite gefallen, von ihm anhaltend beweint worden, ein Weib gewesen, denn sie trug immer Männerkleider, hatte sogar das Aussehen eines Jünglings, und es mag sein, daß Wilhelm es auch nicht gar so arg trieb, wie es manche Historiker von ihm ausprengen, daß sich sein Geschmack ausschließlich auf Jünglinge beschränkte, denn noch später sah man ihn mit Mädchen von 11 bis 12 Jahren sehr oft in zärtlichem Zwiegespräch. Es ist indessen nicht ausgemacht, was schlimmer sei, ein derartiger homosexueller Umgang

oder die Verführung unmündiger Mädchen, denn eine mannbare Jungfrau übte auf ihn keinen Reiz mehr.

Seine Gattin fühlte sich an seiner Seite nicht glücklich, wahrscheinlich litt sie am meisten unter dieser Schwäche Wilhelm's und man darf dem Verfasser eines beißenden Spottgedichts, nicht jeden Glauben versagen, in welchem Anspielungen darauf vorkommen, wie sowohl Marie wie Wilhelm einen und denselben schönen Mann geliebt hatten, obschon der Verfasser dieses Gedichts, als wüthender Stuartist wohl Verdacht über seine Unparteilichkeit erregen kann.

Das Gedicht ward in den ersten Monaten des Regierungsantritts Wilhelm's verbreitet, es griff den König und die Königin gerade von einer Seite an, die die verwundbarste war, weil das Gerücht vom homosexuellen Umgang Wilhelm's mit einigen seiner Pagen sich zu auffallend hervordrängte, als daß man sie ignoriren konnte und dieses malitiöse Gedicht nährte das Feuer. Trotz seiner schnellen Verbreitung war es der Polizei Wilhelm's, die eine sehr gut organisirte war, doch endlich gelungen, es zu unterdrücken und beinahe aller verbreiteten Exemplare habhaft zu werden, so daß ich bei meinen vielen Rundreisen, die ich auf den beiden britischen Inseln gethan, nur ein einziges Exemplar davon bei einem alten jovialen Herrn gefunden habe, der die Leidenschaft, verbotene Bücher zu sammeln von seinen Ahnen geerbt hatte, die eine beträchtliche Anzahl ähnlicher Schriften zusammen brachten. So auch jener Herr — in Yorkshire. Er führte mich in

sein Lesezimmer, nahm aus einem verborgenen Fache ein Buch hervor und reichte es mir. Unter den übrigen kleinen Broschüren befand sich auch das erwähnte Gedicht mit eingebunden in den Band und es gewährte mir viel Vergnügen, aufklärende Details aus demselben über eine dunkel gebliebene Periode der englischen Gedichte zu lesen, so daß ich dieses Gedicht und andere Druckschriften ähnlichen Inhalts mit einer Leidenschaft und Lust durchflog, die ich selten an mir wahrgenommen.

In diesem Gedicht wird von einem jungen Spanier, Namens Carlos de Ibeda, gesprochen, der sich unter den Pagen des Königs befand und sich den Wünschen seines Gebieters in einer Weise willfährig zeigte, wie dies eine Unsitte in südlichen Ländern ist. Die Königin soll darüber wüthend auf ihren Gatten gewesen sein, nicht so viel aus Eifersucht, sondern weil ihr Carlos selbst gefiel und ihr dann ein solcher Umgang Ekel einflößte. Später mußte sie jedoch diesen überwinden und Carlos in Gnaden aufgenommen haben, denn im Gedichte wird gesagt, die Königin habe die Wahl zwischen vielen anderen noch schöneren und liebenswürdigeren Jünglingen frei gehabt, weshalb habe sie sich also an einen gebunden, wie es scheint, daß es geschah.

Sonst habe ich nichts Bemerkenswerthes in der Geschichte Wilhelm's von Oranien und Maria's gefunden, was für meine Scandalgeschichten gepaßt haben würde. Meine Leser — wenn ich jemals solche haben werde, mögen mir vergeben, wenn ich über die nicht scandalösen

Geschichten jener Epoche leicht hinweggegangen und außer der Schlacht bei Boyne und der darauf erfolgten ewigen Verbannung der Dynastie Stuart aus England nichts gesprochen, so wie ich auch von Wilhelm nichts weiter zu sagen habe, als daß er sich bei einem Ritte durch einen Sturz vom Pferde das Genick brach und im Jahre 1702 in Kensington starb.

Viel wichtiger für mein Buch ist die nächstfolgende Regierung, Anna's, der Nachfolgerin Wilhelm's und Maria's, der letzten Regentin aus dem Hause Stuart, die aber durchaus keine Anhängerin jener Principien war, die ihr Vater verfochten, so daß sie in England zu den beliebtesten Regentinnen gehörte.

Nach dem Tode Wilhelm's IV. und Maria's gab es nur zwei Personen, die Ansprüche auf den Thron Englands machen konnten, vorausgesetzt, daß es dem entthronten Könige Jakob nicht mehr gelänge — seinen Einfluß wieder zu gewinnen. Diese zwei Personen waren sein Sohn Karl Eduard und seine Tochter Anna, an einen dänischen Prinzen verheirathet. Da jedoch Karl Eduard sich der katholischen Religion zuneigte, Anna hingegen fest an die protestantische hielt, so zogen die Engländer es vor, sie zur Königin zu wählen, als das Land der Gefahr der Katholicisirung auszusetzen, nachdem es einer solchen kaum entgangen war. Die Nachricht, Anna sei zur Königin von England gewählt und ausgerufen worden, überraschte alle Kabinete, sie selber aber am allermeisten, denn obschon sie mittelst geheimer Agenten dahin arbeitete, daß dies

geschehe, glaubte sie doch nicht so viel Chancen zu besitzen, um ihren Bruder und ihren Vater auszustechen. Sie blieb mit den letzteren stets auf einem gespannten Fuße und Jakob soll ihr in seinem letzten an sie gerichteten Briefe auch seinen väterlichen Fluch zugesandt haben, Anna muß jedoch viel zu aufgeklärt gewesen sein, um auf eine solche Expectoration Gewicht gelegt zu haben, denn als sie den Brief las, flog ein spöttisches Lächeln über ihr Gesicht und sie reichte den Brief ihrer Freundin, der Herzogin von Marlborough, mit den Worten: „Bannstrahlen zünden nicht mehr."

Ihren Bruder Eduard aber liebte sie sehr und that auch Alles, um ihm die Thronfolge nach ihrem Ableben in England zu sichern. Es gab aber eine sehr mächtige Partei im Lande, die sich auf's Entschiedenste gegen einen solchen Plan stemmte und diese Partei hatte im Parlamente die Herrschaft, während eine andere dahin arbeitete, den Willen Anna's durchzusetzen.

Die beiden Personen, die sich um Allmächtigkeit in England stritten, waren der Herzog von Marlborough, oder viel mehr seine Gattin, und der berühmte St. John, nachmals Lord Bolingbrocke und einstweiliger Premierminister Anna's. Die Kämpfe der Whigs und Tories waren nämlich unter Anna's Regierung beinahe noch erbitterter, als unter den Stuarts.

Man darf sich nicht wundern, wie St. John, ein so aufgeklärter Mann, ja beinahe Atheist, denn ihm schreibt man zwei sehr atheistische Werke zu: das „Examen im-

portant" und den „Traité de trois imposteurs," sich für eine despotische und erzkatholische Dynastie interessiren konnte. Dies kam wahrscheinlich daher, weil er sah, daß, die protestantische Religion und ihre Diener um kein Haar besser sind, als die katholischen und weil auch der Unterschied in der Glaubenslehre kein so ungeheurer sei, daß wenn man einen Theil davon glauben kann, man sich auch keine Vernunftskrupeln zu machen braucht, das Uebrige als wahr anzunehmen.

Es giebt wohl Viele, die die Autorschaft des Buches „Traité de trois imposteurs" Voltaire zuschreiben, weil der Styl und die Schreibweise der Voltaire'schen gleichen, da aber St. John vollkommen gut französisch sprach und schrieb, auch lange Zeit hindurch in Paris wohnte, so ist keine Ursache da anzunehmen, daß er dies Buch nicht eben so geschrieben haben konnte, wie das „Examen important", dessen Autorschaft durchaus nicht geleugnet wird.

Kehren wir aber jetzt zum Hofe Anna's zurück und sehen, was die Ursache des Sturzes zweier sehr mächtiger Kabinete war, wie jenes von Marlborough und St. John.

Einige kleine Details aus der Scandalgeschichte zur Zeit Anna's, werden unseren Lesern aus dem Lustspiele Scribe's wohl bekannt sein; wer sollte das „Glas Wasser" nicht kennen, nachdem es durch alle europäischen Bühnen seine Wanderung gemacht? Die Umstände aber, die den Sturz der Herzogin von Marlborough verursacht hatten, waren weniger zarter Natur, als sie in dem berühmten französischen Lustspiele angegeben werden.

Jener Gardeofficier — Masham — der in dem Lustspiele „Ein Glas Wasser" vorkommt, ist eine historische Persönlichkeit, so wie überhaupt alle Personen des Stückes. Er hatte sich in ein Hoffräulein, eine entfernte Verwandte der Herzogin von Marlborough, verliebt, die Königin aber wollte von einer Heirath zwischen Masham und der schönen Abigal nichts hören, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich vorgenommen hatte, Masham's Glück in jeder Beziehung selber zu machen. Der junge Gardeofficier war kein so schüchterner Junge, wie seine Vorgänger in der Gunst königlicher Damen, Josef von Aegypten, Hüon von Guyenne und wie behauptet wird, auch Gabriel von Montgomery. In ihm lag Stoff zu einem Dudley oder Potemkin, er griff zu und das Verhältniß zwischen ihm und der Königin war ein ausgesprochen unplatonisches.

Die Herzogin von Marlborough, mehr besorgt um den Ruf ihrer Monarchin, als diese selbst, hatte etwas im Benehmen der Königin wahrgenommen, was die Wahrheit errathen ließ und sie ließ es sich angelegen sein, derselben auf die Spur zu kommen. Sie ließ weder die Königin noch den jungen Mann aus den Augen, die erstere bespähete sie selber, den letzteren ließ sie durch ihre Agentin bespähen. Der junge Mann hatte einmal wahrgenommen, daß man ihn im Park von Kensington, als er mit der Königin dort lustwandelte, belauschte; er ging auf den unberufenen Horcher zu und durchfuchtelte ihn in Gegenwart der Königin, die in dem Gezüchtigten einen Privatsecretär der Herzogin erkannte und gleich wußte, was dies

zu bedeuten habe. Da die Königin von der Herzogin seit einiger Zeit selbst belauscht zu werden befürchtete und die Letztere einige Worte hatte fallen lassen, aus welchen man schließen konnte, als glaubte sie die Königin in den Händen zu halten, so diente ihr diese Scene als Aufklärung.

Die Königin war nun daran, von ihrer besten und einzig aufrichtigen Freundin entweder in einem ewigen Schach gehalten, oder gar dem üblen Gerede des Publikums preisgegeben zu werden. So genau auch Anna die Herzogin kannte, so täuschte sie sich doch in ihr, denn wenn auch der erstere Fall eingetreten wäre, so konnte sie sich doch auf die Verschwiegenheit und Schonung der Gattin des großen Marlborough verlassen.

Anna war aber ein schwaches Weib, zumal eines, welches einen Purpur trägt, denn es scheint, als besäße der Purpur die Eigenschaft, den Menschen unter dem Thronhimmel zu schwächen. Die Scene im Kensingtonpark genirte sie. Es war zwar nicht so weit gekommen, daß man den Umgang Anna's mit Masham hätte für unanständig halten können, es ist wohl wahr, daß er sie um die Taille gefaßt und ihr einen Kuß gegeben hatte, ohne daß sie sich dagegen wehrte. Von diesem Punkte aber bis zur vollkommenen Befriedigung der Liebesleidenschaft gibt es noch einen langen Weg, obschon er mit Sicherheit dahin führt. Mit einem Worte, Anna stand eine Weile rathlos da und wußte nicht, an wen sie sich um Rath wenden sollte.

In dieser Zeit hatte die Erbitterung im Parlamente

zwischen den Tories und Whigs seinen höchsten Punkt erreicht. Die Gegner des Herzogs und der Herzogin hatten eine fürchterliche Niederlage erlitten, zumal nach dem Eintreffen der Siegesbotschaft, welche von den Heldenthaten des Herzogs bei Blenheim sprach. Die Königin wurde von den Anhängern der Herzogin veranlaßt, dem Sieger das königliche Schloß Woodstock zu schenken, welches den Namen Blenheim erhielt. Sie theilte die gemachte Schenkung auch ihrer Freundin, der Herzogin, mit, die sie auf's Zärtlichste umarmte und mit Thränen in den Augen ihr zurief: „Oh, könnte ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen, Madame! Wie werde ich es aber thun, außer so, daß ich Sie von den Schlingen, die man Ihnen wirft, befreie."

In diesen Worten glaubte Anna einen Doppelsinn zu finden und es fiel ihr auf, daß der Herzog von Marlborough die königliche Garde auch in's Feld und vor den Feind schicken lassen wollte, was bis jetzt noch niemals geschah. Sie glaubte also, dies sei eine Intrigue der Herzogin, ein Complot gegen sie und Masham, welches zu hintertreiben sie nicht geschickt genug zu sein glaubte.

In dieser höchst peinlichen Lage wandte sie sich an das damalige Parlamentsmitglied St. John, einen außerordentlich gewandten Politiker und talentvollen Mann, ohne nöthig zu haben, ihm ihre Herzensgeheimnisse zu offenbaren. Der Vorwand zur Intrigue gegen die Herzogin war der, daß man darauf hin arbeiten sollte, eine Bill durchzubringen, die die Erfolge dem Bruder der Königin zusicherte, gegen welchen Plan hauptsächlich die

Herzogin als wahrhaft gute Patriotin und Protestantin arbeitete. Die Partei St. John's erhielt in manchen Debatten Oberhand, er selber erschien öfters am Hofe, als ehemals und die Königin ernannte ihn zum Peer und Lord Bolingbroke, er sollte auch das Ministerportefeuille erhalten, wenn es ihm gelänge, etwas zu ersinnen, wodurch die Herzogin gestürzt würde; St. John war dies ein gefundener Handel, schnelle Impromptus zu schaffen war seit jeher seine stärkste Seite und die Königin sollte ihm dabei unwillkührlich dienen.

An einem Hofballe, als die Herzogin und St. John mit der Königin beim Whistspiele saßen, hatte St. John die Aufmerksamkeit der letzteren auf gewisse gewechselte geheime Zeichen zwischen der Herzogin in dem jungen Hoffräulein Abigail aufmerksam gemacht, worauf sich die letztere dem Capitain Masham näherte. Nach kurzem mit ihm gehaltenen Gespräche kam es der Königin vor, als blickte auch Masham nach der Herzogin und als ob sich ein Zug der Glückseligkeit in seinem Gesichte sehen ließe. Sie wollte der Wahrheit auf den Grund kommen, und um dies zu können, bat sie die Herzogin, sie möge ihr ein Glas Wasser bringen. Die Herzogin eilte fort, um Wasser zu holen, indeß die Königin Masham an ihre Seite rief und sich mit ihm in flüsternder Stimme einige Minuten unterhielt, was Vielen sehr auffiel, so daß, als die Herzogin mit dem Glase eintrat, ein Gemurmel im Saale entstand und einige Worte davon der Herzogin in die Ohren drangen, die, stets besorgt um den guten Ruf

der Königin, von diesen Worten so betroffen wurde, daß sie, als sie an die Königin herantrat, so zitterte, daß sie das Glas fallen ließ und das Kleid Anna's ganz übergoß. Die Königin sprang wüthend auf vom Stuhle, nannte die Herzogin ungeschickt und soll ihr auch noch eine andere handgreifliche Grobheit angethan haben, wie weiland die Königin Elisabeth dem Grafen Essex.

Dieser Auftritt genügte, um die alte Freundschaft zwischen Anna und der Herzogin zu erschüttern, sie endete mit dem Sturz des damaligen Cabinets und hierdurch erhielt St. John das ersehnte Portefeuille, welches er aber auch nicht lange behielt.

Die Herzogin hatte sich indessen an der Königin dadurch gerächt, daß sie die Verheirathung ihrer jungen Verwandten mit dem Gardeofficier beschleunigte, der auch von diesem Augenblicke an vom Hofe verschwand. Dies hinderte aber Anna nicht, das, was sie mit ihm aufgegeben hatte, mit Anderen fortzusetzen, und es war der junge Lord Godolphin, Neffe der Herzogin, der sich der Gunst der Königin erfreute. Die Herzogin aber erschien niemals mehr bei Hofe und Anna bereute es sehr, sie auf ewig entfremdet zu haben, konnte es aber nicht ungeschehen machen.

IX.

Die Dynastie der Churfürsten von Hannover. — Georg der Erste. — Die Freiin von Bellinghausen. — Der schwedische Gesandte Mornskiöld. — Georg II. — Sein Liebesverhältniss mit der Gräfin Wallmoden. — Die Königin Karoline und der Herzog von Argyll. — Die Königin beredet ihren Gatten, er möge seine Maitresse nach England bringen. — Leichtgläubigkeit Georg's II. — Rebellion im Jahre 1745. — Der Prinz Karl Eduard Stuart. — Seine Liebelei mit Flora Mac Donald. — Ein zweiter Invasionsplan missglückt wegen dem Liebesverhältniss des Prinzen mit Lady Hamilton. — Georg's II. Tod.

Nach einem so oftmaligen Dynastiewechsel mußten doch die Engländer darnach trachten, einen König zu bekommen, der einestheils Energie genug besäße, sich gegen die Verschwörungen der Jakobiten zu bewahren und das Palladium Englands, wofür die protestantische Religion gehalten wurde, aufrecht zu erhalten, dabei auch die eigentliche Regierung einem constitutionellen Ministerium zu überlassen. Einen solchen König hofften sie im Churfürsten Georg von Hannover zu finden, demnach wurde er zum König gewählt und nach England zum Throne berufen, den er auch im Jahre 1714 bestieg.

Meiner Ansicht nach hätten die Engländer sich lieber mit den Stuart's verständigen sollen, als die Dynastie

Hannover zum Thron zu berufen, denn die Mitglieder derselben besaßen weder Männertugenden, noch Regenteneigenschaften. Sie waren es vom Hause aus gewöhnt, unumschränkt zu regieren und ein jeder König dieser Dynastie hatte einen starken Hang zum Despotismus. Nur der Zähigkeit der Engländer haben es die Nachkommen zu verdanken, daß die Magna Charta, das Habeas Corpus und andere Fundamentalgesetze Englands nicht in Stücke zerfetzt worden, denn an Willen hat es den vier Georg's gewiß nicht gemangelt, ja es haben sich unter den drei ersten Regenten dieses Hauses Dinge ereignet, wie sie kaum zu Zeiten Richard's III. und Heinrich's VII. hätten vorkommen können. Es fanden eben so massenhafte Hinrichtungen statt, die Preßfreiheit wurde unterdrückt, man schoß zu wiederholten Malen in den Straßen auf das Volk, die Staatsschulden wurden zu einer riesigen Summe vermehrt, mit den Parteigängern der Stuarts, mit den Hindus und mit den Amerikanern verfuhr man sehr schimpflich, endlich aber waren alle diese Könige — außer vielleicht Georg IV. — Menschen ohne Geschmack, die nur ihren Sinnen, namentlich der Kehle, lebten. Es würde eine schwierige Aufgabe sein, das Interesse der Leser für sie zu erregen, wenn nicht Georg IV. auch in diese Kategorie gehörte, er allein und seine Gattin liefern aber meinen Scandalgeschichten einen ziemlich reichhaltigen Stoff.

Von Georg I., der als ältlicher Mann von 54 Jahren zur Krone Englands gelangte, läßt sich nicht viel sagen, er hatte wohl seine Maitressen, namentlich eine Hanno-

veranerin, Namens Freiin v. Bellinghausen, nach England gebracht, diese aber besaß wenig Einfluß bei Hofe, sie war eine Person ohne Leidenschaften, ohne Geist, die nur darauf sah, daß sie sich den Säckel fülle. Es läßt sich wenig über sie sagen. Einige intime Freunde Georg's riethen ihm aber, diese Person nicht in England bei Hofe zu behalten, weil die Engländer seit den Zeiten Karl's II. die Maitressenwirthschaft satt bekommen und jetzt, wo die Stuarts im Lande noch einen so starken Anhang hatten, daß sie eine sehr blutige Revolution im Norden Englands, im südlichen Schottland und auch in Irland hervorriefen, war es nicht gerathen, die Gemüther zu erbittern, somit reiste die Dame nach kurzem Aufenthalt in London wieder zurück. Georg I. war so sehr an sie gewöhnt, daß es ihm unmöglich war, ohne sie zu leben und er reiste sehr bald nach Hannover, angeblich aus Staatsgründen, in Wirklichkeit aber, um in der Nähe seiner Maitresse sein zu können, auf die er fürchterlich eifersüchtig war, wiewol vergebens, denn so einfältig sie sonst war, betrog sie ihn doch, indem sie mit dem Gesandten von Schweden, Freiherrn von Mornskiöld, in einem intimen Liebesverhältnisse stand, von welchem, außer dem König, jedermann wußte. Bei einer dieser Reisen überraschte Georg der Tod, als er sein sieben und sechzigstes Lebensalter erreicht hatte, die Regierung seinem Sohne, Georg II., überlassend, der auch nicht viel anders war als sein Vater.

Mit der Krone hatte Georg II. auch die Stuart'schen Revolutionen geerbt, namentlich herrschte in Schottland

große Unzufriedenheit, zumal nach der Porteousaffaire, bei welcher das Volk zeigte, wie verhaßt bei demselben die neue Dynastie sei. Georg II. fühlte sich nicht stark genug, um zwei Länder, wie England und Hannover, zu regieren. Im ersten Lande hatte er einen berühmten Minister in Sir Richard Walpole, doch dieser lebte nicht lang genug, um Ordnung in die Staatsaffairen zu bringen und die Stuarts fingen sich wieder an zu rühren.

Jakob II. hatte schon längst seinen Ansprüchen auf die Krone von England und Schottland zu Gunsten seines Sohnes Karl Eduard entsagt und dieser, ein ritterlicher junger Mann, gewann durch seine Leutseligkeit die Herzen vieler hoher Herren in England und Schottland. Es wurde einer zweiten Revolution vorgearbeitet, auf welche Georg II. gleich bei seinem Regierungsantritt vorbereitet sein konnte, da sich am Tage seiner Krönung etwas ereignete, was ihm zeigte, was seine Feinde vorhatten. Dieses Ereigniß gab auch einen Scandal, es wurde jedoch vertuscht. Nach vollzogener Krönung, beim Bankett, trat der Herold des Königs vor und proklamirte Georg II. als legitimen König von England, seine Widersacher, wenn solche wären, zum Zweikampfe herausfordernd. Dies war nichts als ein leeres Ceremoniell, welches bei allen Krönungen stattfand, ohne daß sich jemals ein Gegner meldete. Nicht so war es diesmal. Kaum hatte der Herold seine Herausforderung ausgesprochen, als ein vom Kopf bis zu den Zehen gepanzerter Ritter, mit herabgelassenem Visir, vortrat, den hingeworfen Handschuh des Herolds

aufhob und an den Gürtel heftete, indeß er den Seinigen mitten in den Saal warf, sich dann auf den Absätzen umdrehte und aus dem Saale verschwand, ehe noch der König und sein Gefolge sich von ihrem Staunen erholt hatten. Im ganzen Palaste wurden Untersuchungen nach dem verwegenen Unterbrecher des Festes angestellt, doch vergebens, er war verschwunden wie ein Gespenst und Niemand wußte, wer es gewesen sein konnte. Nach vielen Jahren erfuhr man erst, daß dieser gepanzerte Ritter ein verkleidetes Mädchen, die Nichte eines schottischen Lords — Redgauntlets — Namens Lilias Latimer, war, die ihr Oheim zu dieser gewagten Handlung bestimmt hatte. Dieser Zwischenfall hatte den König so sehr verstimmt, daß er fortan nur dann in London blieb, wenn er es nicht ändern konnte. Auch ihn zogen die Schnüren einer Schürze nach Hannover, denn er hatte hier ein Liebesverhältniß mit einer reizenden Dame, die auch später nach England kam und über die ich bald weiter sprechen will.

Die Gattin des Königs, die Königin Caroline, war eine viel energischere und geistreichere Person, als ihr Georg, auch war sie scharfsichtig genug, sich mit solchen Männern zu umgeben, die unter dem Volke beliebt waren, namentlich der obenerwähnte Sir Richard Walpole und der schottische Herzog von Argyll. Dieser Letztere war nebenbei auch ein tüchtiger General und was die Königin an ihm noch mehr liebte, ein galanter und dabei sehr verschwiegener Cavalier.

Es giebt wenig Frauen,. die eine Vernachläſſigung von Seite ihres Gatten ruhig hinnähmen, eine Bürgerliche wird ſich noch eher geduldig in ihr Schickſal ergeben, als eine Ariſtokratin oder gar eine Königin, doch die Letztere muß in der Wahl des Mannes, den ſie ihrem Herzen nahe bringt und ihm ſogar Gattenrechte einräumt, vorſichtig ſein, denn ein Hofgeheimniß transpirirt viel eher unter das Publikum, als eines aus einem anderen Hauſe, weil Könige und Königinnen viel ſorgfältiger beſpäht werden, da Scandale ein erheiterndes Thema für Stadtklatſch bilden.

Caroline konnte ſich auf den Herzog von Argyll ganz und gar verlaſſen, er verfocht die Intereſſen der Krone im Parlamente, im Cabinete und auch im Felde. Die Hochländer hatten ſchon vor Ausbruch der wirklichen Revolution im ereignißreichen Jahre 1745 in einigen partiellen Aufſtänden die in jene Theile des Landes geſandten engliſchen Truppen geſchlagen und einen Hauptmann getödtet. Der Herzog von Argyll wurde mit der Pacificirung des Landes betraut, es gelang ihm auch theils durch Energie, theils durch ſeine Beliebtheit, die Gemüther zu beſchwichtigen und die Ordnung und Ruhe in Schottland ohne Blutvergießen herzuſtellen.

So angenehm dies der Königin war, ſo ärgerte ſich ihr Gatte darüber, denn nach vollendetem parlamentariſchen Kampfe wurde er wieder nach London berufen und mußte ſeine ſchöne Geliebte in Hannover zurücklaſſen. Sein Aufenthalt in England war aber kein langer, er währte

nur einige Tage vor der Eröffnung oder Schluß der Parlamentssitzungen. Georg wußte sehr gut, was er von der Intimität der Königin mit dem Herzog von Argyll halten sollte, dies genirte ihn aber nicht nur nicht, sondern er hoffte sogar durch seine ehemännische Toleranz auch die ihrige zu gewinnen. Er erwähnte sehr oft der Gräfin Wallmoden-Gimborn, seiner hannöverschen Geliebten, mit der er bereits einen Sohn gezeugt hatte, dem sein präsumtiver Vater, der Gatte der Gräfin, gefällig genug war, seinen Namen zu schenken. Er brachte die Gräfin bei einer Gelegenheit auf's Tapet, um bei seiner Gattin auf den Busch zu schlagen, ob sie sie wohl an ihrer Seite dulden würde, denn Georg war einer jener Ehemänner, die wohl Courage haben, an ihren Gattinnen Untreuen zu begehen, darum aber dennoch unter dem Pantoffel stecken.

„Sie ist Ihre Maitresse?" frug ihn die Königin, nachdem er ausgeredet.

Georg stammelte einige unverständliche Worte, die wie ein Leugnen klangen.

„Ich sehe nicht ein, weshalb Sie dies vor mir allein verheimlichen wollen," sagte die Königin, „da doch die ganze Welt davon Kenntniß hat. Mich genirt Ihr Verhältniß mit dieser Gräfin eben nicht. Es ist aber schlimm, daß Sie diesem Verhältnisse das Wohl des Staates, dessen Haupt Sie sind, opfern. Ich weiß, daß selbst, wenn Sie stets hier wohnten, Sie sich wenig um Staatsaffairen bekümmern würden, das Volk verlangt aber,

daß der Mann, dem es eine Civilliste von jährlichen 600,000 Pfund Sterling giebt, dieses Geld in seinem Lande verzehre."

„Sie meinen, ich sollte in London wohnen?" fuhr der König erschrocken auf.

„Allerdings meine ich es und wenn Ihr Herz gar so sehr an jener schönen Dame hängt, warum bringen Sie sie nicht hierher? Apropos, ist es wahr, daß sie sich so außerordentlich vor der Seekrankheit fürchtet? Dann nehmen Sie mit ihr den kürzesten Weg und schließen Frieden mit Frankreich, um sie über Calais herüber bringen zu können. Die schönen Augen einer Frau sind immer ein solches Opfer werth."

„Was nützt es, sie hierher zu bringen, damit sie hier gleichwie in einem Exile lebte," sagte der König.

„Warum wie in einem Exile? Der Aufenthalt in England ist doch jenem in Hannover vorzuziehen, und der Hof von St. James ist doch ein brillanterer als der deutsche."

„Sie würden Sie doch nicht bei Hofe aufnehmen?" frug der König ganz verdutzt.

„Warum nicht? Weil sie Ihre Geliebte ist? Monarchen und Monarchinnen müssen über derlei Kleinigkeiten erhaben sein."

Die Königin redete ihrem Gatten so lange und so eindringlich zu, daß er sich entschloß, seiner Geliebten den Vorschlag zu machen, mit ihm nach England zu übersiedeln. Die Dame hatte in Hannover ein prachtvolles

Lustschloß, welches ihr der König zum Geschenk gemacht hatte. Hier pflegte er abzusteigen, so oft er in seine ursprüngliche Heimath kam, die Boskette, Laubgänge, die marmornen Tritonen, Dryaden und Nymphen waren Zeugen so mancher Schäferstunden, die Gräfin fühlte sich in diesem Tusculum überaus glücklich und Georg wußte, wie es für sie ein großes Opfer sein würde, diesen Aufenthalt mit dem in England zu vertauschen.

Die Königin war eine kluge Frau, die wußte, wie diese Toleranz ihrerseits ihr manche Vortheile bringen würde, erstens sicherte sie ihr die Freundschaft einer Frau, die sich dadurch, wenn sie von der Königin an den Hof gezogen wurde, geehrt fühlen mußte, mithin gewann sie einen doppelten Einfluß auf ihren Gatten, zweitens war die Anwesenheit des Königs eben zur Verhütung eines Scandals nothwendig, denn die Königin glaubte in gesegnete Umstände gekommen zu sein. Etwas Aehnliches könnte ihr auch während der langen Abwesenheiten des Königs geschehen und die geschäftige Volkszunge, die so geschickt im Auffinden des Datums ist und stets berechnet, ob die Entbindung der Königin nicht entweder zu früh oder zu spät eintritt, würde, wenn der König beständig in London wohnte, keinen Anhaltspunkt für Verdächtigungen finden.

So geschah es denn, daß Georg II. seine Geliebte zur Uebersiedelung nach London bewog. Die Gräfin gab ihre Zustimmung nur bedingungsweise, nämlich, wenn es ihr in England gefallen würde, dann bliebe sie hier. Der

Empfang, den sie bei der Königin erfuhr, überraschte sie auf das Angenehmste, sie wurde wirklich die intimste Freundin der Königin und in vorkommenden Fällen sogar ihr Deckmantel bei den Liebschaften der Letzteren mit dem Herzog von Argyll, mit dem das Liebesverhältniß noch immer bestand.

Die Herrschaft des Königs wurde übrigens im Jahre 1745 bedeutend erschüttert, es fehlte sehr wenig daran, daß er seine Krone verloren hätte. Der Zufall und eine Frauenintrigue retteten ihn vor einem schimpflichen Thronesverlust.

Der Sohn Jakob's II., Prinz Karl Eduard, landete im Jahre 1745 im Westen Schottlands, nachdem eine Schilderhebung der Hochländer bereits stattgefunden hatte. Von allen Seiten strömten ihm Clanführer zu und in einem englischen Dragonerregimente riß die Desertion zu den Fahnen des Prätendenten so stark ein, daß nicht nur Gemeine und Unterofficiere, sondern auch Commandanten der Schwadronen zu den Rebellen übergingen. Die königlichen Truppen wurden in einem hitzigen Gefechte bei Preston — unweit von Edinburg — geschlagen, wobei sie mehre Geschütze und ihre besten Officiere verloren. Die unmittelbare Folge dieser Schlacht war, daß sich mehre feste Plätze, namentlich das Schloß von Stirling und die Citadelle von Edinburg, ergaben, sodaß die Insurgenten in den Besitz vieler Geschütze und großer Vorräthe von Munition kamen, Eduard aber unter dem donnernden Zurufe der Schotten und beim Klang der

Pibroche (Dudelsäcke), die das Stuart'sche Volkslied „Bonnie Dundee" aufspielten, seinen feierlichen Einzug in Edinburg hielt.

Hier wurde sogleich ein Kriegsrath einberufen und man berathschlagte darüber, was zunächst zu thun sei. Hätte Karl Eduard seine Zeit in Edinburg mit sinnloser Courmacherei nicht vergeudet, so ist es kaum zu zweifeln, daß er bis an die Thore Londons hätte gelangen können. Die schöne Tochter Alaster Mac Donald's, Flora, hatte ihn aber so an ihren Triumphwagen gefesselt, daß er dem Vergnügen, täglich mit ihr ein paar Stunden zubringen zu können, nicht entsagen konnte und so den günstigen Moment versäumt hatte. Lady Flora trieb ihn zwar am meisten zum Aufbruch, doch dieser wurde von Tag zu Tag aufgeschoben und als sich seine Armee in Bewegung setzte, war auch der Herzog von Cumberland aus Deutschland angekommen und eilte dem Prinzen entgegen. Die Schlacht bei Culloden war eine entscheidende, ebenso wie es jene bei Boyne gewesen, ja vielleicht noch mehr, denn die Stuart's und ihre Sache waren für England für immer als aufgegeben zu betrachten.

Die zweite und letzte Expedition Karl Eduard's aber zerschlug sich wegen seiner Liaison mit Lady Aurora Hamilton, die keiner seiner Anhänger im Lager dulden wollte.

Georg II. selbst starb ohne vorhergegangene Krankheit im Jahre 1760.

IX.

Schlimme Zustände in England unter Georg III. — Sein Charakter. — Er wird irrsinnig. — Seine Thronrede. — Regentschaft des Prinzen von Wales. — Der Pfänderleiher Seiner Majestät. — Georg's IV. Freunde. — Der Graf d'Orsay, König der Mode.

Einer der traurigsten Abschnitte der Geschichte Englands ist die Regierungszeit Georg's III., den man noch jetzt allgemein das „alte Ungeheuer" nennt. Wenn man zurück denkt auf die Lage Englands unter seiner Regierung, muß man staunen über die Schonungskraft des englischen Volkes, daß es sich aus einem solchen Schlamme gleichwie durch ein Salto mortale herausgewunden und dann geworden, wie es heute ist. Zwischen jetzt und vor hundert Jahren liegt im Bezug auf Verfeinerung der Sitten, individuelle und politische Freiheit nicht ein Jahrhundert, sondern ein Jahrtausend.

Nach dem im Jahre 1760 erfolgten Tode Georg's II. kam sein Enkel, Georg III., zur Regierung, welcher nicht weniger als 59 Jahre gleich einem Alp auf England lastete. Er war ein allen Lastern ergebener Mensch und

dabei doch sehr wenig nachsichtig mit den Schwächen und Fehlern seines Sohnes, Georg's IV. Ein Trunkenbold und Wüstling, herrisch bis zur Grausamkeit, gehört er in die Kategorie jener Regenten, deren Streben dahin geht, die Rechte der Nation zu schmälern und die Constitution über den Haufen zu werfen, und um dies Ziel zu erreichen, sich mit Menschen zu umgeben, die willige Maschinen seiner Launen sind.

Wenn ich das scandalöse Leben Georg's III. beschreiben sollte, so würde dies den Rest der Seiten, die ich der Erzählung englischer Scandalgeschichten bestimmt habe, einnehmen, ich glaube demnach genug zu sagen, wenn ich behaupte: das Leben Georg's III. sei ein einziger großer Scandal gewesen, der aus mehren kleinen Scandalen zu einer Pfütze von Infamien wurde. Er schloß auch seine politische Carrière mit einem öffentlichen Scandal, denn von seinem lasterhaften Lebenswandel körperlich und geistig zerrüttet, hatte er schon zu verschiedenen Gelegenheiten Zeichen des Wahnsinns blicken lassen. Die Aerzte sowohl, wie das Ministerium hatten nicht den Muth, den Wahnsinn des Königs öffentlich bekannt zu machen und die Regentschaft seines Sohnes erklären zu lassen, weil der alte König mit einer Berufung an das Volk gedroht hatte und weil der Prinz von Wales auch nicht sehr beliebt war, man folglich eine Intrigue gegen den König vermuthet haben würde. Es mußte also Etwas geschehen, daß das Volk es erkenne, der König sei wirklich wahnsinnig und zum Regieren unfähig.

Eine solche Gelegenheit ließ auch nicht allzu lange auf sich warten. Bei Eröffnung des Parlaments im Jahre 1813, als Georg III. die Thronrede halten sollte, welche bekanntlich mit der Anrede „my Lords and Gentlemen“ beginnt, sagte er anstatt dieser Worte andere, die deutlich genug von seiner Geisteszerrüttung zeugten. Er fing seine Anrede mit den Worten: „My dogs and horses!“ (Meine Hunde und Pferde) an, sprach dann einen solchen Unsinn, daß es Niemanden mehr gab, der an der Wahrheit zweifeln konnte. Das Ministerium brachte eine Bill ein, in welcher die Regentschaft des Prinzen von Wales erklärt wurde, so lange der König von seiner Krankheit nicht geheilt werden würde. Dieses Letztere erwartete man aber nach dem Ausspruche der Aerzte noch durchaus nicht, denn Georg wurde für unheilbar wahnsinnig erklärt.

Somit schloß er seine Lebensbahn schon sieben Jahre vor seinem physischen Tode, welcher erst im Jahre 1820 erfolgte, wo dann sein Sohn, der Prinz-Regent, den Titel eines Königs von England annahm.

Georg III. war trotz seiner Laster für die Schwächen seines Sohnes nicht nachsichtig und dieser steckte sehr in Geldverlegenheit, die ihn in sonderbare Lagen brachte, wie dies das folgende Beispiel zeigt:

Der Prinz war einmal mit einem seiner Freunde, Lord Alfred Paget, nach Piccadilly gekommen, wo er an der Ecke von Old Bond Street ein bildschönes Mädchen erblickte, welches die Schürze vor die Augen hielt und bitterlich weinte. Der Prinz befrug sie um die Ursache

ihrer Zähren und sie klagte ihm ihre Noth: eine kranke Mutter, ein theurer Arzt, ein hartherziger Hausherr, der sie auf die Straße setzen wollte, kein Farthing Geld zu Hause und kein Kleid für das Mädchen, um den Ball in Canterburyhall besuchen zu können, dies bildete den Inhalt der Jeremiaden des schönen Kindes.

„Wie viel brauchtest Du, mein Kind, um aus allen Verlegenheiten zu gerathen?" frug der Prinz.

„Ach, wenn ich nur zwei Pfund Sterling hätte, könnte ich meiner Mutter und mir helfen," entgegnete schluchzend das Mädchen, zwei brennende Pfeile aus den Augen nach dem sehr empfänglichen Herzen des Prinzen abschießend.

„Zwei Pfund! Bah, eine Bagatelle!" sprach lachend der Prinz, griff in die Tasche, untersuchte seine Börse und fand sie ganz leer. Er wandte sich hierauf zu seinem Begleiter, um ein Anlehen von zwei Pfund, doch der Lord, der mit dem Prinzen geschwärmt, hatte sein Geld ebenfalls bis auf den letzten Farthing ausgegeben. Dies setzte den Prinzen in keine Verlegenheit, er zog einen sehr kostbaren Diamantring vom Finger, gab ihn dem Mädchen, daß sie ihn verpfänden und das Geld, was sie erhielte, ihm bringen sollte. Das Mädchen hatte keine Idee davon, wie viel dieser Ring werth sein konnte und verlangte vom Pfänderleiher Attenborough nicht mehr als fünf Pfund Sterling. Dieser schöpfte Verdacht, sie könne den Ring gestohlen haben und frug sie, wo sie den Ring hergenommen; sie sagte, ein Cavalier, der an der Ecke von Old Bond Street stehe und auf das Geld warte, habe

ihr den Ring zum Verpfänden gegeben. Attenborough blickte durch das Fenster und erkannte in dem Cavalier seinen zukünftigen König. Er lieh sogleich nicht fünf, sondern zwanzig Pfund auf den Ring und übergab das Geld dem Mädchen, die vom Prinzen für ihre Bemühung 5 Pfund erhielt und somit ganz glücklich war.

Am nächsten Tage schickte der Prinz einen seiner Adjutanten mit dem Pfandschein und 20 Guineen zu Attenborough, um den Ring einzulösen. Der Pfänderleiher aber weigerte sich, den Ring auszufolgen, „weil", wie er sagte, „er den Eigenthümer desselben kenne und nicht wagte, den Ring Jemandem, außer dem Eigenthümer oder der Person zu übergeben, die ihn ihm gebracht." Mit dieser Antwort kam der Adjutant nach Hause und meldete das Geschehene dem Prinzen. Dieser setzte sich sofort an den Schreibtisch und schrieb an Attenborough einen höflichen Brief, in welchem er ihn bat, er möge den Ring dem Ueberbringer des Zettels ausfolgen. Attenborough säumte nun nicht mehr, dem Willen des Prinzen nachzukommen und lieferte den Ring aus. Den Brief des Prinzen aber behielt der kluge Pfänderleiher, ließ ihn in einen goldenen Rahmen und unter Glas setzen und stellte ihn ins Schaufenster. Dies ärgerte den Prinzen und er ging selber zu Attenborough, um ihm das Unziemliche seiner Handlungsweise vorzuhalten. Der Pfänderleiher entschuldigte sich und nahm den Brief aus dem Schaufenster, um ihn in seinem Salon unter die Raritäten und Prätiosen zu stellen, erhielt auch vom Könige

Georg IV. nach seinem Regierungsantritt die Erlaubniß, den Titel: Pfänderleiher Seiner Majestät (Pawnbroker to his Majesty) anzunehmen, den er noch heutigen Tages führt.

Georg IV. hatte sich noch als Prinz eine Suite aus lebenslustigen Cavalieren gewählt. Unter diese gehörten vor allen Uebrigen der oben genannte Lord Alfred Paget, der österreichische Gesandte Fürst Paul Esterhazy und der französische Graf d'Orsay, den man seiner Eleganz in der Toilette wegen den König der Mode nannte. Georg gab sich alle erdenkliche Mühe, dem Grafen das Binden der Schlinge der Cravatten abzulernen, er besuchte ihn manchmal ganz unverhofft des Morgens, wenn der französische Cavalier seine Toilette machte, brachte es aber nicht dahin, ihm diese Kunst abzulernen.

Georg wurde in seiner Jugend und auch im reiferen Mannesalter für den schönsten Mann in ganz England gehalten, seine Brüder, die Herzöge von York und Sussex, waren ebenfalls sehr schön, doch mit Georg kaum zu vergleichen. In späteren Jahren, nachdem er sich dem Trunke zu sehr ergeben hatte, verlor er viel von seinem ansprechenden Aeußeren.

X.

Georg IV. und seine Gattin Caroline. — Aergerlicher Auftritt im Park von Windsor. — Pasquille gegen die Königin. — Scheidungsprocess. — Liebe im Finstern. — Castlereagh. — Gaston, ein Sohn Georg's IV.

Der ärgerliche Lebenswandel Georg's IV. und seiner Gattin ist zu sehr bekannt, als daß es nöthig wäre, in den Scandalgeschichten, deren Zweck es ist, die galanten und pikanten Abenteuer der Mitglieder des Hofes dem Publikum als Nahrung und Unterhaltung zu bieten, zu beschönigen oder gar todt zu schweigen. So nahe ihr Leben der Gegenwart liegt, so ist es dennoch in mancher Beziehung in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt und dieses zu erhellen, ist die Aufgabe des gegenwärtigen Abschnittes.

Georg IV. war ein so schöner Mann, daß sich jede Frau glücklich schätzen mußte, ihn, wenn auch nur auf kurze Zeit zu besitzen, um wie viel glücklicher mußte sich also die arme Caroline, seine Gattin preisen, als seine Wahl auf sie fiel. Obschon es auch eine Convenienz=

heirath war, wie alle Hofehen, so schien es doch anfangs, als harmonirte die Diplomatie mit dem Herzen, denn Georg liebte Caroline so zärtlich, wie kaum je ein König seine Gattin lieben konnte. Es war ein wahrhaft idyllisches Leben, welches sie in den Flitterwochen — die sie in ebenso viele Flittermonde verwandelten, führten. Doch eben diese übergroße Zärtlichkeit mußte sich endlich abnutzen und es liegt in der Natur des menschlichen Organismus, daß die Liebe bei Georg eher verdampfte, als dies der Fall bei Caroline war. Er hatte sie — wie man sagt — durch und durch genossen, es gab nichts Neues und Unergründetes mehr bei ihr. Er ward ihrer endlich überdrüssig.

Caroline besaß einen unter solchen Verhältnissen sehr nothwendigen Takt kluger Frauen durchaus nicht. Anstatt seine Erkaltung zu ignoriren, ihm die Zügel schießen zu lassen, plagte sie ihn mit Eifersucht und Vorwürfen, spähte jedem seiner Schritte nach, machte ihm fürchterliche Scenen, verursachte scandalöse Auftritte, war manchmal sogar ungerecht gegen Damen, mit denen sie ihn im Verdacht hatte, ging nach Windsor, versteckte sich hier hinter Gebüschen, um ihm aufzulauern, wenn er in Gesellschaft einer Dame nach einem gewissen Jagdpavillon lustwandelte, forcirte den Eingang und brach hervor, wenn sie unzweideutige Beweise seiner Untreue und eines begangenen Ehebruches vor ihren Augen sah. Sie vergaß sich einmal so weit, eine Dame, die in Gesellschaft des Königs im erwähnten Pavillon ein Bad nahm, mit einer Reitgerte anzufallen, sie aus der Wanne zu reißen und so durch

den Park nackt herum zu jagen und zwar im Angesichte vieler Menschen, Männer und Frauen.

Da sich derartige Scandale von Tag zu Tag häuften, wurde es Georg endlich überdrüssig, sich von seiner Frau maltraitiren zu lassen. Er berieth sich mit einigen Rechtsanwälten, ob es nicht möglich wäre, sich von ihr scheiden zu lassen. Die Antwort, welche er erhielt, war eine bedingungsweise bejahende, doch mußte er Gründe zu einer solchen Scheidung angeben und zwar als einen der triftigsten, einen von ihr begangenen Ehebruch.

Bei jener leidenschaftlichen Liebe, die Caroline für Georg fühlte, war es sehr schwer, ihr einen Ehebruch, den sie niemals begangen, nachzuweisen. Die schlimmen Rathgeber Georg's verzweifelten dennoch nicht an der Möglichkeit eines solchen Bubenstücks, und zwar sollte die erste Verdächtigung nicht von Personen ausgehen, die dem Hofe angehörten, sondern von jenen feilen Scriblern, die ihre Feder in jeden Unflat tauchen, um Infamien auszusprengen, wenn man sie dafür nur bezahlt.

Obschon die Freiheit der Presse zur Regierungszeit Georg's III. und sogar später während der Regentschaft eine sehr beschränkte war, sodaß sogar einige der Gedichte Lord Byron's, namentlich: „English Bards and Scotch Reviewers," „The Vision of Judgement" etc. in England unterdrückt und stark verpönt waren, sodaß sie nur insgeheim und für sehr hohe Preise zu haben waren, so hatten die Polizei und andere Behörden doch die Weisung erhalten, gewisse auf das Einflüstern der Freunde des Königs ver-

faßte libellöse Broschüren und Pasquille nicht zu unterdrücken und die Verfasser derselben nicht zu verfolgen, so daß es keine Schändlichkeit gab, die man der Königin nicht aufbürdete. Man sprengte von ihr aus, sie begünstige einige Horsegardeofficiere, lebe in Ehebruch mit einigen Freunden des Königs, namentlich mit Alfred Paget und d'Orsay, ja, daß ihr nicht einmal diese genügten und sie sogar mit Hengsten des königlichen Marstalles Bestialitäten begehe und tausend andere Schändlichkeiten.

Unter allen den beißenden Pasquillen und ekelhaften Gedichten, die auf sie gemacht wurden, hat sich eines seiner Kürze halber bis auf den heutigen Tag erhalten, ja es existiren noch alte Gebäude, auf deren Mauern die Spuren der Zeichnung dieser Karrikatur abgebildet zu sehen ist. Sie stellt die Königin Caroline vor, die ein Pferd küßt und mit der Rechten nach einem gewissen Gliede greift; unter der Karrikatur ist zu lesen:

„With this sceptre in my hand
„I sh—t upon whole England."

(Mit diesem Scepter in der Hand, sch—e ich auf ganz England.)

In allen Branntweinkneipen, Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Localen wurde nur vom scandalösen Lebenswandel der Königin gesprochen, es wurden Meetings gehalten und Beschlüsse gefaßt, denen zufolge der König gebeten werden sollte, zur Wahrung der Ehre der Nation und des Königthums sich von seiner Gattin scheiden zu

lassen. Sogar einige Regierungsjournale brachten Artikel, in welchen diese Angelegenheit besprochen wurde. Mit einem Worte, alle Welt hatte sich gegen die unglückliche Dame verschworen.

Nach so vielen Insinuationen und nachdem der König, um jeden Anschein der Parteilichkeit und Eingenommenheit zu vermeiden, diese Angelegenheit sowohl im Familienrathe, wie auch im Ministerconseil besprochen hatte, bei welcher Gelegenheit sich einige Mitglieder sowohl des Ersteren wie des Letzteren der verfolgten Königin angenommen hatten und nur Castlereagh es im Letzteren durchsetzte, daß ihr der Proceß als Ehebrecherin gemacht werden sollte, ward dieser auch sofort anhängig gemacht.

Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß Castlereagh aus Rache gegen die Königin so grausam gegen sie verfuhr, ja, daß alle infamirenden Pasquille in seinem Cabinete verfaßt wurden, weil die Königin, als er ihr seine Liebe erklärte und vor ihr auf den Knieen lag, eine ihrer Hofdamen herbeirief und dem Minister in Gegenwart einer Zeugin eine Ohrfeige gab.*)

Als der Königin von Seite des Oberst-Kämmereramtes kund gegeben wurde, wie sie den königlichen Palast zu verlassen habe und sich selber um eine andere Wohnung

---

*) Einige der hier vorkommenden Details sind im Vortrage verändert worden. Der Verfasser dieser Aufzeichnungen spricht über diese Gegenstände, als von solchen, in die er activ eingeweiht war und theilgenommen hatte.

Anm. des Herausgebers.

umsehen müsse — dies war auch eine der kleineren Infamien von Seite Castlereagh's — überkam sie ein Schwindel und ihre Augen schwammen in Thränen, sie eilte zu ihrer Freundin, der erst kürzlich verheiratheten Fürstin Paul Esterházy, fiel ihr um den Hals und bat sie, sie möge durch ihren Gatten, dem Fürsten, den Saufbruder des Königs, dahin wirken, daß die Anklage zurückgenommen werde. Sowohl der Fürst wie die Fürstin versuchten alles Mögliche, um den König zur Sistirung der Anklage zu bewegen, er wäre auch nicht ungeneigt dazu gewesen, hätte nicht der teuflische Castlereagh die Bemühungen der Freunde der Königin paralysirt, indem er dem König bewies, daß er dieses Opfer, wenn er es ja für eines hielt, der ohnehin schon gegen die Regierung sehr eingenommenen Nation bringen müsse.

„Hätte sich Ludwig XVI.", so fuhr Castlereagh fort, „von Marie Antoinette scheiden lassen, als die Franzosen sie nur in Pasquillen angriffen, dann regierte er noch immer und er würde hierdurch auch ihr Leben gerettet haben."

„Bah, Unsinn!" rief der König, „Sie werden wohl die bedächtigen Engländer mit den Franzosen nicht vergleichen wollen. Dort konnte etwas Aehnliches geschehen, hier aber niemals."

„Es sind wieder sehr vehemente Maßregeln in den Meetings beschlossen worden," bemerkte der Minister.

„Man wird auf die Canaille schießen, wie es zur Zeit der Gordonaufläufe und später in Broadstreet geschah,

wenn sie sich unterfängt, Scenen à la Versailles nachmachen zu wollen."

„Aber die Ehre, Sire, Ihre Ehre ist verunglimpft," drang Castlereagh weiter in den König.

„Das wissen Sie und ich am besten."

„Ich begreife Eure Majestät nicht, wie Sie dies jetzt so gleichgiltig sagen. Damals haben Sie geschworen, Sie würden sich von ihr scheiden lassen," sagte Castlereagh, Oel auf's Feuer gießend.

„Es war auch eine einfältige Geschichte," sagte der König lachend. „Wenn ich daran denke, muß ich lachen. Sie waren nicht dabei. Ich selbst hielt mich verborgen, guckte nur zum Fenster hinaus. Es war eine köstliche Scene, die schöne Lucy so ganz nackt über den Rasenplatz rennen zu sehen und Caroline hintendrein mit aufgelösten Haaren, blaß vor Wuth, mit geschwungener Gerte. Hm, königlich konnte man das Benehmen nicht nennen."

„Ihre Majestät hat überhaupt wenig Königliches an sich," bemerkte Castlereagh.

„Warum? Weil sie prügelt und Ohrfeigen austheilt? Haben es doch Katharina II. von Rußland, Maria Tudor, Christina von Schweden und unsere Elisabeth auch nicht anders gemacht. Ich versichere Ihnen, ein König und eine Königin sind ebenso Menschen wie Andere, begehen auch dumme Streiche und werden maltraitirt. Dies habe ich zu Lebzeiten meines Vaters am meisten empfunden."

„Seine Majestät leben ja noch," fügte Castlereagh hinzu.

„Das nennen Sie ein Leben, wenn man sich befindet wie mein Vater? Nun, kommen wir zurück auf unser Thema. Die Leute wollen also durchaus haben, daß ich mich von ihr scheiden lassen soll, eh bien, sie sollen an mir einen willfährigen König finden. Thun Sie, was Sie wollen. Befreien Sie mich aber gleichzeitig von diesem Wallfahrten von Bittstellern, die mich überlaufen, um für Caroline zu plaidiren. Namentlich d'Orsay und das Fürstenpaar Esterházy. — Apropos, die Fürstin ist eine wunderschöne Frau."

„Aber treu wie eine Spießbürgerin," bemerkte der Minister lächelnd. „Haben Eure Majestät die andere Frau aus Ungarn bei ihr gesehen? Wenn nicht, dann rathe ich Ihnen, Sire, dazu, die Gelegenheit ihrer Anwesenheit in London nicht zu versäumen, sie ist eine merkwürdig schöne Frau."

„Ich habe sie loben hören. — Ich gehe gleich nach Chandoshouse (die Wohnung des österreichischen Gesandten) und will sie mir vorstellen lassen. Bis dahin, adieu!"

Die Dame, von der Castlereagh gesprochen, war die Gattin des Güterdirectors des Fürsten, eines gewissen Herrn von H—d—r. Sie war wirklich blendend schön, eine Frau, wie man selbst in England, dem Lande weiblicher Schönheiten, sehr selten findet. Der König trat bei der Fürstin so plötzlich ein, daß sie die Frau von H—d—r nicht mehr verbergen konnte, wie sie dies bis jetzt gethan, wenn sie wußte, daß der König ihr nahen würde. Georg war an dem Tage, an welchem er mit der schönen Ungarin

zusammen traf, besonders gut aufgelegt und sah auch sehr gut aus, es ist also kein Wunder, wenn er ihr eben so gefiel, wie allen Frauen, mit denen er bekannt wurde. Selbst die Fürstin Esterházy fand ihn liebenswürdig, doch — da dies in eine spätere Lebensperiode Georg's gehört, spreche ich von dem Verhältniß, in welchem Georg zur fürstlich Esterházy'schen Familie stand, nicht, und dies zwar um so weniger, weil ich hierbei keine positiven Data besitze und das Andenken einer Dame nicht gern verunglimpfte, wiewohl es Menschen gegeben, die weniger schonend gegen sie verfahren, zumal als sie in Gesellschaft ihrer Schwiegermama und der Königin Caroline nach Italien reiste.

Trotzdem, daß Georg der Gattin des Güterdirectors außerordentlich gefiel, war dies dennoch eine sehr schwierige Eroberung. Nicht, daß die Dame sich einfallen ließ, den König gänzlich abzuweisen, doch wollte sie sich ihm schon auch aus dem Grunde nicht gleich ergeben, weil sie ihn dann um so schneller verlieren könnte. Somit dachte sie die Belagerung ihrer Herzensveste in die Länge ziehen zu können, was Georg, der schnelle Eroberungen liebte, beinahe zur Raserei brachte.

Die Fürstin theilte der unglücklichen Caroline auch diese neue Neigung des Königs mit. Caroline verfiel in ein tiefes Sinnen und es währte beinahe eine Viertelstunde, ehe sie ein Wort sprach.

„Liebe Freundin," sprach sie endlich, „glauben Sie wohl, daß man sich auf die Klugheit und Discretion Ihres Schützlings verlassen könnte?"

„Ich verbürge mich für beides," sagte die Fürstin. „Eure Majestät haben einen Plan?"

„Verschaffen Sie mir Gelegenheit, mit Frau von H—d—r sprechen zu können, ich will Ihnen dann Alles mittheilen und wenn Sie wirklich meine Freundin sind, wie ich daran nicht zweifle, so helfen Sie mir meine kleine Intrigue durchzuführen," sagte die Königin.

Frau von H—d—r wurde in das Conseil gezogen, die Königin theilte ihr und der Fürstin ihre Pläne in Bezug auf den König mit, die Fürstin brach in ein helles Gelächter aus, Frau von H—d—r aber erröthete bis über die Ohren, denn Das, was die Königin vorschlug, war Etwas, worüber sie in zwiefacher Weise Ursache hatte zu erröthen. Indessen blieb es bei dem verabredeten Plan und die Rollen wurden unter den Damen ausgetheilt. Es war eine Schlinge, die Georg gestellt wurde.

Der König ward bei Frau H—d—r von Tag zu Tag drängender, bis sie ihm ein Rendezvous zugestand, wobei sie aber einige sehr schwer zu erfüllende Bedingungen stellte. Diese waren, erstens: im Falle das Rendezvous solche Folgen haben sollte, wie dies bei erlaubtem Umgang der Männer mit Weibern gewünscht, bei unerlaubtem aber befürchtet wird, die Existenz der Mutter und des Kindes auf das Glänzendste gesichert sein müsse. Der König nahm von einem Juwelier, dem er einen Theil der Kronjuwelen verpfändete, indeß die wirklichen durch nachgemachte ersetzt wurden, ein Anlehen von 120,000 Pfund Sterling auf, welches in der Bank von Amsterdam angelegt wurde.

Ferner sollte das erste Rendezvous im Finstern stattfinden, bis die Dame ihr Schamgefühl überwunden haben würde, sowie sie auch den König bat, die erste Zusammenkunft nicht über eine Stunde zu verlängern. Georg ging auf Alles ein, und, sonderbar genug, auf den ersten Punkt viel leichter, als auf die beiden letzteren; er rief: „Oh, warum mich nicht auf einmal ganz glücklich machen? Warum dem Gehör und dem Gesicht Etwas entziehen, was man den übrigen Sinnen bewilligt?" Doch die Dame blieb unerbittlich.

Die erste nächtliche Zusammenkunft fand im Chandos-house statt und eine Stunde, nachdem Georg dies Gesandtschaftshôtel betreten hatte, verließ er es wieder und ging sinnend nach Hause.

Georg hatte für jede seiner Launen eigene Vertraute, einen für Modesachen — den Grafen d'Orsay, einen für politische Intriguen — Castlereagh, einen für leichtere Abenteuer mit Bürgerfrauen oder Mädchen — Paget und einen für verwickeltere Liebesintriguen — den Herzog von Newcastle. Dieser Letztere wußte von der neuesten Laune des Königs und hatte ihn sogar nach Chandoshouse begleitet. Er war der Erste, der ihn im königlichen Palast empfing und ihn befrug, wie er sich unterhalten habe.

Der König, eben nicht der discreteste galante Herr, war diesmal ganz stumm, er schien sogar verdrießlich und kopfhängerisch, er ging mit den Händen hinter seinem Rücken verschlungen, im Salon auf und ab und summte eine Opernmelodie. Es war dem Herzog etwas ganz

Neues, den König so zu sehen und gerade diese außergewöhnliche Stimmung reizte seine Neugier. Es war aber an dem Abend nach stattgefundener Schäferstunde aus ihm kein Wort mehr heraus zu pressen, sodaß der Herzog es für besser hielt, den König nicht weiter mit Fragen zu belästigen und ihn verließ.

Am nächsten Tage bei dem Frühstück thaute der König auf, er war gut gelaunt und gesprächig und fuhr mit einigen seiner intimsten Freunde, worunter sich unter anderen auch der Herzog von Newcastle befand, nach Windsor, namentlich nach jenem Jagdpavillon, wo die unterbrochene Badescene stattgefunden hatte. Der Herzog sah es dem Könige an, daß dieser vor Begierde brannte, seinem Vertrauten sein bestandenes Abenteuer zu erzählen und dieser, den Wink verstehend, bog nach dem Fasanengarten ein, von wo ein herrlicher Rasenpfad nach den so malerisch gelegenen Virginia Waters führt, diese letzteren sind aber erst zur Zeit der Regierung Victoria's dazu geworden, was sie jetzt sind.

„Freund Herzog," sagte der König endlich, als er mit seinem Freunde an den Wasserfall gekommen war, „ich glaube, man hat mich gestern auf die niederträchtigste Weise düpirt. Es war nicht Frau von H—d—r, die ich in die Arme geschlossen, sondern eine andere Person."

„Glauben Sie diese Person, die Sie betrogen hat, zu kennen, Sire?" frug der Herzog.

„Ich hätte darauf schwören mögen, es sei meine ehe-

malige Gattin Caroline gewesen, wenn ich nicht positiv wüßte, daß sie sich gegenwärtig in Neapel aufhält."

„Ah, dies wissen wir ja Alle. Die Zeitungen melden Alles, was sie angeht und erst gestern habe ich wieder von einem Ausflug nach Pompeji gelesen, an welchem sie ebenfalls theilgenommen. Es ist aber auch möglich, daß sich Eure Majestät täuschen. Sowie es Menschen giebt, die sich äußerlich gleichen, Andere aber eine so gleiche Stimme besitzen, daß man Einen von dem Andern nicht unterscheiden kann, so ist es um so mehr möglich, daß sie sich in solchen Situationen ähnlich sind. In dieser Weise hat schon so mancher Ehebruch stattgefunden, daß entweder die Frau den Mann, oder dieser die Frau verkannt hat."

„Hm, ja, das mag Alles sein, nichtsdestoweniger bin ich aber um eine ungeheure Summe geprellt worden, denn hätte ich gewußt, daß mich in den Armen dieser wahrhaft engelsschönen Frau kein größeres Vergnügen erwartet, dann würde ich mich bedacht haben, ihr und ihrem Kinde in spe eine so große Summe auszusetzen."

„Eure Majestät sind in Geldangelegenheiten niemals bedachtsam gewesen," bemerkte der Herzog.

„Sie haben Recht, mein guter Freund; 's ist auch nicht Das, was mich ärgert, sondern Das, daß ich nicht weiß, wie ich mich der schönen H—d—r gegenüber halten soll. Wenn ich düpirt worden, dann werden mich die beiden Weiber, die Fürstin und die H—d—r, fürchterlich auslachen."

„Es war doch eine zwischen Eure Majestät und der Dame verabredete Sache."

„Das wohl. Wozu rathen Sie mir? Soll ich noch ferner den Galan spielen?" frug Georg.

„Lassen Sie's auf einen Versuch ankommen, Sire. Er wird Sie doch nicht umbringen. Forciren Sie sie dazu, daß sie die beiden Bedingungen wegläßt. Jetzt wird dies schon gehen. — Noch eins, Sire. Haben Sie die Dame nach dem Mittagmahle besucht?" frug der Herzog mit Betonung.

„Ich weiß, was Sie meinen, ob ich einen Rausch gehabt? Wir haben auch gestern nicht mehr getrunken wie sonst. Es kann immerhin sein, daß mir meine Phantasie einen schlimmen Streich gespielt."

„Ich bin davon überzeugt. Versuchen Sie's zu einer anderen Zeit," rieth der Herzog.

„Ich will Ihrem Rath folgen. Gehen wir jetzt zurück. Lassen Sie an sich nichts bemerken."

Der König ging am nächstfolgenden Abend wieder zur Fürstin. Die Rendezvous mit Frau von H—d—r wurden fortgesetzt, anfangs in jener Weise, wie das erste gewesen, nämlich im Finstern, später ließ sich die schöne Frau erweichen und empfing ihn auch bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes. Georg fand endlich, daß er sich geirrt hatte, denn auch jetzt schien es ihm, als amüsire er sich bei der Dame nicht besser, als ehemals und er verwünschte im Stillen alle diese krankhaften Gelüste, die ihn an eine gewisse Person fesselten.

Nichtsdestoweniger setzte er die Bekanntschaft fort, bis die Dame London verließ und Andere den Platz in seinem Herzen füllten. Er war auch als Mann und nach dem Tode seines Vaters bis an sein Lebensende der lustige, leichtsinnige Wüstling, kein Despot, er that nichts Böses, doch auch nichts Gutes, sondern ließ Grey, Canning und die übrigen Minister machen, was sie wollten, da er sich selber sehr wenig um Staatsangelegenheiten bekümmerte.

Mittlerweile war die Exkönigin Caroline nach ausgesprochener Scheidung nach Italien gereist, wo sie wieder mit ihrer Freundin, der Fürstin Esterházy, zusammentraf. Später kehrte sie wieder nach England zurück, machte bedeutende Schulden und wollte den Leuten einreden, das Scheidungsurtheil würde umgestoßen werden, denn sie habe ein Mittel gefunden, um des Königs Liebe wieder zu gewinnen und ihre Verleumder zu bestrafen. Aus was aber dieses Mittel bestanden, dies erzählte sie Niemandem. Sie lebte übrigens ein kümmerliches unstätes Leben. Es wurde ihr von der Regierung untersagt, sich noch ferner Königin zu nennen und zu unterschreiben. Sie besuchte bald diese, bald jene ihrer ehemaligen Bekannten, doch erfuhr sie auch viele Kränkungen, denn man gab ihr zu verstehen, daß man sie nicht gerne empfange, weil man nicht riskiren wolle, die Ungnade und den Zorn des Königs und seines allmächtigen Ministers Castlereagh sich zuzuziehen.

Zu eben derselben Zeit, in welcher Caroline zum zweiten Male nach England kam, traf auch die Nachricht

vom Tode des Exkaisers Napoleon auf der Insel St. Helena in London ein und machte die Königin vergessen. Auch der Tod Napoleon's ward Castlereagh in die Schuhe geschoben und es gab Viele, die glaubten, der Minister habe ihn vergiften lassen. Mehre Franzosen, Anhänger des verstorbenen Kaisers, schrieben Drohbriefe an Castlereagh. Sein Leben mußte ein erbärmliches gewesen sein. Niemand liebte ihn, weder in England, noch sonst wo, die wenigen geheimen Freunde der Exkönigin aber haßten ihn sogar und man schreibt den Selbstmord dieses Ministers der Furcht vor den Franzosen zu.

Diese letztere Annahme ist aber durchaus falsch und Diejenigen, die behaupten, Castlereagh habe sich aus Gewissensbissen dafür, was er an der Königin Caroline verschuldet, getödtet, kommen der Wahrheit etwas näher, indem er sich wirklich wegen ihr getödtet, doch nicht so viel aus Gewissensbissen, als aus Furcht.

Die vielfachen Seelenleiden hatten endlich die Gesundheit der armen Exkönigin so sehr heruntergebracht, daß sie in eine langwierige Krankheit verfiel, von welcher sie nicht mehr geheilt wurde. Sie fühlte ihr Ende herannahen. Die einzige Freundin, die sich ihrer bis zum letzten Moment annahm und in deren Armen sie verschied, war die Fürstin Esterházy. Einige Stunden vor ihrem Tode dictirte sie dieser Dame einen Brief, den sie eigenhändig unterschrieb und übergab ihn der Fürstin, mit der Weisung, denselben ihrem Gatten — dem König Georg, einzuhändigen, doch erst dann, wenn die Bulletins meldeten,

die Aerzte haben ihn aufgegeben. Die Fürstin konnte stets am allereheften wissen, wie der Gesundheitszustand des Königs sei, da ihr Gatte jeden Abend bei ihm zubrachte. Sie tranken gewöhnlich so lange mit einander, bis Beide unter dem Tisch lagen und von der Dienerschaft zu Bette gebracht wurden. Der König war nämlich in den letzten Jahren seiner Regierung zum vollendetsten Trunkenbold geworden, zumal, nachdem er wahrgenommen hatte, daß er für Liebesgenüsse keine Kräfte mehr besaß.

Nach dem Tode der Königin erhielt der König einen Besuch von der Fürstin Esterházy. Sie hatte mit ihm eine sehr lange Conferenz, ohne daß man jemals erfuhr, was der Inhalt ihres Zwiegespräches gewesen sein mochte, man weiß nur so viel, daß er sofort den Minister Castlereagh zu sich rufen ließ. Auch Das, was Georg mit seinem Minister sprach, erfuhr man nicht. Einige Hofherren, die sich im dritten Zimmer befanden — denn jenes, wo der König mit dem Minister sich unterhielt und noch ein dazwischen liegender Saal im Schlosse zu Windsor, waren abgesperrt, behaupten, der König habe mit so helltönender Stimme und in so zornigem Tone gesprochen, wie sie dies niemals von ihm gehört. Einige seiner Worte drangen bis an ihre Ohren, diese waren: „Verräther — Tower — Haupt auf dem Block — Hochverrath — Majestätsverbrechen.“ Der Minister verließ den König mit sehr bestürztem blassen Gesicht und am nächsten Morgen verbreitete sich das Gerücht, er habe sich die Kehle mit dem Rasirmesser durchgeschnitten. Keine

einzige Hofequipage folgte seinem Leichenbegängnisse, wie dies bei anderen Ministern üblich war und Georg sprach niemals wieder von ihm, ja, er fuhr einige seiner Hofleute in sehr zorniger Weise an, wenn sie in seiner Gegenwart den Namen Castlereagh aussprachen, sowie er auch von diesem Momente an ganz verändert war und die Liebschaften mit Damen aufgab, um sich ganz dem Trunke zu ergeben.

Am Tage vor seinem Tode, im Jahre 1830, besuchte ihn die Fürstin Esterházy wieder. Die Unterredung, die er mit ihr hatte, mußte ihn außerordentlich aufregen, er schellte und verlangte nach seinem Bruder Wilhelm und dem Herzog von Wellington, mit denen er eine lange Unterredung hatte, die ihn aber in eben dem Maaße verstimmte, wie jene mit der Fürstin ihn erheitert hatte; er ließ sich Wein geben und sagte, er wolle am nächsten Tage ausfahren und werde wahrscheinlich verreisen. Der Tod machte aber seine Pläne zu Wasser.

Den Schlüssel zu allen diesen Ereignissen besaß Niemand, nur die Fürstin Esterházy, der Nachfolger Georg's IV., Wilhelm IV. und der Herzog von Wellington; die Erstere jedoch hat das Geheimniß dem Papier anvertraut und es ist mir gegönnt gewesen, einen Einblick in dasselbe zu thun, nachdem ich versprochen, es Niemandem zu sagen, so lange die Fürstin lebte. Da die Bedingung, an die mein Stillschweigen gebunden war, aufgehört hat, meiner Discretion Fesseln anzulegen, so gebe ich das Geheimniß in dieser Form, wie ich es gefaßt, weiter. Personen, die diese An-

gelegenheit am nächsten betrifft, mögen daraus jeden Gebrauch ziehen, den sie wollen, ich kann nichts Anderes thun, als so viel zu sagen, als mir selber bekannt ist.

Georg hatte ganz Recht gehabt, als er dem Herzog von Newcastle sagte, es sei ihm bei seinem ersten Rendezvous mit Frau von H—d—r vorgekommen, als schließe er seine ehemalige Gattin Caroline in die Arme. Es war auch anfangs Niemand sonst als diese unglückliche Frau, die ihre Liebe zu solcher List trieb. Später hatte sie jedoch eingesehen, daß es unmöglich sei, den Betrug fortzusetzen, zumal als sie fühlte, daß sie Mutter werden würde. Sie gab einem Knaben das Leben, der in der Taufe den Namen Gaston erhielt und von Herrn von H—d—r an Sohnesstatt angenommen wurde, sowie er auch jenes in Amsterdam angelegte Vermögen von 120,000 Pfund Sterling in die Hände bekam.

Die vier Hauptpersonen, die außer Georg, seinem Nachfolger Wilhelm, dem Herzog von Wellington und dem Minister Castlereagh, von Allem wußten, nämlich die Fürstin Esterházy, Herr und Frau von H—d—r und jener Mann, von dem ich selber zuletzt Alles erfahren habe, sind seit längerer Zeit todt, der rechtmäßige Erbe Georg's IV., sein Sohn Gaston, lebt aber noch. Es wirft sich nun die für alle Juristen sehr interessante Frage über die Legitimität und Thronfolge dieses Sohnes Georg's auf. Ist er als legitimer Sohn zu betrachten, nachdem die Scheidung bereits ausgesprochen war? Dies zu entscheiden, wäre doch wohl schwer.

XI.

Wilhelm IV. — Die Königin Victoria und Prinz Albert. — Liefern nur kleine Scandale. — Der Herzog von Wellington als Friedensvermittler.

Die unangenehmste Situation für einen Historiker ist die, wenn er an Personen kommt, die weder Leidenschaften, noch Schwächen, doch auch keine hervorragenden Eigenschaften und Tugenden besitzen. Diese nennt man in conversationeller Sprache „gute Menschen", was ziemlich gleichbedeutend mit dem „einfältige Menschen" ist.

An ein solches Menschenpaar werde ich jetzt kommen, doch von demselben nur wenig berichten, sowie auch vom Nachfolger Georg's IV., dem Könige Wilhelm. Dieser war ein jovialer Engländer, liebte den Comfort, gute Speisen und guten Wein, ohne sich zu betrinken, schwärmte für nichts, höchstens, daß er die Marine bevorzugte, regierte nach den Gesetzen und litt es nicht, wenn seine Minister etwas thaten, was dem Parlamente und dem Lande nicht angenehm war, mit einem Worte, Wilhelm war ein König, wie ihn die Engländer lieben, und sie wünschen sich nie einen besseren zu besitzen, als er es war.

Seine Nachfolgerin, die Tochter des Herzogs von Kent, Victoria, folgte ihm als 18jähriges Mädchen in der Regierung im Juni des Jahres 1838, in welchem Monat sie in der Westminsterabtei zur Königin gekrönt wurde. Ihre beiden Oheime, die Herzöge von Sussex und Cumberland, waren die Ersten, die ihr huldigten, gleichzeitig aber auch ihren Eid auf die Constitution von England entgegen nahmen.

Die Scandale, die sich am Hofe Victoria's zutrugen, kann man im Vergleich mit allen bisher angeführten nur Scandälchen nennen und sie lassen sich auf zwei reduciren: Bei einem Levée hatte der Prinz Albert ein Fräulein, dem er der Sitte gemäß einen Kuß auf die Wangen geben sollte, diesen auf den Mund gegeben und dafür von der Königin eine Theetasse an den Kopf erhalten. Ein andermal war er Victoria zu lange ausgeblieben und sie ließ ihm das Thor des Schlosses Windsor vor der Nase absperren. Beidemal war der Herzog von Wellington der Friedensvermittler.

Somit schließen meine englischen Scandalgeschichten mit einem sehr zahmen Ehepaar, was mir gar nicht angenehm ist, da ich gerne mit einem Knalleffekte geschlossen hätte.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Scandal-Geschichten

europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Vierter Band.

Italien.

Leipzig
Verlag der Verlagsanstalt.

Italien.

I.

Die ältesten Hofscandale kommen in Italien vor. — Die Gründung Roms mit fünf grossen Scandalen in Verbindung. — Raub der Sabinerinnen. — Numa und Egeria. — Tullia. — Lucretia und Virginia. — Julius Cäsar und Calpurnia. — Fulbia, Kleopatra und Livia. — Tiberius und seine Fischlein in Bajae. — Caligula. — Wie er seine Gattin liebte. — Claudius. — Messalina. — Agrippina, die Verführerin ihres Sohnes Nero. — Vitellius, seine Tochter und seine Enkelin Vitellia. — Wie Titus den Brandstifter bestraft.

Nirgends in der Welt lassen sich die Hofscandale so weit zurück ins graue Alterthum verfolgen, wie in Italien. Schon die Gründung der Weltstadt Rom ist mit fünf großen Scandalen verbunden und zwar gleich in der Regierung des ersten Römerkönigs Romulus. Der erste Scandal war jener, daß die beiden Zwillinge von ihrem unnatürlichen Oheim, dem das Orakel geweissagt, er würde von seinen Neffen vom Throne gestoßen werden, in einem Walde ausgesetzt wurden, um dort als Beute für Wild zu dienen. Nach anderen Traditionen soll es nicht der

Oheim, sondern der eigene Vater gewesen sein. Es heißt nämlich, daß Numitor die Zwillinge seiner Gattin Rhea Silvia nicht als seine Kinder anerkennen wollte, sondern sie als Kuckucksbrut betrachtet habe, die seine Gattin im Ehebruch mit einem Rutuler Heerführer geboren und ihm aufdisputiren wollte. Numitor soll aber ein guter Berechner gewesen sein, so brachte er denn heraus, daß die Zeit der Empfängniß der Kinder um vier Monate weiter entfernt lag, als eine Frau braucht, um ein Kind unter dem Herzen zu tragen. Er war nämlich in einen Krieg mit den Etruriern verwickelt und volle vier Monate vom Hause abwesend, während welcher Zeit sie die Kinder empfangen haben mußte. Es scheint demnach, daß die Menschen schon in jener Zeit so viel von der Physiologie und Anthropologie verstanden, daß sie sich nicht so leicht düpiren ließen. Wenn es also wirklich wahr ist, daß Rhea Silvia einen Ehebruch begangen, so wäre hier der zweite Scandal zu finden. Es ist übrigens sehr fraglich und es wird auch von vielen alten Schriftstellern in Zweifel gezogen, ob Numitor und Rhea Silvia wirklich die Eltern der beiden Zwillinge waren; nach Anderen sollen sie sie blos auferzogen haben. Der dritte Scandal wäre eine dritte Version der Geschichte, die die Reinheit der Geburt dieser Kinder ganz und gar in ein zweideutiges Licht setzt, indem behauptet wird, nicht eine Wölfin sei es gewesen, wie es der damalige Glaube oder Aberglaube angiebt, die den Kindern ihre Brüste zum Saugen reichte, sondern eine Lupa im anderen Sinne, nämlich eine Lustdirne oder Prostituirte, denn Lupa

bedeutet auch so viel, als eine solche Person, daher auch das Wort Lupanar oder Bordell.

Aus diesem ist es nur zu klar, daß die alten Bewohner von Latium, namentlich von Alba longa, von woher diese Zwillinge stammen, schon den Begriff der Prostitution kennen mußten und daß es schon damals Bordelle gegeben; ein Zeichen, wie weit die Cultur und Civilisation unter diesem Urvolke vorgeschritten sein mochte. Wie gesagt, sind alle diese Traditionen in ein so schwarzes Dunkel gehüllt, daß man sie nur sehr behutsam als Basis der Geschichte annehmen darf.

Nicht anders verhält es sich mit dem vierten Scandal, der sich ergab, als die Knaben zu Jünglingen herangewachsen waren und Romulus seinen Bruder Romus dafür, weil dieser ihn verspottete und über den schmalen Graben setzte, welcher die neu zu erbauende Stadt Rom umgab, mordete. Trotz dieses Brudermordes wurde Romulus von den Pontifices dennoch heilig gesprochen und da sein Vater zweifelhaft war, gab man ihn für einen Sohn des Kriegsgottes Mars aus.

Hätte Ben Akiba schon damals gelebt, würde er nicht auch schon gesagt haben, es ist schon Alles dagewesen? Denn der Brudermord des Romulus ist ja nur eine Imitation des Brudermordes, den Kain an Abel verübt und den die beiden thebanischen Brüder gleich den Löwen im komischen Gedichte: „Zwei Löwen gingen einst selband in

einem Wald spazoren"*) u. s. w. gegenseitig ausführten, (Eteokles und Polynikes, die Nachkommen Oedipus' und Jokasta's).

Ovid hat es versucht, in seinen Libri Fastorum Romulus sauber zu waschen, obschon er es nicht nöthig hatte, die Canonisation hatte nämlich schon längst stattgefunden, wie dies auch später eben so unwürdigen Menschen von den Päpsten widerfuhr.

Sowohl Romulus wie seine Römer — von denen Juvenal behauptet, es seien gemeine Räuber und Gurgelabschneider gewesen, standen in Latium in einem so schlimmen Rufe, daß kein lateinischer Vater sie zu Eidamen haben wollte, so daß sie genöthigt waren, die Weiber zu rauben, wenn sie nicht haben wollten, daß der neubackene Staat wegen Mangel an Nachkommen aussterbe. Die Geschichte vom Raube der Sabinerinnen ist bekannt. Rubens hat diesen Scandal in einem herrlichen Gemälde verewigt. Das Ende der aus diesem Raube entstandenen Fehde war

---

*) Das Gedicht lautet:

Zwei Löwen gingen einst selband
In einem Walde spazoren
Und haben von heftigem Grimme entbrannt
Einander aufgezohren.
Da kamen des Weges zwei Leute edel,
Die fanden vom Kampfe nichts als beider Löwen Wedel.
Daraus die weise Lehre geht hervor:
Selbst mit dem besten Freunde Dein im Walde nicht spazor.

Anm. des Herausgebers.

der, daß die Sabinerinnen, die die Räuber à la Camera doch nicht für so fürchterlich hielten, wie ihre Väter, Brüder und Verwandte ihnen hatten glauben machen wollen, sich in's Mittel warfen und einen Frieden zu Stande brachten. Ein seltenes Beispiel sowohl in der Weltgeschichte wie im gewöhnlichen Leben, daß Frauen Frieden stiften, am öfterſten waren sie mittelbare oder unmittelbare Urheberinnen von blutigen Kriegen, wie dies schon die schöne Helena bewiesen, derentwegen eine blühende Stadt zehn Jahre belagert, in Brand gesteckt und endlich gänzlich zerstört wurde, so daß: nunc seges est ubi Troja fuit.

Die Römer hatten mehre Könige und gleich die beiden ersten, so hoch sie sie auch halten mögen, besaßen ziemlich freie moralische Grundsätze, denn auch der Nachfolger des Romulus, der zweite König von Rom, Numa Pompilius hielt sich eine Mätresse, die ihm half einen Kalender und Gesetze zu machen. Sie mußte eine Person à la Madame de Maintenon sein. Die Römer nannten sie eine Nymphe — sie mochte wohl eine im heutigen Sinne des Wortes gewesen sein. Egeria, war der Name der Rathgeberin Numa's. Sie besaß genug natürlichen Verstand, dies sieht man, wenn man die Institutionen Numa's einiger Aufmerksamkeit würdigt; er machte eigentlich aus Rom einen wirklichen Staat und theilte das Volk in Tribus und Centurien ein, welche Eintheilung unter der Republik nur wenig modificirt wurde. Man kann annehmen, daß Numa Pompilius in Egeria sehr verliebt war, da er, seine männliche Eitelkeit überwindend, den Römern gestand, sie habe

ihm in Allem geholfen, und indem er sie für ein göttliches Wesen ausgab, erhob er sich selber. Sein Verhältniß würde übrigens in unserer Zeit für scandalös gehalten werden, damals war es nicht so.

Ich übergehe hier die Könige Tullus Hostilius und Ancus Marcius, weil sich unter ihrer Regierung kein auffallender Scandal ereignete, um so größer war aber jener, den die Tochter des Königs Servius Tullius, die berüchtigte Tullia, beging, die von der Ermordung ihres Vaters nicht nur wußte, sie auch billigte, sondern unmenschlich genug war, mit ihrer Quadriga (Vierspänner Wagen) über den Leichnam des ermordeten Vaters im Angesicht aller Römer zu fahren und somit den Haß und die Verachtung Aller auf sich zu ziehen.

Der größte Scandal aber wurde vom Sohne des letzten römischen Königs, Tarquinius Superbus oder des Stolzen, von Sextus Tarquinius begangen, der die Gattin eines Verwandten und römischen Patriciers, Lucius Collatinus, die edle Lucretia, schändete.

Diese Geschichte ist übrigens eine sehr mysteriöse, wenn sie sich so verhält, wie sie von den Geschichtsschreibern gewöhnlich angegeben wird. Es wird nämlich gesagt, er habe ihr mit dem Dolche gedroht und Gewalt angewendet, um sie zu nothzüchtigen, hierauf habe sie aber die Römer gegen die Tarquinier aufgehetzt und da sie es nicht vermocht, die Schande zu überleben, entleibte sie sich in Gegenwart ihres Gatten und des älteren Brutus. Wenn sie so viel Muth besaß, sich den Dolch durch das Herz zu

stoßen, nachdem die That geschehen, wäre es nicht viel besser gewesen, dem Dolche des Verführers zu trotzen und sich lieber gleich von ihm umbringen zu lassen? Oder sollte ihr diese Todesverachtung erst später gekommen sein? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß er sie mit einem narkotischen Mittel betäubt oder sonst ohne Dolch Gewalt angewendet hatte und daß sie im ersteren Falle ihre Schande erst gewahr wurde, nachdem er sich an der Ohnmächtigen satt geschwelgt oder aber hat sie mit ihrer Erdolchung nur gewartet, bis sie die Römer zusammenbrachte und sich nur erdolchte, um sie gegen die Tyrannen aufzureizen? Stände die Erzählung so, dann hätte sie viel mehr Plausibles an sich und selbst Lucretia stünde höher in den Augen Aller.

Zur Zeit der Republik, welche mehrere Jahrhunderte währte, kommt nur ein einziger großartiger Scandal vor, der gleichzeitig Zeugniß von der Langmuth eines Volkes liefert und auch davon, wie viel es braucht, um diese träge Masse zu bewegen. Ich meine den Fall des Appius Claudius, jenes Decemvirs, der die schöne Virginia sich mittelst falscher Zeugnisse als Sclavin zusprechen ließ, die dann von ihrem Vater, dem aus dem Kriege heimkehrenden Plebejer Virginius, auf öffentlichem Markte mit einem Messer erstochen wurde, worüber die Römer sich gegen die Decemviren empörten und sie verjagten.

Auch diese Geschichte ist eine große Lehre für alle Zeiten. So lange das schöne Mädchen lebte, wagte es Keiner, sie dem Tyrannen Appius Claudius zu entreißen.

Die Menschen sind nämlich, wie Börne richtig behauptet, zu Sclaven und zum Gehorsam geboren. Es gehört ungeheuer viel dazu, um sie aufzuregen und zur Energie anzuspornen. Wie wären sonst Despotien, Oligarchien, Aristokratie und selbst Anarchie möglich? Ist dies nicht auch Etwas, was die Unterdrücker ermuthigt, denn sie wissen, daß sich ein Volk lieber tausendmal tyranniſiren läßt, als daß es Energie zeigte und handelte. So geschieht es auch jetzt, und wenn ja einige Völker sich Freiheit errungen, so ging die Bewegung niemals von den Massen, sondern immer von einzelnen muthigen Männern aus, die das eigene Wohl dem allgemeinen hintansetzten. Ich gehe weiter und frage jene Männer, die sich an die Spitze der allgemeinen communiſtiſch-socialiſtiſchen Bewegung gestellt, wie Louis Blanc, Proudhon, Lassalle, Felix Pyat, Victor Hugo u. s. w., glauben sie, der Arbeiter werde jemals den Muth besitzen, anstatt unfruchtbare, kurze Zeit währende Strikes zu machen, in Masse aufzustehen und durch seine ungeheuere Zahl die viel geringere der Capitaliſten zu erdrücken und sie zur Theilung zu zwingen? Niemals, denn jener Volksclasse, die gegenwärtig in fortwährende Bewegung gesetzt wird, fehlt es an Allem, was jene Massen besaßen, die den Leithämmeln großer Volksbewegungen folgten, dann sind sie auch mit Recht mißtrauiſch, weil sie so viele Beiſpiele vor den Augen haben von politiſchen Renegatenthum, weil sie bestochen werden können, weil der Hunger keine erhebende Idee ist, für die man sich fanatiſiren läßt, wie es Religion, Nationalität und Unabhängigkeits-

gefühl gewesen. Gebt der hungrigen Masse Brod und sie wird wieder ruhig werden, wenn es auch nur ein Krümchen gewesen.

Doch halt! Ich ertappe mich an politischer Philosophie und bin von meinen Scandalen abgekommen. Laßt mich also zu diesen zurückkehren und gleich einen Sprung von mehren Jahrhunderten über die republikanische Aera bis an die Cäsaren thun.

Auch hier bewahrheitet sich meine Annahme, daß es kein so großartiges Ereigniß gab, bei welchem die Frauen nicht mittelbar oder unmittelbar betheiligt gewesen. Julius Cäsar eben so wie Pompejus, schon an und für sich sehr ehrgeizige Männer, wurden am meisten von ihren Weibern und Maitressen bestimmt, die bisher bestandene republikanische Regierungsform über den Haufen zu werfen und die monarchische wieder einzuführen und zwar eine noch unumschränktere, als sie unter den Königen gewesen.

Die Demoralisation unter den Römern war bereits so groß, daß das Maitressenthum sich überall geltend machte. Es gab auch Weiber, die nicht nur Einen, sondern Mehren der Großen Roms ihre Liebe schenkten, um sie zu beeinflussen, wie sie sich überhaupt für Politik bedeutend interessirten. Unter diesen Weibern war namentlich Fulvia, die nachherige Maitresse Marcus Antonius' und später Caesar Octavianus', die schon als elfjähriges Mädchen Caesar zu zügeln verstand und ihm die Erstlinge ihrer Liebe weihte. Daß Julius Cäsar in der ganzen römischen Armee im Rufe eines großen Weiberjägers stand,

beweist auch, daß die aus Gallien heimkehrenden Legionäre, als sie ihren Triumphzug in Rom hielten, über Cäsar sagten: „Romani, servate uxores vestras, calvum maechum adducimus“ (Römer, hütet Eure Frauen, wir bringen einen kahlen Wüstling). Und es ist gewiß, daß Cäsar unter den Römerinnen seiner Galanterie wegen ebenso beliebt war, wie bei den Römern zufolge seiner Siege.

Es ist ein constatirtes Factum, daß Brutus der Jüngere ein Kind der Liebe Cäsar's gewesen und daß der Letztere ihn zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Cäsar war nämlich in seinen Jünglingsjahren von seinem lüderlichen Lebenswandel sehr berüchtigt und gehörte in die Kathegorie solcher Taugenichtse wie Lucius Catilina, Lentulus, Cethegus, Gabinius und jene wilde Horde ausschweifender Wüstlinge, die Sallust in seiner „Conjuratio catilinaria“ erwähnt. Er war trotz seines Vermögens stets in Geldverlegenheit, so daß er bis über dem Halse in Schulden steckte. Daß er sich aus dieser Verlegenheit durch die Theilung der Macht mit Pompejus und Aemilius Lepidus, durch seinen Feldzug in Aegypten und Gallien, endlich aber durch das Ansichreißen der Oberherrschaft von Rom heraushalf, ist gewiß. Jenes Vermögen, von welchem ein Theil bestimmt war, eine Majorität in Rom zu erkaufen und es dahin zu bringen, daß Cäsar durch ein Plebiscit zum Imperator gewählt wurde, welche Würde eine erbliche sein sollte, hatte er sich größtentheils in Aegypten gesammelt. Seine Abenteuer und sein nachheriges Liebes-

verhältniß mit der reizenden Königin von Aegypten, Kleopatra, sind allbekannt gewesen.

Wie es öfters der Fall ist, daß ein Mann Bastarde zu Dutzenden hat, ohne einen einzigen legitimen Erben zu zeugen, so war es auch bei Cäsar der Fall. Seine Gattin Calpurnia war kinderlos, weil sie ihrem Gatten in Bezug auf geschlechtliche Ausschweifungen in nichts nachstand. Während er in Gallien und Aegypten den Lüsten lebte, war sie ihm auch nicht treu geblieben. Mehre der jüngeren Senatoren und einige Militärtribunen erfreuten sich ihrer Gunst, und ihr Ruf in Rom war ein sehr zweideutiger, um kein Haar ein besserer als jener Kleopatra's und Fulvia's.

Zu jener Zeit mochten wohl die geschlechtlichen Ausschweifungen bei den Weibern von den Tugendhafteren für entehrend gehalten worden sein, gerade so wie andere Laster, ja, es gab auch Gesetze, die namentlich Ehebrecherinnen stark bestraften, andererseits aber herrschte unter den Römern auch die von den Griechen allgemein angenommene Freiheit der Liebe. Mädchen, Wittwen und von ihren Männern geschiedene Frauen, konnten ein noch so lasterhaftes Leben führen, ohne daß man ihnen dies gar so übel genommen hätte, wie dies jetzt geschieht.

Es hat sich ebenfalls herausgestellt, daß die Vestalinnen durchaus kein so keusches Leben führten, wie dies einige Archäologen glauben machen wollen, sie hatten sogar unter den Gladeatoren der Circusse ihre Liebhaber und diese begaben sich nach ihren Behausungen im Vestatempel,

um mit diesen vornehmen Priesterinnen die Freuden der Liebe zu genießen. Die sogenannten Saturnalien waren Feste, an welchen Frauen höheren Ranges auch theilnahmen, und diese Saturnalien waren, wie bekannt, nichts anderes, als die großartigsten Orgien.

Der Einfluß der Weiber zeigte sich auch später nach der Ermordung Cäsar's. Fulvia war es, die aus einer Geliebten Julius Cäsar's die Maitresse zweier seiner Nachfolger und Triumvire wurde, die diese — Marcus Antonius und Cäsar Octavian — am meisten gegen die Freunde Pompejus und später Brutus hetzte. Sie wurde von diesen beiden Männern mit in den Rath gezogen, in welchem die Proscriptionsliste verfertigt wurde, namentlich galt ihr Haß M. Tullius Cicero, der in seinen Reden und auch sonst in der Gesellschaft Fulvia beleidigt hatte. Als man ihr den Kopf Cicero's brachte, durchstach sie seine Zunge mit Nadelstichen.

Nicht nur bei ihr, sondern auch bei Kleopatra war Marcus Antonius der Nachfolger Cäsar's und Fulvia die erste, die seine Gattin Octavia, die Schwester Octavianus' und diesen selbst gegen ihn hetzte. Als Vorwand zu jenem Kriege, der mit der Niederlage Kleopatra's und Antonius' bei Actium endete, diente wieder eine Frau, Octavia. Horaz spielt in einer seiner Satyren, die ich auch oben citirt*), darauf an. Dies ist Jedermann bekannt, der die Geschichte

---

*) Siehe Band II England. I. Theil. Seite 15. Anm des Herausgebers.

des alten Roms auch nicht ebenso genau kennt, aus den vielen Tragödien, namentlich „Antonius und Kleopatra" von Shakespeare und „Octavia" von Kotzebue.

Wenn wir in der Weltgeschichte Parallelen ziehen wollen, so wird uns die Aehnlichkeit der Charaktere und einiger Ereignisse zwischen damals und jetzt auffallen. Namentlich finden wir eine solche zwischen Napoleon I. und Julius Cäsar und dem gegenwärtigen Kaiser der Franzosen*), obschon manche Ereignisse, die unter Napoleon III. vorgefallen, auf die Geschichte Octavian's nicht ganz passen, namentlich hatte dieser Kaiser keine so schöne Tochter wie Livia, konnte also mit einer solchen nicht im blutschänderischen Verhältnisse leben. Daß ein solches zwischen Vater und Tochter bestanden hatte, sagt auch Ovid in einem seiner Gedichte, wobei er ausruft: „Eheu quid vidi, quo noxia lumina flexi". Diese Dame hatte es für gut befunden, die Freuden der Liebe nicht mit einem, sondern mit mehreren Männern, zu genießen und selbst ihren Vater vom Becher der Wollust nippen zu lassen. An jenem Abende, von dem Ovid spricht, hatte sie auch mit diesem ein Stelldichein verabredet, wie dies aber schon anderen Damen geschehen, darauf vergessen, oder es hatte sich vielleicht Ovid zu zeitig zum Rendezvous eingestellt und war Zeuge eines Auftrittes, der keinem

---

*) Da diese Aufzeichnungen vor dem Jahre 1870 geschrieben worden, nennt der Verfasser Napoleon III. den „gegenwärtigen Kaiser der Franzosen". Anm. des Herausgebers.

Zweifel über den blutschänderischen Umgang des Vaters mit der Tochter Raum gönnte.

Unter den Cäsaren war die Demoralisation auf die höchste Potenz gestiegen, so zwar, daß sich sogar solche Libertins wie Horaz und Catull entsetzt haben würden. Suetonius Tranquillus erzählt uns in seiner „Vita duodecim Imperatorum", ebenso auch Tacitus in seinen Annalen Dinge, die ein Gemälde der Demoralisation am römischen Hofe unter den Caesaren liefern, wogegen die moderneren Ausschweifungen der Höfe von St. Petersburg, London, Madrid, Paris u. s. w. nur ein blasses verschwindendes Nebelbild geben, höchstens daß Katharina II. von Rußland sich wenigstens bestrebte, ihren römischen weiblichen Vorbildern zu gleichen.

Der Nachfolger Cäsar Octavian's war ein dem Laster der Päderastie ergebenes Ungeheuer; er hatte sich in Bajae ein Badehaus erbauen lassen, wo er mit schönen Knaben, die man seine Fischlein nannte, in ekelerregender Unzucht lebte. Sehr viele aus dieser Zeit stammende Zeichnungen, Basreliefs, Statuetten, Cameos und Intallios stellen die verschiedenen Scenen der Unzucht dieses Despoten vor, der sich, wie Suetonius sagt, „in den Leibern der Kinder, in wohlriechendem Wasser und im Blute Derjenigen badete, die an die gemonianische Treppe gebracht wurden". Die „Eiserne Jungfrau" des Mittelalters, ein Folterwerkzeug der Vehmgerichte und der spanischen heiligen Hermandad — wohl zu unterscheiden von der „Tochter des Nachrichters" (the scavengers daughter), die im Tower von

England aufbewahrt wird und bei weitem nicht so fürchterlich war, als ihre deutsche Schwester — die eiserne Jungfrau — ist also eine Erfindung aus der Epoche des Kaisers Tiberius; es war eine Fallthür, unter welcher sich Sensen befanden, zwischen welche der Verurtheilte geworfen wurde.

Sein Nachfolger Cajus Cäsar Caligula war zwar auch der Unzucht mit Knaben nicht fremd, doch zog er ihnen Weiber vor. Namentlich war er in seine Gattin in einer beinahe rasenden Weise verliebt und die Abbildungen zeigen uns die verschiedenartigsten Scenen, die er mit ihr durchmachte, die selbst für einen Marquis de Sade als Muster hätten dienen können, um sie zu beschreiben. Es war ein ganz eigenthümliches Ungeheuer, dieser Caligula. Er sagte: er liebe seine Gattin so sehr, daß er sie gerne köpfen ließe, damit er an ihrem Leichnam schwelgen könne. Es heißt von ihm in der Weltgeschichte bei der Beschreibung der erotischen Scenen, die er mit seinem Weibe aufführte: „et quidem stercus uxoris degustavit“ (er hat die Excremente seiner Gattin gegessen). Eine berüchtigte römische Courtisane, nachmals Gattin seines Nachfolgers Claudius — Messalina — hatte ihn auch tiefer in die paphischen Mysterien eingeweiht, da er aber weder Manneskraft mehr besaß, um dieses verruchte Weib zu befriedigen, andererseits aber ein eigenwilliger, wetterwendischer und selbstständiger Mensch war, paßte er sehr schlecht für ihre Zwecke und sie veranlaßte seine Ermordung durch einen deutschen Gladiator, dessen Geliebte die

Tochter seiner Amme, Aquilina, Caligula genothzüchtigt hatte und dann in Gegenwart des Gladiators ermorden ließ. Messalina verfuhr mit dem Deutschen etwa so, wie die Herzogin von Montpensier mit Clement und Ravaillac, von denen ich später sprechen will, wenn ich auf die Scandalgeschichten des französischen Hofes kommen werde.

Eben dieselbe Messalina, die die Ermordung Caligula's veranlaßt hatte, war auch die Beförderin der Wahl des Nachfolgers Caligula's, des läppischen Claudius Drusus, zum Kaiser. Sie hatte die Militär- und Civilmacht dadurch gewonnen, daß sie sich dem Volkstribun Cheraea und dem Oberhaupt der Prätorianer Protogeinus, hingab und diese sowohl bei der Prätorianerschaar wie unter dem Volke Claudius einen großen Anhang verschafften.

Messalina hatte sich jedoch sowohl in Claudius wie in diesen beiden Männern getäuscht, und ihre außerordentliche Schönheit brachte über sie nur Unglück. Ihr genügten nicht nur diese drei Männer, sondern wenn es Dutzende gewesen wären, auch nicht. Sie trieb es ebenso arg, wie Kleopatra, indem sie den größten Theil ihrer Zeit in Kasernen, Bädern und Bordellen zubrachte. Auch von ihr existiren derartige Abbildungen wie von Tiberius, Caligula und andern wollüstigen Ungeheuern des einen wie des andern Geschlechts. Sie erregte dadurch, daß sie sich dem nächsten Besten in die Arme warf und öffentlich auf dem Forum und in den Tempeln Jupiter's und Neptun's Unzucht trieb, die Eifersucht Cheraea's, der sie bis zur Raserei liebte, doch nicht im Stande war, sie ganz

zu befriedigen; dieser verschwor sich mit einem andern ebenso verruchten und ausschweifenden Weibe, Agrippina, der Mutter Nero's, gegen Messalina, sie brachte es auch bei dem schwachen und unselbstständigen Claudius dahin, daß er Protogenius den Befehl zu ihrer Ermordung gab, indem sie ihm einredete, Messalina trachte nach seinem Leben, was aber eine durchaus grundlose Beschuldigung war. Messalina wurde von Protogenius nicht ermordet, sondern er gab ihr den Dolch in die Hand, damit sie es selber thun möge. Sie hatte den Muth nicht dazu und entschloß sich später mit einer eines solchen ausschweifenden Weibes würdigen Verfeinerung zu sterben. Sie entkleidete sich, nahm ein Bad und während sie mit einigen Prätorianern sich den thierischen Lüsten hingab, wurden ihr die Adern geöffnet, so daß sie inmitten des Gefühls der Wollust verblutete.

Ihre Nachfolgerin Agrippina war noch viel ärger. Nicht allein, daß sie in ihren Ausschweifungen, vielleicht eben nicht mit so viel Raffinement, Messalina in nichts nachgab, sondern sie trieb homosexuelle Unzucht mit Mädchen von fünf bis zehn Jahren, ebenso auch mit kleinen unmündigen Knaben. So hatte sie endlich auch ihren Sohn, Cajus Domitius Nero, als er nicht älter als neun Jahre alt war, zur Unzucht verführt und er schlief jede Nacht bei ihr.

Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß aus Nero, von dem es heißt, er sei in den ersten sechs Jahren seiner Regierung der mildherzigste Regent gewesen, der, so oft

ihm ein Todesurtheil zur Unterschrift gegeben wurde, Thränen vergoß, später ein so blutdürstiges Ungeheuer geworden. Es ist ein in der Natur des Menschen sehr oft vorkommendes Phänomen, daß Wüstlinge sehr grausam sind, und zwar liegt dieser Hang zur Grausamkeit in ihrem Organismus, oder sie brauchen eine Art Aufregung, die ihnen ein wollüstiges Gefühl verursacht. Dies sieht man gerade bei Nero, der die Christen in Felle von wilden Thieren einnähen und mit Hunden hetzen ließ oder er ließ sie an Pfähle binden, mit Theer oder Pech bestreichen und sie in dieser Weise lebendig verbrennen. Alles dies kommt von einem übertriebenen Lüstlingsnaturell her. Daß Nero dies im größten Maßstabe war und hierin beinahe Caligula übertraf, beweist auch die von ihm befohlene Ermordung seiner Mutter Agrippina, der er den Leib aufschneiden ließ, um den Platz zu sehen, in welchem er gelegen, ehe er das Licht der Welt erblickt hatte. Sie selber ließ dies ganz ruhig geschehen, indem sie sagte: „ich kann Deinen Geschmack begreifen und wäre mir dieser Gedanke in den Sinn gekommen, so würde ich mit meiner Mutter dasselbe gethan haben".

Die beiden folgenden Kaiser werden in der Geschichte Roms nicht als solche Wüstlinge beschrieben. Ob sie es jemals gewesen, weiß man nicht, denn Galba war nicht mehr jung, als er von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen und bald darauf auch ermordet wurde, eben so wenig ist von Othos Hang zur Wollust und Unzucht bekannt.

Von Vitellius hingegen wird gesagt, er sei ein allen Lastern ergebener Mensch gewesen, der mit einer Menge von Weibern, worunter sich auch seine eigene Tochter Lydia Vitellia befand, ein Leben wie Sardanapal führte, sich berauschte und Alles that, um in diesem Zustand die ärgsten Unfläthigkeiten zu begehen, wie dies ebenfalls aus den verschiedenen Abbildungen, die aus dieser Periode stammen, klar hervorgeht. Mit seiner oben erwähnten Tochter zeugte er ein paar Kinder, von welchen das jüngere, ein Knabe, mit seiner um ein Jahr älteren Schwester in Gegenwart seiner Eltern Unzucht trieb und von den letzteren hierzu abgerichtet ward, doch vielleicht der Menschheit zum Wohle in seinem zartesten Alter eben in Folge des zu frühzeitigen sexuellen Excesses starb, die Tochter aber später zur Regierungszeit der Kaiser Flavius Vespasianus, Titus und Domitian eine würdige Nachfolgerin Livia's, Agrippina's und Messalina's wurde. Ihr Vater regierte nicht lange, denn er wurde, nachdem die Prätorianer Flavius Vespasianus zum Kaiser gemacht hatten, in seinem Palaste gefangen, gebunden durch die Stadt geschleift und in den Tiberfluß gestürzt, seine Tochter aber am Hofe Vespasian's erzogen. Dieselbe Person, nach ihrem Vater Vitellia genannt, zettelte zu Zeiten des Kaisers Titus eine Verschwörung der Prätorianer gegen den Kaiser an und einer der Tribunen steckte die Stadt in Brand, die Uebrigen aber, die Titus seines in Judäa bewiesenen Heldenmuthes halber sehr anhänglich waren, bemächtigten sich des Meuterers und er hätte im Circus wilden Thieren vorgeworfen werden

sollen. Titus dachte wahrscheinlich, es gäbe eine noch ärgere Strafe als der Tod, deshalb begnadigte er ihn unter der Bedingung, daß er Vitellia heirathete. Dieses Ereigniß hat Mozart zum Sujet seiner berühmten Oper „La Clemenza di Tito", gedient. Wer weiß, ob es nicht ärger war, der Gatte eines solchen weiblichen Scheusals zu sein. Die Geschichte spricht übrigens nichts Weiteres weder von ihm noch von Vitellia.

Wenn man alle die Scandale zur Zeit der ersten zwölf Kaiser aufzählen wollte, so genügte eine ganze Bibliothek nicht dazu und man muß eingestehen, daß die Römer die Griechen, die im Punkte der Liebesgenüsse auch Meister gewesen, bei Weitem übertrafen und daß es keine Gattung Unzucht und Unflätherei giebt, die sie nicht getrieben hätten.

II.

Das II. und III. Jahrhundert nach Christi Geburt. — Von Nerva bis auf Marc-Aurel. — Der Bischof Sergius. — Weshalb Marc-Aurel die Christen verfolgte. — Illegitimität seines Sohn's Commodus. — Der Titanenkampf. — Diocletian, Locusta, Calixtus und die Heilige Prisca. — Rebellion der Christen unter Diocletian. — Ein Manuscript aus der Bibliothek des Vatikans. — Constantin der Grosse, Julian der Apostat und Theodosius. — Verfall Rom's.

Bis zu jener Zeit, in welcher die christliche Religion sich im römischen Reiche auszubreiten begann, hatte man Unzucht für kein schlimmeres Laster gehalten, als man jetzt Trunkenheit hält, höchstens, daß sich Ehemänner vor Nebenbuhlern durch strenge Ehebruchsgesetze verwahrten, die übrigens auch nicht immer so strenge gehalten wurden, wie später im Mittelalter. Die christliche Religion, die sich zur Basis auch die Gesetze Mosis angenommen hatte, regulirte die Handlungen der Menschen in Bezug auf Liebe und geschlechtliche Genüsse, indem sie der Freiheit derselben engere Schranken setzte.

Im zweiten Jahrhunderte nach Christi Geburt sind die Hofscandale etwas seltener geworden, wenigstens findet

man solche unter den fünf ersten Kaisern dieses Jahrhunderts: Nerva, Trajan, Aelius Hadrianus, Antoninus Pius und Marcus Aurelius Philosophus, nicht, d. h. diese Regenten haben nichts begangen, was ein Scandal genannt werden konnte, wogegen die Gattin des letzteren sich gegen ihre ehelichen Pflichten vergangen und mit einem römischen Priester, Namens Sergius, der später Bischof von Rom wurde, einen Ehebruch beging. Nach einigen Autoren soll dieser Ehebruch kein freiwilliger gewesen sein, sie soll von Sergius ein narkotisirendes Mittel erhalten haben, so daß sie sich im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit befand, als sie den Ehebruch beging. Marcus Aurelius würde sich, wenn er von der Schuld seiner Gattin überzeugt gewesen wäre, gewiß nicht dazu verstanden haben, noch ferner mit ihr zu leben, auch scheint es, daß sie ihm selber gestand, was ihr widerfahren und von dieser Zeit an datirt die Christenverfolgung unter seiner Regierung. Die erste hatte unter Nero begonnen und hörte unter seinen Nachfolgern auf, bis auf Trajan's Zeiten, wo sie neuerdings begann. Unter Hadrian und Antoninus Pius war sie schon bedeutend schwächer, und es schien, als habe der philosophische Kaiser sie gänzlich aufgegeben, bis zu jener Zeit, in welche die Geburt seines Sohnes Commodus fällt. Dieser war es eben, den die Welt für einen Bastard hielt, obschon ihn Marc-Aurel als seinen Sohn anerkannt hatte und als solchen erziehen ließ, ja sogar zu seinem Nachfolger ernannte. Der Verführer Sergius war aber nach Marc-Aurel's Rückkehr aus Rom nach Ptolemais

geflohen und verbarg sich vor den ihn verfolgenden Proconsuln.

Es giebt viele Schriftsteller, die sich darüber wundern, wie Marc-Aurel, ein so philosophischer und edler Mann, einen Theil seiner Unterthanen deshalb, weil sie einer anderen Lehre anhingen, so erbittert verfolgte. Die Ursache läßt sich aber leicht ergründen. Eines der Dogmen der christlichen Religion ist jenes, nach welchem die Gläubigen anderer Religionen nicht selig werden können, folglich so zu sagen verflucht sind. Dieses Dogma — ursprünglich nicht einmal von Christus, war eine offenbare Verhöhnung der kaiserlichen und gesetzlichen Gewalt, da doch die Vielgötterei zu jener Zeit die herrschende Staatsreligion war, mithin ging auch die Intoleranz zuerst von den Christen aus. Der alte Glaube war sehr tolerant, denn er nahm auch fremde Götter auf und im III. Jahrhundert n. Chr. Geb. hatte der Kaiser Decius dasselbe mit der christlichen Religion thun wollen, indem er Christus' Bild zwischen dasjenige Jupiter's und Mars' stellte und alle drei einen gemeinschaftlichen Altar hatten. Die Bekenner des neuen Glaubens aber waren solche Zeloten, daß sie keine Vielgötterei duldeten, es ist also natürlich, daß sie mit der damals herrschenden Regierung, mit dem heidnischen Pfaffenthume und mit dem Volke in Collision geriethen, und da sie offenbare Aufwiegler gegen die Gesetze waren, auch von Marc-Aurel als solche behandelt wurden. Dennoch war die Verfolgung auch zu Zeiten dieses philosophischen Kaisers eine nicht so erbitterte, wie die zu Zeiten

Nero's und Trajan's gewesen war. Sie sollte erst unter Commodus so erbittert werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß Commodus auch unter die Zahl jener Phantasten gehörte, die sich für Söhne dieses oder jenes Gottes hielten und als solche genug Tollheiten begingen. So hatte sich dieser Kaiser eingebildet, er sei der Sohn Jupiter's, weil er nur zu gut wußte, daß Marc-Aurel nicht sein Vater gewesen. Er ließ die Christen in einen Circus bringen, wo sie die Titanen vorstellen und Felsen gegen ihn schleudern sollten. Ihre Bewegungen waren dadurch erschwert, daß ihre Füße in einer Bekleidung stacken, die Schlangenschwänze vorstellen sollte, indeß er selber aus einer bedeckten Stellung mit Pfeilen auf sie schoß. Unter jenen Christen, die sich in diesem Circus befanden und von ihm getödtet wurden, befand sich auch jener Priester Sergius, dessen Sohn eigentlich Commodus war. Dieser wußte davon, tödtete ihn aber doch.

Das Leben der römischen Imperatoren des III. Jahrhunderts war ein eben so scandalöses, wie jenes eines Tiberius, Caligula, Nero, Domitian und Commodus, es gab sogar Einige, die es beinahe noch länger trieben, namentlich Caracalla und Heliogabalus. Doch muß man in der Annahme alles Dessen, was die Geschichtsschreiber jener und einer späteren Periode über sie schreiben, nur mit größter Behutsamkeit die Erzählungen glauben, weil diese Quellen ziemlich unlauter sind und das Schlimme noch schlimmer darstellen, als es wirklich war, denn wir kennen die römische Geschichte jener Zeit nur aus der Feder

christlicher Schriftsteller, die die Kaiser tüchtig anschwärzten. Wir sind demnach mit dieser Periode nicht viel besser daran, als ob es nur Tradition wäre und haben nur so viel erfahren, daß es auch im III. Jahrhundert zwei große Kaiser gab, wie Aurelianus und Septimius Severus, die einem Trajan, Antonin und Marc-Aurel in Regententugenden nicht viel nachstanden.

So stoßen wir denn auch im III. Jahrhundert auf zwei historische Persönlichkeiten, die von den christlichen Historikern stark verleumdet und ganz anders dargestellt worden sind, als sie in Wirklichkeit waren. Diese zwei Personen sind: der Kaiser Diocletian und die berüchtigt gewordene Locusta, eine Person, die es nach der Angabe der Historiker noch ärger getrieben haben soll, als Messalina und Agrippina.

Während meines Aufenthaltes in Rom hatte ich das Glück mit dem berühmten Linguisten, dem Cardinal Mezzofante, zu wiederholten Malen zusammen zu treffen. Er arbeitete damals an dem Eintragen mehrer für ein Autodafé bestimmter Bücher, die er der vatikanischen Bibliothek rettete; es waren kostbare Manuscripte, aus dem III. und IV. Jahrhundert, aus der Feder eines griechischen Geschichtsschreibers, Namens Philidoros, der sowohl Diocletian wie Locusta genau gekannt und über sie sehr interessante Details liefert, die ich hier als Quellen benütze. Der Cardinal Mezzofante war nämlich so gefällig gegen mich, mir die Abschrift dieses Buches, welches den Titel: „Vita imperatoris Diocletiani“ führt, zukommen zu

lassen und diese ist die einzige, die es giebt, denn das Werk selbst ist todt für die Welt, so lange das Papstthum besteht, was wohl auch keine Ewigkeit währen wird.

Aus diesem Manuscripte habe ich entnommen, daß Diocletian durchaus nicht jenes Ungeheuer war, wie er geschildert wird, ja, hätte er nur einen oder zwei Nachfolger gehabt, die ihm glichen, so wäre vielleicht das weströmische Reich nicht so bald untergegangen, doch auch die christliche Religion würde sich nicht so verbreitet haben, wie es geschah. Diocletian soll nach der Angabe Philidoros' der weiseste und energischste Regent gewesen sein, den Rom jemals hatte. Er verfolgte die Christen nicht aus Grausamkeit, sondern weil er keine Rebellen und keinen Staat im Staate dulden wollte, wie es die Priester der neuen Glaubenslehre, namentlich die Bischöfe von Rom, einführen wollten. Sein Briefwechsel mit dem Papste Calixtus zeugt von seinen Absichten, er bot den Christen ein Art Compromiß an, indem er ihnen freie Religionsübung gestattete, wenn sie sich verpflichteten, das Volk gegen den bestehenden Glauben und gegen die Autorität der Kaiser nicht aufzuhetzen. Er mußte die Schriften der Evangelisten genau gekannt haben, denn er beruft sich auf viele Stellen in den Evangelien und widerlegt mit diesen die Argumente des Bischofs Calixtus, andererseits aber unterwirft er die Briefe des Apostels Paulus einer scharfen Kritik und beweist, daß die Tendenz derselben eine entschieden menschenfeindliche ist. Die Verfolgung fing erst an, als sich die Christen mit den Waffen in der Hand

gegen den Kaiser empörten und einige Legionen, die sich zum christlichen Glauben bekehren ließen, sich zu ihnen schlugen, wofür sie auch decimirt wurden.

In diesem Buche wird auch eine Heilige und Märtyrerin, Namens Prisca, angeführt, von welcher so viel Schändlichkeiten gesagt werden, daß man auf den Gedanken geräth, die christlichen Geschichtsschreiber hätten sie mit Locusta verwechselt, denn gerade jene Details, die jetzt über Locusta bekannt sind, werden in dem Buche auf Prisca angewendet. Die eine wie die andere lebten zu einer und derselben Zeit, und Locusta war eine bei Hofe ihrer Schönheit und ihres Geistes halber sehr angesehene Person und eine intime Freundin Prisca's, die ebenfalls sehr oft bei Hofe erschien. Diocletian war in Locusta verliebt und Prisca gab sich jede erdenkliche Mühe, eine Annäherung zwischen ihr und dem Kaiser zu hintertreiben. Sie spann jedoch ihre Intriguen so ungeschickt und die böse Absicht, die sie verfolgte, war so offenbar, daß Diocletian sie vom Hofe verwies, während sich Locusta auch fortan seiner Gunst erfreute. Diese Verbannung ärgerte die Intriguantin so sehr, daß sie Alles aufbot, um eine großartige Empörung in Rom hervorzubringen und hierzu sollten ihr die Bekenner der christlichen Lehre, die Nazaraener, wie man sie damals nannte, behilflich sein. Sie verschwor sich mit dem Bischofe Calixtus, und indem sie sich den Umarmungen mehrer Officiere zweier Legionen hingab, warb sie in ihnen Proselyten für den katholischen Glauben und Rebellen gegen den Kaiser.

Der Plan, den Calixtus und Prisca entworfen, glich jenem, den anderthalb Jahrtausende später Guy Fawkes hätte ausführen sollen: das Capitol, wo der Kaiser und der Senat sich zu versammeln pflegten, sollte unterminirt und das Fundament des Gebäudes so geschwächt werden, daß es einstürzte, ein Massacre, welches die Christen unter den Hofleuten ausführen sollten und der Brand von Rom, sollten das schändliche Werk krönen. Diese Ruchlosigkeit wurde aber von einem der Mitverschwornen angezeigt. Dieser, der in Prisca verliebt, von ihr zwar nicht abgewiesen worden war, sondern ihre Liebe mit vielen Andern hätte theilen sollen, dem aber diese Theilung nicht nach seinem Geschmacke war, verrieth Locusta die Pläne Prisca's und Calixtus', Beide wurden gefangen genommen und vor ein Gericht gestellt. Diese Gefangennahme der Angesehensten unter den Christen beschleunigte den Ausbruch einer Rebellion, die auch mit einem Massacre der Römer durch die Christen in einer finsteren Nacht begann. Es sollen dabei mehr als fünftausend Menschen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde, ermordet worden sein. Der Kaiser sammelte unterdessen seine Prätorianer, griff die Meuterer bei Anbruch des Morgens, als sie sich eben anschickten, die Häuser zu plündern, deren Einwohner sie ermordet hatten, an, schlug und schloß sie zwischen der Via Appia und den von ihm ausgeführten Neubauten ein, so daß sie sich ergeben mußten. Doch es gab einige Verzweifelte, die sich auch dann noch wehrten und namentlich waren es einige der intimsten Freunde Calixtus'

und Prisca's, worunter sich auch zwei Senatoren und mehre Ritter befanden. Endlich wurden auch sie überwältigt und Diocletian, der diesen Wühlereien dadurch ein Ende machen wollte, daß er die Bekenner des christlichen Glaubens ausrottete, gab den Befehl, sie sollten sämmtlich nach dem Circus gebracht und hier reißenden Thieren vorgeworfen werden. Locusta selbst gab ihm diesen Rathschlag, indem sie sagte: „die Christen sagen, ihr Gott wirke Wunder. Wohlan, die Gelegenheit zu einem solchen ist ihm jetzt geboten, er soll seine Treuen retten. Aus den Klauen der Löwen und Tiger ist dies eher möglich, als aus den Händen der Lictoren. Wir wollen ihm also das Schaffen eines Wunders sogar erleichtern.“ Mochte dies nun ernstlich gemeint oder Ironie sein, dieser Vorschlag rettete doch einigen Christen das Leben, denn Viele flüchteten auf den Rücken oder unter den Bauch von Elefanten und Nashornen, wo sie von den reißenden Thieren nicht gegriffen werden konnten und der Kaiser begnadigte sie zuletzt, „denn“ wie er sagte, „er wolle sich an Großmuth von einem gerüsselten Thiere nicht übertreffen lassen.“ Diese Menschen wurden dann nach Aethyopien in die Verbannung geschickt.

In dem von mir erwähnten Buche, welches mir als Quelle dient, stehen noch einige Details über Locusta und den Kaiser Diocletian, es gelang mir aber nicht etwas Aehnliches heraus zu finden, was auf einen Hofscandal und auf einen so lasterhaften Lebenswandel Locusta's schließen ließe, wie die Schriftsteller es schreiben, deren

Bücher uns bekannt sind. Es ist sehr leicht möglich, daß unsere Nachkommen eine ganz andere Anschauung der Weltgeschichte, namentlich der Epoche der letzten römischen Kaiser bekommen werden, wenn diese Manuscripte und Bücher, die von Mezzofante geordnet worden, an's Tageslicht treten. Locusta mochte eine galante Dame gewesen sein, wie es zu jener Zeit alle Römerinnen waren, denn auch hier ward eine vollkommene Freiheit in der Liebe eingeführt, wie sie einst in Griechenland geherrscht, so viel ist indessen gewiß, daß sowohl sie wie der Kaiser erbitterte Feinde des Christenthums blieben.

Was mir die in diesem Buche angeführten Facta noch wahrscheinlicher erscheinen läßt, ist der Umstand, daß in der Geschichte der Kaiser, die nicht nur in Schriften, sondern in plastischen Abbildungen, namentlich chronologisch geordneten Intallios, auf uns gekommen ist, hier eine Lücke sich befindet. Es sind sehr viele Intallios aus der Epoche Locusta's und Diocletian's, doch kein solches, wie aus dem Leben der Imperatoren der früheren Zeiten, namentlich Tiber's, Nero's und Domitian's. Wenn die christlichen Historiker die Geschichte fälschten, wie sind sie nicht auf den Gedanken gerathen, diese Fälschung zu einer vollkommeneren Täuschung der Nachwelt fortzusetzen und auch derartige Intallios und andere Abbildungen zu fabriciren?

In einem Punkte stimmen übrigens die christlichen Historiker mit den heidnischen überein, daß die Demoralisation am römischen Hofe eine so große war, daß jene der

babylonischen Könige mit derselben kaum verglichen werden konnte. Vom Hofe aus ging sie dann weiter in die Paläste der Großen und auch in die Hütten der Aermeren, so daß alle Schichten des Volkes davon ergriffen wurden. Die fürchterlichsten Verbrechen und Schandthaten scheuten nicht einmal das Tageslicht und namentlich wechselten an den Banketten, die Heliogabal zu geben pflegte, Unzucht mit Weibern, Homosexualität beider Geschlechter unter sich, Bestialität, Leichenschändung und Mord mit Völlerei und allen Unfläthigkeiten, die selbst einen Marquis de Sade entsetzt haben würden.

Man konnte aus Allem, was sich zu jener Zeit schon ereignete, auf den nahen Sturz des weströmischen Reichs schließen, dieser wurde hauptsächlich von den Christen, namentlich aber von den Bischöfen von Rom vorbereitet, die schon zu jener Zeit von einer in dieser Riesenstadt einzuführenden Hierarchie träumten, die sie auch später, als sie sich Päpste zu nennen anfingen, ausführten. Der Uebertritt Constantin's des Großen zum christlichen Glauben trug aber am meisten zur Beschleunigung des Verfalls von Rom bei, Theodosius setzte demselben durch die Theilung des Reichs zwischen seinen Söhnen Honorius und Arkadius die Krone auf; eine solche würde aber niemals stattgefunden haben, hätte nicht schon Constantin der Große den Sitz des Kaisers von Rom in das von ihm erbaute Byzanz oder, wie er diese Stadt nach seinem Namen nannte — Constantinopel — versetzt.

Es läßt sich wenig Abwechslung in den Ereignissen

der letzten Zeitabschnitte der römischen Geschichte finden. Die Weiber und Christen hatten einen so überwiegenden Einfluß gewonnen, daß das, was die Letzteren beabsichtigten, auch richtig eintreffen mußte.

Es gab unter den Nachfolgern Constantin's des Großen nur zwei Kaiser, die so viel Energie besaßen wie Diocletian: der erste war der Enkel Constantin's, Julian, genannt der Apostel oder Abtrünnige, der, so lange er regierte, die Christen in jene Grenzen zurückdrängte, in welchen sie sich befanden vor den Zeiten Constantin's. Der Andere war Theodosius, doch dieser ward später vom Bischof von Mailand, Ambrosius, derart eingeschüchtert, daß er den Pfaffen wieder freies Feld gönnte. Die Nachfolger des letzteren Kaisers waren nur noch Schatten von Regenten und Roms Untergang so gut wie besiegelt.

III.

Die Völkerwanderungen. — Die Höfe der Barbaren auch nicht frei von Scandalen. — Justinian, Eudoxia und Narses. — Belisar und Antonina. — Der Erstere lässt seine Gattin einen subjectiven Ehebruch begehen. — Gelimer. — Belisar's Ende. — Alarich, Goswitha und Gondiber. — Pepiden und Longobarden. — Alboin tödtete Thurismund und Kunimund. — Belagerung von Ravenna. — Hyperides. — Rosamunde söhnt sich mit Alboin aus und heirathet ihn. — Alboin lässt seine Gattin aus der Hirnschale ihres Vaters trinken. — Wie sich Rosamunde an ihm rächt. — Der Gepide Peridens oder Helmichis. — Alboin wird wahnsinnig und stirbt.

Nicht einmal das barbarische Zeitalter der Völkerwanderungen war ganz frei von Hofscandalen, wenn man die ärmlich ausgestatteten Zelte oder die Ruinen der Gebäude, die von diesen rohen Wanderern und Räubern, ausgeplündert wurden, und Männer in Thierfelle gekleidet Höfe nennen darf. Sie waren es jedenfalls, denn vor ihnen demüthigten sich Könige, Feldherren, Krieger, Gelehrte, Priester und sogar Päpste. Es ist gewiß, daß diese Barbaren keine Dummköpfe in ihrer Politik waren. Sie nahmen die christliche Religion an, weil sie einsahen, daß ihnen hierdurch die Eroberung erleichtert werden würde, da ein jeder christlicher Priester zum Verräther an seinem Lande würde, um die Lehren des Christenthums schneller

zu verbreiten. Die Römer und viele andere Völker, die unter der Botmäßigkeit der Cäsarennachkommenschaft standen und das römische Reich bildeten, hingen noch insgeheim an dem alten poetischen Cultus des Polytheismus und die Kaiser, sowie die Behörden wagten es niemals, den Unterthanen die christliche Religion so aufzudrängen, wie die heidnischen Kaiser es mit den alten Cultus thaten, als die Christenverfolgung von Jahr zu Jahr eine erbittertere geworden war.

Ehe ich aber auf die Barbaren selbst übergehe, darf ich einen Hofscandal zu Zeiten Justinian's nicht vergessen und zwar um so weniger, weil ich in Folge dieses Scandals viel Vergnügen empfunden, nämlich einen sehr schönen Roman gelesen und eine noch schönere Oper gehört, in welchen die Personen, die darin eine hervorragende Rolle gespielt, auch vorkommen, obschon der Scandal selber weder im Romane, noch in der Oper erwähnt ist. Ich meine Belisar, jenen von Marmontel und den anderen von Donizetti. Die Sachen trugen sich eigentlich so zu:

Die Gattin Justinian's hatte mit einem Römer, Saturninus, ein inniges Liebesverhältniß, welches in einer ähnlichen Weise endete, wie derartige Liebesverhältnisse hoher Damen zu enden pflegen. Die untreue Dame übertölpelte ihren Gatten, faselte ihm etwas von Gewalt vor und der Liebhaber muß eine vorübergehende Laune eines geilen Weibes mit dem Kopfe büßen. So war es auch bei Saturninus. Ohne ihn für das Vergehen, dessen er sich wirklich schuldig gemacht, nämlich für den Ehebruch

oder die Nothzucht, zu bestrafen, mithin um einen Scandal zu verhüten, wurde er eines Verbrechens angeschuldigt, daß er niemals begangen, welches aber sehr leicht aufgedichtet werden konnte. Es ist etwas, was eine Art von Kautschukeigenschaft besitzt, denn es läßt sich nach Gefallen dehnen, es hieß, er habe ein Majestätsverbrechen begangen. Hierfür wurde er geköpft. Das Kind der Kaiserin aus diesem Ehebruch blieb zwar insofern verschont, daß man ihm das Leben ließ, doch wurde es entmannt und blieb als Eunuch am Hofe Justinian's. Dieser Eunuch ward später ein eben so großer Staatsmann als Feldherr, er hieß Narses, kam nach Rom und schlug Justinian's Feinde in allen Schlachten, so daß er sich des Kaisers Gnade erwarb und zum Exarch von Rom ernannt wurde.

Von der ganzen Liebesintrigue zwischen Saturnin und der Kaiserin wußte niemand als Antonina, die Gattin eines der größten Feldherren jener Zeit, des berühmten Belisar, die als echte Tochter Eva's das Naschen vom verbotenen Baume für eben so gut hielt, wie die Kaiserin es gethan, und zwar zeigten sich auch bei ihr dieselben Folgen, nämlich ein Kind in spe. Ihr Gatte war lange Zeit abwesend vom Hause, sie hatte also Zeit und Gelegenheit, die Folgen ihrer Untreue zu vertuschen, indem sie den neugebornen Säugling einem Weibe, der Gattin eines kriegsgefangenen Alanen, übergab und als Lohn für ihre Verschwiegenheit ihr und ihrem Manne die Freiheit erwirkte, so daß beide in ihr Vaterland heimkehrten. Die Untreue, die Antonina begangen hatte, war aber nur insofern eine solche zu

nennen, weil sie richtig mit einem anderen Manne als ihrem Gatten Liebe zu genießen glaubte, sich aber täuschte. Der Vater des Knaben war nämlich ihr Gatte und niemand sonst. Um die Treue seiner Gattin auf die Probe zu stellen, war Belisar maskirt nach Byzanz zurückgekehrt, bewarb sich um die Liebe Antonina's und fand sie so, wie es die meisten Weiber sind, wenn sie ihre Männer recht weit wissen. Belisar dachte nicht daran, daß er Jahre lang vom Hause wegbleiben und seine Gattin sich in Zukunft wahrscheinlich öfters in solcher Weise trösten lassen werde, wie dies schon einmal geschehen, obschon sie nur subjectiv einen Ehebruch begangen. So war es auch, denn derselbe Mann, mit dem sie eine Untreue begangen zu haben glaubte, kam nach Byzanz und es kostete ihm nicht viel Ueberredung, Antonina nun auch in anderer Weise und zur wirklichen Ehebrecherin zu machen, ohne sie aber aus dem Irrthume zu ziehen. Indeß war der Umgang Antonina's mit dem fremden Mann auch anderen Leuten aufgefallen und Belisar erhielt davon Kunde, gerade an einem Tage, an welchem er die Feinde geschlagen und einen großen Transport Gefangener nach Byzanz schickte. Der Zufall wollte es, daß sich unter den Gefangenen auch jener Mann befand, dessen Gattin den Sohn Antonina's und Belisar's zur Erziehung erhalten und der letzere erfuhr von diesem, daß sein Sohn Gelimer heiße und vom obersten Heerführer der Alanen, Oktar, an Sohnes Statt angenommen worden sei. Alle diese Nachrichten mußten Belisar nicht wenig angreifen und er sann darauf, wie er

sich an seinem untreuen Weibe rächen sollte, doch wie eines jeden wahrhaft edlen Mannes Rache sollte auch die seinige eine großmüthige sein. Sie sollte von ihm niemals erfahren, daß der Mann, mit dem sie ihre erste Untreue begangen, er selber gewesen.

Es ist übrigens möglich, daß Antonina die zweite und wirkliche Untreue nicht verübt hätte, wenn sie zur ersten nicht von ihrem Gatten selbst veranlaßt worden wäre. Von Belisar war es jedenfalls ein großer Fehler, daß er dies gethan und man kennt die Ursache, die ihn zu diesem wahrhaft tollen Streich veranlaßt hatte, nicht. Ist nicht schon das, daß Justinian mit seiner Gattin Eudoxia gut lebte, nachdem er erfahren, in welcher Weise sie ihn betrogen, daß er den Bastard Saturnin's zu seinem Statthalter in Rom ernannte, nachdem er ihn vorher hatte entmannen lassen, etwas Außerordentliches?

So vergingen viele Jahre. Gelimer wuchs am Hofe oder im Zelte Oktar's auf und ward ein tapferer Krieger, der gegen die Truppen seines wirklichen Vaters kämpfte. Einmal jedoch gerieth er in Gefangenschaft. — Er zählte nicht mehr als dreizehn Jahre, als ihn sein Vater Belisar als Gefangenen nach Byzanz brachte. Die Pflegemutter des Knaben folgte ihm dahin und sollte dort mit der schuldigen Antonina confrontirt werden.

Mittlerweile hatten sich aber die beiden Weiber — Eudoxia und Antonina — gegen Belisar verschworen und kaum war er aus dem Triumphatorwagen gestiegen, als er von den Lictoren gefangen genommen und vor ein

Gericht geschleppt wurde, welches in sehr peremptorischer Weise urtheilte. Belisar war der Majestätsbeleidigung angeschuldigt — wie ich oben erwähnt, war diese eine sehr vage Anklage, er wurde seiner Würden entsetzt, ihm die Augen ausgestochen und er in die Welt als Bettler getrieben. Sein Sohn, der junge Gelimer, dem er sich zu erkennen gab, führte den geblendeten Vater in den Straßen umher, indem er ausrief: „Gebt einen Obolus dem ehemaligen Feldherrn Belisar" — oder wie andere Schriftsteller noch einfacher schreiben: „gebt Belisar einen Obolus (date Obolum Belisario)."

Die Pflegemutter Gelimer's brauchte lange, ehe sie es dahin brachte, um mit Antonina zusammen zu treffen, denn dieses stolze Weib war Personen niederen Standes schwer zugänglich; möglicherweise fürchtete sie sich auch vor ihr, und wie viele Schuldige und Schuldbewußte es thun, glaubte sie den Mahnungen auszuweichen, wenn sie der Mahnerin auswich. Endlich gelang es dem Alanenweibe, eine Audienz bei der Kaiserin zu erlangen, sie warf sich ihr zu Füßen, erzählte ihr Alles, was sie sowohl von Belisar und seinem Sohne Gelimer, wie auch von Antonina wußte und die Kaiserin war naiv genug, Alles, was ihr das Weib sagte, für möglich anzunehmen, daß nämlich Antonina niemals mit einem anderen Manne, sondern mit ihrem eigenen Gatten eine Untreue an dem letzteren beging. Die Kaiserin ließ hierauf Antonina zu sich bescheiden und eine fürchterliche Scene der Reue und Zerknirschung, die im Wahnsinn endete, folgte den gegebenen

Aufklärungen. Eine Menge von Kundschaftern wurde ausgesendet, um Belisar's Aufenthalt zu entdecken, die Kaiserin selbst, die an Belisar's Verurtheilung auch Schuld trug, nahm Gift und legte ihrem Gatten ein umfassendes Geständniß ihrer Schuld ab, so daß Justinian auch sein eigenes Unrecht einsah und sich alle Mühe gab, Belisar aufzufinden. Dies geschah auch endlich, doch unter sehr traurigen Verhältnissen. Eine Bande von Alanen und Gepiden war neuerdings in Thrakien eingebrochen, sie hatten Gelimer zu ihrem Fürsten ausgerufen und drangen in Sturmschritt vorwärts, Alles vor sich niederwerfend. Als Belisar, den Gelimer in einer Hütte gelassen, erfuhr, wie der Feind in's Land eingebrochen, erwachte der ehemalige Feldherrngeist neuerdings in ihm, er sammelte aus den Flüchtlingen eine Schaar, gab sich ihnen als ihr ehemaliger Führer zu erkennen und sein Name genügte, um die Entmuthigten zum Siege zu führen. Die Feinde wurden zurückgeworfen, Belisar aber erhielt eine Wunde und wurde so nach Byzanz gebracht, wo er in den Armen Justinian's und seiner ältesten Tochter, Irene, starb. Antonina blieb wahnsinnig und brachte die Nächte am Grabe ihres von ihr verrathenen Gatten zu. Gelimer schloß später Frieden mit dem Kaiser und huldigte ihm sogar, als ihm das confiscirte Vermögen seines Vaters von Justinian zurückgegeben wurde.

Diese Erzählung, die ich einem alten Manuscripte aus dem Zeitalter Justinian's stammend, entnommen, weicht von jener Marmontel's, die dann in die wirkliche

Geschichte übergegangen, bedeutend ab. Meine Quelle verdient insofern mehr Glauben, weil sie einem gleichzeitigen Schriftsteller entnommen, obschon ich nicht leugnen will, daß manches Unglaubliche sich in dieser Erzählung befindet. Möglicherweise wird auch der Verfasser dieser Schrift unaufgeklärte Lücken gelassen haben; andererseits war jene Zeit aber wirklich eine solche, wo derartige Dinge geschehen konnten. Wenn man manche Momente aus der neueren Geschichte nimmt, so findet man auch in denselben Stellen, bei welchen man unwillkürlich fragt: ist denn dies eine wirkliche Geschichte oder eine Fiction?

Ich will meine Zeit und mein Papier nicht mit unfruchtbaren Untersuchungen und Vernunftgründen vergeuden, sondern gehe weiter auf die Erzählung der Scandale zur Zeit der Völkerwanderung, mich streng an die Localität und das Land haltend, über welche ich zu sprechen begonnen.

Es hat viele Leute gegeben, so wie es jetzt noch viele Historiker giebt, die sich den Kopf über die wahrscheinliche Ursache der Völkerwanderungen zerbrechen, wo doch dieselbe auf der Hand liegt. Die ersten Stämme Asiens, die ihre Sitze verließen, waren die Hunnen, die von den Chinesen und Petschenegen oder, wie man sie in den alten Schriften nennt, Pacinaciten, vertrieben, nach Europa wanderten. Diese Wanderung geschah in strahlenförmiger Ordnung, so daß diese Schaaren ganz Ost-Europa, von Finnland angefangen, bis hinab nach Byzanz, überschwemmten. Hierdurch drängten sie andere Völker eben

so aus ihren Ländern, diese wieder andere, so daß endlich die Völkerwanderung, da sie eine nothgedrungene war, zu einer allgemeinen wurde. Nach der Annahme vieler Philologen und Alterthumsforscher giebt es in Europa und Afrika kein einziges Urvolk, beide diese Welttheile sollen durch eine asiatische Völkerwanderung zu verschiedenen Zeiten bevölkert worden sein. Die drei ältesten Völker Europa's, die Kelten, die Germanen und die Slaven, sind offenbar asiatischen Ursprungs und zwar die Kelten aus dem heutigen Klein-Asien — dem ehemaligen Assyrien und Babylonien, die Germanen aus Hindostan, die Slaven hingegen aus der großen Mongolei. Daß sich diese Racen im Laufe der Zeit gebleicht und die geringste Spur ihrer orientalischen Abstammung verloren, darf nicht Wunder nehmen, wir sehen doch, wie andere später eingewanderte Racen, selbst wenn sie sich mit der kaukasischen nicht vermischten oder kreuzten, dennoch bleicher geworden. Ich habe sehr viele blonde Juden und Armenier, ja sogar schon Zigeuner getroffen, Völker, die sich äußerst selten mit anderen Völkern vermengen. Wo aber eine Mischung geschieht, da geht die Veränderung und das Bleichen der Hautfarbe mit Riesenschritten vorwärts, wie bei den Negern, deren Enkel und Urenkel schon in der dritten Generation ganz blaß werden und jede Spur des ursprünglichen Typus verlieren.

Mochten sie woher immer gekommen sein, so waren sie eine große Weltplage und haben der Cultur und Civilisation einen Stoß gegeben, daß diese beinahe um ein

Jahrtausend zurückgeworfen wurde — ja wenn man den Anfang des Fortschritts in Europa auf das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts — die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika — ansetzt, so hat diese Zurückschleuderung auf einen viel schlimmeren Zustand, als der der Patriarchen, volle elf Jahrhunderte gewährt. Dennoch kann man auch in dieser Völkerwanderung Etwas finden, was einigermaßen nothwendig war. Dem üppigen Nichtsthun, der Schwelgerei in Lüsten, war das eiserne Zeitalter gefolgt; die geschwächten Generationen wurden durch das Hinzukommen der Starken, die fehlenden verschwendeten Kräfte wieder ersetzt, andererseits aber war das größte Uebel, welches die Menschheit auch noch heutigen Tages fühlt, die Verbreitung des Aberglaubens durch die christliche Religion in jener Form, wie sie damals auftrat. Dies wäre niemals geschehen, wenn die Eroberer, die eigentlich bis dahin gar keine Religion hatten, sich nicht sofort für die christliche Religion erklärt hätten. Der Gothe Alarich dankt nur diesem Umstande die Eroberung von Rom, denn diese Stadt wurde ihm durch den Verrath der christlichen Priester in die Hände geliefert, da diese unter dem Volke eine Stimmung wahrnahmen, welche eine allgemeine Apostasie möglich machen würde.

Alarich verstand es sehr gut, seine rohen Banden zu zügeln. Dies ist natürlich. Ein solches Thier, wie ein Gothe, gleich dem starken Ochsen, von welchen eine ganze Heerde nicht so viel Energie besitzt als ein Hamster oder ein anderes fleischfressendes Thier, ist leicht zu lenken.

Er hatte ihnen befohlen, sie mögen über ihre Häupter etwas Wasser gießen lassen, sie zuckten darüber die Achseln, ließen es geschehen und waren Christen geworden, ohne es zu wissen. Einige Wenige, zumal die älteren Weiber, hingen noch an gewissen alten Sagen und dem Aberglauben ihrer Vorfahren, sie sprachen von Menschenopfern, von Schemen, Walkyren und derlei Dingen, wurden aber von den Wenigsten verstanden. Es ist gewiß, daß alle diese Racen, die die Völkerwanderung antraten — außer vielleicht die Hunnen, zum Thüreinrennen einfältig waren, ja man sieht dies sogar noch hier und da unter den Nachkommen, namentlich in gebirgigen Ländern, wo sich der Urtypus des Cretinismus ungeschwächt erhält und nur weiß wie lange er sich noch erhalten wird.

Der Gothenkönig hatte mit den Römern, ehe er die Hauptstadt angriff, Frieden geschlossen und sich zur Haltung desselben mittelst Geißeln verpflichtet. Diese lebten in Ravenna, damals der Sitz sowohl der Kaiser wie der Exarchen, als eine Art ansteckende Krankheit hierselbst ausbrach, die lediglich nur von der Unfläthigkeit der gothischen Geißeln herrührte; sie selbst ertrugen die Krankheit leicht, doch die Eingebornen starben in Haufen. Hierüber ergrimmte das Volk, fiel über die Geißeln her und erschlug sie. Nur eine einzige Gothin, Goswitha, eine nahe Verwandte Alarich's, entkam mit einem Säugling und es gelang ihr den Weg über die Alpen zu finden, um den König gegen die Mörder ihrer Landsleute aufzuhetzen. Alarich konnte nichts gelegener kommen, als dieses Massacre,

um einen Vorwand zu haben, dem Kaiser den Krieg zu erklären und daß er es besonders auf Rom abgesehen hatte, bewies er dadurch, daß er, anstatt nach Ravenna zu marschiren, dieser Stadt auswich und erst vor Rom hielt, welche Stadt er umzingelte, so daß sie sich nicht mit Lebensmitteln versorgen konnte. Rom zählte in dieser Zeit (nach Justus Lipsius) nahe an vier Millionen Einwohner, hierzu hatte es kaum mehr als zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Mann Garnison. Die Römer bewaffneten sich zwar und bezogen die Wache auf den Wällen, so daß es Alarich unmöglich gewesen wäre, die Stadt durch einen Handstreich zu nehmen. Es war für ihn bequemer, dieselbe auszuhungern, unstreitig das barbarischste Mittel, welches ein Feind dem anderen gegenüber anwenden kann und ein tapferer Gegner wird dies niemals thun.

Während der Einschließung der Stadt hatte sich der Bruder Goswitha's in eine junge schöne Römerin, die in einem Hause in einer einem Theile des gothischen Lagers nahe gelegenen Vorstadt wohnte, verliebt und hatte mit ihr allabendlich seine Stelldicheins. Sie war eine Christin und gab ihm Unterricht in der römischen Sprache und in der christlichen Religionslehre. Goswitha erlauschte die Zusammenkünfte und von Rache gegen alle Römer entflammt, brach sie in das einsame Häuschen, wo die beiden Verliebten mit einander zusammen trafen, ein, versuchte es, die Römerin zu tödten, doch anstatt dessen verstümmelte sie ihren eigenen Bruder, der ihr in den Arm gefallen war, um seine Geliebte zu retten; dieser verblutete auch

und ein Gothe fand seinen Leichnam. Alarich erfuhr, was geschehen und da Gondiber — so hieß der Bruder Goswitha's, einer seiner tapfersten Krieg war, beschloß er an der Mörderin exemplarische Rache zu nehmen. Er wußte, daß sie bei den Gothen als Prophetin in hohem Rufe stand und daß ihre Ermordung seine Krieger gegen ihn aufbringen könnte, demnach stellte er sich, als führte er nichts Uebles gegen sie im Sinne, sondern sandte sie mit einem geheimen Auftrage nach Rom, verrieth sie aber vorher, so daß, als sie dortselbst ankam, das Volk in ihr schon eine Kundschafterin ahnte und sie auf öffentlichem Markte, nachdem sie von mehren Römern aus der Hefe des Volks geschändet wurde, ermordete, ihren Leichnam aber hungrigen Hunden preisgab. Alarich verstand auch aus diesem Acte der Volksjustiz für sich einen Nutzen zu ziehen und legte für Goswitha's Ermordung den Römern eine noch größere Steuer auf, als jene war, die er ihnen auferlegt hatte, als er die Stadt zu belagern anfing. Nur wenige der Gothen wußten um die Ermordung Goswitha's und Gondiber's, Alarich hielt es für gerathener, den Tod seiner Verwandten zu vertuschen.

Eine andere Scandalgeschichte, mehre Jahre später, ereignete sich unter den Barbaren in Ravenna, zur Zeit der Eroberung Ober-Italiens durch die Longobarden.

Zwei barbarische Volksstämme waren von verschiedenen Seiten her in Italien eingebrochen, die Gepiden und die Longobarden, die sich, als sie zusammentrafen, auf's Heftigste bekriegten. Der König der Gepiden, welcher es

erkannte, daß diese gegenseitige Schwächung nur dem Lande, welches er erobern wollte; zu gute kommen müßte, während sie sich aufrieben, schickte seinen Sohn Thurismond an den jungen König der Longobarden, Alboin, der, aufgebracht über die übermüthige Sprache des Gesandten, ihn zum Zweikampf herausforderte und erschlug, dann aber sich in seine Waffen kleidete und so von wenigen seiner Getreuen begleitet, in Kunimund's, des Gepidenkönigs Lager, ging, um mit ihm Frieden zu schließen und zur Besiegelung des Friedens die Hand Rosamundens, der Tochter Kunimund's, zu fordern. Gleich bei seinem Eintreten ahnte Kunimund, was geschehen, denn Alboin war in Thurismund's Panzer gekleidet, nichtsdestoweniger geboten es die Gesetze der Gastfreundschaft, ihn zu bewirthen, er bemeisterte sich so weit, daß er Alboin nicht einmal frug, wie er zu den Waffen seines Sohnes Thurismund gekommen und erst als Rosamunde eintrat und im ersten Augenblicke auf Alboin, den sie zufolge seiner Kleidung für ihren Bruder hielt, zueilte und ihm um den Hals fiel, rief ihr Kunimund zu: „Zurück, meine Tochter. Siehst Du nicht, daß die Arme, die Dich umfangen, vom Blute Deines Bruders triefen!" Diese Worte ärgerten den jähzornigen Alboin, er nahm einen Becher und sprach mit höhnischem Tone: „Deine Tochter wird mein Weib werden, sobald ich's will und sollte meine Linke von Deinem Blute eben so geröthet sein, oh Kunimund, wie es die Rechte vom Blute Thurismund's ist." Auf diese übermüthige Prahlerei stürzten die Gepiden über Alboin und sein Gefolge her, dieser schwang

sich auf sein Roß und war mit einem Satze aus ihrer Mitte heraus; mehr als die Hälfte seines Gefolges ward jedoch von den Gepiden niedergemetzelt, mit den übrigen entfloh Alboin und kehrte wohlbehalten in sein Lager zurück.

Hierauf entbrannte der Krieg zwischen den Gepiden und Longobarden mit erneuter Wuth und endete mit der Niederlage der Ersteren. Der König selbst ward tödtlich verwundet und ließ Rosamunde, die ihn überallhin begleitet hatte, schwören, daß sie niemals Alboin's Gattin werden und den Krieg gegen ihn fortsetzen würde. Die Gepiden aber, die es erkannten, daß sie unter der Anführung eines Weibes noch weniger Chancen zum Sieg haben würden, huldigten Alboin und verbanden sich mit ihm gegen die Italiener, die sie nun mit vereinten Kräften angriffen.

Rosamunde hatte sich mittlerweile, von wenigen Getreuen begleitet, nach Ravenna zurückgezogen, ging unter das Volk und hetzte es gegen die Eindringlinge auf. Die Friedensboten, die Alboin nach der Stadt sandte, um sie zur Uebergabe aufzufordern, wurden von den Einwohnern von Ravenna gleich Hunden auf die schimpflichste Weise aus der Stadt gepeitscht und die Bürger machten sich zum ernstlichsten Widerstande bereit. Die Stadt wurde zu wiederholten Malen von den Gepiden und Longobarden berannt, doch der Sturm zurückgeschlagen. Es gehörte aber zur Taktik dieser barbarischen Führer, die von ihnen belagerten Städte, wenn sie sie nicht durch Sturm nehmen

konnten, auszuhungern. So hatte es Alarich mit Rom gemacht und Alboin that dasselbe mit Ravenna. Er bezog ein verschanztes Lager und wartete, bis die Städter von selbst die Thore öffneten. Nach einer etwa einmonatlichen Belagerung kamen richtig Friedensboten zu Alboin, um mit ihm um die Uebergabe der Stadt der Lombardei zu unterhandeln. Eine der Bedingungen, die Alboin stellte, war, daß Rosamunde ihm die Hand als Gattin reichte, damit die Versöhnung zwischen den Longobarden und Gepiden eine vollständige sei. Die Tochter Kunimund's antwortete ihm hierauf, „sie würde sich nur dann mit ihm versöhnen und seine Gattin werden, wenn sie durch ihren Vater mit ihm verbunden werden würde." Ueber diese schnöde Antwort gerieth Alboin in eine solche Wuth, daß er den Plan, die Stadt durch Hunger zu nehmen, aufgab und Longobarden und Gepiden zum Sturme nach den Wällen trieb. Er selber focht in den vordersten Reihen und beinahe hätte er dabei sein Leben eingebüßt, denn ein von oben hinabgeschleuderter Stein erschlug sein Pferd und er stürzte mit demselben, hatte sich aber bald aufgerafft und eine Leiter ansetzend, erklomm er die Mauern; seine Getreuen, namentlich ein Gepidenoberst, Namens Perideus, folgten ihm und die Stadt ward erstürmt. Der Befehl zur Plünderung und Niedermetzelung aller Einwohner, namentlich der Kinder und Greise, war schon gegeben, als Rosamunde nach dem Platze, wohin die dem Tode Geweihten geführt wurden, erschien, und Alboin um Gnade bat. Diese Prinzessin war so schön und Alboin hatte sich

in sie schon im ersten Augenblicke, als er sie sah, derart verliebt, daß es ihm unmöglich war, ihre eine Bitte abzuschlagen, doch drang er darauf, daß sie ihm ihre Hand als Gattin reiche. „Gestatte mir wenigstens ein Jahr für meinen Vater und sechs Monde für meinen Bruder, die Du beide erschlugst, zu trauern und suche unterdessen meine Liebe zu gewinnen. Wie kannst Du ein Weib besitzen wollen, daß Dich nicht liebt und wie soll es Dich lieben, wenn es sieht, daß Du ein blutdürstiger Wolf bist, nicht besser als Alle Deines Volkes? Denke daran, was ich Dir schon einmal sagen ließ!“ Alboin dachte daran und nahm sie mit sich in den kaiserlichen Palast, dessen einen Flügel er ihr als Wohnung überließ, indeß er in einem anderen Theil des Gebäudes, von ihr getrennt, lebte.

Mit der Einnahme von Ravenna war das Loos Ober-Italiens entschieden und Alboin hatte nichts Anderes zu thun, als die Huldigungen, die ihm von allen Seiten her zuströmten, entgegen zu nehmen und Pläne für die Zukunft zu machen, nebenbei aber auch Rosamundens Liebe zu gewinnen trachten.

In seinem Hofstaate befand sich ein gelehrter Grieche, Namens Hyperides, der es auf sich genommen hatte, Rosamundens Herz für Alboin zu erweichen und des Lombardenkönigs Gemüth für Künste und Wissenschaften auszubilden. Diese doppelte Aufgabe hatte er auch in ziemlich kurzer Zeit gelöst. Alboin war ein fleißiger Schüler und in Rosamundens Herzen entschlief der Zorn, um einem

zarteren Gefühle Platz zu machen. Alboin hatte ihr seit jeher gefallen und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie das Ablaufen der von ihr festgesetzten Zeitfrist noch ungeduldiger erwartete als Alboin selbst; mit einem Worte, sie ward in ihrem Widerstande immer schwächer und kürzte die anderthalb Jahre, die sie festgestellt, zu 8 Monaten, worauf sie ihm nach christlichem Gebrauch zum Altar folgte, denn sowohl sie wie auch Alboin wurden von Hyperides zum christlichen Glauben bekehrt und das ganze Volk der Longobarden und Gepiden folgte hierin ihrem Beispiele.

Alboin war ein großer Feldherr, ein tüchtiger Politiker, er begünstigte Künste, Literatur und Gewerbe und schien seiner Zeit vorangeeilt zu sein, doch besaß er bei allen seinen guten Eigenschaften einen großen Fehler, den, daß er dem Trunke sehr ergeben war.

So geschah es, daß er einst bei einem Banket, wo er zu viel getrunken, seiner Gattin Rosamunde den Becher, aus dem er getrunken, reichte und sie aus demselben trinken ließ; als sie ihn gelehrt, rief er lachend aus: „Dein Begehr ist erfüllt, Rosamunde, und Du brauchst Dir keinen Vorwurf wegen Meineid zu machen. Du bist jetzt durch Deinen Vater selbst mit mir verbunden worden, denn wisse, der Pokal, aus dem Du mit mir getrunken, ist aus der Hirnschale Deines Vaters verfertigt.“ Es war auch so und Rosamunde blickte entsetzt auf den Becher, den ihr der Mörder ihres Vaters und Bruders unter die Augen hielt.

Dieser Insult, den er ihren Gefühlen angethan, wurmte Rosamunde derart, daß sie sich dafür zu rächen beschloß und einen Gepiden, denselben Perideus, der der erste war, welcher Alboin huldigte, dazu beredete, er möge ihr beistehen, Alboin zu morden. Perideus wollte anfangs durchaus nicht einwilligen und erst, als sie ihn auf eine Art köderte, wie dies Frauen zu thun pflegen, wenn alle Ueberredungsmittel fehlschlagen, gab er seine Zustimmung. Nach einigen Historikern soll Alboin von Perideus erstochen worden sein. Die allgemein angenommene Sage aber läßt Alboin von Rosamunde vergiften. Es war mittelst Belladonna, die ihm seine Gattin in den Trank mischte, den er aus eben demselben Becher schlürfte, welcher Ursache der Rache Rosamundens war. Das Gift wirkte anfangs nicht gleich tödtend, sondern verwirrte nur seinen Verstand, zumal als er in der Abenddämmerung die Gestalt Kunimund's in seinem Gemache zu erblicken glaubte. Es war niemand sonst als Perideus (nach Millot soll der Name des Gepidenobersten nicht Perideus, sondern Helmichis, gewesen sein), der im Gewande des ermordeten Königs Kunimund vor Alboin erschien. Bei seinem Anblicke erfaßte Alboin ein solcher Schrecken, daß er zusammenstürzte und laut um Hilfe rief. Perideus — oder Helmichis, war unterdessen verschwunden. Als die Hofherren und mit ihnen Rosamunde und Hyperides eintraten, war Alboin bereits in den letzten Zügen und verschied in wenigen

Minuten. — Rosamunde die sich fürchtete, die That könnte einmal doch entdeckt werden, ließ nun ihren Mitverschwornen Helmichis insgeheim ermorden, indeß sie selber weiter regierte, bis ihr Sohn mündig wurde, der dann gleich einem anderen Ninias den Tod des Vaters an der eigenen Mutter rächte.

IV.

Der päpstliche Hof. — Herrschende Verbrechen und Laster unter den Päpsten. — Die Päpstin Johanna. — Woher sie stammt. — Ihre Erziehung. — Ihr Vater. — Sie kommt als Sekretär des päpstlichen Stuhles nach Rom. — Ueberlebt drei Päpste und wird zum Papst gewählt. — Ihr Gardelieutenant Andreas Borlé. — Ihr Liebesverhältniss mit diesem. — Ob sie gewusst, was ihr bevorstehe. — Scandal bei der Procession. — Ihr, ihres Kindes und ihres Geliebten Tod. — Gregor VII., ehemals Hildebrand, ein Deutscher. — Wie er die Prälaten für das Cölibat gewinnt. — Gräfin Mathilde. — Busse Heinrich's IV., deutsch-römischen Kaisers.

Kein Hof der Welt liefert einem Schriftsteller so viele und mannigfaltige Infamien und Scandale wie der römische, nicht nur jener der Cäsaren und der späteren römischen Kaiser, die eigentlich nur den Namen von römischen Kaisern führten, selber aber entweder in Frankreich oder allergrößtentheils in Deutschland wohnten, sondern der dreifach gekrönten Fürsten der katholischen Kirche.

Mit dem Papstthum associirt sich jedes Verbrechen. Rom war jenes Pandemonium, wo Baal oder Satan hauste, umgeben von einem Kranze anderer Teufel in rothen Kardinalgewändern und weißen und schwarzen Kutten der Mönche. In Rom — namentlich im Vatikan,

hat das Laster seinen Sitz für immer aufgeschlagen und man hat es bis an den heutigen Tag von dort nicht ganz vertreiben können.

Wenn ich alle Scandale, die von den Päpsten begangen worden, hererzählen wollte, so müßte ich mit einem so langen Leben gesegnet sein, wie Methusalem oder Thomas Parr, und ich müßte sehr fleißig sein und den ganzen Tag schreiben, um alle von ihnen begangenen Scandale aufzuzeichnen. Dies wäre übrigens einen undankbare Arbeit und eine sehr monotone Geschichte. Simonie, Mord, Intriguen, Perfidie, Meineid, Unzucht, Völlerei, Bestechung und Bestechlichkeit, Hochmuth, Neid, Geiz und Prasserei, Habsucht, Betrug, Fälschung, Erpressungen, Tyrannei, Wortbruch und wenn es noch irgend welche Verbrechen giebt, wir finden sie sämmtlich in größter Auswahl im Vatikan; ob wir dort aber nur eine einzige Tugend finden würden, wenn wir nach solchen forschten, ist sehr zweifelhaft, ja höchst unwahrscheinlich.

Nach alledem wird es mir also unmöglich werden, die Scandalgeschichten aller Päpste zu geben, ich muß mich nur auf die Erzählung solcher Scandale beschränken, die von den bisherigen etwas verschieden sind und einen Wechsel bieten. Die von anderen von mir nicht erwähnten Päpsten begangenen Scandale gleichen ohnehin jenen, die ich in meinen Aufzeichnungen anführe.

In einem der obigen Capitel habe ich erwähnt, welch ungeheurer Schatz von Manuscripten sich in der vatikanischen Bibliothek befindet und wie dieselben vom Cardinal

Mezzofante geordnet worden sind. Er hatte diese Riesenarbeit im Jahre 1826 begonnen und war im Jahre 1842 noch nicht mit der Hälfte fertig geworden, ab sie in unserer Zeit fortgesetzt worden sei, weiß ich nicht ganz gewiß, obschon man davon sprach, der Minister des Auswärtigen, Cardinal Antonelli, habe es unternommen, die Bibliothek des Vatikans in Ordnung zu bringen.

Unter jenen Manuscripten, welche ich von Mezzofante zum Lesen erhielt, befanden sich viele, die ein grelles Licht auf das Treiben der Päpste sowohl in Rom wie in Avignon werfen und es wäre von unberechenbarem Vortheil, wenn diese Manuscripte einst das Licht der Welt erblickten. Ich gebe die Hoffnung, daß dies geschehen werde, nicht ganz auf, denn der Glanz des Papstthums ist eben so im Erlöschen, wie der türkische Mond im letzten Viertel.

Zweier römischer Bischöfe — die aber später auch in in den Catalog der Päpste aufgenommen wurden, Sergius und Calixtus, habe ich weiter oben in der Scandalgeschichte der römischen Cäsaren erwähnt. So wie Sergius und Calixtus waren alle übrigen Nachfolger. Sie wirkten hauptsächlich durch ihre Verbindungen mit Weibern auf die römischen Kaiser, so geschah es unter Constantin dem Großen, der vom römischen Papste mittelbar, von seiner Gattin unmittelbar bewogen wurde, den christlichen Glauben anzunehmen. Die Geschichtsschreiber erwähnen eines besonderen Wunders, welches ihn dazu bestimmte, nämlich eines Kreuzes mit der Ueberschrift: „in hoc signo vinces“, welches er am Himmel gesehen haben soll, was aber eben

so eine poetische Erfindung ist, wie die meisten in den katholischen Gegenden vorkommenden Wunder. Der Bischof von Rom hatte in einer eben solchen Weise, wie er es bei Constantin gethan, auf seinen Gegner Maxentius wirken wollen, die Gattin des Letzteren liebte aber ihren Mann und blieb tugendhaft.

Was soll ich von den übrigen Päpsten vom heiligen Petrus angefangen bis auf Marcellus, Leo, Silvester und die übrigen sagen? Es waren scheinheilige betrügerische Menschen, nicht besser und nicht schlimmer als die späteren, wie Gregor VII., Urban II., Bonifaz VIII. und die andern.

Nach allen diesen mehr oder weniger großen Sündern übergehe ich auf eine Persönlichkeit, deren Existenz von den katholischen Geistlichen ganz und gar in Abrede gestellt wird, weil sie mit dem größten Scandale, der jemals aus dem Vatikan ausging, identisch ist. Ich meine den Papst Johann VIII., oder eigentlich die Päpstin Johanna, eine Person, die unter den vielen schlimmen Päpsten die am wenigsten Schuldige war und vielleicht deshalb vom katholischen Clerus am meisten verdammt wird.

Es sind unzählige Bücher, die Lebensgeschichte der Päpstin Johanna enthaltend, theils in Oesterreich zur Regierungszeit des Kaisers Joseph, theils in den Niederlanden und anderen protestantischen Ländern erschienen. Alle diese Bücher tragen mehr oder weniger das Gepräge der Eingenommenheit gegen die katholische Religion an sich, so wie sie auch mehr als Romane, denn als geschicht-

liche Bücher zu betrachten sind. Noch auffallender ist aber in diesen Büchern der Umstand, daß das Zeitalter, in welchem die Päpstin gelebt, ihr wirklicher Name, ihr Liebesverhältniß und andere Particularitäten in verschiedener Weise angegeben werden. Ich habe eines jener Manuscripte als Quelle benutzt, die ich, wie oben erwähnt, der Gefälligkeit Mezzofante's danke, der es mir zum Lesen gab. Das, was ich hier schreibe, ist folglich nichts, als ein Auszug jenes Manuscripts, von einem gleichzeitigen Schriftsteller, einem Mönche, Namens Gregorius Lubigenius, geschrieben.

Zur Regierungszeit Charlemagne's lebte zu Arles in Burgund ein armer Gärtner mit seiner Gattin, einer vor den Mauren nach Frankreich geflohenen Spanierin aus Catalonien, die ihn so zu sagen aus Noth geheirathet hatte, weil die Zahl der Männer durch starke Aushebungen zum Militär und durch die Pest, die in verschiedenen Theilen Frankreichs herrschte, bedeutend gelichtet war, denn bekanntlich war die Regierung Charlemagne's eine sehr kriegerische. Später jedoch, als sich die Stadt Arles mehr bevölkerte, machte ein Mönch aus Orvieto Bekanntschaft mit der Catalonierin, verführte sie, um sie dann im Stiche zu lassen. Ihr Gatte war längere Zeit kränklich und hatte es versäumt, seine ehelichen Pflichten bei ihr zu erfüllen, so daß es ihr unmöglich gewesen wäre, daß Andenken, welches ihr der Mönch aus Orvieto zurückgelassen, als das Product der Liebe ihres Gatten aufzubinden. Unter solchen Umständen hielt sie es für das Gerathenste, dem Ver-

führer nach Italien zu folgen, und im Kloster, in welchem er lebte, Dienste als Wirthschafterin zu suchen. Sie wurde von den Ordensbrüdern gut aufgenommen und blieb ein gemeinschaftliches Gut der ganzen communistischen Gesellschaft, nachdem sie einem Töchterchen Leben gegeben hatte.

Der Mönch — Namens Longinus — hatte sich des Kindes angenommen, er ward von den übrigen zum Prior erwählt und da er fand, wie die kleine Johanna schon als Kind von vier Jahren das größte Vergnügen darin fand, Schriften zu begucken und Schriftzeichen zu erforschen, weihte er sie in die Mysterien des Schreibens und Lesens — einer zu jener Zeit nur in den Klöstern bekannten Kunst — ein und sah, welch ungeheure Fortschritte das Mädchen hierin machte. Dies brachte ihn auf den Gedanken, sie noch weiter zu instruiren und sie lernte Alles, was man in Klöstern lernt, Weltgeschichte, Theologie und Heraldik, die zu jener Zeit nothwendigsten Wissenschaften. Schon in ihrem neunten Jahre sprach sie so gut Latein, daß, als der Bischof von Capua seine Rundreise machte und Johanna ihm vorgestellt wurde, sie mit ihm in lateinischer Sprache conversiren konnte. Nun hatte sie an diesem Kirchenfürsten einen anderen Gönner gewonnen, der sie mit sich nach Rom nahm, wo sie im Vatikan eine Stelle als Geheimschreiber des Papstes erhielt, der sie von Tag zu Tag mehr lieb gewann.

Das Geschlecht Johanna's war während der ganzen Zeit allen Mönchen in Orvieto, außer ihrem Vater, ein

Geheimniß geblieben, dieser aber, um sie im Kloster behalten zu können, hatte mit ihrer Mutter verabredet, ihr Knabenkleider zu geben und sie selbst war unschuldig genug, nichts davon zu wissen, daß sie die ganze Welt täuschte, da ihr der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern unbekannt geblieben war und sie sich selber für einen Mann hielt.

So hatte sie ihr zweiundzwanzigstes Lebensalter erreicht und ward im Vatikan sowohl von den Päpsten, die während ihres Aufenthalts hierselbst — während 13 Jahren dreimal wechselten, da die beiden ersten bald einer dem anderen folgten — wie auch von den übrigen Geistlichen, namentlich den Bischöfen, wegen ihres liebenswürdigen Benehmens, ihrer Gelehrsamkeit und seltener Rednergabe, so hoch geschätzt, daß, als ihr Vorgänger starb, sich alle Stimmen für sie erklärt hatten, um sie auf den päpstlichen Stuhl zu heben, was denn auch geschah, ohne daß es jemand ahnte, der Papst, den man gewählt, sei ein Weib, da ihr Aussehen sie nicht verrieth.

Bis zu ihrer Erwählung zum Papste hatte sie noch die Versuchungen, denen jeder Mensch zufolge seines Organismus ausgesetzt ist, nicht gekannt. Es mangelte ihr an einem Gegenstand, der in ihr den Geschlechtstrieb aus seinem lethargischen Schlummer geweckt hätte. Sie war zu sehr in ihre Studien vertieft und unter diesen gab es kein einziges physiologisches Werk, noch auch Romane oder Liebesgedichte, die etwas noch nicht Vorhandenes zum Leben gerufen hätten. Ein solcher Gegenstand sollte aber bald

erscheinen und zwar in Gestalt eines schönen schweizer Leibgardisten.

Andreas Borlé, der Lieutenant der Schweizergarde, war ein bildschöner junger Mann, groß und stark, mit blonden langen Locken, einem Gesicht wie Milch und Rosen, gut gebaut, schlank, ein wahrer Adonis in Uniform. Sie hätte von Stein sein müssen, wenn er ihr nicht auffiel, dies war aber Johanna trotz der Unkenntniß ihres Geschlechts nicht. Sie konnte sich von den Gefühlen, die sich ihrer bemächtigten, so oft sie den schönen Schweizer erblickte, keine Rechenschaft ablegen, sondern hielt ihn bei sich auf, um mit ihm conversiren zu können. Borlé war indessen auch nicht auf den Kopf gefallen. Es fiel ihm auf, wie sich der Busen des Papstes stürmischer bewegte, wie seine Augen glänzten, wie seine Stimme weicher wurde, wie er seine Hand in der des Officiers ruhen ließ und andere ähnliche Symptome der Liebe, so daß er endlich unter dem Purpurkleide ein Weib errieth, und kaum daß dies geschehen, ihr auch den Unterschied zwischen einem Manne und einem Weibe in einer Weise deutlich machte, die Johanna bisher noch nicht gekannt. Mit einem Worte, er machte es, wie Virgil in seinem vierten Buche der Aeneide von Dido und Aeneas spricht: „Speluncam Dido dux et trojanus eandem“ u. s. w. und „connubium vocant“. Johanna ward von Borlé in andere Geheimnisse eingeweiht, als von ihrem natürlichen Vater.

Wie schon einmal erwähnt, war die arme Johanna in ihren Begriffen so unschuldig, daß sie von einer gewissen

Veränderung, die mit ihr vorging, nichts ahnte, möglicherweise würde sie Mittel gefunden haben, sich von den unabweislichen Folgen des verbotenen Umganges zu befreien, hätte sie es nur im Entferntesten geahnt, was ihr bevorstand.

In einem jener Bücher, deren ich vorhin erwähnt, die die Geschichte romantisch behandeln, wird erwähnt, wie ihr der Teufel einen Monat vor dem Termin ihrer Entbindung erschien, der ihr als Buße auferlegte, daß sie die Procession am St. Petri- und Paulitage selber führen müsse und die Folgen ihres Vergehens zu tragen verurtheilt sei. Dies ist ein großartiger Unsinn, denn es ist ein theologisches Absurdum, daß Gott einem Menschen, den er strafen will, als Verkünder des Urtheils den Teufel schicken würde, dieser mochte beim Begehen der Sünde seine Krallen im Spiele gehabt haben, weiter nichts. Die in dem von mir als Quelle benützten Buche angegebene Erklärung ist eine viel natürlichere. Johanna wußte nicht, daß sie sich in gesegneten Umständen befand. Aehnliches ist schon manchem anderen Frauenzimmer, wiewohl sehr selten, wiederfahren. Wer hätte es ihr sagen können, außer ihrem Liebhaber? Und warum dieser schwieg, wird wohl deshalb geschehen sein, weil ihm Johanna auch nichts sagte oder — wie es in dem Buche steht, weil er drei Monate vor eingetretener Katastrophe von Johanna an den Hof Ludwig's des Frommen geschickt wurde, denn sie hatte ihn vom Lieutenant zum Gardecapitän, dann aber zu ihrem Gesandten ernannt, wahrscheinlich, weil er sie um

diese Vergünstigung gebeten und sie ihm nichts abschlagen konnte.

Am Tage der heiligen Apostel Petrus und Paulus führte sie selber die Procession an. Als sie in die Nähe jenes Platzes kam, wo heute die St. Peterskirche steht, allwo auch schon zu jener Zeit eine den beiden Aposteln geweihte Kirche gestanden, überkamen sie die Geburtswehen, sie wurde ohnmächtig, ihr Gefolge eilte hinzu, Alle glaubten, die Hitze habe ihr die Ohnmacht zugezogen (am 29. Juni — dem Petri- und Paulitage — ist die Hitze in Rom gewiß sehr groß), man fing an ihre Kleider zu lüften, da wurden Alle mit Entsetzen gewahr, daß der Papst einem kleinen Mädchen Leben geschenkt hatte, dieses wurde dort entdeckt und der Scandal war fertig.

Die Procession ward somit auf eine sehr anstößige Weise unterbrochen und die Mutter — zugleich auch heiliger Vater — sammt dem Kinde — einem unschuldigen Wurm, gleich Verbrechern in ein Gefängniß geworfen. Die Herren Geistlichen befanden sich in einer nicht geringen Verlegenheit, sie mußten der allgemeinen Entrüstung Rechnung tragen und der unglücklichen Päpstin wurde der Proceß gemacht, worauf über sie und ihr Kind ein Urtheil gesprochen wurde und zwar, wie man sich denken kann, kein mildes. Sie wurde sammt ihrem Kinde zum Scheiterhaufen verurtheilt, ihr Geliebter aber, den man vom französischen Hofe zurückgerufen hatte, als ihr Mitschuldiger gleichfalls zum Tode verurtheilt und geviertheilt.

Dies war das Ende jenes unglücklichen Geschöpfes,

die gerade ihre Unschuld in den Tod gestürzt hatte. Jede halbwegs raffinirte Hetäre würde sich mit einem Abortivmittel geholfen, oder wenn ein solches bei ihr nicht angegriffen, ihr Kind, sobald es geboren wurde, getödtet haben.

Ein lateinisches Akrostichon erwähnt dieser traurigen Epopee der päpstlichen Geschichte in folgenden Worten:

„Papa pater patriae, perdidit pariendo puellam".
(Der Vater des Vaterlandes, der Papst, hat gebährend ein Mädchen verloren.)

Seit jener Zeit ist es zum Gesetz geworden, daß jeder gewählte Papst, ehe er den päpstlichen Thron besteigt und mit der Tiara gekrönt wird, ärztlich untersucht wird und nachdem dies geschehen, tritt der Cardinal, der die Wahl des Papstes verkündet, auf den Balkon und ruft:

„Habemus Pontificem et Pontifex habet (testiculos)".
(Wir haben einen Papst und der Papst hat sie [die Männlichkeit]).

Dieses Ceremoniell an und für sich ist der schlagendste Beweis, daß eine Päpstin Johanna wirklich existirt hat und daß es von Seite des katholischen Clerus eben so unsinnig wie hypokritisch ist, wenn er dieses historische Ereigniß wegleugnen will.

Von dieser Zeit bis zur Wahl des Papstes Gregor VII. stoßen wir auf keinen Tiarenträger, der es verdiente, daß ich seiner speciell erwähnte, um so mehr verdient Gregor VII. in meinen Scandalgeschichten einen Platz.

Gregor VII. war ein Deutscher und hieß Hildebrand. Er hatte sich zeitig dem geistlichen Stande geweiht und

kam sehr oft an den Hof der deutschen Kaiser und der Könige von England. Er war ein sehr gelehrter Mann, nebenbei aber ein großer Intrigant. Er dachte daran, wie es möglich wäre, alle Könige dem päpstlichen Throne zinsbar zu machen und sie unter die Botmäßigkeit der Kirche zu bringen. Das orientalische Schisma hatte bereits die Kaiser von Byzanz dem päpstlichen Stuhle entzogen, es waren aber noch solche da, die willig gehorchten: wie die von Ungarn, von Frankreich, die kleinen Fürsten von Italien und Deutschland, und nur zwei, die sich dagegen stemmten, der Kaiser Heinrich IV. von Deutschland und der König Heinrch II. von England. Den letzteren hoffte er übrigens noch zu gewinnen, weil er dort an dem Erzbischof von Canterbury einen Mann besaß, der seine Stelle ersetzte. Nicht so den deutschen Kaiser. — Die Hohenstaufen waren seit jeher den Päpsten ein Dorn im Auge, erstens, weil sie aufgeklärter waren als alle übrigen, zweitens weil sie als echte Deutsche die Nation zu einem gemeinschaftlichen Handeln gegen das von Tag zu Tag mächtiger und übermüthiger werdende Papstthum vereinigten. Mit Gewalt konnte er also gegen Heinrich nichts ausrichten und somit nahm er seine Zuflucht zur Intrigue und zu einer Waffe, die in den damaligen Zeiten gefährlicher war als eine ganze Armee, die Waffe des päpstlichen Bannstrahles.

Nachdem Heinrich II. von England sich der Einführung des geistlichen Zehntes widersetzte, versuchte Gregor VII. denselben in seiner Heimat, nämlich in Deutschland, ein-

zuführen. Es gelang ihm, einige der kleinen deutschen Fürsten zu gewinnen, und indem er ihnen durch seine deutschen Bischöfe Abläſſe für ihre begangenen, ja noch zu begehenden Sünden ertheilen ließ, sie gegen Heinrich aufzuhetzen, so daß diese den Kaiser eine Schlacht lieferten, die sie jedoch verloren. Nun ließ er seine Bannstrahlen auf Heinrich los, entband alle Unterthanen des Gehorsams, den sie dem Kaiser schuldig waren und brachte es bald dahin, daß Heinrich von allen seinen Anhängern verlassen wurde.

Es gab nur zwei Mittel, den wüthenden Papst zu versöhnen, etweder den Zehnten zu bewilligen, oder sich vor ihm zu demüthigen. Der Kaiser liebte sein Volk viel zu sehr, als daß er sich nicht lieber zu dem letzteren entschlossen hätte, so sehr ihn dieses auch erniedrigte. Somit trat er die Wanderung nach Rom zu Fuß an und bat bei Gregor um eine Audienz.

Während der ganzen Zeit der Fehde zwischen dem Kaiser und dem Papst, hatte dieser in Rom eine neue Disciplin für die Geistlichkeit eingeführt. Vor dem Regierungsantritt Gregor's VII. waren alle Säculargeistliche verheirathet in eben derselben Weise, wie es noch heutzutage die protestantischen und griechisch-orthodoxen Geistlichen sind. Gregor erblickte in der Ehe der Geistlichkeit mehre Nachtheile für die Kirche. Die Geistlichkeit sollte nur der Religion, nicht aber der Welt und der Familie leben. Die letztere, so dachte er, würde sie noch immer an das Vaterland, von woher sie stammen und an den Fürsten,

der ihr Souverän gewesen und es nach Rechtswegen noch immer war, fesseln; diese Fesseln wollte er brechen, um ihnen andere, nach seiner Ansicht leichter erträgliche, anzulegen. Er berief eine Kirchenversammlung, welche aber nicht den Charakter jener Kirchenversammlungen an sich trug, wie jene, die bis jetzt gehalten wurden und that den versammelten Bischöfen und hohen Prälaten seinen Willen kund, in der ganzen Kirche das Cölibat einzuführen. Als einige Bischöfe sich gegen diesen Plan aussprachen und solche Vernunftgründe anführten, daß dies der menschlichen Natur entgegen sei, rief er lachend aus: „Thoren, die Ihr seid, daß Ihr es nicht erkennen wollt, wie ich Euch vom lästigsten Joche, der Ehe, befreie und Ihr anstatt Euch mit einem einzigen Weibe der Liebe zu freuen, dies mit allen thun dürft. Nehmt Euch ein Beispiel an mir. Glaubt Ihr etwa, ein so rüstiger Mann wie ich, würde ewig dem geschlechtlichen Vergnügen entsagen? Ich will erst jetzt anfangen zu genießen und wenn Ihr nicht dumm seid, werdet Ihr meinem Beispiele folgen".

Kein Geschichtsschreiber erwähnt der großartigen Orgie, zu welcher Gregor die Prälaten einlud, wie dort hunderte der schönsten Weiber und Mädchen Scenen aufführten, wie weiland die Bacchantinnen Griechenlands und die Prostituirten unter den Cäsaren in Rom. Gregor selber unterhielt sich mit mehreren Damen, namentlich mit jener berüchtigten Gräfin Mathilde, die schon früher seine Maitresse gewesen und es auch ferner bleiben sollte.

Es ist kein Wunder, daß die Bischöfe, nachdem sie so

von ihrem Oberhaupte in die Mysterien der cytherischen Freuden eingeweiht wurden, im ehelichen Leben nicht mehr so viel Vergnügen zu finden hofften, wie in so aufgelösten Sitten, daß sie demnach ihre Einwilligung zur Einführung des Cölibats unter dem Clerus nicht mehr vorenthielten.

Nichts verhärtet das Herz eines Menschen so sehr, als eine derartige Erniedrigung vom Menschen zum Thiere. Dies war der Fall bei den Prälaten. Sie verstießen insgesammt ihre Weiber, sperrten sie entweder in Klöster, von welchen dann Nonnenorden gebildet wurden, die mildherzigsten aber unter ihnen stellten ihnen Pensionen aus, lebten auch noch im Geheimen mit ihnen, vor der Welt aber blieben sie von ihren Weibern und ihrer Familie getrennt.

Unterdessen war auch der Kaiser Heinrich IV. nach Rom gekommen. Es war im strengsten Winter. Der Papst befand sich in einem Schlosse und unterhielt sich mit seiner Geliebten, Mathilde, während Heinrich barfuß im Hofe stand, fror und die Hände faltend, um Erlaß seiner gegen den Papst und die Kirche begangenen Sünden flehte. Der übermüthige Pfaffe ließ ihn mehre Stunden warten, während er sich mit Mathilden über ihn lustig machte und ein Glas Syracusaner nach dem andern leerte. Endlich zeigte er sich am Fenster und rief Heinrich zu: „Gehe jetzt heim, mein Sohn, erscheine aber morgen wieder auf demselben Platze und barfuß. Wenn Du diese Buße acht Tage lang gethan, will ich Dir den Segen der Kirche nicht mehr vorenthalten".

Der Kaiser gehorchte und eine volle Woche wurde die Scene des ersten Tages am Fuße des Thurmes wiederholt, ehe ihn Gregor zur Audienz zuließ. Am Tage des Empfanges saß Gregor mit allen Insignien des Papstthums auf dem Throne und Heinrich warf sich ihm zu Füßen, um den heiligen Pantoffel zu küssen. Als er dies auch gethan, hob Gregor seinen Fuß bis an die Stirne des Kaisers und stieß ihm damit die Krone vom Haupte: „Du siehst", sagte er, „so gut ich Dir die Krone geschenkt, kann ich sie Dir auch vom Haupte stoßen". Worauf er den Kaiser entließ.

Der arme Heinrich glaubte hierdurch Deutschland und sich vor ferneren Chicanen des Papstes gerettet zu haben, es war aber nicht so, denn da er und die Deutschen, namentlich die Fürsten von Sachsen und der Pfalz, sich noch immer weigerten, den Zehnten in ihren Ländern einzuführen, wurden sie insgesammt mit dem Banne belegt und Gregor hetzte gegen Heinrich IV. auch den eigenen Sohn, nachmals Kaiser Heinrich V., was den ersteren zur Verzweiflung brachte, so daß er vor Gram darüber starb.

V.

Die Päpste per Bausch und Bogen. — Urban II. — Sein Zweck bei Verkündung der Kreuzzüge. — Peter von Amiens. — Fortwährende Simonie und Ablasskrämerei. — Bonifaz VIII., Philipp IV., der Schöne, von Frankreich und Jaques Bernard Molay. — Clemens VIII., Beatrice Cenci. — Preis, den Clemens für ihre Befreiung setzt. — Wie sie ihm antwortet. — Sixtus V. vom Schweinehirten zum Papst gewählt. — Die Schlüssel Petri. — Seine Maler. — Carravaggio. — Leo X. — Sein Kunstsinn. — Die Sünden der Deutschen bringen 19 Millionen Gulden ein. — Leo's Prunksucht. — Clemens XVII. — Seine Vergiftung durch die Jesuiten.

Es ist ein in den Rechnungen von Civil- und Militärbehörden und, wenn ich nicht irre, auch im merkantilischen Fache sehr gewöhnlicher Ausdruck: per Bausch und Bogen etwas zu nehmen. Dies will ich jetzt in meinen Scandalgeschichten des römischen Hofes nachahmen und alle Päpste, ausgenommen einen, dem ich das nächste Capitel zugedacht, per Bausch und Bogen nehmen.

In der Erzählung der italienischen Scandalgeschichten bin ich genöthigt, von meiner bisher verfolgten chronologischen Ordnung abzuweichen und wieder ethnographisch zu verfahren. Italien war bis auf die neuesten Zeiten niemals ein einzelner Staat. Nach dem Sturze des weströmischen

Reiches wurden die einzelnen Länder von den einwandernden Barbaren besetzt: die Gothen bemächtigten sich Mittelitaliens, die Longobarden des nördlichen Theiles der großen Halbinsel und die Franzosen aus Anjou rissen Süditalien an sich, während es einige Staaten gab, die sich später bildeten und zu Anfang ihres Entstehens ziemlich polyglott waren, wie z. B. Venedig, welches von Italienern, Lombarden, Gothen und Slavoniern gebaut und bevölkert ward und noch einige Reminiscenzen dieser babylonischen Sprach- und Sittenverschiedenheit an sich trägt, wie dies gewisse Benennungen am besten bezeugen, von welchen ich nur die der Riva dei Schiavoni — Slavonier — gedenke. Somit werde ich in meinen italienischen Scandalgeschichten, da ich ohnehin nicht alle vorgefallenen Hofscandale erwähnen will, nur die hervorragendsten und entweder wenig bekannten oder irrig angegebenen mittheilen.

Vor Allem stoßen wir hier auf Urban II., einen Menschen, der es sich zur Aufgabe gestellt, das, was Gregor VII. in einer Weise versucht hatte, mit größerer Gewißheit, doch in veränderter Form, auszuführen. Ihm hat die Welt den Unsinn der Kreuzzüge zu danken. Urban sah es ein, daß die Kriege der Völker Europa's unter sich kaum genügten, um diesen Welttheil des besten Elements zu berauben, wenn man sie aber unter einem schicklichen Vorwande nach Asien bringen könnte, so würde dies eher gelingen. Dieser Vorwand ward in der projectirten Eroberung des heiligen Grabes bald gefunden. Er hatte mehre Mönche und andere Fanatiker nach Asien geschickt,

um den Zustand der Christen in den fernen Ländern auszukundschaften, und da dieser kein so schlimmer war, wie man den Leuten glauben machen wollte, ward die Idee der Eroberung Jerusalems ersonnen. Ein toller Mensch, Peter von Amiens, auch Kuckuck Peter oder der Eremit genannt, kam aus Jerusalem zurück, log den Leuten eine Menge von der Barbarei der Saracenen vor und erhielt von Urban II. die Erlaubniß, eine Armee zu werben, um das gelobte Land den Ungläubigen abzujagen, Urban II. gab hierzu seine Autorisation, berief eine Kirchenfürstenversammlung nach Rom und es wurde hier beschlossen, die Fürsten zu diesem Zuge aufzurufen, um das heilige Grab zu erobern.

Auch diesmal wurde jenes Mittel angewendet, wie zu Zeiten Gregor's. Die Kreuzzüge waren einestheils eine Lockspeise für die habsüchtige Ritterschaft und für die Fürsten, andererseits als ein etwas schwieriger, doch gewisser Weg nach dem Himmelreich. Man machte den Christen einen blauen Dunst von den Schätzen vor, die zu gewinnen wären, wenn sie nach Palästina zögen, und die Einfältigen waren wirklich so blitzdumm, in die Falle zu gehen und, gleich dem Hunde in der Fabel, der den Knochen im Maule für einen Schatten ausgelassen, verkauften oder verpfändeten sie ihre unbeweglichen Güter um einen Spottpreis, um ja recht viel Mannen zusammen zu bringen und nach Palästina ziehen zu können.

Die Absicht Urban's II. ist klar und in die Augen fallend. Die Fürsten und die Aristokratie sollten geschwächt,

die Aelteren, die Führer der Stämme, weit weg von Europa geschickt werden, in ein Land, wo sicheres Verderben ihrer harrte, während nur die Schwächeren zurückblieben, mit denen es leichter sein würde umzuspringen und sie zu bewegen, daß sie sich materiell und geistig ganz dem sogenannten heiligen Stuhle unterwerfen. Auch der Verkauf und die Verpfändung der Rittergüter hatte ungeheure Summen der katholischen Kirche eingebracht, denn die Käufer und Geldleiher waren die Pfaffen, entweder ganz offen auftretend oder hinter Juden versteckt.

Um den unersättlichen Pfaffenschlund zu füllen, hatte man noch ein anderes Mittel ersonnen, wodurch Geld in größerer Menge eingetrieben wurde: Diejenigen Fürsten und Ritter, die entweder nicht den Muth besaßen, um ihr Leben in einer so gewagten Weise, wie ein Feldzug unter Barbaren, zu riskiren oder zu bequem waren dahin zu gehen, oder aber die an den Banden der Liebe bei den Ihrigen zurückgehalten wurden von der Theilnahme an dem Kreuzzuge, lösten sich durch Geldabgaben ab. Somit war Geld schon zu jener Zeit ein Universalmittel, welches zu Allem berechtigte und von Allem erlöste, was den Menschen unangenehm war.

Es wäre für die Fürsten und Ritter ein Leichtes gewesen, sich von der ihnen aufgedrungenen Pflicht loszuwinden, wenn sie nicht gar so einfältig gewesen wären. Sie hätten gleich zwei Argumente gegen den Papst und die Kreuzzugprediger gehabt: Warum nehmen die Griechen nicht Theil an dem Feldzuge, die doch viel näher zu

Palästina wohnen und es besser wissen können, wie schlimm die Christen von den Saracenen behandelt werden? Und warum wird der Zug nicht vom Papste, als dem Oberhaupte der Christenheit, angeführt? Solche Fragen zu stellen fiel niemandem ein und die Pfaffen lachten sich dabei in's Fäustchen.

Ein anderer Gewinnst, der durch die Kreuzzüge den Pfaffen erwuchs, war, daß sie viele lästige Zeugen los wurden und sich nicht mehr so zu verstecken brauchten, wenn sie ihren Lüsten nachhingen, ganz so wie es von den Mäusen heißt, daß sie freies Spiel haben, wenn die Katze nicht daheim ist. Niemand hatte es nöthiger, sich vor den Augen der Welt zu verbergen, als die römischen Pfaffen. Sie hatten es noch nicht so weit gebracht, daß sich das Volk wenig mehr darum kümmert, wie arg es die Geistlichkeit treibt, weil es an Klosterscandale seit vielen Jahrhunderten gewöhnt worden ist.

Urban II. selbst, obschon ein Mann in sehr vorgerückten Jahren, beinahe schon ein Greis zu nennen, war noch immer ein Wüstling, er schwärmte für schöne Frauen, Mädchen und sogar für Knaben. Er fand das größte Vergnügen in der Abwechslung und sehr viele saracenische Gefangene, Mädchen und Knaben, fanden bei ihm eine gute Aufnahme, weil er sie als Mittel zur Kühlung seiner Leber benutzte.

Unterdessen hatten diese Kreuzzüge auch einige, dem Papstthume gefährlich werdende Parasytenzweige getrieben, die demselben die Herrschaft über die Menschen streitig

gemacht haben würden, wenn sich die Oberhäupter der Kirche nicht mit den weltlichen verbunden. Ein solcher gefährlicher Auswuchs waren die päpstlichen Ritterorden, namentlich der der Templer. Dieser bestand aus tapferen und weisen, wenn auch nicht sehr gewissenhaften Männern. Binnen einem Jahrhundert hatte dieser Orden sich Reichthümer gesammelt, wie sie keiner der Monarchen besaß. Die Templer standen so zu sagen zwischen der geistigen und weltlichen Macht, sie würden die Oberherrschaft über die ganze Welt an sich gerissen haben, wenn nicht Philipp II., genannt der Schöne, bei Zeiten die Gefahr, die sowohl den Monarchen, wie den Völkern bevorstand, wenn der Orden weiter fortfuhr, Schätze zu sammeln, wahrgenommen und energisch gegen sie aufgetreten wäre, wiewohl er nach dem Princip der Jesuiten: „der Zweck heiligt die Mittel", gehandelt hatte und gegen den Orden in ungerechtester und grausamer Weise verfuhr.

Unter den Manuscripten des Vatikans befindet sich auch die Originalcorrespondenz des Papstes Bonifaz VIII. mit dem soeben erwähnten König von Frankreich und dem Großmeister des Ordens, dem unglücklichen Jacques Bernard Molay, namentlich jener famose Brief Philipp's an Bonifaz in Betreff der Zehnten und des Peterpfennigs, sowie auch in Bezug der Ernennung der Bischöfe durch den König, welcher anfängt: „Bonifacio octavo — melius Malefacio-Pontifici, salutem modicam sive nullam! Sciat Vestra maxima fatuitas" u. s. w. (Bonifaz dem Achten oder vielmehr Malefaz — ein Wortspiel, denn

Bonifaz bedeutet Wohlthäter, Malefaz Uebelthäter — wenig oder gar keine Gesundheit! Wissen es Eure größte Thorheit u. s. w.). Dieser Brief ist zu bekannt, als daß seine Existenz geleugnet werden könnte. Er wurde geschrieben nach der Aufhebung des Templerordens.

Viel interessanter ist der Brief Jacques Bernard Molay's an Bonifaz. Sowohl der König wie der Großmeister der Templer wandten sich anfangs an den Papst, als an einen Schiedsrichter in ihrem Streite. Philipp war pfiffig genug in so zweideutigen Ausdrücken zu schreiben, daß Bonifaz gewisse dem Papstthume gemachte Concessionen aus seinem Briefe herauslas, namentlich bezüglich der Einführung der Zehnten, der Zahlung des Peterpfennigs und der Ernennung der hohen Würdenträger der Kirche von Frankreich, die sowohl der König wie der Papst ausschließlich für sich behalten wollten. Molay hingegen versprach nichts, sondern prophezeihte dem Papste Alles das, was wirklich eintraf, nämlich seine Gefangennahme durch Philipp dem Schönen.

Bonifaz VIII. glich weder Gregor VII. noch Urban II. Er war durchaus nicht pfiffig, obschon habgierig. Dies war auch Schuld an seinem nachherigen Sturz. Er war ein Bonvivant, der weder Wein noch Weiber verachtete und selbst für Knaben eine Leidenschaft fühlte, wie weiland Jupiter für den schönen Hirtenjungen Ganymed. Er versuchte es, die Einwohner von Südfrankreich, namentlich von Avignon, welche Stadt er zu seiner einstweiligen Residenz wählte, gegen Philipp aufzuwiegeln, die Bürger aber

nahmen ihn gefangen und lieferten ihn Philipp aus. Der König von Frankreich ließ Bonifaz auf einem Esel reitend durch ganz Paris führen und hielt ihn bis an sein Lebensende unter festem Gewahrsam. Bonifaz, ein großer Sybarit, hielt es nicht lange aus, die Entbehrung aller Vergnügungen brachte ihn um's Leben.

Ein viel unmenschlicheres Ungeheuer als diese drei Päpste, von denen ich bisher gesprochen, war Clemens VIII. Es ist sonderbar, daß die Päpste gerade solche Namen hatten, die auf sie gar nicht paßten, z. B. Clemens — der Gnädige, Innocenz — der Unschuldige, Bonifazius — der Wohlthäter, Pius — der Gottesfürchtige u. s. w., es ist beinahe als Ironie anzusehen, daß sie diese Namen beibehielten, es wäre viel passender gewesen, sie Inclemens, Norenz, Impius, Malefactor und in ähnlicher Weise zu nennen.

Wer kennt nicht die Geschichte der unglücklichen und schönen Beatrice Cenci, die von dem vom Papste eingesetzten Richterstuhle zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde? Ihr Vater, ein eben solches Ungeheuer wie der Papst, der es auf sich genommen, seinen Tod zu rächen, hatte die eigene Tochter, eben diese Beatrice, nicht nur selber nothzüchtigen, sondern sie seinem Freunde Clemens verkuppeln wollen. Der Bräutigam des Mädchens erschlug ihn und die Schuld wurde auf Beatrice gewälzt, man klagte sie an, als hätte sie ihn durch einen Banditen ermorden lassen, obschon Leone de Peralto, der Bräutigam, die That auf sich genommen und sich dem Gerichte gestellt

hatte. Es war nur zu offenbar darauf abgesehen, Beatrice zu morden und sich des ungeheuren Vermögens der Cencis zu bemächtigen. Auch ihre Mutter, mit der sich die Tochter verschworen haben soll, wurde verurtheilt, wiewohl nicht zum Tode, sondern zu ewiger Verbannung aus dem Kirchenstaate. Wenige Tage vor der Hinrichtung, nachdem der Papst dem berühmten Maler Guido Remi den Befehl gegeben hatte, Beatrice zu malen und der Künstler ihm das Bildniß brachte, rief der Papst: „wie Schade um den schönen Hals und diesen herrlichen Kopf, um den Preis eines anderen Schatzes, soll sie beides behalten". Er ging hierauf selber in den Kerker Beatricens und indem er ihr zu Füßen fiel, beschwor er sie auf den Knieen, ihn zu erhören: „Nicht allein jenes Vermögen, welches Dein Vater besessen, sondern die Schätze des Vatikans lege ich Dir zu Füßen, wenn Du meine Liebe erwiderst". Mit wahrem römischen Heldenmuthe blickte die herrliche Beatrice stolz im Bewußtsein ihrer Unschuld und ihrer weiblichen Würde auf den geilen Pfaffen herab und stieß ihn mit ihrem Fuße zurück, so daß er rücklings fiel, indem sie ausrief: „Laß mich morden, Henker, lebend sollst Du mich nicht in Deine Arme schließen und versuchst Du's, meinen Leichnam zu schänden, so wird Gott demselben für einige Augenblicke Leben geben, damit er Dich erwürge". So starb denn Beatrice als Opfer ihrer Tugend und als eines pfäffischer Begierden und unersättlicher Habsucht.

Clemens selber erreichte später die göttliche Strafe, denn er wurde auf seine alten Tage tobsüchtig, er zerriß

seine eigenes Fleisch mit seinen Nägeln und aß seine eignen Excremente.

Es wäre ein arges Uebersehen der päpstlichen Schändlichkeiten, wenn ich Sixtus V. nicht erwähnte, eines Mannes, der unstreitig viel Geist besaß und ein Wohlthäter der Menschheit hätte werden können, wenn er die Geistesgaben, die ihm von seinem Schöpfer verliehen worden, zu etwas Gutem benutzt hätte. Er war von niederer Herkunft und Schweinehüter in seiner Jugend. Seine rastlose Thätigkeit und sein Fleiß bahnten ihm den Weg zur höchsten geistlichen Würde. Auch er handelte mit Abläßen wie seine Vorgänger, eben so wie er auch allen Lastern fröhnte. Als er noch Cardinal war, ging er stets mit gebeugtem Rücken, wenn er sprach oder singen sollte, überkam ihn ein asthmatisches Hüsteln, sodaß ihn alle Cardinäle, seine Collegen, für einen sehr gebrechlichen Menschen hielten. Da die Stimmen bei der Neuwahl eines Papstes so ziemlich getheilt waren, vereinigten sich endlich beide Parteien darein, daß sie für Sixtus stimmten, sie dachten, wie sich vielleicht während seiner Herrschaft die Interessen Aller bei der nächsten Papstwahl vereinigen ließen, demnach betrachteten sie ihn gleichwie einen interimistischen Stellvertreter Gottes auf Erden. Als dann das Te Deum laudamus nach vollzogenem Mahl gesungen wurde und Sixtus selber in die Hymne einstimmte, hatte er eine so sonore Stimme, daß er alle übrigen Sänger übertönte, auch war sein Kopf jetzt erhoben und sein Rücken hatte seine Krümmung verloren, so daß dies Allen auffiel.

Einmal frugen ihn zwei seiner intimeren Freunde unter den Cardinälen, woher es komme, daß er seine Stimme wieder erhalten und nicht mehr so gebückt gehe. „Ehemals habe ich die Schlüssel Petri gesucht, und da ich wußte, wie sie in irdischen Händen seien, wollte ich die Bewahrer derselben durch allzu lautes Singen nicht verscheuchen, jetzt, wo ich sie erhalten, blicke ich hinauf, um den Eingang ins Himmelreich zu finden", war des schlauen Papstes Antwort. Obschon von niederer Herkunft, besaß er viel Geschmack für die Kunst, namentlich sammelte er eine Menge Gemälde mit mythologischen Sujets und einige Maler, namentlich Annibale Carracci und Michele Angelo Carravaggio, verfertigten für ihn eine große Zahl der obscönsten Gemälde, die sich noch gegenwärtig als sein Nachlaß in den Händen einiger Cardinäle befinden und besonders Begünstigten gezeigt werden. Namentlich existirt vom ersteren Maler eine Venus, der ein kleiner Amor einen Dorn aus den Zehen zieht, indeß ein Satyr mit seinem Finger an einer gewissen Stelle des Körpers der Göttin spielt. So obscön dieses Gemälde ist, so ist es vielleicht noch das einzige, welches weniger ekelerregend auf den Beschauer wirkt, im Vergleiche mit den anderen.

Da ich gerade von Sixtus spreche und auch Michel Angelo Carravaggio's gedachte, der eigentlich der Versorger der obscönen Gemäldegallerie des Papstes Sixtus V. gewesen, so kann ich nicht umhin, eine Episode aus dem Leben dieses berühmten Malers mit einzuflechten.

Carravaggio erhielt einmal den Auftrag, einen Christus

am Kreuze zu malen, im Augenblicke, wo ihm der Legionär Longinus die Lanze in die Seite stößt. Der Maler hatte sich einen Juden zum Modell genommen und diesen in die Lage gebracht, wie Christus am Kreuze gewesen sein soll, nämlich mit ausgestreckten Armen, die an den Handgelenken festgebunden waren. Das Bild war ein sehr gelungenes, nur war der Maler mit dem Spritzen des Blutes aus der Wunde nicht ganz zufrieden. Er hatte es noch niemals gesehen wie dies geschieht und, ärgerlich über das Mißlingen, ergriff er ein Messer und stieß es dem Juden in die Seite, um die Verwundung naturgetreu darstellen zu können. Der Jude verschied an der Wunde und Carravaggio ward als sein Mörder angeklagt und vor das Cardinalcollegium geladen. Einige Mitglieder des Collegiums stimmten für seinen Tod, andere sprachen ihn frei und der Papst selber, als Vorstand des Gerichts, gab seine Stimme ebenfalls den Letzteren, so daß er wirklich ohne andere als eine beträchtliche Geldstrafe loskam. Einige Monate später erhielt Carravaggio vom Papste den Auftrag den Plafond der Kirche Santa Maria della Concezzione al fresco zu malen. Er nahm hierzu das jüngste Gericht zum Sujet und malte die Porträts aller Cardinäle, die gegen ihn den Tod ausgesprochen, in die Hölle, die anderen aber in den Himmel und Sixtus V. als Gott Vater. Der Papst lachte über die Idee, doch die vom Maler zur Hölle verurtheilten Cardinäle drangen auf die Verbannung Carravaggio's aus Rom, diese wurde ausgesprochen und Sixtus ließ den Schuldigen zu sich bescheiden.

„Gehe nach Neapel, Michele, nach ein paar Jahren magst Du wiederkehren, bis dahin wird Alles vergessen sein", rieth ihm der Papst, gab ihm einige Zechinis und entließ ihn.

Sixtus war so habgierig und geizig, daß Carravaggio ihm nicht traute. Es war einmal geschehen, daß er einem berühmten Baumeister eine sehr große Summe zahlte und als derselbe sich auf den Weg machte, wurde er ausgeplündert. Es waren päpstliche Sbirren, die als Räuber verkleidet den Baumeister angriffen und beraubten, um das Geld dem Papste zu geben. Carravaggio war viel zu arm, als daß es Sixtus gelüstet hätte, ihn ausrauben zu lassen. Dennoch schlug er einen andern Weg ein, kam in ein Dorf, wo er erkrankte und starb, dem Wirthe hatte er für seine Verköstigung ein Aushängeschild gemalt, welches von einem Reisenden für einen ungeheuren Preis angekauft wurde.

Außer den beiden erwähnten Malern und nach ihnen wurde Luca Giordano vom Papste protegirt, denn dieser war im schnellen Schaffen der lascivsten Gemälde noch geschickter. Er hat mehre Scenen aus Messalina's und Kleopatra's Leben den von mir oben erwähnten Intallios und obscönen Statuen aus der Cäsaren Zeit nachgebildet.

Es läßt sich denken, daß, wenn schon ein Mensch so niederer Herkunft wie Sixtus V. so viel für die Kunst gethan, was ein Papst, der von Hause aus Cavalier war und Geschmack besaß, dafür verwendete, um sie zu jener Blüthe reifen zu lassen, wie sie im XVI. Jahrhunderte

stand. Unter allen Kunstmäcenaten war unstreitig Leo X. der größte. Der Bau der St. Peterskirche allein kostete unzählige Millionen. Obschon als Medici von Hause aus reich, langten seine Einkünfte doch nicht, um einen so riesenhaften und prachtvollen Bau aus eigenen Mitteln bestreiten zu können, und wieder wurde zur Simonie gegriffen und Ablässe ertheilt. Tetzel brachte aus Deutschland allein 19 Millionen Gulden nach Rom. Eine lange Schaar von Wagen war mit Silber- und Goldsäcken beladen und fuhr in den Vatikan ein. Als Leo das Resultat der Ablaßkrämerei erfuhr, rieb er sich vergnügt die Hände und rief aus: „Eheu, quantum intulerunt nobis peccata germanorum et fabula de Christo! (Ah, was haben uns die Sünden der Deutschen und die Fabel von Christus eingebracht)."

Leo war ein wahrhaft galanter Mann, kein so gemeiner Cyniker, wie alle oder die meisten seiner Vorgänger, er liebte ein Sybaritenleben, doch alle Ausschweifungen, denen er sich hingab, hatten einen Anstrich des Künstlerischen, beinahe möchte man sagen, Erhabenen. Außerdem aber hielt er seine Geliebten wahrhaft königlich aus und baute für eine jede einen eigenen Palast oder schenkte ihnen herrliche Villa's in der Umgebung Roms. Während seiner Regierung ward der Jesuitenorden gestiftet und Ignatius Loyola, ebenfalls ein gebildeter Mann, erfreute sich seiner besonderen Gunst. Leo lebte sonst mit allen Monarchen Europa's auf ziemlich gutem Fuße, außer mit Heinrich VIII. von England, mit dem er sich verfeindete, weil er in die

Scheidung Heinrich's von Katharina von Arragonien durchaus nicht einwilligen wollte. Als wahrhafter Meister in der Kunst des Genusses, war er auch dem homosexuellen Genuß nicht fremd und mehre seiner Mignons erhielten später hohe Anstellungen. Als ihm einmal ein alter Cardinal diese krankhafte Leidenschaft zum Vorwurf machte und es für eine Sünde ansah, daß er Knaben schändete, berief er sich auf gewisse Stellen in den Briefen Paul's und fügte hinzu: „Glaubst Du, die Worte Christi: lasset die Kleinen zu mir kommen, haben nicht eine andere Bedeutung, als jene, die ihnen das gemeine Volk beilegt?" Es ist gewiß, daß, wenn es ja irreligiöse Menschen, Atheisten giebt, sie nirgends so häufig zu finden sind, als unter den Päpsten. Sie haben die christliche Religion von Anbeginn her profanirt und Aeußerungen, die von ihnen gethan wurden, würden andere Menschen als Gotteslästerer auf den Scheiterhaufen gebracht haben.

Die Nachfolger Sixtus' V. und Leo's X. glichen diesen beiden Männern nur insofern, daß sie wohl eben so ausschweifend waren, doch weder jenen Geist besaßen, noch in ihre Ausschweifungen Verfeinerung zu bringen verstanden. Man kann sagen, daß sie durchgehends nichts als die ignorantesten Finsterlinge waren, und nur ein einziger der Päpste aus der neueren Zeit, Clemens XVII., Ganganelli, war ein aufgeklärter und humaner Mann, so daß man sich wundern muß, wie er von den Cardinälen zum Papst gewählt werden konnte. Zur Zeit seiner Cardinalschaft verließ er seine Studirstube selten, höchstens um

an Berathungen theilzunehmen, wobei er die verwickeltsten kritischsten Fragen durch seinen durchdringenden Verstand löste. Am Tage seiner Erwählung zum Papste war es vielleicht zum ersten Male, daß er eine große Volksmenge vor sich erblickte, denn er litt an Schwäche der Augen und fuhr in einem Wagen, dessen Fenster stets zugezogen waren. Der Anblick so vieler Leute war ihm demnach etwas ganz Neues. Er schlug die Hände zusammen und frug einen Abbate, den Grafen von Castiglione, nachmals Pius VIII., „Sage mir mein Sohn, von was leben alle diese Leute?“ — „Von Betrug und größtentheils auch von schlimmerem Metier.“ — „Betrug oder Täuschung? So? Hm, wir alle leben davon, somit“ — sprach er, der Menge unter seinem Balcon den Segen ertheilend, „betrüge ich Euch alle.“ Ein solcher Papst konnte unmöglich lange regieren, die Pfaffen duldeten keinen aufgeklärten Menschen. Er hatte seine Einwilligung zur Aufhebung des Jesuiten-ordens gegeben und wurde von ihnen vergiftet.

VI.

Die Borgia's. — Alexander VI. — Seine Abstammung und sein Weib, Vannozza. — Seine beiden Söhne, Johann und Cäsar. — Ermordung des Ersteren durch den Letzteren. — Lucretia, Concubine ihres Vaters und ihrer Brüder. — Ihr Sohn, den sie in Venedig erziehen lässt. — Niccolo Machiavelli. — Eifersucht der Borgia's auf den Jesuitenorden. — Das Lustspiel Mandragora. — Cäsar schwebt in Lebensgefahr bei Gelegenheit einer Büffeljagd. — Wie er seinem Befreier lohnte. — Ende der Borgia's.

Ein berühmter deutscher Dichter — Bürger — der sehr stark in ultraerotischen Gedichten gewesen, hat einmal infolge einer Wette gegen einen anderen gleichfalls nur in diesem Genre starken deutschen Dichter, eine Ode an den Gartengott, der zugleich auch Gott der obscönsten Liebesgenüsse war, gemacht, die mit den Worten anfängt, „Dir, Priap, widme ich mein Lied" — weiter darf man diese Dichtung nicht citiren, weil schon im nächsten Verse Zote auf Zote folgt; dennoch hatte er seine Wette verloren, denn die Ode Stollberg's war noch fürchterlicher. Indem ich an die Scandalgeschichte des Papstes Alexander's VI. komme, befinde ich mich etwa in einer Lage, nicht Etwas erzählen zu müssen, was den tolerantesten Leser zu

unanständig erscheine, denn wahrlich Alexander's ganzes Leben ist nichts anderes als eine große priapische Epopee, untermengt mit Mordthaten, Perfidie, kleinen und großartigen Betrügereien, Giftmischereien, Raub und Fälschung, ein Complex aller möglichen Sünden, die im Catalog der im katholischen Catechismus aufgezählten sieben Todsünden, der sechs Sünden gegen den heiligen Geist, der fünf himmelschreienden und der neun fremden Sünden, die kleineren sogenannten läßlichen Sünden gar nicht mit eingerechnet, vorkommen. Wenn man zu diesen noch die Sünden gegen die zehn Gebote rechnet, so kommen nicht weniger als drei dutzend Sünden heraus.

Alexander VI. ist übrigens gleichwie viele andere historische Persönlichkeiten, ein Sündenbock für eine Menge anderer Päpste, die vielleicht eben so schlecht gewesen wären, wenn sie den Geist besessen hätten, Schändlichkeiten, auszusinnen, wie er. Jedenfalls deckt er eine Menge von ihm begangener Verbrechen und Schandthaten mit seinem Verstand, denn kaum die Hälfte, was er wirklich gethan, ist auf die Nachwelt durch Tradition überliefert worden. Dies an und für sich beweist schon, daß er ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten gewesen sein mußte. Wenn einem die Wahl frei steht, zwischen einem solchen Schafskopf von einem Tyrannen wie Kaiser Claudius, oder solchen Tollhäuslern wie Nero, Caligula, Domitian, Commodus und Heliogabalus oder einem so abgefeimten schlauen Bösewicht wie Alexander VI., so wird man wahrscheinlich den letzteren doch mehr goutiren, weil er das

Böse, was er that, mit Ueberlegung und zufolge logischer Vernunftgründe verübt. Sei dem wie immer, Alexander VI. ist immer eine Persönlichkeit, die sowohl dem Philosophen wie dem Politiker und auch dem Romantiker willkommen zum Beschreiben sein muß. Es ist etwas an ihm und es läßt sich mit dieser Erscheinung viel machen.

Alexander VI. stammte aus Spanien, wo er seine Jugendjahre zugebracht hatte und mit seinem Weibe, einer ehemaligen Hetäre, nach Italien auswanderte. Er selber trat in einen Mönchsorden, sein Weib, Sennora Vanozza, in ein Nonnenkloster. Eines wie das Andere fanden bald Gelegenheit, sich beliebt zu machen, denn Alexander war ein Lebemann und auch Sennora Vanozza verstand es gut, die Nonnen zu unterhalten und ihnen durch allerlei Kunstgriffe, Wahrsagereien, Heilung einiger bisher für unheilbar gehaltenen, in der Gegend des Klosters stark einreißenden galanten Krankheiten, Einkünfte zu verschaffen, daß man sie zur Aebtissin wählte. Alexander und sein Weib unterstützten sich gegenseitig und der Name Borgia ward bald unter den Klosterleuten so berühmt und populär, daß sich ihr Anhang und Einfluß von Tag zu Tag vergrößerte. Sie hatten es in den Klöstern und unter den übrigen Geistlichen so weit gebracht, daß man hier eines der Principien des Jesuitenthums: „si non caste, caute (wenn nicht keusch, doch klug)" allgemein adoptirte und Alexander Borgia es bis zur Cardinalwürde brachte.

Für einen jeden Menschen von weniger Ehrgeiz würde schon das, was Borgia bisher erlangt, das Ziel seiner

Bestrebungen gewesen sein. Alexander betrachtete die erlangte Würde nur als eine Stufe der Treppe, die zur höchsten Macht führt, und er fing an sich den Weg zum päpstlichen Stuhle zu ebnen, und um ihn von allen Hindernissen zu säubern, fand er Mittel, die wenigen Widersacher, die er noch hatte und die selber Ansprüche auf die Tiara machten, durch Gift auf die Seite zu räumen, indeß er die Zahl seiner Anhänger in und außer dem Cardinalscollegium vergrößerte.

In dieser Zeit lebte zu Venedig ein verruchtes Weib, eine Nonne, Namens Tofana, die der Sennora Vanozza an Schlechtigkeit in nichts nachstand, sie an Kenntnissen übertraf, doch ihr an Schlauheit und Heuchelei nicht das Wasser reichen konnte. Sie hatte eine Art langsam tödtendes Giftes erfunden, welches sie aber in ihrer Heimat, in Venedig, nicht zu verwerthen im Stande war, denn die Machthaber in Venedig brauchten keine Gifte, um Leute zu tödten, die ihnen im Wege standen, sie hatten ihre Bravos, ihre Dolche, ihre geheimen Hinrichtungen, ihre Bleidächer und ihren Canal Orfano, in welchen die von ihnen dem Tod geweihten Personen gestürzt wurden. Im Kloster zu Venedig, wo sie lebte, hatte sie einen Scandal verursacht und es waren einige Nonnen gestorben, deren Tod Signora Tofana zugeschrieben wurde, obschon es nicht erwiesen werden konnte, daß sie von ihr vergiftet worden seien, mit einem Worte, man hielt sie für so gefährlich, daß man sie aus dem Kloster vertrieb und die Regierung von Venedig sie aus der Lagunenstadt wies.

Tofana wandte sich am allereheſten nach Rom und zwar an Sennora Vanozza, deren Ruf bis nach Venedig gedrungen war, sie theilte ihr mit, wie sie ein neues Gift erfunden habe, welches in jeder beliebigen Zeit und sicher tödtete. Vanozza versprach ihr ein glänzendes Geschenk von ihrem Bruder, dem Cardinal Borgia, für das Geheimniß und nahm sie sofort im Kloſter auf. Die beiden verruchten Weiber hatten unter sich verabredet, wie sie mit ihrem sicher tödtenden Gifte sich Reichthümer verschaffen würden. Auch Alexander Borgia wurde in das Geheimniß mit eingeweiht. Eigentlich war gerade er es, der dasselbe der Nonne entlockte. Er war ein sehr schöner Mann und Tofana schätzte sich glücklich, ihm von ihrer Liebe so viel schenken zu dürfen, als er gerade brauchte. In einer schwachen Stunde gestand sie ihm, wie sie das Gift verfertigte. Gewöhnlich sind Männer in Schäferstunden viel schwächer als Frauen. Bei Borgia und Tofana war es verkehrt. Als Alexander im Besitze des Geheimnisses war, fing ihm an die Liebe Tofana's ungelegen zu werden, er fürchtete, sie könnte mit der Zeit eifersüchtig werden und die Wirksamkeit ihres Giftes auch an ihm erproben, demnach hielt er es für räthlich „lieber zu überraschen als überrascht zu werden," und um den Streich sicher ausführen zu können, den er gegen sie vorhatte, lud er sie zu sich auf seine Villa in der Nähe von Rom ein. Auf der Rückreiſe, nach einem einwöchentlichen Aufenthalt — wurde sie von Räubern angefallen, ihrer Schätze beraubt und getödtet. Die Räuber waren von Alexander gedungen

und er sicherte sich ihr Schweigen später ebenfalls, denn als sie ausgingen, um Tofana zu berauben, hatte er ihnen von seinem besten Syrakusaner Wein zum Kosten gegeben und da dieser mit Gift versetzt war, tödtete er sie in ziemlich kurzer Zeit, doch in einer Weise, daß es weder sie, noch sonst Jemand ahnten, sie seien an Vergiftung gestorben.

Dies war eben das Schreckliche im Gifte Tofana's, daß es weder Schmerzen verursachte, noch Spuren hinter sich zurückließ und man auf den Tag und die Stunde berechnen konnte, wann es tödten werde. Das Geheimniß der Zubereitung der Aqua Tofana — denn dieses Gift behielt den Namen der Erfinderin, ist Gott Lob, für die Welt verloren gegangen; ich sage „für die Welt", denn gänzlich verloren ist es nicht und leider noch immer in den Händen solcher Menschen, die davon ganz gewiß den schlimmsten Gebrauch machen. In der vatikanischen Bibliothek existirt auch das Recept der Zubereitung dieses Giftes. Es ist eine Mischung mineralischer, vegetabilischer und animalischer Substanzen und zwar aus Bleioxyd, Lachesis — Gift aus dem Zahne der Cobra-Capello-Schlange und menschlichem Geifer zubereitet. Man kitzelte Menschen, die über die Oeffnung von erhitzten Bleikesseln gehalten wurden, zu Tode, löste den sich an den Wänden des Kessels anlegenden sich mit dem Bleioxyd vermengenden Schaum ab und gab eine Dosis des erwähnten Schlangengiftes dazu.

Bei allen ihren Verbrechen und Schlechtigkeiten hatten

diese Borgia doch einige gute Eigenschaften im abstracten Sinn, sie benutzten sie aber niemals anders als zum Schaden der Menschheit. Sie waren alle sehr kluge und aufgeklärte Köpfe und hielten fest aneinander, doch noch fester an dem Princip, welches als Leitstern ihren Handlungen diente. Ich habe von den Borgia's gesprochen, denn es gab schon mehre dieser Familie, als sie nach Italien kamen; der nachherige Papst Alexander VI., sein Bruder Teofilo, welcher aber, noch ehe Alexander Papst wurde, starb, und seine beiden Söhne, Johann und Cäsar, der letztere kaum über die Jünglingsjahre hinaus und Johann selbst noch ein Knabe. Ein drittes Kind, die berüchtigte Lucretia, wurde erst in Rom geboren, viele Jahre, nachdem sie sich hier niedergelassen hatten. Ihre Mutter lebte nicht so lange, um eine Freude an ihr zu haben, denn sie starb an einer Indigestion, die sie sich durch den Genuß einer zu stark gewürzten Pastete zuzog. In den vatikanischen Manuscripten wird ihr Tod auch als Vergiftung angegeben und zwar ihr Gatte damit verdächtigt, daß er ihr das Gift gegeben, doch da dies blos als eine Vermuthung dasteht und ihre Vergiftung nicht eine derartige war, wie sie die Borgia's gewöhnlich anzuwenden pflegten, so wollen wir Alexander auch nicht mit Positivität dieses Verbrechens anklagen, um so weniger, weil die Liste der Verbrechen, die er sonst begangen, schon in sich selbst groß genug ist, daß man um eines weniger oder mehr kaum achtet. Alexander wohnte ihrem Leichenbegängnisse bei und geberdete sich wie ein Verzweifelnder an ihrem Sarge.

Unter den überbleibenden vier Borgia's glich der älteste Sohn Alexander's, Johann, Groß=Connetable von Rimini — diesen Tittel hatte ihm sein Vater verliehen, nachdem er zum Papst gewählt worden war — dem Vater durchaus nicht. Er war ein tapferer, offener Jüngling, ohne Hinterlist, großmüthig, mildherzig und überhaupt sehr ehrenhaft, er hatte sich den Titel eines Groß=Connetables durch seine in der Schlacht bei Rimini bewiesene Tapferkeit erworben. Wenn er Fehler besaß, so waren es keine anderen, als eine ungeheure Leidenschaftlichkeit und ein Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen.

Cäsar, der jüngere Sohn Alexander's, war, außer seiner eben so großen Tapferkeit, gerade das Gegentheil seines Bruders, doch es währte zu lange, seine Charakteristik zu geben, es ist genug, wenn wir sagen, daß er seinem Vater vollkommen glich, wenn er ihn an Schlechtigkeit nicht noch übertraf.

Ein lateinischer Vers erinnert an die traurige Epoche, die die Borgia's, namentlich Alexander VI., in Rom schufen, er heißt:

„Sextus Tarquinius, sextus Nero, sextus et iste;
Semper sub sextis perdita Roma fuit."

(Tarquin der Sechste, Nero der Sechste, dieser auch der Sechste. Rom ward immer verloren unter den Sechsten.)

Alexander und sein Sohn Cäsar, nicht minder auch Johann, obschon nicht in dem Maße, wie die beiden Ersteren, waren in Gesellschaft die liebenswürdigsten Menschen, sie verstanden es, sich so gut zu verstellen, daß

in ihnen durchaus nicht jene Schurken zu suchen waren, wie sie sich erwiesen, die Bildnisse dieser vier Mitglieder der Familie Borgia zeugen von einem ganz anderen Charakter als sie besaßen, sie waren insgesammt wunderschöne Männer, so wie Lucretia ein wahrhafter Engelskopf.

Auch diese junge Dame hatte schon in ihrem frühesten Mädchenalter Beweise einer zu frühen Reife gegeben, denn sie wurde von ihrem ältesten Bruder, Johann, um ihre Keuschheit gebracht, als sie nicht mehr denn zehn Jahre zählte und gebar ihm einen Sohn, ehe sie ganz dreizehn Jahre alt geworden war.

Zur Zeit des Liebesverhältnisses zwischen Lucretia und Johann Borgia war Cäsar auch nicht älter als neunzehn Jahre. Er fand seine Schwester eben so schön wie sie Johann gefunden und gab sich alle erdenkliche Mühe, sie ihm abspänstig zu machen. Lucretia besaß so viel Temperament, um auch zwei Männern zu genügen, doch war Johann sehr eifersüchtig, er hütete sie, wie einst Argus die zur Kuh gewordene Jo gehütet hatte, und als Cäsar sah, er würde ihr in dieser Weise hinter dem Rücken des Bruders nicht beikommen können, wandte er sich an seinen Vater, indem er Johann als einen ehrgeizigen Menschen beschrieb, der dem Papstthume gefährlich werden könnte, da er sich mit den Baronen zum Sturz der geistlichen Macht verschworen hatte.

„Die Macht würde dennoch in den Händen unserer Familie bleiben", meinte Alexander VI., „und so lange ich lebe, wird er das Papstthum nicht stürzen. Nach meinem

Tode mache ich mir gar nichts daraus, ob diese Macht noch weiter existirt oder nicht. Ich würde noch berühmter werden, wenn es hieße, ich sei der letzte Papst gewesen."

„Johann ist aber zu schwach und zu offen, um ein so großes Reich, wie ich es im Plane habe, zu gründen, regieren zu können; er wird den noch nicht vollkommen gegründeten Ruhm unserer Familie nicht aufrecht erhalten und das Vermögen, welches Du, mein Vater sammelst, verschwenden."

„Ah, Du hast Recht, Johann ist ein Verschwender und dabei ein Egoist," sagte der Vater.

„Würdest Du Dich sehr um ihn grämen, wenn er stürbe und hältst Du mich fähiger zum Regieren als ihn?" frug Cäsar seinen Vater.

„Wie kommst Du darauf? Du willst ihn doch nicht tödten?" frug der Vater lachend.

„Ich bin hierher gekommen, um mir von Dir die Erlaubniß zu holen," sagte Cäsar.

„Ist es Dein Ernst und hältst Du Johann wirklich für so gefährlich?' frug Alexander nachdenklich.

„Er ist gefährlicher als Du glaubst und wird auch Dich tödten, wenn es Dir einfiele, Deine Tochter für so schön zu halten, wie er und ich es thun," war Cäsar's Antwort, der es wahrgenommen, wie der Vater seine Tochter mit lüsternen Augen zu betrachten pflegte.

„Dasselbe hätte ich auch von Dir zu befürchten," sagte Alexander seinen Sohn fixirend.

„Ich bin bereit, mich mit Dir an ihrem Besitze zu

zu theilen," versicherte Cäsar, „ja, ich will Dir als meinem Vater bei ihr den Vortritt gönnen, sobald Du willst. Johann würde niemals darein willigen, denn er ist verliebt in sie wie ein Rasender. Dies weißt Du doch."

„Ich verstehe Dich. Es ist wahr, er liebt sie wie ein Narr. Ein Mann soll niemals ein solcher Egoist bei Weibern sein. Ich habe Eifersucht niemals gekannt. Meine gottselige Gattin war mir niemals treu, ich verlangte es nicht einmal von ihr. Zuweilen diente mir sogar ihr schönes Aeußeres und ihre liebenswürdigen Manieren, um mich zu heben. Sie verschaffte mir mittelbar viele Freunde. Unter uns sei es gesagt, halte ich Johann auch nicht für meinen Sohn, sondern denjenigen Ferdinand's von Castilien, der aber meine Toleranz schlecht dankte, denn ich konnte es in meiner Heimat zu nichts bringen. Wenn ich daran denke, überläuft mich die Galle, wie schnöde ich dort mit meinen Bitten abgewiesen worden, obschon es gute Folgen bei mir hatte. — Wie wolltest Du Johann tödten?"

„Wie anders, als im ehrlichen Zweikampfe?" entgegnete der Sohn.

„Das ist ein gewagtes Spiel. Johann ist stark, tapfer und geschickt in der Führung der Waffen."

„Nicht mehr, ja nicht so, wie ich. Ich übe mich täglich im Fechten."

„Es thäte mir leid, wenn Dir ein Unfall begegnete, denn von Dir weiß ich, daß Du mein Sohn bist und

mich auch sonst besser verstehst als Johann. Thue demnach wie Dir beliebt."

Ich will für jedes Wort, wie es hier steht, nicht bürgen, daß es so gesprochen worden, doch daß ein ähnliches Gespräch zwischen Vater und Sohn stattgefunden, dazu ist meine Autorität der berühmte politische Schriftsteller Niccolo Macchiavelli, der intimste Freund Cäsar Borgia's, der es in einem ungedruckt gebliebenen Buche der Geschichte der Familie Borgia so angiebt und es aus dem Munde Cäsar's gehört haben soll, so wie überhaupt alle hier angegebenen Facta aus diesem Buche genommen worden sind.

Cäsar erlauschte einen Augenblick, in welchem Johann abwesend war und ging zu seiner Schwester, die ihn sehr liebreich empfing und sich über den Unterschied, der zwischen den beiden Brüdern existirte, sehr bald zu überzeugen Gelegenheit hatte. Cäsar blieb geflissentlich so lange bei ihr, bis Johann zurückkehrte. Es gab zwischen den Brüdern einen Wortwechsel, der in einer Herausforderung auf Leben und Tod endete. Beide feindlichen Brüder trafen auf einander zu Pferde an den Ufern der Tiber. Cäsar hielt am diesseitigen — römischen — Johann auf dem entgegengesetzten Ufer. Der Fluß war zur Sommerszeit nicht tief, so daß Beide bis in die Mitte auf einander ritten. Das Duell fand statt und wie Cäsar es ganz richtig gesagt, war er ein ganz geschickter Fechter und tödtete Johann. Er hob dann den tödtlichen Verwundeten vom Pferde, schleifte ihn an eine Stelle, von welcher er

wußte, daß sich dort eine Vertiefung im Bette des Stromes befinde und warf ihn hinein. In Rom und überall sprengte man aus, er sei von gedungenen Banditen der Medici's ermordet worden und niemand sprach weiter über den einst geliebten Groß-Connetable von Rimini.

So lange Cäsar in seinem Bruder einen Nebenbuhler hatte, benahm er sich gegen seine Schwester sehr zärtlich und herzte und liebkoste ihren kleinen Knaben, seinen Neffen, als wenn es sein Kind gewesen wäre, später jedoch fing er an herrisch zu werden, so daß Lucretia, die recht gut wußte, wie er vor keiner Gattung von Verbrechen zurückschauderte, es für sehr gerathen hielt, den Knaben von sich zu entfernen.

Da sie ohnehin schon längst sich vorgenommen hatte, Venedig zu besuchen, benutzte sie die Zeit, während welcher ihr Bruder in eine der vielen Fehden verwickelt war, die er mit den kleinen Fürsten Italiens auszukämpfen hatte, um abzureisen und ihren Knaben einer armen Fischerin in der Riva die Schiavoni in Venedig zur Erziehung zu übergeben und ihr streng aufzubieten, das Geheimniß seiner Geburt Niemandem, nicht einmal ihrem Pflegling Gennaro, so hieß Lucretia's Kind, zu offenbaren. Sie hatte ihm eine bedeutende jährliche Pension ausgesetzt und einem venezianer Mönch den Auftrag gegeben, die Erziehung ihres Sohnes zu überwachen und auch dafür Sorge zu tragen, daß er, sobald er das Alter erreichte, um sich in der Armee der Republik auszeichnen zu können, in derselben eine Stelle erhielte, die seiner Geburt zukäme. Als

sie ihre Angelegenheiten in Venedig in Ordnung gebracht, eilte sie wieder zurück nach Rom zu ihrem Vater, dessen Maitresse sie eben so gut war, wie ehemals die ihrer beiden Brüder.

Es hat Schriftsteller gegeben, wie es auch gegenwärtig solche giebt und geben wird, die es versuchen, Persönlichkeiten, über die das Volk geurtheilt und sie verdammt hat, in den Augen der Nachwelt rein zu waschen und alle Schandthaten, die sie begangen, zu leugnen, ihre Fehler zu bemänteln und sie ganz anders vor das Publikum zu führen, als sie in Wirklichkeit waren. Es ist auch Vielen gelungen, die Meinungen zu erschüttern, so daß man diese Persönlichkeiten nicht mehr so sieht, wie sie wirklich waren, sondern sehr geschmeichelt. Ich habe in den meisten Fällen, wo ich eine solche Reinwäscherei wahrgenommen, die Schriften der Zeitgenossen durchstudirt, um aus denselben ein richtiges Urtheil fällen zu können. Bezüglich der Borgia's kann der von mir weiter oben erwähnte Machiavell mit Recht als Autorität anerkannt werden, weil er am Hofe der Borgia's lebte, ein Liebling Alexander's VI., ein intimer Freund Cäsar's und wie ich alle Ursache habe anzunehmen, ein Liebhaber Lucretia's war. Wenn also ein solcher Schriftsteller, der von einer Familie nichts als Wohlthaten genossen, in alle ihre Geheimnisse eingeweiht, die Borgia's als Ungeheuer darstellt und zwar nicht als Ungeheuer nach seiner Anschauungsweise, sondern indem er von ihnen Thatsachen anführt, die er zwar entschuldigt und als von der Politik und Nothwendigkeit geboten be-

mäntelnd vorträgt, so muß sein Zeugniß wider sie gewiß mehr Geltung haben, als das jener Historiker, die von einer gewissen Vorliebe zu Lucretia Borgia verleitet versucht haben, sie als eine tugendhafte Dame darzustellen. Diesen Historikern mag als Antwort der Grabstein dienen, den man Lucretia gesetzt, in dem es heißt:

„Hic jacet Lucretia, nomine, sed re Thaïs,
Alexandri pontificis filia, sponsa, nurus."

(Hier liegt Lucretia, dem Namen nach, in Wirklichkeit eine Thaïs. Tochter, Geliebte und Schwiegertochter des Papstes Alexander.) Ich glaube, daß die Polyandrie allein schon genug ist, um sie nicht für tugendhaft zu halten.

Ein berühmter Schriftsteller, einer der Encyklopädisten, der muthmaßliche Verfasser eines sehr berüchtigten Buches aus dem vorigen Jahrhundert, unter dem Titel: „Le compère Matthieu," stellt als Antithese zum Satze, daß es keine Tugend giebt und daß sich jede Handlung der Menschen auf puren Egoismus zurückleiten läßt, den absurd scheinenden Satz: „es giebt keine Sünde und folglich auch kein Verbrechen" auf. Nach seinen Sophismen steht dieser Satz und läßt sich logisch sehr gut verfechten, wenn man annimmt, daß jeder Mensch sterblich, jeder moralische Schmerz ein angeeigneter und nicht angeborner ist, daß es nur eine Materie giebt, daß der Mensch wohl freien Willen, nicht aber auch Freiheit in seinen Handlungen besitzt und daß das Fatum über die Welt regiert, endlich aber, daß auch die Prädisposition und die Organe den Menschen zu allen seinen Handlungen treiben, daß er sie

nothgedrungen begehen muß; dann mag diese Lehre der Unzurechnungsfähigkeit und der Verdienstlosigkeit ihre Geltung haben, dann darf aber erstens niemand mehr Anerkennung für seine guten Handlungen fordern und keinen Lohn dafür erwarten, zweitens aber mögen sich die Menschen nicht beklagen, wenn ihr Leben, ihre Ehre, ihr Eigenthum nicht unangetastet bleiben, dies wäre ein Zustand, viel schlimmer, als selbst unter den Wilden, die doch auch ihre Gesetze haben, die ihnen vom gesunden Menschenverstande eindictirt wurden.

Ohne mich weiter in Raisonnements einzulassen, kehre ich zu den Borgia's zurück. Alle drei waren Personen von großen Fähigkeiten, Alexander ein ausgezeichneter Redner, ein sehr angenehmer Gesellschafter, ein Mann von ungeheurem Wissen, Cäsar ein tüchtiger Feldherr, ein großer Politiker, ein außerordentlich tapferer Mann, Lucretia schön, liebenswürdig, geistreich, gebildet, mit Geschmack für alles Schöne begabt und eine Gönnerin aller Künstler und Künste. Mit diesem ist aber auch Alles gesagt, denn in allen drei Borgia's war auch nicht ein Atom von Tugend und auch kein Herz. Sie waren zugleich die leidenschaftlichsten, nebenbei aber auch die kältesten, berechnendsten Menschen, denen nichts heilig war, die sich zuerst mit einander gegen die Welt verbanden und dann auch einzelne Personen ihres eigenen Kreises nicht schonten, wie dies das Beispiel von Johann und Cäsar, ja auch von Alexander selber zeugt, der, als man ihm die Nachricht vom Tode seines älteren Sohnes brachte, ganz kalt ausrief:

„requiescat in pace, oremus pro anima peccatoris. („Er ruhe in Frieden. Laßt uns beten für die Seele des Sünders".)

Man hebt als Tugend bei den Borgia's ihren Patriotismus hervor. Es ist schwer, an einen Patriotismus solcher Menschen zu glauben, die jenes Vaterland, wo sie geboren, verlassen und sich dann ein anderes nach ihrem Geschmack wählen, bei solchen Menschen gilt eher der Grundsatz: „ubi bene ibi patria." Außerdem hatten die Borgia's gewiß nicht die Absicht, Italien aus Patriotismus groß zu machen und alle kleinen Staaten in einen großen gemeinsamen Staat einzuschmelzen, sondern um ihre Macht zu vergrößern und ihren Säckel zu füllen, dann aber miteinander vereint — der Vater, der Sohn und die Tochter — über die ganze Welt zu herrschen. Die Idee der Einigung Italiens ging allerdings von Cäsar und seinem Rathgeber Macchiavelli aus, weil der Erstere ein ehrgeiziger Mensch war, der gern eine Krone aufgesetzt und eine Dynastie gegründet hätte. Er pflegte zuweilen zu sagen: er betrachte Italien gleich einer Artischoke, deren einzelne Blätter er abschälen und aufessen sich vorgenommen. Er würde dieses Vorhaben auch ausgeführt haben, wenn er und die drei anderen Personen, ohne die er nichts ausrichten konnte, mit ihm vereinigt geblieben wären.

Die Größe der Borgia's — wenn man sie wirklich groß nennen will, bestand nur in ihrem concentrischen Wirken und zwar ein jeder — Macchiavelli mag beinahe

als ein Vierter von der Bande betrachtet werden, in seinem Fache, ohne sich in jenes des anderen zu mischen; nur in einem wirkten sie aus demselben Punkte nach einem gemeinschaftlichen Ziele hinarbeitend: in der Politik, die keine andere war, als die der Jesuiten. Daher ist es kein Wunder, daß sie diesem Orden feind waren, weil sie in ihm einen Rivalen ihrer Macht betrachteten, gleichwie ein Erfinder, der eine Idee hat und sie auszuführen am Punkte steht und ein anderer Mensch mit derselben Idee vor die Welt tritt.

Daß sowohl die Borgia wie Macchiavelli dem Jesuitenorden spinnefeind waren, beweist auch der Umstand, daß der Letztere auf Geheiß seiner Gönner ein diesen Orden geißelndes Lustspiel unter dem Titel: „Mandragora“ („Der Liebestrank“) schrieb, welches überall zur Aufführung gebracht wurde, doch nach dem Tode der Borgia's von der Bühne verschwand.

Die größten Unternehmungen scheitern manchmal an den geringfügigsten Umständen, dies wäre zur Zeit der Borgia's auch beinahe geschehen. Cäsar war ein leidenschaftlicher Waidmann, namentlich jagte er gern wilde Büffeln, wie es solche zu jener Zeit noch in Italien gab. Bei einer solchen Jagd gerieth er in Lebensgefahr: Ein gehetzter Büffel, der keinen Ausweg zum Entkommen mehr sah, stürzte auf Cäsar zu, durchbohrte die Brust seines Rosses und der Reiter fiel rücklings über einen Felsen in die Tiefe hinab, so daß er sicherlich umgekommen wäre ohne seinen Mantel, der an einem Riffe hängen blieb.

Immerhin war es noch eine sehr gefährliche Lage, so zwischen Himmel und Erde zu schweben, aus welcher ihn aber ein muthiger Jüngling, Matteo Orsini, Sohn des Herzogs von Gravina, befreite, der den Muth hatte, zu ihm hinab zu steigen, ihm ein Seil um den Leib zu binden und wieder hinauf zu klettern um das Ende desselben dem hinzugekommenen Gefolge Cäsar's zu bringen. Der Dank für die Lebensrettung war, daß Cäsar und sein Vater Matteo's Vater zu sich einluden und indem sie ihm ihre Dankbarkeit, die sie für seinen Sohn zu fühlen vorgaben, ausdrückten, ließen sie ihn von jenem berüchtigten Syracusanerwein kredenzen, der den Arglosen binnen sechs Monaten tödtete. Cäsar nothzüchtigte auch noch die Schwester Matteo's und verlockte ihn selber zum Spielen, wobei er falsche Würfel gebrauchte, bis er ihm sein Schloß sammt dem ganzen Herzogthume abgewonnen, so daß der junge Mann, ehe er sich's versah, ein Bettler wurde.

Es wäre beinahe unmöglich die Namen aller derer anzuführen, die von den Borgia's mittelst Vergiftung in die Ewigkeit geschickt wurden. Sie hatten es hauptsächlich auf reiche Cardinäle und Ordensgeneräle abgesehen. Alexander pflegte auch mit den Cardinälen gegenseitige Lebensversicherungen mittelst Testamenten einzugehen, wo der Ueberlebende den Anderen beerbt. Nach geschehener Unterschrift gab er den Testirenden Gift und kam auf leichte Weise zu ihrem Vermögen.

Es ist ein sehr treffendes Sprichwort: „per quod quis

quod quis peccat, per idem punitur et idem (man wird dadurch bestraft, wodurch man gesündigt). Die Borgia's handthierten ihr ganzes Leben lang mit Gift, es war also eine Art Vorherbestimmung und die rächende Hand der Nemesis zeugte sich darin, daß sie durch Gift sterben sollten.

Der Papst lud zwei Cardinäle: Bentivoglio und Rospini, zu einem Mittagsmahle nach geschehenen testamentarischen Uebereinkommen ein. Die Diener wechselten die Flaschen — ob geflissentlich oder aus Zufall — dies ist niemals ergründet worden — aus und Alexander starb am nächsten Tage. Cäsar, der eine kräftigere Natur besaß und bei dem die Symptome der Vergiftung nicht so bald eintraten wie bei seinem Vater, wurde durch schweißtreibende Mittel geheilt, doch hatte das Gift sein Nervensystem derart erschüttert, daß er die kurze Zeit, die ihm noch zum Leben gegönnt war, kraftlos blieb und auch an Entkräftung starb. Lucretia, die sich mit Alfonzo d'Este, Herzog von Ferrara, vermählt hatte, starb durch die Hand ihres eigenen Sohnes, ganz so wie es im Drama Victor Hugo's und in der Oper Donizetti's vorkommt, die sich beide auf wirklich geschehene Thatsachen gründen.

Dies war das Ende dieses ruchlosen Geschlechts, welches keine Nachkommen hinterließ.

VII.

Die Scandale an den italienischen Höfen sind sich beinahe überall gleich. — Venedig und seine Verfassung. — Der Rath der Zehn. — Die venezianische Aristokratie. — Marino Falieri. — Stheno, ein von den Patriziern gedungener Pasquillant gegen Falieri. — Verschwörung und Hinrichtung Falieri's. — Die venezianischen Patrizierinnen. — Die Podesta's und ihre Maitressen. — Gatta Melatta und sein Weib. — Er führt ihr Liebhaber zu und mordet die Letzteren. — Einer entkommt, Lodovico Aristone. — Tomasina Morosini und der ungarische Prinz Stefan in Verkleidung.

Nächst Rom weiß man nicht, welcher der italienischen Höfe die meisten Scandale lieferte, so wie diese Höfe auch nicht alle königlich oder fürstlich waren und es deren eine Menge gab. Dieser Demoralisation hatte Italien von Anbeginn an zuzuschreiben, daß es damals nicht so groß wurde, als es hätte werden können, denn die Entsittlichung brachte körperliche und geistige Schwäche mit sich und der Focus des Lasters, die sogenannte „heilige Stadt Rom", verbreitete durch ihre Sendlinge, die Pfaffen jeder Gattung, Laster und Verbrechen, um sich die Herrschaft in allen Staaten zu sichern.

Kein Staat war übrigens von Rom so wenig abhängig, wie die mächtige aristokratische Republik Venedig. Einige vertriebene Fischer und andere ärmere Leute flohen aus Aquileja und Pola im heutigen Istrien nach einer Stelle im adriatischen Meere, die seichter war als das Meer gewöhnlich zu sein pflegt und fingen an nach Art der alten Germanen im Wasser zu bauen, doch keine hölzernen Pfahldörfer, sondern eine aus steinernen Häusern bestehende Stadt, auf Pflöcken. Die kleineren und größeren Inseln wurden ebenfalls zu Bauten benutzt. Dies geschah alles ein Jahrhundert nach Attila's Zeiten, der, als er Aquileja verheerte und die Einwohner dazu zwang, Schutz in den Lagunen zu suchen, ganz gewiß nicht daran dachte, daß er die mittelbare Ursache, der Gründer eines mächtigen Staates sein würde, wie es kaum einen in Europa giebt, der längere Zeit in so unveränderter Form und beinahe immer gleich mächtig bestanden hätte, wie Venedig.

Wenn irgendwo, so hat es sich in Venedig gezeigt, daß die aristokratische Regierungsform für einen Staat die ersprießlichste sei. Venedig ist übrigens keine Ausnahme von der Regel, beinahe alle Republiken waren nur so lange mächtig, so lange das aristokratische Element vorherrschte, und es gab überhaupt in älteren Zeiten gar keine anderen Republiken, als aristokratische. Als einzige Ausnahme mag vielleicht Sparta dastehen, doch schon in Athen und den anderen griechischen Staaten gab es überall nur einige wenige Menschen, die das Land oder die Stadt regierten. In Rom herrschten auch die Patrizier, und die Plebejer

vermochten es kaum, zu Zeiten Corialan's sich einige Rechte zu sichern. Die Schweiz und die Generalstaaten — Niederlande — ja selbst das Feudalsystem und die Monarchien waren mehr oder weniger Aristokratien, in Italien aber konnte sich das Königthum nur langsam und im abgelegensten Theile der großen Halbinsel — im Staate Neapel und Sicilien — behaupten. Sogar in Rom waren die meisten Päpste gezwungen worden, sich in der Herrschaft mit der Aristokratie zu theilen, als sie dann das Entstehen einer volksthümlichen demokratischen Regierung begünstigten, wie dies der Fall war zur Zeit des Tribuns Cola Rienzi, konnte sich diese nicht lange halten.

Man möge mich nicht damit verdächtigen, als wünschte ich einen Rückschritt und die Regierung Weniger über Viele wieder herzustellen, ich behaupte aber, daß es eine eigentliche Volksregierung noch gar nicht giebt und daß die Aristokratie nirgends so unverschämt mächtig ist, als in dem Musterstaate für Republiken, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Die Geldaristokratie ist eine viel schlimmere und dennoch eine identische mit der ehemaligen Schwertaristokratie, denn sie ist vielleicht noch unbeweglicher als jene. Ich halte es hierin mit Börne, der, obschon ihn die ganze Welt für einen Demokraten hält, dennoch der Aristokratie — der beweglichen — über alle Regierungsformen den Vorzug einräumt.

Daß eine so mächtige Aristokratie, wie es die venezianische gewesen, für sich Höfe und Coterien besaß, daß ein jeder Patrizier, dessen Name ein Blatt im goldenen Buche

füllte, ist ziemlich bekannt, so wie auch das, daß diese großen Familien mit einander eben so stets im Hader lebten, wie anderswo, nur wenn es galt, gegen einen gemeinschaftlichen äußeren Feind etwas zu unternehmen, sich vereinigten und sobald dieser besiegt war, fingen die alten Zwistigkeiten von Neuem an, damit eine Familie der anderen den Platz räume.

Das Staatsprincip war die Aufrechterhaltung der aristokratischen Form, sobald einer oder der andere der Patrizier, mochte er am höchsten oder am niedrigsten gestellt sein, verleitet von seinem Herzen oder aus anderen Gründen und Motiven daran arbeitete, an dieser Form Etwas zu verändern, ward er als Hochverräther betrachtet und als solcher bestraft. Es hat in Venedig auch nur einen einzigen Mann gegeben, der, mit der Seele eines Grachus begabt, einsah, wie das Volk von den Patriziern nur ausgebeutet wird, damit es den Säckel einiger Weniger fülle, selber aber keine Rechte und auch kein Vermögen besitzen durfte.

Man hat es versucht, Marino Falieri als einen Menschen darzustellen, den Rachegefühl und beleidigte Ehre dazu trieben, daß er sich mit dem Volke gegen die Patrizier verschwor und daß am Grunde dieser Rache Falieri's eine Scandalgeschichte liegt. Hier muß man die Dinge gut unterscheiden: Es ist wohl wahr, daß Marino Falieri dahin gebracht wurde, gegen die Aristokratie aufzutreten und sich mit dem Volke zu verbinden, doch ist es nicht

erwiesen, daß er dies nicht auch sonst gethan haben würde, auch wenn man ihn nicht so dazu forcirt hätte.

Die Veranlassung zu seiner Erbitterung gegen die Mitglieder der Regierung — des Raths der Zehn — war eine ihm und seiner Gattin zugefügte große Beleidigung und Verleumdung, die von Seite der Regierung des geheimen Raths angezettelt und natürlicherweise, da diese Beleidigung durch diesen in's Werk gesetzt war, von ihr auch nicht gerochen wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Marino Falieri war ein alter Mann und hatte eine junge und schöne Frau; da war es also kein Wunder, wenn es Leute gab, die an die Treue einer solchen jungen Dame nicht glaubte. Die Menschen sind zu sehr gewöhnt, Alles nach dem gewöhnlichen Maßstabe zu beurtheilen, daß ihnen jede Ausnahme von der gewöhnlichen Norm ein Wunder dünkt, und gerade dies war der Fall bei der Gattin des Dogen. Sie vergötterte ihn, er war die Verwirklichung jenes Ideals, welches sie sich von einem Manne machte, als sie noch ein Mädchen war. Ihrerseits war es also gewiß eine Ehe aus Liebe, so wie dies auch bei ihm der Fall gewesen. Sie verschloß sich, wenn er abwesend war, in ihre Gemächer, ging niemals unbegleitet aus, mit einem Worte, nur der ärgste Verleumder, wie Stheno war, konnte ihr einen Ehebruch und einen liederlichen Lebenswandel andichten. Die Sache geschah aber mit viel mehr Eclat und war auch klüger angelegt, als man es in der Geschichte erzählt findet.

Die Mitglieder des Raths der Zehn hatten einige Aeußerungen des Dogen so aufgefaßt, als wollte er ihre Wirksamkeit durch eine strenge Controle paralysiren und da sie ihn für fähig hielten, das, was er im Plane hatte, auch auszuführen, griffen sie durch Verleumdung in sein Privatleben ein, um ihn von der Ausführung seines Planes abzulenken oder ihn in sein Verderben zu drängen.

Ein junger Taugenichts, ein Spieler, Wüstling und Verschwender aus einem aristokratischen Hause, doch ganz heruntergekommen und demoralisirt, wurde zum Werkzeuge auserkoren. Der Rath der Zehn bestach ihn und sicherte ihm vollkommene Straflosigkeit zu, wenn er vom Dogen zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Stheno versuchte es, der Dogaresse in die Nähe zu kommen, er lauerte ihr auf allen Wegen auf, sandte ihr Liebesbriefchen zu, die sie sofort uneröffnet ihrem Gatten zuschickte und als er einmal frech genug war, ihr auf dem Wege vom Dogenpalast nach der San Marcuskirche in den Weg zu treten und ihr auf öffentlicher Straße eine Liebeserklärung zu machen, gab sie ihren Begleitern den Befehl, ihn mit ihren Stöcken durchzubläuen. Dies geschah auch und die Dogaresse sah nichts weiter von Stheno.

Eines Tages, kurze Zeit nach dem Vorfall am San Marcoplatze, als Marino Falieri in den Audienzsaal trat und den Thronsessel besteigen wollte, fielen ihm einige auf die Lehne des Stuhls mit Kreide geschriebene Worte auf, er las darin ein sogenanntes Pamphlet, des Inhaltes: „Marino Faliero mit seinem schönen Weibe sind wahre

Republikaner, er hält sie aus für Andere, dies geschieht aus reinster Menschenliebe.“ (Dies ist der wirkliche Wortlaut des Pamphlets, welches von einigen Historikern in einigermaßen milderer und veränderter Form gegeben wurde.)

Der Doge kannte seine Gattin viel zu gut, als daß er sie nur auch gefragt hätte, inwiefern sie Veranlassung zu dieser Infamie gegeben und er wußte sogar, woher diese kam. Der Thürsteher bestätigte seinen Verdacht auf Stheno, denn er sagte, der junge Mann habe sich mit den Mitgliedern des Raths in den Saal gedrängt und hatte sich in der Nähe des Thrones etwas zu schaffen gemacht, man konnte es aber nicht sehen, was er dort machte, weil ihn die Herren des Rathes durch ihre Leiber maskirten, hätte er — der Thürsteher — die Schrift gesehen, so würde er dieselbe verlöscht haben, ehe der Doge in den Saal trat. Diese Aussage genügte Falieri vollkommen, nicht aber dem Rathe.

Falieri war ein sehr stolzer und leidenschaftlicher Mann, seine und seiner Gattin Ehre waren auf die hämischste Weise in Frage gestellt, die Beschimpfung war eine öffentliche, sonst würde er den Beleidiger aufgesucht und ihn getödtet haben. Ein Duell genügte also hier nicht, demnach klagte er Stheno vor dem Rathe der Zehn als Verleumder an und drang auf seine Bestrafung, widrigenfalls er selber die Gerechtigkeit in die Hand nehmen und Stheno gleich einem Hunde hängen lassen würde.

Der Rath der Zehn absolvirte Stheno von jeder

Strafe, erstens, weil er die That nicht eingestanden hatte, zweitens, weil es von Seite Marino Falieri's nicht erwiesen war, daß das Pamphlet wirklich eine Verleumdung enthielt, selbst wenn sie in dem Sinne genommen würde, wie er es aufnahm, drittens endlich, weil man der Schrift den unschuldigsten Sinn geben könnte. Dieses Urtheil war eines, wie der Rath der Zehn niemals gewohnt war solche zu fällen, da er sonst nur gar zu strenge richtete. Marino Falieri nahm dies für eine noch schreiendere Beleidigung als die ursprüngliche von Stheno angethane gewesen. Noch immer hielt er Stheno nicht würdig eines ehrlichen Duells, sein Haß aber gegen den Rath der Zehn steigerte sich noch mehr und er verschwor sich mit einigen Männern aus dem Volke, mit den Marineofficieren und Seesoldaten gegen den Senat, um ihn zu stürzen, und die Regierungsform aus einer aristokratischen in eine geläutert demokratische umzuwandeln. In der Weise, wie das Complot gemacht wurde, mußte es auch gelingen, wenn es nicht verrathen worden wäre. Ein Bildhauer, Namens Beltrame (nach anderen Autoren soll es ein Unterofficier in der Landarmee gewesen sein), zeugte die Verschwörung an, Marino Falieri ward auf Befehl des Raths der Zehn in seinem Palaste gefangen genommen, ihm der Proceß gemacht und er als Staatsverräther zum Tode durch das Beil verurtheilt, welches Urtheil an ihm am Fuße der sogenannten Riesentreppe auch vollzogen wurde.

Die Witwe Falieri's verließ nach dem Tode ihres

Gatten Venedig und begab sich nach Genua, die Rivalin der Lagunenstadt, wo sie Freunde genug fand, die es über sich nahmen, sie und ihren Gatten an den Mördern zu rächen. Eine Bande von Meuchelmördern wurde insgeheim nach Venedig geschickt, diese bemächtigten sich der Person Stheno's und hingen ihn auf den Thorpfosten vor dem Dogenpalast. Ein Zettel, den sie an seine Brust hefteten, trug die Inschrift: „Für Falieri von Falieri's Freunden." Nach und nach wurden alle Mitglieder des Raths der Zehn ermordet und jeder von ihnen erhielt einen ähnlichen Zettel, der mit dem Dolche an ihre Brust geheftet war. So gut und geschickt auch die venezianische Polizei war, sie war nicht im Stande, die Mörder auszukundschaften, diese verließen die Stadt erst, als alle Mitglieder des Raths erdolcht waren.

Es gehörte zur Politik des Raths der Zehn, Alles zu wissen, was jeder einzelne Bürger, angefangen vom Dogen bis zum ärmsten Patrizier, trieb, schrieb und dachte. Mit den Sbirren und Polizeiagenten langten sie nicht aus, deshalb wurden die Courtisanen beauftragt, Spionendienste zu leisten, und sie erfreuten sich besonderer Vergünstigungen, wie sonst in keiner anderen Stadt Italiens.

Da die Stadt im Laufe der Zeiten ihre Macht auch auf das Festland und sogar noch weiter, auf Eilande im adriatischen, jonischen und Mittelmeere ausdehnte, mußte sie auch ihr Spionenheer vergrößern, namentlich Alles wissen, was ihre Podesta's machten, ob sie nicht insgeheim daran arbeiteten, die Städte, wohin sie geschickt wurden,

vom venezianischen Joche zu befreien und unabhängig zu machen. Da die venezianische Regierung erkannt hatte, wie die Courtisanen ihre besten Kundschafter seien, so wurden die schönsten von ihnen dahin gesendet, um diese Podesta's in ihren Netzen zu verstricken, so daß jeder Podesta neben seiner Gattin auch seine Maitresse hatte.

Die Macht, die diesen Podesta's von der venezianischen Centralregierung verliehen wurde, war in mancher Hinsicht eben so unbeschränkt, wie sie in anderer Beziehung in enge Grenzen zusammengedrückt wurde. Die Podesta's durften willkürlich in der Bestrafung sein, nicht aber in der Begnadigung; diese behielt sich der Rath der Zehne selber vor. Diese erstere Macht artete beinahe bis zur Grausamkeit aus, ja sie dehnte sich auch auf die eigene Familie aus, der Podesta durfte seine Gattin, wenn er sie im Verdachte einer Untreue hatte, mit dem Tode bestrafen.

Es ist natürlich, daß dieses unbeschränkte Recht der Gatten über das Leben ihrer Frauen Zwiespalte und erblichen Haß zwischen den Familien zur Folge hatte und daß sich auch die venezianischen Mädchen sehr ungern entschlossen, einen Patrizier ihrer Stadt zu heirathen und jeden Ausländer vorgezogen hätten, wenn es die Gesetze gestatteten, daß sie's thun. Doch diese Gesetze waren sehr streng und den Mädchen blieb keine andere Wahl, wenn sie keinen Venezianer oder einen Prinzen aus einem regierenden Hause zu Gatten erhielten, als mit ihren Geliebten zu entfliehen, wie dies auch die Tochter eines Dogen, Giovanni Capello, die schöne Bianca, gethan hatte. Zu-

weilen wurde der Plan zur Flucht verrathen, in diesem Falle wartete des Entführers sicherer Tod, des Mädchens aber Einsperrung in ein Nonnenkloster.

Wenn man die Gemäldegallerien besucht und die ernsten strengen Gesichter und Gestalten der Dogen und anderer venezianischer Patrizier erblickt, sollte man da wohl denken, daß diese Männer Geschmack an geschlechtlichen Ausschweifungen finden konnten? und dennoch war es so. Ihre gefeiertsten Helden, namentlich der Sieger bei Lepanto, Tomaso Morosini, und der große Seeheld Gatta Melatta, so wie auch die Dandolis, Cornaris, Foscari, Moncenigo, Paulucci, Malipieri, Roncoli u. s. w. waren eben so Wüstlinge, wie einst Caligula, Alcibiades und Paris. In den Gemächern des Dogenpalastes fanden Orgien statt, die einem Alexander Borgia zur Ehre gereicht hätten und die Pfaffen spielten dabei die Rollen von Arrangeurs und Maîtres de plaisirs.

Der oben erwähnte Gatta Melatta war in mancher Beziehung eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Ich weiß nicht, ob ihm jene krankhafte Leidenschaft, die er besaß, daß er nur mit einem Frauenzimmer Liebe genießen konnte, von welchem er die Ueberzeugung hatte, daß sie in ihrer Liebe nur zu freisinnige Ansichten hatte, oder ob er sich durch übermäßige Ausschweifungen in diese Leidenschaft hinein gearbeitet, es war aber so und er machte aus seiner Gattin selber eine Hetäre. Dies hat viel Aehnlichkeit mit den Hengsten in den Gestüten, die erst dann den Stuten zugeführt werden, wenn früher Probirhengste zu denselben

zugelassen worden. Bei Gatta Melatta ging dies noch weiter, er mußte sich augenscheinlich überzeugen. Man kann sich wohl denken, daß seine Lage eine sehr schwierige war. Erstens deshalb, weil es schwer war, unter Damen der hohen Aristokratie eine zu finden, die sich zu einer solchen Prostitution bequemte, zweitens, wenn sie's auch that, mußte er sich hüten, daß dies nicht zur Oeffentlichkeit kam. Es kostete ihm enorme Summen, um das Schweigen derer zu erkaufen, die er dafür bezahlte, daß sie ihn zum Hahnrei machten. Später fand er ein bequemeres Mittel sich ihr Schweigen zuzusichern, er ließ sie, wenn sie seinen Palast verließen, von Bravo's ermorden und in den angrenzenden Canal stürzen.

Das Geheimniß dieser geheimen abnormen Lüste kam eben durch einen Menschen auf — obschon es nur sehr Wenigen bekannt war, der Gatta Melatta einen solchen Liebesdienst erwiesen hatte und gemordet werden sollte. Der Bandit, der nach ihm stach, verwundete ihn nur so, daß er ohnmächtig wurde und stürzte ihn in den Canal. Es war bei Nacht und sehr finster. Der junge Mensch aber, ein ehemaliger Seemann, war ein vortrefflicher Schwimmer und gerade das Wasser war es, was ihn aus der Ohnmacht weckte, so daß er unter demselben weiter schwamm und den Blicken des gedungenen Mörders entkam. Am Lido befand sich ein livornesisches Schiff, welches den leicht Verwundeten aufnahm und aus Venedig entführte. Dies war leicht zu bewerkstelligen, das Schiff ward erst vor wenigen Minuten von den untersuchenden Sbirren und

Zollbeamten verlassen worden, es war also keine Gefahr vorhanden, daß eine zweite Untersuchung stattfinden würde. So kam denn der junge Mann, Namens Lodovico Aristone, nach Livorno, wo er in einem Kloster einen Bruder hatte, dem er seine Abenteuer erzählte, die dieser zu Papier brachte. Keiner der beiden Brüder hat es jemals geahnt, daß es jemanden gäbe, der diese vergessene Geschichte nach so vielen Jahrhunderten an's Tageslicht befördern würde.

Unter den Damen, die das Glück hatten, dem Schicksale ein Schnippchen zu schlagen, daß sie keinen Venezianer heiratheten, befand sich auch die schöne Tommasina Morosini, in die sich ein Königssohn, der Prinz Stephan aus Ungarn, verliebt hatte und ihr Hand und Herz anbot, welches letztere sie ihm gleich bei dem ersten Anblicke geschenkt hatte.

Doch selbst dieses Liebesverhältniß war nicht ganz frei vom Scandale. Die Könige von Ungarn hatten es eingesehen, wie Arpad einen großen Fehler bei Eroberung des Landes dadurch begangen, daß er seine Macht nicht bis zur See ausdehnte. Um diesen Fehler gut zu machen, wurde der Enkel des Königs Bela IV. unter der Verkleidung eines dalmatinischen Matrosen nach Venedig — zu jener Zeit die erste Seemacht der Welt — geschickt, damit er die Kunst der Navigation gründlich erlerne. Es gelang ihm auch im Arsenal eine Anstellung zu bekommen und der junge Stefano gab sich alle Mühe, Alles zu sehen, was dort zu sehen war. Man schöpfte keinen Verdacht gegen ihn, weil man in ihm keinen Prinzen vermuthete.

Am Tage der berühmten Regatta, an welchem sich die Dogen von Venedig mit dem Meere vermählen, war Stefan auf ein Kriegsschiff commandirt, welches dem Bucentoro in unmittelbarer Nähe folgte und die Gattin und Tochter des Dogen Felice Morosini am Bord hatte. Tommasina erblickte hier den schmucken Ungarn, der ihr so sehr gefiel, daß sie versunken in seinem Anblicke zu nahe an den Rand des Schiffes trat und in die Wellen sank. Stefan sprang ihr sofort nach und, so gewagt dies auch war, sie aus der Menge von Schiffen, Barken und Gondeln in Sicherheit zu bringen, so gelang es ihm doch und die Dankbarkeit, die sie für ihren Lebensretter empfand, steigerte das Wohlgefallen bis zu einer sengenden Liebe, deren nur eine Italienerin fähig ist. Der Blick, mit dem sie ihm dankte, drang auch ihm in's Herz und er glaubte sie verstanden zu haben. Die Ungarn sind muthige, aber auch unbesonnene Menschen. Er vergaß ganz den Zweck seiner Sendung und die schöne Tommasina schwebte ihm Tag und Nacht vor der Seele. Er sang ihr die süßesten Serenaden unter dem Fenster und so gut sie die Stimme des Sängers hörte, vernahmen sie auch andere Ohren. Es gab geschäftige Leute, die es dem alten Dogen steckten, wie ein armer Arsenalarbeiter es wage, seine Augen zu seiner Tochter zu erheben. Der alte Morosini mußte in seinem Leben wohl auch manche Liebesintriguen durchgemacht haben, um zu wissen, daß Liebe ein so alleinstehendes Gefühl sei, daß es keinen anderen Empfindungen und der Klugheit am wenigsten Raum gönne,

demnach nahm er sich vor, Stefan aus Venedig zu verbannen. Bei jedem anderen, als bei dem Lebensretter seiner Tochter, würde er weniger Umstände gemacht und ihn haben ermorden lassen, doch war er nicht herzlos genug, dies bei Stefan zu thun. Er ließ ihn zu sich rufen, gab ihm einen Beutel voll Zechinis und verlangte seine sofortige Entfernung aus Venedig. Nun konnte Stefan auch nicht länger an sich halten und legte ein umfassendes Geständniß seiner Liebe für Tommasina ab, er vergaß nicht hinzuzusetzen, wie er wisse, daß sie seine Liebe erwiderte, dies ermuntere ihn dazu, daß er sich um ihre Hand bewerbe. „Bist Du toll, Bursche!“ fuhr der Doge auf. „Ein Arbeiter die Hand der Tochter eines Dogen! Weißt Du nicht, daß nur ein venezianischer Nobili oder ein Prinz von Geblüt um die Tochter eines Dogen freien darf.“ — „Ich weiß es sehr gut, mächtiger Doge, schwöre Dir aber bei meinem Seelenheile, daß Du Deiner Würde nichts vergiebst, wenn Du mich zu Deinem Eidam nimmst. Mehr darf ich Dir nicht sagen. Ein Eid verpflichtet mich zum Schweigen, diesen darf ich nicht brechen, wenn aber derjenige, in dessen Hände ich diesen abgelegt, mich davon frei spricht, so will ich mich Dir nennen.“ — „Hah, genug, ich weiß jetzt Alles. Du bist also der verkleidete Prinz von Ungarn, von dem ich gehört, daß er sich hier unter den Arbeitern aufhält, obschon man mir nicht sagen konnte, welcher unter diesen es sei. Wenn dem so ist, dann gedulde Dich, bis ich mich näher über Dich unterrichtet, bis

dahin aber wage es nicht in die Nähe meiner Tochter zu kommen."

Dieses letztere Verbot kam etwas zu spät. Tommasina hatte eine gefällige Duenna unter ihren Begleiterinnen, die es verstand, dem Vater eine Nase zu drehen. Es war die höchste Zeit, daß Morosini seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter gab, die bereits den letzten König von Ungarn, Andreas III., in ihrem Schoße trug.

VIII.

Florenz, ein etwas weniger aristokratischer Staat als Venedig und Rom. — Die drei herrschenden Familien: Pitti, die Reichen, Pazzi, die Einfältigen, und Medici, die Volksfreunde. — Lorenzo Medici. — Seine Gattin, Natiba Pazzi. — Judael Medici und Lazzaro Pazzi. — Mittel, durch welches Natiba fruchtbar gemacht wurde. — Ermordung ihres zeitweiligen Liebsmannes in Leyden. — Raffaele Medici, als Kunstjünger. — Er entführt Bianca Capello. — Er lässt seine Gattin Cassandra ermorden. — Sein abgeschiedenes Leben in Sicilien. — Bianca vergiftet ihn und sich selber.

Nächst Rom und Venedig war Florenz der mächtigste Staat Italiens und kommt auch in meinen Scandalgeschichten zunächst. Auch bei der Erzählung der hervorragendsten scandalösen Ereignisse dieses Staates habe ich blos diejenigen gewählt, die der Welt weniger bekannt sind, da es mir ohnehin unmöglich wäre, alle Schändlichkeiten zu erzählen, die sich hier zugetragen.

In Florenz hat es drei Familien gegeben, die vom Anbeginn her um den Vorrang und um die Oberherrschaft stritten. Eine jede dieser Familien excellirte in diesem oder jenem Fache. Die Pazzi's besaßen einen ungeheuren

Reichthum, waren auch sehr einflußreich, doch waren sie als Phantasten und Menschen von mittelmäßigen Geistesfähigkeiten bekannt, sodaß der Name, den sie führten, auch nicht ihr ursprünglicher gewesen, sondern ihnen als Spitznamen beigelegt wurde. Pazzo bedeutet soviel als Narr, folglich waren die Pazzi (in vielfacher Zahl) nicht viel besser denn als Idioten betrachtet. Eine hervorragende Eigenschaft ihrer Familie war auch die außerordentliche Schönheit ihrer Frauen, sodaß es sprichwörtlich war zu sagen: „dumm wie ein Pazzi, und schön wie eine Pazzi.“ Man behauptet, jener berühmte florentinische Bildhauer, der die Venus von Florenz schuf, habe einmal gesagt: „Ich brauchte keine Reise durch ganz Italien zu machen, um aus einzelnen Zügen und Gliedern eine Venus zusammenzusetzen, mir genügte Nativa Pazzi, wenn sie der Kunst ihre Schamhaftigkeit zum Opfer bringen wollte und mir zum Modell diente.“ Diese Nativa Pazzi heirathete später den ersten Herzog von Florenz aus der Familie Medici, Lorenzo, einen Greis, der ganz bequem ihr Großvater hätte sein können.

So einfältig die männlichen Pazzi waren, ebenso klug zeigten sich die Damen dieser Familie, namentlich die erst jetzt erwähnte Nativa. Der reichste Baron von Florenz, Andrea Pitti, bewarb sich um ihre Hand. Er war so reich, daß er für den Bau seines Palastes mehr als acht Millionen Zechinis verwendete. Der alte herzogliche Palast, von den Pazzi's erbaut, galt für das größte Gebäude in ganz Florenz, der Haupteingang wurde La porta

degli Colossi (Thor der Riesen genannt). Er maß 24 Fuß in der Höhe und 15 in der Breite. Pitti sagte, in seinem Palaste sollte jedes Fenster so groß sein, wie das Thor des herzoglichen Palastes und er führte es auch richtig so aus. Nativa verschmähte es, seine Gattin zu werden, denn sie speculirte auf Lorenzo Medici, den Sohn eines Arztes (daher auch der Namen Medici), einen ziemlich gewandten Rechtsgelehrten und ausgezeichneten Redner. Pitti war viel jünger und schöner und wenigstens hundertmal so reich als Lorenzo. Der Korb, den er von Nativa erhalten, versetzte ihn in eine solche Wuth gegen Lorenzo, daß er bei den Gebeinen des gekreuzigten Heilands den Medici's den Untergang zuschwor.

Lorenzo hatte sich unter dem Volke eine große Partei zu schaffen verstanden. Die Verfassung von Florenz war von jener der anderen Städte verschieden, denn hier hatten auch die niederen Stände, namentlich die Handwerker und Arbeiter, ihre Stimme, wie einst in Rom vor den Cäsaren unter den Tribunen. Die Florentiner wählten Lorenzo zu ihrem Tribun und er verfocht ihre Interessen gegen die raubsüchtigen Barone mit so viel Erfolg, daß diese hier nicht so despotisch hausen konnten, wie die Barone der übrigen Städte. In Florenz war dies leichter möglich, weil die Aristokratie nicht so zahlreich und die niederen Klassen nicht so arm waren.

Die Pitti hatten es zu wiederholten Malen versucht, die Verfassung nach jener von Venedig, Genua oder Rom umzumodeln. Es wäre ihnen beinahe gelungen, wenn

nicht gerade in jener Zeit ein Aufstand in Rom unter dem Tribunat des berühmten Cola Rienzi ausbrach, welcher dem Volke größere Rechte zusicherte, als sie ehemals hatten und die mächtigsten Barone von Rom, wie die Frangipani, Orsini, Petruzzi, Gazelli, Colonna, Serravalle, Raselli, Bentivoglios, Rospinis u. s. w. vor dem Tribun Rienzi sich zu demüthigen genöthigt waren. Das Beispiel in Rom wirkte auch auf Florenz, somit gewannen die Medici Oberhand und Lorenzo sah bereits den Purpurmantel und die herzogliche Krone in nicht weiter Entfernung vor sich.

Als die Gegner der Medici die immer mehr zunehmende Macht Lorenzo's gewahr wurden, sodaß es kaum mehr zweifelhaft war, wie sich die Dinge derart zu seinem Gunsten gestalteten, daß er sie ausstechen würde, wandten sie sich an einen seiner Verwandten und präsumtiven Erben, Judael Medici, einen unverbesserlichen Tauchenichts und Verschwender, der für Geld zu Allem bereit gewesen wäre, indem sie ihn bestachen. Er sollte die Rolle eines Kundschafters spielen und sie von allen Schritten Lorenzo's in Kenntniß setzen. Dieser war bereits mit Nativa verlobt. Die junge Dame durchschaute Judael und erkannte, wie er mit den Feinden ihres Zukünftigen conspirirte. Gegen diese Mine wollte sie eine Gegenmine graben, indem sie ihre Verwandten für Lorenzo gewann. Unter den Letzteren befand sich auch ein Cousin der Dame, Namens Lazzaro Pazzi, unter Allen am wenigsten einfältig, doch Lorenzo nicht besonders gewogen, weil er in Nativa

verliebt war und ihn um den Besitz seiner Cousine beneidete.

„Du bist nicht bei Sinnen, Lazzaro," sagte ihm einmal Nativa, als er von seiner Liebe für sie und seiner Eifersucht auf Lorenzo sprach. „Könntest Du mich denn heirathen? Der Papst gäbe Dir gewiß nicht die Erlaubniß dazu, und bist Du Lorenzo nicht tausendmal gefährlicher, als dieser schwache Greis es Dir sein kann? Diene also seinem Interesse, wenn nicht seinetwegen, so doch mir zu Liebe."

Lazzaro hätte kein Italiener sein müssen, um dies nicht zu verstehen und um einen solchen Schatz besitzen zu können, würde er sich mit dem Teufel auch verbündet haben. Die Verschwörer hatten ihre Zusammenkünfte in einer kleinen Schenke außerhalb der Stadt, und Judael, von dem sein Oheim Lorenzo nicht glaubte, daß er ihn verrathen wollte, um den Pitti's zu dienen, kam auch dahin. Es waren auch Andere der Pazzi dort, die Lazzaro für die Sache der Medici gewonnen hatte; Judael sah also, daß sich die Partei seines Oheims so stark verstärkte, daß er gewiß siegen würde. Er dachte auch daran, ob es nicht gerathener sei, sich wieder ihnen zuzuwenden, doch Nativa's Feindschaft fiel ihm ein, auch er hatte es versucht, ihr Herz zu gewinnen, wurde aber von ihr nicht nur abgewiesen, sondern sie klagte ihn auch dessentwegen bei dem Oheim an, der ihm mit Enterbung drohte. Später jedoch gewann Judael das Vertrauen seines Oheims wieder.

Ein teuflischer Plan war in Judael's Gehirn zur Reife gekommen, die beiden Pazzi — Lazzaro und Girolamo — zu vergiften. Er mischte auch einige Tropfen eines starken Giftes in die Gläser der beiden Brüder, doch als er eben die Tropfen zählte, hörte er Schritte und verbarg das Gift. Lazzaro und Girolamo tranken vom Weine, der Erstere aus dem Glase, welches Judael zuletzt zu vergiften angefangen hatte, es befand sich also in demselben nicht so viel von tödtendem Stoff, wie im Glase Girolamo's, sodaß er nur wahnsinnig wurde, Girolamo aber starb. Niemandem fiel es ein, den Thäter in Judael zu suchen, doch hatte er seinen Zweck nicht erreicht, denn alle Anhänger Lorenzo's vermutheten, der Streich sei von den Pitti's geführt worden. Nun schlugen sich alle Pazzi auf Lorenzo's Seite und es gelang diesem, eine Revolution gegen den Adel, namentlich gegen die Pitti, zuwege zu bringen, die Freiheiten und Rechte der Plebejer wurden noch mehr ausgedehnt und Lorenzo mit großer Stimmenmehrheit zum Herzog gewählt.

Er hatte an Nativa eine gute Acquisition gemacht. Diese Dame hatte ihm ihre Verwandten und noch andere florentinische Nobili gewonnen, deren Zahl von Medici bedeutend vergrößert wurde, da er einige der Führer der Volkspartei zu Rittern schlug und sie somit in den Adelsstand erhob, die nun seine eifrigsten Anhänger blieben.

Lorenzo hatte durch diese Vermehrung der Zahl der Adeligen nur für sich Vortheile errungen, denn er besaß durch sie stets eine Majorität auch unter den Nobili, die

er ehemals nicht besessen, da diese ihn wegen seiner Abstammung von einem Arzte ziemlich gering schätzten, obschon Alle eingestanden hatten, daß er an Talenten Allen überlegen sei.

Es war aber nicht genug, daß Lorenzo zum Herzog gewählt ward, er wünschte seiner Familie die Erbfolge zu sichern. Dies dankte er mehr der Hingebung seiner Gattin, als seiner eigenen Gewandtheit in der Politik. Ich verstehe hier unter Hingebung nicht nur jene, die sie für ihn fühlte, sondern die sie anderen Männern gegenüber bewies. Es war ein Glück für sie, daß sie nur auf verschwiegene Männer stieß, die es nicht ausplauderten, in welcher Weise sie von ihr bestochen wurden, ebenso aber muß man in ihr die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher sie ihre Liebesintriguen führte, daß ihre vielen Liebhaber von einander nichts wußten.

Diese häufigen geschlechtlichen Ausschweifungen hatten sie aber derart abgestumpft und ihren Organismus zerrüttet, daß Lorenzo nicht die geringsten Aussichten auf Leibeserben hatte, da sie ihm keinen solchen schenkte, obschon sie bereits vier Jahre mit ihm verheirathet war. Judael Medici's Verrath an seinem Oheim kam ans Tageslicht, ebenso auch die durch ihn geschehene Vergiftung der beiden Pazzi, er wurde vor ein geheimes Tribunal gestellt, damit ein öffentlicher Scandal vermieden werde, dieses verurtheilte ihn zu derselben Strafe, welche einst Ugolino, der Graf von Gherardesca, zu erleiden hatte, nämlich zum Verhungern. Er wurde in einen unterirdischen Kerker

gesperrt und starb am fünften Tag seiner Gefangenschaft unter unsäglichen Qualen der Seele und des Körpers.

Da Lorenzo sich darauf capricirte, einen Sohn zu haben und sich nicht entschließen konnte, sich von Nativa scheiden zu lassen, was ihm auch sehr schwer geworden wäre, da die Päpste mit einem Dispense zu einer gänzlichen Scheidung sehr vorsichtig waren und ihre Einwilligung zu einer solchen nur dann gaben, wenn sie hierdurch der Kirche und dem Papstthume besondere Vorrechte sicherten; den Rath Derer, die ihn zu ihrer Ermordung bereden wollten, verwies er aber mit Abscheu, denn wenn er auch für sie keine Dankbarkeit gefühlt hätte, wollte er sich doch der Rache der Familie Pazzi, die sich dann mit den Pitti's vereinigt haben würde, nicht aussetzen, demzufolge wandte er sich an die berühmtesten Aerzte Italiens, um von ihnen ein Mittel zu erhalten, welches sie fruchtbar machen würde.

Unter den vielen Aerzten, die er in dieser Angelegenheit befrug, befand sich ein einziger, Namens Baldassare Fosti, ein sehr gelehrter Mann und ehemaliger Cistercienser-Prior, der aber diese Würde einem Anderen abgetreten hatte, um ganz dem Berufe, den er sich gewählt, leben zu können, der an eine absolute Unfruchtbarkeit der Dame nicht glaubte.

„Ihr meint also," frug ihn der Herzog, „sie würde mit einem anderen Manne anders sein?"

„Ich sage nicht, daß dies der Fall wäre," entgegnete der Arzt. „Es ist möglich, daß sie empfinge, doch bei

Eurer Hoheit gewiß nicht. Sie zählen doch über siebzig Jahre."

„Vierundsiebzig. Doch spüre ich so viel Manneskraft in mir, wie jeder viel jüngere Mann."

„Wohlan, dann versuchen es Eure Hoheit," sprach der Arzt. „Wenn es aber nichts fruchten sollte, dann entschuldigen Sie mich, ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Das Mittel, Pater Baldassare, das Mittel!" drängte ihn Lorenzo.

„Die Herzogin muß sich dazu entschließen, sich, während sie ihre ehelichen Pflichten erfüllt, von Jemandem mit Ruthen peitschen zu lassen und zwar zunächst jenen Theil ihres Körpers, der dabei am meisten in Mitleidenschaft gezogen wird. Dies ist das wahre Flagellum salutis (Geißel des Heiles).

„Es soll geschehen. Wenn es die erwünschten Folgen hat, dann seid versichert, von mir eine Belohnung zu erhalten, wie sich noch kein Arzt einer größeren rühmen kann."

Das vom Exprior empfohlene Mittel wurde versucht, jedoch nicht so, wie es der Herzog dem Arzte glauben machen wollte, sondern indem sie in Gegenwart ihres Gatten diesen zum Hahnrei machte. Der Herzog selber wandte an ihr das vorgeschriebene Mittel an. Derjenige, der ihm diesen Liebesdienst erwiesen, mußte mit Nativa das Experiment so lange wiederholen, bis sie endlich erklärte, es sei unnütz dasselbe fortzusetzen, da es bereits genützt hatte, denn sie fühlte sich Mutter.

Noch immer schwebte aber Lorenzo in Zweifeln. Wird das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, ein Knabe oder ein Mädchen werden? Werden die Florentiner sich bewegen lassen, das salische Gesetz, welches auch hier galt und die weiblichen Erben vom Throne ausschließt, abzuschaffen? Wird er das Kind auch aufziehen können? Diese und andere Fragen beunruhigten ihn nicht wenig und ziemlich lange. Endlich aber athmete er frei auf, denn Nativa beschenkte ihn mit einem männlichen Erben, allem Anscheine nach einen kräftigen Jungen, an dessen Legitimität man nach dem Tode Lorenzo's manche Zweifel äußerte, denn er glich seinem angeblichen Vater durchaus nicht.

Schon am Tage der Entbindung verschwand der junge Mann, der dem Herzog zur Vaterschaft verholfen, aus Florenz, was Vielen auffiel, denn er war überall gut bekannt und auch geliebt. Ob ihn Lorenzo heimlich ermorden ließ, um eines lästigen Zeugen los zu werden oder ob der junge Mann etwas Aehnliches befürchtet habe und deshalb geflohen sei, war nicht bekannt, er hatte geschwiegen und Niemand ahnte, in welch intimem Verhältniß er zur Herzogin gestanden. Auch er that Aehnliches, wie viele Andere, das, was sein Mund nicht sprach, schrieb seine Feder. Er hatte sich freiwillig aus seinem Vaterlande verbannt und floh ziemlich weit von dort, bis nach Danzig am baltischen Meere, von hier wanderte er später nach Leyden und lebte von dem Gelde, welches ihm Lorenzo gegeben. Hier verfaßte er seine Memoiren, in welchen er seiner Erlebnisse in Florenz und auch des

Ruthenmittels gedenkt. Das Manuscript wurde später, ich weiß nicht von wem, im Druck herausgegeben und es existiren mehre Exemplare als große Raritäten in einigen Bibliotheken. Der Verfasser selber nennt sich nicht, in einem vom Herausgeber dieses Buches beigefügten Anhange wird aber gesagt, er sei eines Morgens vor seiner Hausthür ermordet gefunden worden. Ich brauche meinen Lesern nicht zu sagen, daß dies eines jener vielen Teufelsstückchen der Medici's war, mit welchen sie niemals geizten. Ihre Polizei war ebenso vortrefflich wie die römische und venezianische, der junge Mann muß also von derselben ausgespäht und von ihren Bravos ermordet worden sein.

Die Medici's stehen in der Geschichte des Mittelalters sowohl als Kunstmäcenaten, wie als Politiker über alle übrigen Fürsten Italiens, sie haben auch sonst in schlimmerer Beziehung den Vorrang erworben. Sie stehen in Schlechtigkeit nicht einmal den Borgia's nach. Meuchelmord, Vergiftung, Meineid und tausend andere Verbrechen und Laster waren in der Familie der Medici heimisch, von zwei weiblichen Mitgliedern dieser Familie werde ich in den Scandalgeschichten des französischen Hofes sprechen, wo ich Katharina und Maria von Medici erwähnen will.

Von den männlichen Medici ist es bekannt, daß sie beinahe durchgängig zweierlei Gattung von geschlechtlichen Ausschweifungen sich hingaben, mit Knaben und mit Weibern, außer dem einen Cosimo de Medici, der sich nur an die Ersteren hielt. Er machte es so, wie die türkischen Sultane, indem er seine Mignons zu hohen Ehrenstellen beförderte.

Ich darf hier Raffaele Medici nicht vergessen. Dies war ein Abenteuer suchender Wüstling, sehr schön und bei den Frauen sehr beliebt. Wie alle Medici, war auch er ein großer Kunstliebhaber, so zwar, daß er eigens nach Venedig reiste, um von Tizian Unterricht in der Malerei zu nehmen. Obschon verheirathet, verliebte er sich in die Tochter des Dogen Capello, die schöne Bianca, die bereits mit einem Patrizier verlobt war. Sie lernte Raffaele unter dem Namen Bonaventura kennen, da er sich unter diesem ihr vorgestellt hatte. Um Bianca heirathen zu können, ließ er seine Gattin Cassandra ermorden und floh mit der Ersteren nach Pisa, hier aber konnte er sich vor den Nachstellungen der Verwandten seiner ermordeten Gattin nicht in Sicherheit stellen, deshalb ging er mit Bianca nach Sicilien. Er verließ später auch seine Geliebte, da er sich neuerdings verliebt hatte. Bianca bat ihn um eine letzte Zusammenkunft und mischte ihm Gift in den Abschiedsbecher, dessen Rest sie selber leerte.

IX.

Das Königreich Neapel. — Johanna von Neapel. — Sie verführt ihren nachherigen Gatten Andreas. — Wie sich ihre Liebe in Hass verwandelt. — Ludwig von Tarent. — Die Nacht in Aversa. — Erdrosselung des Prinzen Andreas. — Ludwig von Anjou rächt den Tod seines Bruders. — Karl II. von Spanien in Neapel. — Er verführt ein stummes Mädchen, die Schwester Tommaso Aniello's. — Fischerrevolte wegen Einführung der Accise.

Der Romantiker wird nicht leicht ein Land finden, welches einen so reichen Stoff zur literarischen Behandlung böte, wie Italien, zumal für ein Lesepublikum, welches sehr erschütternde Episoden braucht, um ein wenig aufgeregt zu werden, denn die italienischen Hofscandale bieten auch hierin eine Fülle.

Eine jener Geschichten, die literarisch sehr oft behandelt worden, ist die der Königin von Neapel, Johanna, aus dem Hause Anjou, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Sie ist ziemlich bekannt und nicht einmal sehr ungewöhnlich, doch besitzt sie einige Details, die nicht

Jedermann bekannt geworden und gerade diese halte ich für die interessantesten.

In der Weltgeschichte stehen die Ereignisse einfach dargestellt so, daß Johanna von ihrer Familie so zu sagen gezwungen wurde, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte, welch Wunder also, daß sie ihn durch den, dem ihr Herz entgegen schlug, ermorden ließ? Ebenso ist es auch kein Wunder, daß der ältere Bruder den Tod des jüngeren rächte; ähnliche Fälle sind unzähligemal vorgekommen und wenn hiermit die Sache abgethan wäre, so verdiente sie kaum mehr als eine alltägliche Beachtung.

An allem diesen giebt es viel Wahres, doch ebenso auch einige Unwahrheiten, namentlich ist es falsch, daß Johanna ihren Gatten Andreas niemals geliebt, im Gegentheil, dieser war ihre erste Liebe und da sich das Temperament bei ihr eher entfaltet hatte, als bei dem Prinzen Andreas, ihrem Verwandten, so war es nicht er, der sie verführte, sondern sie ihn. Dies war auch die Ursache, daß man sie mit ihm verheirathete. Man hatte den damals erst 14jährigen Knaben mit der elfjährigen Johanna im Garten in einer Situation gefunden, die keinem Zweifel Raum gestattete. Diese Situation war für beide Liebende eine höchst peinliche und so zu sagen unbeschreibliche, sie wird nur von solchen Menschen begriffen werden, die in der Zoologie und Physiologie tüchtig bewandert sind und es wissen, wie sich bei Hündinnen während eines gewissen Actes eine Art Krampf einstellt, der eine Trennung für einige Zeit verhindert. Daß solche

Krämpfe auch bei dem Menschengeschlechte vorkommen, werden wohl viele Leser und gewiß alle Aerzte wissen. In einer solchen Situation befanden sich Andreas und Johanna in einem Lusthause des königlichen Parks zu Neapel und es brauchte einige Zeit und nebenbei auch ärztlichen Beistand, um die jungen Wollüstlinge von einander zu trennen.

Wie gesagt, war dieser Vorfall Veranlassung zur Verheirathung Johanna's mit Andreas, denn Johanna hatte nicht nur die Erstlinge ihrer Liebe hingegeben, sondern sie verspürte auch die Folgen dieser Herzenseinigung (!!), da sie das Pfand der Liebe Andreas' unter dem Herzen trug.

Es ist nicht nur nichts Außergewöhnliches, sondern geradezu Alltägliches, daß ein Mädchen, bei dem sich die geschlechtlichen Begierden so frühzeitig entfalten, wie dies bei Johanna der Fall war, daß sie ihrem ersten Liebhaber nicht treu bleiben und daß bei ihnen die Genußsucht im Maßstabe der Frequenz der Befriedigung zunimmt. Bei dem Menschen ist es leider nicht so wie bei den Thieren, daß ein Männchen mehren Weibchen genügt — die Padischahs der Türkei, wie überhaupt alle Moslims, haben es zwar auch immer so gehalten, gönnten sie aber den Bewohnerinnen ihres Harems dieselbe Freiheit, wie sie die civilisirten Europäerinnen besitzen, dann würden sie wohl einsehen, daß die Weiber in dieser Beziehung noch mehr vertragen. — Dies hat seine physischen Ursachen, die ich nicht sagen mag, erstens, weil es mich Mühe kostete, einige Dinge umschreibend zu geben, dann aber fallen

derlei Erörterungen außer dem Kreise meiner Scandalgeschichten, ich constatire nur das Factum, daß Frauen, die sich über das Urtheil der Welt und Das, was sie Vorurtheile nennen, hinwegsetzen, viel ausschweifender sind als Männer.

Es gab mehre Ursachen, die sich zum Nachtheil Andreas' verschworen, namentlich, erstens hatte er sich seit seinem Adolescentenalter ziemlich zu seinem Nachtheil verändert. Seine rechte Schulter war etwas höher als die linke und er war am besten Wege, ganz bucklig zu werden. Zweitens hatte er durch zu frühe Befriedigung des Geschlechtstriebes von seiner Manneskraft auch mehr verloren, als Johanna lieb war, sodaß es jetzt viele Tage ohne Striche (also nicht nulla dies sine linea) gab. Drittens war er trotz dieser körperlichen Mängel sehr eifersüchtig und hatte mit ihr stürmische Duo's. Viertens begünstigte er einige Ungarn, die ihn hierher begleitet hatten zum großen Verdruß der Eingeborenen. Fünftens endlich versuchte er die Regierung des Landes ganz an sich zu reißen, wozu er nicht berechtigt war, denn Majestätsrechte gebührten eigentlich nur ihr und es hing auch von ihr ab, ob sie ihn zum Mitregenten nahm oder nicht.

Eine jede dieser Ursachen war gewichtig genug, um ein so lockeres Band, welches von zwei Kindern geknüpft worden war, zu lösen, und wenn man diese Ursachen in Erwägung zieht, wird man finden, daß das Verbrechen, welches die Gattin an ihrem Manne beging, doch auch eine Entschuldigung haben kann. Dies war aber noch

nicht Alles. Was ich hier angeführt, war Jedermann bekannt. Es gab aber noch eine sechste in der Weltgeschichte nicht erwähnte Ursache der häuslichen Uneinigkeit.

Unter den Ungarn, die Andreas nach Neapel begleitet hatten, befand sich ein sehr schöner Page, Namens Paul Bodor, den Andreas mehr als alle übrigen seiner Freunde begünstigte. Johanna war dieser junge Bursche, sie wußte selbst nicht weshalb, sehr widerwärtig. Ihre Antipathie gegen den jungen Mann nahm von Tag zu Tag zu und sie verlangte endlich von Andreas seine Entlassung, ohne jedoch angeben zu können, was ihr an ihm mißfalle. Andreas wurde über und über roth und verlegen, so, daß dies seiner Gattin auffiel und sie auf den Gedanken gerieth, die glänzenden Männerkleider bergen ein Mädchen. Sie verlegte sich nun aufs Spioniren und fand ihren Verdacht bestätigt.

Dies war der Wendepunkt in ihrer Liebe, durch welchen sie in ein diesem Gefühle entgegengesetztes fiel. Einige der Prinzen Italiens waren an den Hof Johanna's gekommen, denn dieser war weit und breit von den prachtvollen Festen, die hier gegeben wurden, sowie auch durch die Schönheit und Liebenswürdigkeit Johanna's berühmt geworden, es konnte ihr also an Courmachern nicht fehlen, namentlich war es der schöne Ludwig, Prinz von Tarent, der sich um ihre Liebe und um den süßen Minnesold bewarb. Ludwig besaß glänzende Eigenschaften, nicht allein sein Aeußeres war bezaubernd, sondern er war nebenbei ein Meister in allen ritterlichen Uebungen, Sieger in allen

Turnieren, endlich aber ein solcher Sänger und Tänzer, wie Italien keinen mehr aufweisen konnte.

Von einer Seite von Eifersucht und Rachegefühl besessen, von der anderen durch die Schönheit und die Eigenschaften ihres Courmachers hingerissen, gestand sie ihm endlich jenen Preis zu, den sie bis jetzt ausschließlich ihrem Gatten bewahrt hatte. Es kostete sie einige Ueberwindung, ehe sie die Seine ward.

Wenn es nur dabei geblieben wäre, so wäre dies nicht ärger gewesen, als was ohnehin eine allgemein angenommene Sitte aller Höfe war, doch in Johanna gährte noch immer der Aerger darüber, daß nicht sie die Initiative in der Untreue ergriffen. Ludwig von Tarent beredete sie zu etwas Schlimmerem, nämlich dazu, sich des ungelegenen Gatten zu entledigen. Die beiden Verliebten zogen noch einige andere Personen ins Vertrauen, die Ermordung Andreas' wurde beschlossen und sollte nächstens ausgeführt werden.

Der Hof begab sich nach Aversa, ein Jagdschloß der Königin. Andreas kam mit seinem Gefolge von Ungarn ebenfalls dahin. Am Vorabend der Jagd wurde tüchtig gezecht. Die Ungarn, nichts Schlimmes ahnend, sprachen dem Weine fleißig zu, dieser war mit einem schlafbringenden Mittel versetzt, sodaß sie bald alle bewußtlos dalagen. Andreas allein war nüchtern geblieben. War es Ahnung oder fühlte er keine Lust zum Zechen, er hatte an diesem Abend nichts Anderes als ein kühlendes Getränk zu sich genommen und da er am ehesten aufstehen wollte, um an

der Jagd theilzunehmen, begab er sich zeitiger zu Bette, indeß seine Gattin, Ludwig von Tarent und die Gäste am Tische blieben und sich die Zeit mit Gesang und Geplauder verkürzten.

Es ist kaum begreiflich, wie Menschen mit einem solchen Vorhaben, wie die Königin und ihre Mitverschworenen, lustig sein können. Dennoch war es so. Vielleicht wollte sie ihr mahnendes Gewissen übertäuben. Sie trank mehr als sonst und überreichte ihrem Buhlen eine von ihr gestickte Schärpe mit den Worten: „Hier, mein Geliebter, nimm diese Schärpe. Ich habe sie für Andreas gestickt. Es war zu einer Zeit, wo ich ihn noch zu lieben glaubte, als ich sie angefangen. Er soll sie dennoch erhalten, selbst jetzt, wo ich ihn nicht mehr liebe, doch soll sie ihm nicht zur Leib-, sondern zur Halsbinde dienen."

Spät nach Mitternacht wurde Andreas durch ein Geräusch aus seinem Schlafe geweckt. Die Verschworenen, an ihrer Spitze der Prinz von Tarent, brachen ins Zimmer. Andreas ahnte gleich, daß es auf sein Leben abgesehen war, er sprang aus dem Bette und schlug den Ersten, der ihm nahte, mit der Faust zu Boden, dann fing er an seine Ungarn zu rufen, diese aber schliefen wie Todte. Johanna eilte auf das entstandene Geräusch herbei und an der Schwelle der Thür stehen bleibend, war sie Zeugin des Kampfes. „Ah, Johanna, Du hier? Komm, stehe Deinem Gatten bei!" rief der unglückliche Andreas auf sie zueilend, sie stieß ihn mit der Hand zurück. Dem Prinzen von Tarent war es indessen gelungen, dem Gatten

die zu einer laufenden Schlinge geknüpfte Schärpe von hinten um den Hals zu werfen, er und einer seiner Leute zogen an beiden Enden, sodaß Andreas erdrosselt wurde, nachdem er noch zwei andere Gegner zu Boden geschlagen, denn er hatte sich auf das Muthigste gewehrt und unterlag nur der Uebermacht.

Es war unmöglich, das Geschehene zu vertuschen, namentlich vor den Ungarn, die das Schloß und dann auch Neapel sofort verließen, um nach Ungarn zu gehen und dem Bruder Andreas', Ludwig von Anjou, König von Ungarn, die traurige Kunde von der Ermordung seines Bruders zu melden.

Dieser König, der den Beinamen des Großen viel mehr verdient, als jeder andere Monarch, sammelte allsogleich eine Armee und eilte nach Neapel, um die Verbrecher zu bestrafen. Sein Heer führte eine schwarze Trauerfahne mit sich, auf welche das Bildniß des ermordeten Andreas gemalt war. Die neapolitanischen Truppen wurden von ihm gleich in der ersten Schlacht bei Sorrento geschlagen, sodaß ihn Niemand hindern konnte, seinen Einzug in Neapel zu halten.

Johanna war indessen aus ihrem Königreiche nach Rom geflohen, um den Schutz des Papstes anzuflehen, der auch alles Mögliche that, um den Ungarkönig zu bereden, er möge es dabei bewenden lassen, was er schon gethan, er hatte nämlich einen der Mörder Andreas', den Herzog von Tarent, gefangen nehmen und köpfen lassen. Ludwig aber schwor, er würde Neapel nicht eher verlassen,

bis er den Tod seines Bruders gerächt habe. Somit blieb er auch dort.

Die Furien der Rache hatten unterdessen Johanna gepackt, sodaß sie eine Thorheit um die andere beging. Sie war es müde geworden, sich gleich einem wilden Thier gehetzt zu sehen und verbergen zu müssen. Auf die Gewalt ihrer Reize vertrauend, begab sie sich nach Neapel, um Ludwig von Ungarn Das anzubieten, was sie dem Herzog von Tarent geschenkt, doch fand sie hier ein Herz von Stein. Ludwig hielt seinen Schwur und ließ Johanna verhaften. Ein Gericht wurde zusammengesetzt, welches ein Urtheil über sie sprechen sollte. Dieses lautete auf Tod. Ludwig ließ Johanna nach Aversa führen, in dasselbe Gemach, in welchem Andreas ermordet wurde, ebendieselbe Schärpe, die sie gestickt, mit welcher Andreas erdrosselt wurde, war auch das Werkzeug ihres Todes. Sie wurde an demselben Fenster gehangen, unter welches sich ihr Gatte hingeschleppt und wo er erdrosselt worden war. So hatte die Göttin Nemesis binnen Jahr und Tag die beiden Hauptverbrecher erreicht. Ludwig dachte nicht daran, das Königreich Neapel besitzen zu wollen, er verließ es nach gestillter Rache, ohne je wieder dahin zurückzukehren.

Eine ebenso romantische und nicht weniger schändliche Geschichte ist die des Prinzen Carlos, nachmals Königs Karl's II. von Spanien, von der die Welt wenig weiß und die Schändlichkeit, die er begangen, einem anderen Manne zuschreibt.

Karl II. war noch als Kronprinz zu Lebzeiten seines Vaters nach Neapel gekommen, wie dies auch jetzt manchmal geschieht, daß Prinzen von Geblüt in entlegene Provinzen gesendet werden, um das Volk kennen zu lernen und auszuspähen, ob die Vicekönige es für sich oder für ihre Souveräne verwalten. Der Statthalter des Königs von Spanien, Graf Arcos, war ein etwas milderer Statthalter, als Alba und Granvella in den Niederlanden und Geßler, Landenberg, Wolfenschießen und andere Satrapen in den ihrer Verwaltung anvertrauten Provinzen.

Während seines Aufenthaltes in der herrlichsten aller europäischen Städte, von der es schon damals geheißen: „Veder Napoli e poi morir“ (Neapel sehen und dann sterben), fiel ihm in der Gegend der Reali Granili ein wunderschönes Mädchen auf, welches aber unter den vielen singenden Lazzaroni's und Fischerweibern allein stumm blieb und in die Wellen blickte. Er redete sie an, ohne eine Antwort von ihr zu erhalten, denn sie war stumm. Er erkundigte sich um ihren Namen und hörte, sie heiße Fenella und sei die Schwester eines wohlhabenden Fischers aus Portici, Namens Tommaso Aniello, auch Masaniello in verkürzter Weise genannt.

Karl war sein ganzes Leben hindurch ein großer Mädchenjäger. Fenella hatte ihm so gut gefallen, daß er bei ihr eine ephemere Laune bald zu befriedigen hoffte.

„Täuscht Euch nicht, mein Prinz,“ sagte der junge Arcos, der Sohn des Statthalters. „Diese Mädchen vom Pöbel sind viel schwerer zugänglich, als jede unserer

hochgebornen Damen. Sie werden sich hüten, mit einem Cavalier ein Liebesverhältniß anzuknüpfen, von dem sie versichert sein können, daß er sie sitzen läßt. Es müßte denn sein, daß sich Euer Hoheit entschlössen, eine Verkleidung anzunehmen."

Karl ließ sich dies nicht zweimal sagen. Schon am nächsten Tage gingen er und der junge Arcos als Fischer aus Trapani verkleidet nach den Reali Granili, wo sie nicht nur Fenella, sondern außer ihr noch ein halbes Dutzend der hübschesten Fischermädchen fanden. Dem Prinzen aber gefiel Fenella besser als Alle und ein Verhältniß mit einem stummen Mädchen hatte etwas Interessantes an sich, sodaß er die übrigen nicht beachtete, sondern sie seinem Begleiter überließ.

Obschon Karl durchaus nicht hübsch genannt werden konnte, so hatte er doch ganz andere Manieren, als gemeine Fischer zu haben pflegen, es war ihm demnach nicht schwer, das Herz eines harmlosen Mädchens zu gewinnen, sodaß er sie in möglichst kurzer Zeit dahin brachte, wohin er wollte. Das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Fenella hatte schon über einen Monat gewährt, er war auch nach Portici gekommen, um ihren Bruder Tommaso zu besuchen, von dem er sehr gastfreundlich aufgenommen wurde, als in Neapel das neue Accisegesetz eingeführt ward, nach welchem alle Rohprodukte, ehe sie zum Verkauf ausgeboten wurden, verzollt werden mußten. Dies war namentlich für die Fischer eine drückende Last; diese beschlossen, eine Deputation an den Kronprinzen zu

senden und ihn zu bitten, er möge mittelst Machtwort diese drückende Besteuerung wieder abschaffen. Karl ahnte bei Weitem nicht, was unter den Fischern vorging, konnte sich also nicht gegen eine Ueberraschung vorsehen. Unter den Fischern, und zwar als Sprecher, befand sich auch Masaniello. Als die Fischer eintraten und Masaniello in dem Prinzen den Fischer aus Trapani erkannte, wandte er sich weg von ihm und rief seinen Freunden zu: „Kommt Freunde, hier werden wir keine Abhilfe unserer Beschwerden finden, denn hier herrschen Lüge und Falschheit.“ Sie zogen ab, um sich über die Mittel zu berathen, die sie zur Abwehr ergreifen sollten. Masaniello rieth zu gewaltsamen Schritten. Am nächsten Markttage, nach dem Gottesdienste, kam eine lange Schaar Fischer und Gärtner mit Fischen und Obst beladen nach der Stadt, die Accisepolizei wollte die Victualien confisciren, da griffen die Verschworenen zu den Waffen, die sie unter ihren Marinaris (Fischermäntel) verborgen hatten, schlugen das herbeieilende Militär in die Flucht und verkündeten die Unabhängigkeit Neapels von Spanien.

Das Ende Masaniello's und seiner Schwester ist zu bekannt, als daß ich es hier erzählen sollte, doch Das, daß Karl bei den Fischern eine Zeit lang gefangen war, wissen Wenige. Fenella rettete den Verführer, der sich wohl hütete, Neapel wieder zu besuchen, selbst als Masaniello schon längst todt war.

X.

Die übrigen italienischen Staaten. — Berengar, Adelheid und Otto der Grosse. — Adelheid's von Italien Nachkommen. — Die Visconti und Sforza. — Fancinllo und Galeazzo Visconti. — Des Letzteren Intrigue gegen Heinrich von Deutschland. — Isolda. — Manfred und die Liebeshöfe. — Abtrünnigkeit der Grafen von Caserta und Malletta. — Johann von Procida. — Seine Rettung durch Philipp von Oxford.

Zum Schluß meiner italienischen Scandalgeschichten will ich einige jener Schändlichkeiten erzählen, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Theilen Italiens seit der Barbaren Invasion im IV. Jahrhundert nach Christi Geburt bis auf unsere Tage, vorgefallen sind, obschon ich im Voraus erkläre, daß es nicht möglich ist, auch nur annäherungsweise alle zu geben, da die Zahl derselben eine ungeheure ist.

Daß Italien über anderthalb Jahrtausende unter der drückendsten Fremdherrschaft, namentlich der Deutschen und der Franzosen, geschmachtet, daran ist wieder ein Weib schuld gewesen. Die Invasion Otto's I., genannt des

Großen (man sollte sagen, großen Schlächter, oder großen Despoten) unseligen Andenkens, hat es verursacht, daß dieses große Land in so viele Theile zerstückelt wurde, da seine Nachkommen nicht im Stande waren, vom geraubten Lande Alles zu behalten und daß sich an dem Cadaver Italiens eine Menge kleinere Tyrannen theilten.

Der letzte König von Italien — ein Nachkomme des Longobarden Albvin — war Lothar. Nach seinem Tode hätte die Herrschaft auf seinen jüngeren Bruder, Berengar, als seinen nächsten Erben, übergehen sollen, da die Gattin Lothar's kinderlos geblieben war. Adelheid ärgerte es, daß sie fortan in Italien keine Bedeutung mehr haben sollte; sie ließ ihrem Schwager Berengar auffordern, er möge sie heirathen, dieser aber verschmähte ein Herz, welches schon ein Anderer besessen; er ließ ihr bedeuten, sie möge in ein Kloster ziehen, da dies der passendste Ort für eine Frau sei, die von keinen Mutterpflichten an die Welt gefesselt ist. Berengar war ein aufgeklärter Mensch, er kümmerte sich wenig um die Leute der Kirche, er duldete sie zwar, doch räumte er ihnen keine neuen Rechte ein.

Adelheid wußte recht gut, wie es unmöglich wäre, selbst wenn sich alle Pfaffen zu ihr schlügen, Berengar vom Throne zu stoßen, der Korb, den sie von ihm erhalten, wurmte sie in zwiefacher Hinsicht, erstens, weil sie auf Berengar gerechnet hatte, zweitens, weil sie sich fortan hätte einschränken müssen, doch wußte sie nicht was anzufangen. Sie befolgte endlich den Rath ihres Schwagers, indem sie in ein Kloster ging, doch nicht in eines von

Nonnen, sondern zu Mönchen. Sie theilte diesen Leuten ihre Kümmernisse mit und erhielt den guten Rath, Hilfe im Auslande, namentlich bei dem deutschen Kaiser zu suchen. Adelheid war nicht schön und auch nicht in der ersten Blüthe der Jugend, doch Italien ein so fetter Bissen, daß es Otto wohl gelüsten konnte, die wenig schöne und nicht mehr junge Frau als Mitgabe zu nehmen.

Die neuen Bewohner Italiens waren nach mehren Jahrhunderten eben so verweichlicht geworden, wie einst die Römer. Das heiße Klima, die üppige Vegetation und in Folge derselben das viele Faulenzen hatten sie demoralisirt; Fehden hatte es auch nicht gegeben, da war es doch unmöglich, daß sie so tapfer bleiben konnnten, wie sie es unter Alarich und Alboin gewesen. Als demnach der Sachse Otto ins Land einbrach und wie dies seit jeher bei den deutschen Heerführern Sitte gewesen, über ihre Feinde nicht durch Kriegskunst und Tapferkeit, sondern durch ungeheure Uebermacht zu siegen, war seine Armee derjenigen Berengar's mehr als um die Hälfte überlegen, so daß der Letztere, so tapfer er selber sich auch hielt, doch besiegt wurde und in der Schlacht fiel. Hierauf heirathete Otto Adelheid, übergab ihr die Zügel der Regierung, ließ ihr auch eine beträchtliche Armee von Deutschen zu ihrem Schutze zurück und ging wieder nach Deutschland.

Als Adelheid sich allein wuße, jetzt, wo sie noch mehr Macht besaß, als zu Lebzeiten ihres Gatten, dachte sie die Freuden der Welt recht zu genießen und das, was sie bis jetzt versäumte, einzubringen, indem sie dem Lande in

ihren vielen Bastarden eine große Anzahl von Regenten schenkte. Von ihr stammen die Familien Este, Visconti, Malatesta, Sforza, Farnese und Borghese, die sich an der Herrschaft Italiens theilten. Ein Este — Azzo — war ihr Geliebter, ehe noch Otto in's Land kam, er hatte für sie eine kleine Schaar gesammelt, doch wurde er von Berengar geschlagen und starb in Folge seiner Wunden. Adelheid befand sich also in gesegneten Umständen, als sie den deutschen Kaiser heirathete, dem sie nur einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Otto II., gebar. Bei ihr war die Fruchtbarkeit erst nach ihrer zweiten Ehe eingetreten.

Ihre Nachkommen, deren ich oben erwähnt, bekriegten sich fortwahrend. Bald war der Eine, bald der Andere im Vortheil, der Unterliegende ahmte dann das Beispiel seiner Mutter nach, indem er sich an die deutschen Kaiser wandte, während die Anderen sich um die Freundschaft der Pfaffen und der Bischöfe von Rom bewarben, die während dieser inneren Fehden ihre Macht immer mehr vergrößerten, so daß ihnen zuletzt kaum noch Rom und Italien genügten und sie sich die ganze Welt zinsbar machten, wie ich dies schon in den vorhergehenden Capiteln bemerkt. Die Macht der Deutschen und ihr Einfluß in die Angelegenheiten Italiens waren so groß, daß sie den Römern auch einen Papst in der Person des berüchtigten Hildebrand, Gregor VII., aufzwangen. Die Wahl des letzteren war indessen für Italien insofern ein Glück, daß dieser, in ewigem Hader mit Heinrich IV. lebend, lieber selber zum Italiener wurde, als daß er sich bequemt hätte,

seine Oberherrschaft anzuerkennen. Was er Alles gethan, wie er Heinrich IV. gedemüthigt und alle Welt gegen diesen gehetzt, habe ich oben erwähnt.

Das einzige Lob muß man den Päpsten gönnen, daß sie stets für die Unabhängigkeit Italiens gegen deutsche oder französische Oberherrschaft gekämpft haben, also gute Patrioten waren.

Habsucht und Liebesintriguen haben in den Privatfehden der italienischen Großen am meisten gewirkt. Ueberall sehen wir Frauen, die entweder mittelbar oder unmittelbar in die Ereignisse eingegriffen. Boccaccio's Decameron giebt uns das beste Zeugniß dafür, daß die Demoralisation Italiens nur durch Pfaffen und Weiber so allgemein verbreitet wurde. Nicht nur die großartigeren Ereignisse sind durch den Einfluß der Weiber geschehen, sondern auch die kleinen, von denen man kaum weiß.

Wie vielen Dramen, Balladen, Romanen und Novellen haben die Liebesverhältnisse der Italienerinnen als Stoff gedient. Ich erinnere nur an Romeo und Julia, an Lenardo und Blandine, an König Enzio, an Lucretia Borgia, und könnte noch unzählige citiren, wenn ich wollte, anstatt dessen gehe ich auf einige Einzelheiten über.

In Mailand stritten sich die Familien Malatesta, Visconti und Sforza um die Oberherrschaft über die Lombardei. Fanciullo Visconti, ein Mann in vorgerückten Jahren, hatte die Tochter Cesare Malatesta's geheirathet und sich hierdurch die Allianz dieser Familie für einige Zeit zugesichert. Seine Gattin Theodora liebte nicht ihn,

sondern Hector Sforza, einen der schönsten und tapfersten Jünglinge Oberitaliens, einen Mann, der allein im Stande war, den mächtigen Visconti die Stirne zu bieten und ihnen in manchen Gefechten empfindliche Verluste beibrachte. Visconti konnte ihm nicht beikommen, so viel ihm auch daran lag. Endlich ersann er einen trefflichen Plan, wie er seiner habhaft werden konnte, nämlich durch seine Gattin, die er bis jetzt aufs Eifersüchtigste gehütet hatte. Sie sollte die Lockspeise sein, um Sforza zu fangen. Visconti besaß ein Schloß in der Nähe von Monza, mit einem prachtvollen Garten, diesen schenkte er seiner Gattin und sie brachte den größten Theil des Jahres hierselbst zu. Er selber schickte einen Friedensboten an Sforza ab, der mit diesem einen Waffenstillstand auf ein halbes Jahr schließen sollte. So eingefleischt auch der Haß und die Feindschaft in Sforza's Busen sein mochte, konnte er den Anerbietungen, die ihm von Visconti gemacht wurden, um so weniger widerstehen, weil der Bote ihm einen Brief von Theodora brachte, in welchem die Dame ihm sagte, er möge nur einen Waffenstillstand schließen, dies würde ihren Gatten von Mailand entfernen, so daß sie ihren einstigen Geliebten bei sich auf ihrem Schlosse empfangen könnte. Sforza ging in die gelegte Falle, der Brief war nämlich gefälscht und Theodora wußte kein Wort davon. Visconti zog mit einem beträchtlichen Theile seines Heeres gen Alessandria. Während des Marsches bei Nacht verließ er plötzlich seine Armee und kehrte in Begleitung weniger seiner getreuesten und zuverlässigsten Leute nach

Mailand zurück. Auf der Straße zwischen Alessandria und Monza kraf er mit Sforza zusammen, der unbegleitet nach Monza ritt, um dem Rufe seiner Geliebten zu folgen. Von den Begleitern Visconti's überwältigt, wurde er nach dem Schlosse gebracht, welches auch ein geheimes Gemach hatte, von dem die jetzige Eigenthümerin nichts wußte. Man behandelte ihn ziemlich anständig und Visconti versicherte ihm, er würde ihn hier nur so lange halten, bis er zurückkehrte, er sei gezwungen so zu handeln, weil er wisse, wie Sforza auch jetzt deshalb gekommen, um seine Gattin zum Ehebruche zu verleiten. Hierauf verließ er ihn mit der Versicherung, er würde in sieben Tagen aus der Gefangenschaft erlöst werden.

Visconti hielt sein Wort. Sforza wurde aus der Gefangenschaft erlöst, doch auf eine erschreckliche Weise. Das Gemach, in welchem sich Sforza befand, war acht Fuß hoch und zehn Fuß breit, folglich sehr klein. An dem einzigen Fenster, welches dem Zimmer als Lichtgeber diente, waren starke, von einander ziemlich weit entfernte Eisenstangen und zwar vier an der Zahl angebracht. Sforza hatte einen Tag der höchsten Langweile überlebt und legte sich zu Bette. Als er am nächsten Morgen erwachte, war es ihm, als wenn das Zimmer noch kleiner sei, als es am vorigen Tage gewesen, er wunderte sich nicht wenig, wie sich die Zahl der Eisenstangen am Fenster verringert hatte. Was war es? Das ganze Gemach war ein verschiebbarer Eisenkäfig, der nach Belieben von Außen vergrößert oder verkleinert werden konnte. Das

Gemach wurde alle Tage enger und zuletzt so eng, daß es den Unglücklichen erdrückte.

Die Visconti waren die erbittertsten Feinde Friedrich's I., des Rothbarts, und als dieser Mailand einnahm, ließ er ihren Palast schleifen. Später unterwarfen sie sich der Herrschaft der Hohenstaufen und Galeazzo war Friedrich's II. Anhänger. Der Haß gegen die Deutschen war aber in ihm nicht ausgestorben, da er jedoch sah, daß er mit offener Gewalt nichts ausrichten konnte, nahm er seine Zuflucht zur Intrigue und verschwor sich mit seiner Schwester Isolda, gegen den Sohn Friedrich's II., Heinrich, Statthalter seines Vaters in Deutschland. Nur mit Hilfe Isolda's konnte er seine teuflischen Pläne durchsetzen.

Bekanntlich gehörte Friedrich II. zu den galantesten Kaisern des Mittelalters und die schönen Augen einer Frau fanden leicht Zutritt zu seinem Herzen. Friedrich verliebte sich in Isolda, die eben nicht zu den Grausamen gehörte. Sie wurde seine Maitresse, so daß das Band, welches Friedrich an Visconti kettete, noch fester ward durch die illegitime Verschwägerung. Isolda und Galeazzo hatten auch den Bastardsohn Friedrich's II., Manfred, in's Interesse gezogen und nun fingen die Intriguen gegen den abwesenden Heinrich an, der, um sich gegen die Anschuldigungen zu rechtfertigen, nach Italien kam. Dies war sein Verderben.

Isolda versuchte Alles, um auch Heinrich so in's Garn zu locken, wie es ihr bei seinem Vater gelungen war, doch Heinrich liebte seine Gattin zu sehr, als daß er zu einer

Untreue verlockt werden konnte und wies die ihm von der Maitresse seines Vaters gemachten Anträge zurück. Diese griff nun zu jenem plumpen Mittel, welches manche Weiber anwenden, welches aber eben seiner Plumpheit halber erfolgreich ist, weil man nicht glauben kann, es würde gebraucht werden. Sie klagte Heinrich vor seinem Vater der an ihr verübten Nothzucht an, beschwor ihn aber, dem Sohne nichts merken zu lassen, daß er etwas wisse, denn sie wollte einen Scandal vermeiden und die Rache des Prinzen nicht auf sich laden. Friedrich war wüthend über seinen Sohn und entsetzte ihn der Statthalterschaft, worüber die Deutschen, die Heinrich sehr zugethan waren, sich empörten, daß es zu einem Gefechte kam, in welchem ein an Heinrich nach Italien abgesandter Bote gefangen genommen und bei diesem ein Brief gefunden wurde, der auf ein Einverständniß der Rebellen mit Heinrich schließen ließ. Dies war so zu sagen ein Zeugniß gegen Heinrich, den sein Vater sofort gefangen nehmen und im Kerker enthaupten ließ.

Der andere Sohn Friedrich's II., sein Bastard, Manfred, König von Sicilen und Apulien, der schönste und ritterlichste König des XIII. Jahrhunderts, dankt seinen Tod und den Verlust seines Thrones ebenfalls Liebesintriguen mit zweien Damen. Die eine war die Gattin seines ersten Feldherrn, des Grafen Richard vor Caserta, die andere die Braut eines seiner Freunde, des jungen Grafen Manfredin von Malletta. Die Gräfin von Caserta hatte Manfred geliebt, als sie noch Mädchen war,

leider aber war er für sie als Gatte unerreichbar, denn er war bereits vermählt. Eine Italienerin genirt das Band der Ehe nicht sehr, und sie beglückte Manfred mit ihrer Liebe hinter dem Rücken ihres Gatten. In Manfred aber steckte viel von einem Türken; eine, ja sogar zwei Frauen genügten ihm nicht, so warf er denn seine Augen auch auf eine dritte, ein Hoffräulein seiner Gattin, Lisanna Sparaventi. Das Mädchen wehrte ihre Ehre gegen den schönen König, so lange es ging; doch welches Mädchen hätte einem so schönen, liebenswürdigen und ritterlichen Manne für immer widerstehen können? So unterlag sie zuletzt ebenfalls und Malletta ward zum Hahnrei, ehe er geheirathet, ebenso wie es Richard von Caserta seit längerer Zeit war.

Dies war die Periode der Troubadours und der Liebeshöfe, die durchaus nicht so unschuldig romantisch waren, wie sie einige Dichter und Schriftsteller darstellen; es waren vielmehr Orgien, wie jene, die man mehre Jahrhunderte später im Hirschpark von Versailles hielt. Manfred spielte hier eine Hauptrolle und die Damen scheuten sich nicht, sich an ihm zu theilen und zwar in einer Weise, wie dies nur in Bordellen geschehen kann.

Violante, die Gräfin von Caserta, war unter den Geliebten des Königs die schönste, zärtlichste und am meisten in Manfred verliebt. Wenn sie nicht mit ihm sein konnte, machte sie Verse und schickte sie ihm. Sie war sehr talentvoll und die Welt hat an den Dichtungen, die von ihr geschrieben, viel verloren, daß sie sie nicht besitzt. Sie

waren ganz anakreontisch. In einem dieser Gedichte besang sie auch die Orgien, an welchen sie theilgenommen. Zu ihrem und Manfred's Unglück fielen die Verse in Richard's Hände und entzündeten in ihm das Gefühl des Hasses und der Rache gegen Manfred.

Dies ereignete sich in der Zeit der Invasion der Angevins unter Karl. Der letztere besaß an den Päpsten solche Gönner, daß er seines Sieges beinahe gewiß war, dennoch würde er geschlagen worden sein, ohne den Verrath Richard's von Caserta und Manfredin's, den der Erstere ebenfalls zum Abfall bewog, indem er ihm die Untreue seiner Geliebten Lisanna und den Ehebruch Manfred's verrieth. Durch diesen doppelten Abfall war Manfred's Heer bedeutend geschwächt, so daß er die Schlacht und in dieser sein Leben verlor. Karl aber eroberte das Königreich.

Ein illegitimer Nachkomme Manfred's, dem außer einer kleinen Insel, Procida, vom Erbtheile seiner Vorfahren nichts geblieben war, wäre beinahe um's Leben gekommen zufolge einer Liebesintrigue mit der Tochter eines der Nachkommen Karl's von Anjou, er hatte es nur der Dazwischenkunft des englischen Gesandten zu danken, daß er gerettet wurde.

Johann von Procida, so hieß der Nachkomme Manfred's, ward von seinem unruhigen abenteuerlichen Naturell nach England getrieben worden und diente im Heere Heinrich's VI. bis zur Schlacht von Tewkesbury, wo die Armee der Lancaster total vernichtet wurde. Johann rettete bei

dieser Gelegenheit dem Grafen Philipp von Oxford das Leben und dieser schwur ihm ewige Freundschaft. Johann ging hierauf nach seiner Heimath und lebte hier ziemlich zurückgezogen. Zuweilen machte er Excursionen zur See, bei welcher Gelegenheit er auch mit algierischen und anderen afrikanischen Piraten Gefechte hatte. In einem derselben war er so glücklich, die Tochter des Prinzen René von Anjou aus der Gefangenschaft zu befreien und brachte sie nach seiner Insel, wo sie mit einander ein idyllisches Leben führten, wie Lord Byron's Haidé mit Don Juan.

Der Vater Isabella's, dies war der Name der Prinzessin aus dem Hause Anjou, der auf die algierischen Piraten ebenfalls Jagd machte, um seine Tochter zu befreien, stieß auf dem hohen Meere auf einige algierische Boote, auf welchen sich einige Schiffsmannschaft des von Johann von Procida's eroberten Piratenschiffes befanden. Sie wurden vom Vater befragt, was aus ihrem Schiffe und den Gefangenen geworden, worauf sie zur Antwort gaben, daß der Sieger die Beute auf eine Insel unweit von Neapel gebracht habe, Hierauf wandte sich der Verfolger dahin und kam eben zu einer Scene an, wie andere Väter es auch schon erlebt, wobei er die Tochter in den Armen eines schönen Mannes fand.

Von Wuth entflammt, ohne die Entschuldigungen seiner Tochter und ihres Geliebten seiner Aufmerksamkeit zu würdigen, fuhr er mit Beiden nach Neapel zurück und ließ seine Gefangenen vor ein Gericht stellen. Giovanni Procida nannte seinen Namen den Richtern, man glaubte

ihm aber nicht, denn es hieß, der Ritter dieses Namens sei der Königin Margaretha von Anjou nach der Provence gefolgt. Man verfuhr mit den beiden Angeschuldigten sehr streng und verurtheilte sie zum Tode.

Die väterliche Gewalt jener Jahrhunderte der Finsterniß glich den allgemein angenommenen übrigen Rechten der Mächtigen und die Herzen dieser Menschen waren so verhärtet, daß sie sich wenig darum kümmerten, wenn sie eines ihrer Kinder verloren, wenn dabei nur die Ehre des Namens gewahrt blieb. Dies war auch jetzt der Fall. Der Vater Isabella's hielt es für weniger schlimm, wenn seine Tochter hingerichtet wurde, als wenn sie geschändet vor der Welt weiter lebte. Somit wurden beide nach der Richtstätte geführt und bereits an den Pfahl gebunden, um verbrannt zu werden, als eben ein Schiff mit den Farben der Anjou's in den Hafen einlief und Philipp von Oxford, der Gesandte Margarethens von Anjou, landete. Er kam an den Platz, wo die beiden unglücklichen Liebenden den kurzen Genuß mit ihrem Leben büßen sollten, und erkannte in dem einen der Angeketteten seinen Lebensretter Procida. Philipp ging auf den Scheiterhaufen zu und frug Johann, was er verschuldet, daß man ihn verbrennen wolle. Der junge Mann erzählte ihm in Kürze Alles, was geschehen und wie die Richter ihn für einen Betrüger hielten, der sich als Graf von Procida ausgegeben, es aber nicht sei. „Wenn es nur dies ist", sagte der Graf von Oxford, „dann ist Deine Rettung möglich". Er wandte sich hierauf an einen der Richter, die die Execution zu überwachen

hatten und verlangte von ihm eine Frist von einer Stunde, bis er Zeit gewönne, mit dem Könige von Neapel, an den er als Gesandter geschickt worden, zu sprechen, welche Frist ihm vom Richter auch bewilligt wurde.

Ich weiß nicht, ob es in gegenwärtiger Zeit möglich wäre, den Lauf der Justiz so leicht zu hemmen. Der Absolutismus hatte also in dieser Beziehung auch manches Gute, so auch die Willkür der Richter und Beamten. Dieser richterlichen Selbstständigkeit dankte Johann sein Leben.

Philipp von Oxford ward vom Könige sehr gut auf= aufgenommen und erfuhr in den ersten Minuten Alles, was sich am Marktplatze begab, daß seine Verwandte mit Johann Graf von Procida lebendig verbrannt werden sollte. Er willfahrte sogleich dem Verlangen des Bot= schafters, sandte einen seiner Kämmerlinge mit seinem Siegelring dahin und die beiden Verurtheilten wurden nackt, wie sie vom Scheiterhaufen herabstiegen, nach dem königlichen Palaste gebracht. Eine Verständigung fand statt, der wüthende Vater ließ sich ebenfalls besänftigen und gab seine Einwilligung zur Verheirathung seiner Toch= ter mit dem Urenkel des letzten Hohenstaufen.

Diese weniger bekannten Scandale habe ich aus dem Wulste der übrigen gewählt, die übrigen gleichen sich bei= nahe durchgängig, und so schließe ich die Scandalgeschichten der italienischen Höfe.

Druck der Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Scandal-Geschichten europäischer Höfe.

Nach den hinterlassenen Papieren

eines

alten Diplomaten.

Fünfter Band.

Spanien — Portugal.

Leipzig,

Verlag der Verlagsanstalt.

Spanien — Portugal.

I.

Das alte Iberien und Lusitanien. — Die Westgothen. — König Ramiro. — Seine Gattin Ismen. — Er verliebt sich in zwei Zwillingsschwestern. — Rath, den ihm seine Gattin giebt. — Der Papst wird in die Enge getrieben. — Die Dispensbulle für drei Weiber Ramiro's. — Die mohamedanische Religion. — Rodrigo I. — Seine Söhne. — Theilung Spaniens. — Rodrigo III. — Graf Julian. — Seine Tochter Caba. — Ihr Tod. — Unschuld Rodrigo's an ihrem Tode. — Julian und Otto rufen die Mauren nach Spanien. — Der König von Leon.

Das Reich, von welchem es einst hieß: die Sonne gehe in demselben niemals unter, hatte außer einem einzigen, niemals einen König seines eigenen Volkes oder Ursprungs. Uebrigens wer kann von Königen sagen, wessen Ursprungs sie sind, nachdem die Galanterie, zumal unter den Damen, nirgends so herrscht, als in unmittelbarer Nähe der Throne. So war es

seit Urzeiten und so wird es wahrscheinlich immer bleiben.

Die christlichen Herrscher aller Länder haben in den Reichen, über welche sie herrschen, eine eigene Zeitrechnung gemacht, in Frankreich fängt sie mit den Merovingern, in England mit den Normannen, in Neapel mit den Anjou's, in Rußland mit den Romanov's, in Spanien mit Isabella und Ferdinand, in Oesterreich eigentlich erst mit Franz I. an, obschon die meisten Historiker die Geschichte dieses Staates mit Rudolf von Habsburg anfangen. Weswegen werden die früheren Herrscher ignorirt? Waren sie denn Usurpatoren? Nein, aber die Reiche selbst fingen an eigentlich unter gewissen Herrschern dazu gebildet zu werden, was sie heutigen Tages sind; mit Ausnahme Oesterreichs, welches seine Form so oft verändert hat und entweder neue Gebietstheile zugesetzt hatte oder von den besessenen einen Theil verlor.

Da ich meine Hofscandalgeschichten nicht an gewisse Dynastien fesseln will, darf ich anfangen, wo es mir gefällt, entweder um einige Jahrhunderte vor der Gründung jener Reiche, die ich nach einander vornehme, oder viel später, als dieselben gegründet worden; nur sind immer die Scandale der maßgebende Zeitanzeiger, nach welchem ich beginne, und da es solche seit Urzeiten gegeben, so fängt auch meine Chronologie viel früher an, als die der neueren Geschichtsschreiber.

Spanien hat, selbst als es mit Portugal ein Reich bildete, niemals eine compactere Form gehabt als jetzt, denn schon zur Zeit der Römer und Chartaginenser hat es mehre Reiche gebildet. Auch damals gab es schon ein Lusitanien, jenseits der Gebirge, die das spanische Estramadura vom portugiesischen und Asturien von Traz los Montes scheiden. Später gab es beinahe so viele Königreiche daselbst, als es jetzt Provinzen dort giebt, wie Castilien, Aragonien, Granada, Leon, Navarra, Valencia, Catalonien u. s. w. Seit jeher war Spanien der Erisapfel mit einander streitender Eroberer, wie alle blühenden Länder es sind, wie es der Fall mit Italien, Ungarn, Polen, den Provinzen des türkischen Reichs und noch anderen gewesen.

Schon zur Zeit der Römer, als Spanien noch als in Afrika gelegen betrachtet wurde, stritten sich zwei der mächtigsten Völker um den Besitz dieses herrlichen Landes. Iberien, so hieß es einst, war bald eine carthaginensische, bald eine römische Provinz, wie dies das Sprüchwort: „dum deliberant Romae, Sagunthum perit“, zeigt. Sagunth war nämlich die einstige Hauptstadt Iberiens. Wirklich wurde es auch von den Carthaginensern genommen.

Die einstigen Bewohner Spaniens gehörten ebenfalls dem keltischen Stamme an, zeichneten sich jedoch niemals so aus, wie andere Völker. Britannien hat seine Boadikea, Gallien seinen Brennus, seinen Vin-

cigetorix, Teutonien seinen Hermann gehabt, von großen Helden Spaniens aus der Urepoche weiß Niemand etwas. Es war eigentlich ein Gemisch verschiedener Völker, wie Kelten, Lybier und Phönicier. Auch zur Zeit der Cäsaren hat Spanien niemals eine hervorragende Hilfsrolle gespielt, sogar Judäa ist berühmter durch seine Makkabäer und durch den Fall Jerusalems zur Zeit des Kaisers Titus. Der römische Staat und die Cäsaren hatten jedoch in Spanien ihre Proconsuln und Proprätoren. Ein einzigesmal wird Spaniens in der Geschichte der Cäsaren erwähnt, es heißt nämlich, der siebente Cäsar, Galba, sei von den Legionären in Spanien zum Kaiser ausgerufen worden. Es war so zu sagen eine Ueberrumpelung des Volkes mit dieser Wahl geschehen, denn an Galba dachte Niemand, man weiß kaum, welchen Geistes Kind er gewesen.

Einige Jahrhunderte nach den Cäsaren wurde Spanien von den Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung überschwemmt und genommen, diese Barbaren waren auch, wie die meisten übrigen, außer den Hunnen, Völker germanisch-scandinavischen Ursprungs und zwar trugen sie ihre Eroberungen am weitesten, denn sie überschwemmten sogar Nord-Afrika, von woher sie erst nach Spanien herüber kamen. Es waren die Westgothen, von Einigen auch Visigothen genannt. Ihr Ursitz mochte das heutige Gothland gewesen sein, woher es auch kommt, daß sich die

Könige von Schweden bis zu Zeiten Gustav's IV. auch Könige der Gothen nannten.

Da es nicht meine Absicht ist, eine Weltgeschichte zu schreiben, so kann ich die Form und die Structur meines Buches nach Belieben ändern. Dies werde ich namentlich bei der Aufzählung der spanisch-portugiesischen Hofscandale thun. Es ist unnöthig, daß ich den Katalog aller Könige und Königinnen durchgehe, wie ich dies in den Scandalgeschichten Ungarns, Oesterreichs und Englands gethan, ich will mir nur die vorzüglichsten Episoden herausſuchen und erwähne vorläufig nur so viel, daß es unter allen Königen und Königinnen Spaniens Scandale im Ueberfluß gegeben, doch daß sich die meisten derselben gleichen, dies ist also die Ursache, daß ich unter meinen königlichen Individuen nur eine Ehrenlese halte.

Das westgothische Reich hielt sich mehre Jahrhunderte und war weder schlimmer noch besser mit seinen Regenten daran, als die übrigen europäischen Reiche jener finsteren Periode.

Einer dieser gothischen Könige, Ramiro, war ein großer Held und die Spanier gedenken seiner auch noch heutigen Tages, vielleicht noch öfters, als des berühmten Cid, eigentlich Ruy Diaz, dieses Prototyps der Ritterlichkeit. Ramiro war übrigens nicht nur tapfer, sondern ein sehr weiser Regent und es ist für ihn nur ein Unglück, König eines so confusen Landes

gewesen zu sein, wie Spanien seit jeher gewesen und wie es scheint, immer bleiben wird.

Wie ich im vierten Bande meiner Scandalgeschichten erzählt, gab es kein Volk, welches sich so leicht bekehren ließ, wie diese nordischen Barbaren. Sie wußten eigentlich von einer solchen Sache wie Religion gar nichts, bei ihnen brauchten demnach die Missionäre der römischen Bischöfe nicht eine schon vorhandene Religion auszurotten, um sie zu Christen zu machen, alle die Begriffe, die mit jenen der Religion verbunden sind, wie die der Seele, Gottes, des ewigen Lebens u. s. w., fehlten bei ihnen.

Ramiro, um auf ihn zurückzukommen, war ein etwas aufgeklärterer Mensch, als die meisten Regenten jenes Zeitalters. Er betrachtete die christliche Religion als eine nothwendige und heilsame Staatseinrichtung, die — obschon ursprünglich demokratisch — später zur festesten Stütze der absoluten Regierungsform wurde. So lange sie demnach die Monarchie als ein feststehendes Princip unterstützte, konnte sie nicht nur geduldet werden, ja es lag im Interesse des Monarchen, sie auf das Strengste aufrecht zu erhalten und ihre Diener zu schützen, so lange sie ihm halfen, seine Zwecke zu erreichen.

Die Geschichte spricht so wenig von Ramiro's Privatleben, daß viele tüchtige Historiker sogar in Verlegenheit gerathen würden, wenn man sie fragte, zu welcher Zeit er eigentlich gelebt, so wie es nicht

genau constatirt ist, zu welcher Zeit Lear, König von Britannien, der König Artus oder Arthur, Ossian, Fingal und andere Personen gelebt, genug, wenn man weiß, daß es einst Könige dieses Namens gegeben. Viel weniger bekannt ist die Geschichte Ramiro's und Niemand weiß es, daß er es gewesen, der in Spanien eine Dynastie gründete und die Königreiche Portugal, Castilien, Aragonien, Granada und Leon unter eine und dieselbe Krone brachte. Ramiro war auch der Erste, der eine Art von Ritterschaft schuf, so wie auch die Heraldik unter seiner Regierung ihren Anfang nahm, da er auf sein Schild einen Löwen und einen Granatapfel — später die Wappen von Leon und Granada — malen ließ.

Ramiro war nebenbei ein sehr galanter König und trotz seiner Aufklärung etwas Idealist. Er verheirathete sich bereits in seinem siebzehnten Jahr; seine Gattin, Ismen, war um vier Jahre jünger als er, also kaum etwas mehr als Kind. Er liebte sie bis zur Abgötterei und seine Liebe, seine Zuneigung zu Ismen, nützten sich im Verlaufe der Zeit nicht ab. Trotz seiner innigen Liebe zu seiner Gattin besaß er doch auch Geschmack und ein so feuriges Temperament, daß er sich in zwei Zwillingsschwestern, die Töchter der Wittwe Gundira, Candida und Serena, verliebte. Sie gehörten sammt ihrer Mutter zum Hofstaate Ramiro's oder vielmehr seiner Gattin. Diese letztere mußte es bemerkt haben, welchen Ein-

druck das Zwillingsschwesternpaar auf ihn gemacht und als sie sich mit ihm hinter den Gardinen befand, brachte sie ihre Schönheit zur Sprache, indem sie hinzufügte, ein Mann müßte nur blind sein, wenn ihm zwei solche Mädchen nicht gefielen. Sie holte ihn so lange aus, bis er ihr endlich gestand, wie er diese Mädchen — eine von den Beiden wenigstens — geheirathet haben würde, wenn er sie eher gekannt hätte, als Ismen.

„Und wenn Du mich, verheirathet mit einer von ihnen, gesehen haben würdest," frug ihn seine Gattin, „hättest Du Dich dann nicht eben so in mich verlieben können, wie jetzt in sie?"

„Dies ist nur zu gewiß," entgegnete Ramiro. „Ich glaube sogar, ich würde noch toller in Dich verliebt gewesen sein, als ich es in Candida oder Serena bin. Ich würde mich von meiner Gattin scheiden haben lassen, um Dich zu heirathen. Dies könnte ich jetzt nicht thun. Ich fühle, daß ich ohne Dich nicht leben könnte; so gut mir auch diese Mädchen gefallen, so sehr ich sie zu besitzen wünschte, möchte ich sie nur dann haben, wenn Du selber nichts dagegen hättest."

Ismen sann einige Minuten nach, dann fuhr sie, das Gespräch wendend, wieder fort:

„Du hast mir vor einigen Tagen über die neue Religion, die in Arabien entstanden und in kurzer Zeit sich so verbreitet hat, daß die Bekenner derselben

bis jetzt schon große Länder erobert und sich bis in unsere Nähe verbreitet haben, Vieles erzählt."

„Ah, Du meinst den Glauben des Propheten Mohamed?" frug ihr Gatte.

„Denselben. Du sagtest, Mahomed habe dadurch so viele Anhänger gewonnen, weil er den Leuten gesagt, sie würden nach ihrem Tode mehre der schönsten Weiber besitzen können," sagte Ismen.

„Mohamed hat noch mehr gethan, er gestattet seinen Gläubigen schon jetzt die Vielweiberei."

„Und selbst viele Christen haben sich, hierdurch verlockt, zu seinem Glauben bekehren lassen."

„Hah! welch ein Gedanke. Du wolltest doch nicht, daß ich die christliche Religion abschwöre?"

„Gott bewahre!" sprach Ismen sich bekreuzend. „Du könntest Dich aber stellen, als läge Dir nicht viel daran, welchem Glauben Du angehörst. Wenn Du dem Bischof von Rom sagtest, Du wolltest es nicht verhindern, daß Deine Unterthanen sich zu dieser Religion bekennen und ihm die Wahl lassen, Dir entweder die Erlaubniß zu ertheilen, Serena und Candida heirathen zu dürfen, oder sehen, wie Du und Dein Volk sich zu dem neuen Glauben bekennen."

„Oh, mein geliebtes, theures Weib!" rief Ramiro entzückt über den Rath, den ihm seine Gattin gegeben und umarmte sie auf das Zärtlichste, dann aber gab er Befehl, Alles zur Reise bereit zu halten, worauf er in wenigen Tagen Spanien verließ und

sich nach Rom begab, um dort mit dem Papste zu sprechen. Er hielt mehre Conferenzen mit dem Haupte der Kirche, deren Resultat kein anderes war, als ein Dispens, den Ramiro vom Papste erhielt, die beiden Zwillingsschwestern heirathen zu dürfen. Dafür aber mußte er versprechen, die christliche Religion nach wie vor in seinem Reiche aufrecht zu erhalten und diejenige Mohameds zu bekämpfen, welches Versprechen er auch auf das Gewissenhafteste erfüllte.

Es war jedenfalls ein Act der Simonie, den der Papst beging, denn er handelte mit geistlichen Gütern, indem er dem König Ramiro einen Dispens zur Vielweiberei gab, wie später einem deutschen Ritter, dem Grafen von Gleichen. In der Bulle, welche den Dispens enthielt, war angegeben, daß, da Serena und Candida Zwillingsschwestern seien, sie als eine einzige Person betrachtet werden dürfen. Nach diesem dürfte ja Jedermann, wenn er sich in ein Mädchen verliebt, welches eine Zwillingsschwester hat, auch diese mit heirathen. Hier gilt das, was Manzolli von den Pfaffen im Allgemeinen sagt:

„Deme autem lucrum, superos et sacra negabunt,
Neque erunt arae, nec Jupiter ullus."

(Nimm weg den Gewinnst, sie werden die Götter und den Glauben verleugnen, es wird weder Altäre noch einen Jupiter mehr geben.)

Die Geschichte Ramiro's, der drei Weiber geheirathet, erwähnt kein einziger Historiker. Ich glaube

kaum, daß diese Einzelnheiten irgend einem historischen Schriftsteller bekannt sind. Ich habe diese Details aus eben derselben Quelle geschöpft, woher ich die meisten genommen, nämlich aus der Bibliothek des Vaticans. Mezzofante hatte mich darauf ganz besonders aufmerksam gemacht und das Gespräch zwischen Ramiro und Ismen ist Wort für Wort aus demselben übersetzt. Der Verfasser dieses Buches ist ein römischer Mönch, der es später bis zur Würde eines Erzbischofs von Calatrava gebracht.

Die nächste Geschichte, die ich hier erzählen will, ist schon ziemlich bekannt, ehe ich aber auf dieselbe komme, gestatte ich mir die Bemerkung, wie wenig daran gefehlt hat, daß sich die mohamedanische Religion im VIII. Jahrhundert nach Christi Geburt nicht schon in Europa eingenistet hat. Die Tragweite dessen, wenn der Papst Rodrigo den Dispens zur Vielweiberei verweigert hätte, ist kaum zu berechnen. Möglicherweise würden andere Monarchen seinem Beispiel gefolgt haben. Was wäre aber geschehen, wenn sich in Europa die mohamedanische Religion verbreitet haben würde? Dies ist eine Frage, die ich gerne von großen Politikern und Philosophen discutirt sehen möchte. Ich habe sie einmal einigen meiner Freunde aufgeworfen, ihre Meinung neigte sich dahin, daß Europa die christliche Religion nothwendig gehabt, damit aus derselben später Bekämpfer derselben entstehen. Dies wäre nicht der Fall bei der mohamedanischen Religion

gewesen, die in Bezug auf ihre Neophyten viel toleranter ist, als die christliche, sie ist demnach der Stagnation mehr förderlich, als der Entwickelung. Dies mag übrigens meiner Meinung nach mehr für den Orient und überhaupt für Länder gelten, wo die Sonnenstrahlen auf den Geist der Menschen erschlaffend und träge machend wirken. Hätte sich die mohamedanische Religion auch in kälteren Himmelsstrichen verbreitet, so würde man unter den Bekennern dieser Lehre eben so große Philosophen, Künstler und Erfinder gefunden haben, denn wahrlich, die christliche Religion war niemals für die Verbreitung der Wissenschaften.

Während ich diese Zeilen schreibe, fällt es mir ein, darüber nachzudenken, ob wohl die Geschichte der Verheirathung Ramiro's mit drei Weibern ein Scandal genannt werden kann, da doch der Papst seine Einwilligung zu dieser Polygamie gab? Ich glaube mich darüber beruhigen zu dürfen, nach unseren jetzigen Begriffen, war es gewiß einer, und selbst nach den Begriffen der Menschen jenes Zeitalters; der Scandal war sogar ein zwiefacher, erstens die Polygamie selbst, dann aber die Simonie, die der Papst begangen, indem er auf Etwas, was von den Sätzen der Religion verboten ist, eine Erlaubniß ertheilte. Die Simonie wird durch die Schenkungen, die Ramiro der Geistlichkeit machte, noch größer. Ich kann diese Geschichte also getrost zu den Scandalen zählen.

Ich übergehe jetzt einige Könige, die Nachfolger

Ramiro's von seinen drei Gattinnen. Er handelte eben so unweise, wie einst der Kaiser Theodosius, der sein Reich zwischen seinen beiden Söhnen, Honorius und Arcadius, theilte. Es war Ramiro gelungen, die kleineren Königreiche zu vereinigen, diese wurden nach seinem Tode wieder getheilt und zwar erhielt Rodrigo I. die Südprovinzen, Diaz Portugal, das spanische Estramadura, Galicia und Asturien, Lopez die östlichen Theile Spaniens, Alfonso aber Biscaya, Navarra und Leon. Diaz war ein schwacher Regent, der mit seinem Bruder Rodrigo in Streit gerieth und von diesem besiegt und im Zweikampfe getödtet wurde, so daß die westlichen Provinzen wieder zurückfielen, nicht anders auch die östlichen, denn Lopez hatte keine männlichen Erben, sein Sohn Julian starb in Kindesalter, seine Tochter Uracca aber heirathete den ältesten Sohn Rodrigo's, Alfons. Nur der vierte Sohn Ramiro's, ebenfalls Alfons, behielt die ihm hinterlassenen Provinzen und gründete das Königreich Leon.

Ein Nachkomme Ramiro's und Rodrigo's I., Rodrigo III., war der letzte König der von Ramiro gegründeten Dynastie. Er war ein schwacher, feiger und ausschweifender Mensch, unter dessen Regierung die Großen des Reichs thaten, was ihnen gefällig war. Mehre Verschwörungen gegen sein Leben wurden entdeckt, er aber besaß nicht den Muth, die Verräther zu bestrafen. Auch wurde Spanien unter seiner Regierung von den Mauren, die aus Afrika herüber kamen,

mit Krieg überzogen. Um Frieden zu haben, zahlte er ihnen einen jährlichen Tribut von 60,000 Goldkronen.

Während der Kriege der Mauren gegen die Spanier, bemerkten die letzteren, wie milde die Moslims mit ihren Kriegsgefangenen verfuhren, wie sie sie gut behandelten und einige sogar ohne Ranzion entließen. So etwas geschieht sehr oft, wenn ein Volk auf die Besitzungen eines andern lüstern ist, wird es sich demselben immer von der besten Seite zeigen. Diese Politik haben viele Eroberer befolgt. Ich erinnere mich sogar in neuester Zeit ähnlicher Fälle. Als die Russen im Jahre 1849 für Oesterreich in Ungarn intervenirten, benahmen sie sich im Vergleich mit den Oesterreichern außerordentlich human, und zahlten alle Lebensmittel, die sie requirirten, mit Gold und Silber, daß es Viele gab, in denen der Wunsch aufstieg, der Russe möge doch Ungarn für sich erobern. Nicht anders machten es die Preußen im Jahre 1866 in Böhmen. Meine Ansichten waren sich immer gleich, ich sah, wie Rußland gerne Ungarn, Preußen aber Böhmen und Oesterreich besitzen wollten und ihre Humanität ist lediglich nichts Anderes als Sympathiehascherei. Sie würden in Ländern, die sie entweder gleich erobern wollten oder die sie niemals zu besitzen hofften, ganz gewiß nicht so human verfahren.*)

*) Der Verfasser scheint einen prophetischen Geist besessen zu haben, als hätte er den preußisch-französischen Krieg vorhergesehen. Anm. des Herausgebers.

Einer der mächtigsten Barone Spaniens war ein gewisser Graf Julian, der Rodrigo deshalb feind war, weil dieser die Hand seiner Tochter Caba verschmäht hatte. Diese Dame heirathete dann einen Ritter, den Grafen Otto, einen der tüchtigsten Feldherren Rodrigo's, der den Mauren zur Zeit ihrer Invasion manche Schlappe beigebracht hatte. Caba liebte ihren Gatten nicht, sie härmte sich ab, daß sie Rodrigo III., der ein sehr schöner Mann war, nicht besitzen konnte. Bei diesem letzteren entstand später ein gewisses Aftergefühl für Caba, welches man zwar keine Liebe nennen durfte, das aber als Begierde sehr gut bestehen konnte. Er würde sie gerne als seine Geliebte für kurze Zeit besessen haben und machte ihr den Hof. Der Intriguant Julian durchschaute den König und ließ einige Worte fallen, aus welchen Rodrigo so viel entnahm, daß der Vater geneigt sei, die Rolle eines Kupplers seiner eigenen Tochter zu übernehmen. Er hatte aber eine solche Scheu vor Julian, der bei allen Verschwörungen gegen ihn betheiligt war, daß er sich seine Gelüste lieber aus dem Kopf schlagen wollte und von Caba ganz wegblieb.

Eines Abends, als Caba ganz allein war, wurde sie von einem Vermummten überfallen und genothzüchtigt. Nach vollbrachter Schändlichkeit floh der Elende, ließ aber im Fliehen einen Dolch fallen, den Caba aufhob und als einen erkannte, den der König zu tragen pflegte, dies brachte sie auf die Vermuthung,

der Mann, der gegen sie Gewalt gebraucht, sei der König gewesen. Sie theilte das Geschehene ihrem Vater mit, dieser erhob einen fürchterlichen Lärm, rief seinen Schwiegersohn Otto und dessen Schwestern herbei, sagte ihnen, was geschehen und hetzte Otto gegen den König, den er der Nothzüchtigung seiner Tochter anschuldigte. Es gab eine fürchterliche Hausscene, die damit endete, daß Caba sich den Dolch ins Herz stieß, nicht etwa, weil sie genothzüchtigt worden vom König, doch weil sie die Schande, die ihr drohte, nicht stark genug war zu ertragen, da Otto und Julian die Sache vor die Oeffentlichkeit bringen wollten. In den letzten Momenten ihres Lebens sagte sie, wie sie nicht glaube, der Vermummte, der ihr Gewalt angethan, sei Rodrigo gewesen, der Thäter müsse den Dolch, welchen er fallen ließ, vom Könige gestohlen haben.

Graf Julian schmiedete unterdessen bei seinem Schwiegersohne das glühende Eisen des Rachegefühls gegen den König so lange, bis dieser bei den Gebeinen seines Vaters und dem Blute seiner Gattin schwor, er würde Rodrigo ermorden. Er that dies aber nicht, sondern begab sich nach Afrika und berief die Mauren nach Spanien, die auch nicht säumten, seinem Rufe zu folgen und mit einer beträchtlichen Armee ins Land brachen. Durch den Verrath Julian's und Otto's hatte Rodrigo III. die Schlacht, seinen Thron und sein Leben eingebüßt, er fiel im Schlachtgetümmel.

Einer seiner Söhne, der jüngste, Pedro, entfloh nach Leon zu seinem Verwandten, Enriquez, und dieser brachte so viel Truppen zusammen, um dem Vorwärtsdringen der Mauren Schranken zu setzen. Diese besetzten übrigens den größten Theil Spaniens und gründeten hierselbst das mächtige Königreich Granada, welches sie mehre Jahrhunderte besaßen.

Von diesem Sohne Rodrigo's III. stammen auch die beiden Brüder, Pedro der Grausame und Enriquez Trastamare — oder der Ueberseeische, ab, von denen ich im nächsten Kapitel sprechen will.

Die Geschichte behandelt diese Episode ganz anders, als ich sie gegeben. Es heißt nämlich, Caba sei richtig von Rodrigo genothzüchtigt worden, worauf sie, wie weiland die Römerin Lucretia, da sie die Schande nicht überleben wollte, sich einen Dolch ins Herz stieß.

Unter den unzähligen Dramen Lope de Vegas, die aber niemals im Drucke erschienen, befindet sich eines unter dem Titel „Otto und Caba", in welchem dieses Ereigniß auch so geschildert wird, wie ich es gegeben.

II.

Zerklüftung Spaniens. — Das Königreich Granada. — Cid und seine Töchter. — Pedro der Grausame. — Fluch einer Maurin. — Die maurische Leibgarde. — Alfonzo und Enriquez, Brüder Don Pedro's. — Hinrichtung des Ersteren und Blanca's von Castilien. — Enriquez Trastamare und Bertrand Du Guesclin. — Zuleika. — Liebe Don Pedro's zu Zuleika. — Sie verschmäht ihn. — Schlacht und Niederlage Don Enriquez bei Cintra. — Ermordung Pedro's des Grausamen. — Enriquez verwechselt zuweilen die Geschlechter.

Seit dem Tode Rodrigo's III. hatten sich die Mauren derart in Spanien und Portugal festgesetzt, daß ihre Herrschaft in Spanien für ewige Zeiten begründet schien, und nur drei Provinzen waren es, wohin sie niemals drangen, Castilien, Aragonien und Leon. Jede derselben bildete ein eigenes Königreich. Die Könige nannten sich auch nur nach denselben. Zuweilen geschah es, daß ein König über zwei dieser Königreiche regierte, was geschah, wenn er die Tochter des Nachbarkönigs heirathete, dann aber geschah wieder eine Theilung und die Provinzen wurden von einander getrennt.

Das größte und mächtigste dieser drei Königreiche war Castilien, welches auch einen Theil von spanisch Estremadura und Gallicia, und einen kleinen Theil von Valladolid und Valencia in sich begriff. Hier herrschten die Nachkommen Ramiro's und Rodrigo's III. Sie standen in fortwährender Fehde mit den Mauren und waren niemals im Stande, ihnen einen Theil der verlorenen Besitzungen abzunehmen, bis zur Zeit Cid Ruy Diaz', den man gewöhnlich auch nur unter dem Namen Cid kennt. Dieser Held schlug die Mauren in mehren Schlachten, vertrieb sie aus Catalonien, Valencia und Murcia, drang dann sogar bis nach Andalusien vor, so daß sie endlich nur auf das kleine Königreich Granada beschränkt waren. Es ist unzweifelhaft, daß Cid sie aus Spanien verjagt haben würde, doch die Kriege währten so lange, die Spanier selbst, namentlich der König, unterstützten Cid so wenig, daß er dabei ergraute und endlich starb. —

Man erzählt von ihm, er habe sich, als er seinen Tod herannahen fühlte, vollkommen wappnen lassen und seinen Leuten befohlen, ihn auf sein Schlachtroß zu heben; hier in dieser Stellung, ganz gerüstet, mit dem Schwerte und der Lanze in den Händen, überkam ihn der Tod und so ward er auch zu Grabe getragen. Dies scheint er dem Kaiser Vespasian nachgemacht zu haben, der sich ebenfalls bei Annäherung seines Todes in den Senat tragen und als er den

Augenblick seines Endes fühlte, in die Höhe heben ließ, denn „imperatorem opertet stando mori“ (ein Kaiser müsse stehend sterben), sagte er, ebenso auch Cid, das Vorbild der Ritterschaft, hielt es für schicklich, in voller Rüstung dem Tode entgegen zu gehen. Ein drittes ähnliches Beispiel liefert uns der ältere Pitt, Earl von Chatham, der sich aus seinem Todtenbette ins Oberhaus bringen ließ und nachdem er noch eine glänzende Rede, seinen Schwanengesang, gehalten, in Ohnmacht fiel und sofort seinen Geist aufgab. Demnach starben alle drei Männer auf dem ihnen am besten gebührenden Platze, und in einer Stellung, wie es für sie am besten ziemte und stehen als unnachgeahmte Beispiele in der Weltgeschichte da.

Cid hatte zwei wunderschöne Töchter, Blanca und Urracca, um deren Besitz sich nicht nur zwei Ritter und Grafen, sondern sogar Prinzen von Geblüt und Könige stritten. Urracca heirathete den Prinzen Cesar von Leon, Blanca den Prinzen Pedro von Castilien, nachmaligen König dieses Reichs, den mächtigsten unter den spanischen Fürsten.

Gleichwie es von Nero heißt, er soll in den sechs ersten Jahren seiner Regierung der mildherzigste, großmüthigste Kaiser gewesen sein, so erzählt man auch von Don Pedro von Castilien Thaten, die einem großen Regenten zur Ehre gereichen. Er war tapfer, weise im Rath, ein Mensch von durchdringendem Verstand, ein guter Redner, dabei witzig, stets guter Laune und

mit den Fehlern und Schwächen der Menschen sehr nachsichtig. Seine Gattin Blanca, ein wahrer Engel von Sanftmuth, Schönheit und reich mit allen weiblichen Tugenden ausgestattet, wurde von ihm beinahe abgöttisch verehrt und geliebt. Wenn es irgend etwas gab, was seine Stimmung manchmal verdüsterte, so war es der Umstand, daß er kinderlos blieb, denn die drei Kinder, mit denen ihn Blanca beschenkt hatte, ein Knabe und zwei Mädchen, starben in ihrer frühen Kindheit, kein einziges derselben hatte das dritte Lebensjahr erreicht. Nach dem letzten Kinde, einem Mädchen, blieb Blanca unfruchtbar.

In einer der vielen Schlachten, die Don Pedro's Vater und der Cid gegen die Mauren gefochten, hatte auch der junge König die Ritterſporen gewonnen und zwar dadurch, daß er drei Zegris, die, einer nach dem andern, ihn zum Zweikampfe herausforderten, nach einander erschlug und mit ihren Waffen geschmückt seinen Einzug in Sevilla hielt. Die Mutter dieser jungen Männer, die vor den Bahren ihrer Söhne knieete und wehklagte, denn es waren ihre einzigen Kinder, schleuderte einen schrecklichen Fluch über das Haupt Don Pedro's. „Willst Du," rief sie ihm zu, „daß ich meinen Fluch zurücknehme, dann gieb mir die Waffen und ihren Schmuck, daß ich wenigstens das einzige Andenken von ihnen habe." Don Pedro ritt spöttisch lächelnd an ihr vorüber, sie aber rief ihm nach: „Wohlan, Räuber und Mörder, Du fliehst

vergebens vor meinen Augen und meiner Stimme. Mein Fluch ist dem Blitze gleich, der aus den Wolken herabzuckt und Dich ereilen wird, ob Du nun im höchsten Thurm oder in der tiefsten unterirdischen Höhle bist. So wie man Dich jetzt Deiner Güte wegen liebt, so werden Dich alle Menschen Deiner Grausamkeit wegen hassen. Du wirst diesen Ruf behalten, so lange sich Sterbliche Deiner erinnern. Du wirst das, was Dir das Liebste gewesen, selber mit frevelnder Hand zerstören. Drei Menschen sind es, mit deren Leben das Deinige auf das Innigste zusammen hängt, ein Weib und zwei Männer. Einen Mann und ein Weib wirst Du tödten, von dem Uebriggebliebenen selber getödtet werden. Die Bande des Bluts, die Dich mit ihnen verbinden, wirst Du lockern. Die, die Du jetzt bekämpfst, werden Deine Kämpfer, diejenigen hingegen, die Dein Gefolge bilden, Deine Feinde werden. Hüte Dich vor dem Manne, der über dem Meere kommt, so wie vor demjenigen, den Du heute über einen Monat zum erstenmale bei Dir empfängst."

Man erzählt, daß obschon Don Pedro schon weit außer dem Bereich der Stimme der Maurin sich befand und von ihr durch eine Menge Reiter gehemmt war, die Trompeter aber immer bliesen, um das Geschrei des Weibes zu übertäuben, Pedro doch ein jedes Wort hörte oder eigentlich in seinem Herzen fühlte.

Von diesem Augenblicke an wurde er etwas nach-

denklich, doch schlug er sich den Fluch des Weibes aus dem Sinne und bald darauf wurde seine Verlobung mit der Tochter des Cid, Blanca von Castilien, gefeiert. Seine beiden Brüder, Alfonzo und Enriquez, ersterer Comthur des Ordens der Ritter von Calatrava, letzterer Großadmiral, waren Beistände bei der Trauung, der König von Frankreich, Johann der Gute, beschickte den Hof von Castilien durch einen Gesandten, den tapferen Ritter Bertrand Du Guesclin, den Enriquez bei dieser Gelegenheit zum erstenmale sah, obschon er ihn dem Rufe nach bereits kannte.

Kurze Zeit nach Pedro's Vermählung starb sein Vater und er folgte ihm auf dem Throne. Er bediente sich am öftersten des Rathes seines Bruders, des Comthurs von Calatrava und diese beiden Brüder liebten sich so, daß man sie Castor und Pollux nannte. Enriquez hingegen war selten am Hofe, sein Element war die See und er verließ sein Schiff nur äußerst selten.

Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung schloß er mit dem Sultan von Granada, Abulfauaris, einen dauerhaften Frieden und sogar eine Allianz gegen die unzähligen und gefährlichen Freibeuterbanden und Seeräuber, die Spanien zu Wasser und zu Lande viel zu thun schafften und bald aus den baskischen Provinzen, bald von Portugal her, bald aber aus Catalonien einbrachen und das Land verwüsteten. Der Sultan schickte seinem Alliirten eine Schaar mauri-

scher Reiter, aus welchen Don Pedro eine Art Leibwache bildete, eine Maßregel, die namentlich von den Rittern des Calatravaordens höchst gemißbilligt wurde, denn diese bildeten einst ausschließlich die Leibgarde der Könige von Castilien. Sie fühlten sich beleidigt darüber, daß Pedro die Sicherheit seiner Person fremden Söldlingen, noch dazu Ungläubigen, vertraute.

Alfonzo hatte seinem Bruder zu wiederholten Malen Vorstellungen gemacht und ihm gerathen, die maurische Rotte zu entlassen. Don Pedro entschuldigte sich damit, daß er es nicht that, weil er sich für mehre Jahre verpflichtet habe, sie in seinen Diensten zu behalten.

„Dann zahle ihnen eine solche Summe, daß sie Dich von Deinem Worte lossprechen," sagte der Comthur. „Diese Mauren sind eine habsüchtige Race, mit Geld kann man sie kaufen und loswerden."

Der König versprach Alfonzo, er wolle seinen Rath befolgen, fand aber stets einen Vorwand, um es nicht zu thun, ja er vergrößerte sogar die Zahl dieser maurischen Schaar, so daß sie aus 1000 Mann, wie sie anfangs zählten, bald zu einer Armee von 14,000 Mann anwuchsen, denn immer kamen von Granada her neue Schaaren, die Dienste bei Don Pedro suchten.

Dies war von Seite des Sultans Abulfauaris planmäßig so angelegt. Er dachte, wie auf diese Art, wenn Mauren die Hauptmacht in Castilien

bildeten, der Thron erschüttert werden könnte, so daß wenn es wieder zu einem Kriege zwischen Granada und Castilien käme, er im letztern Lande gewisse Anhänger habe.

Unter den Spaniern, die mit den Mauren auf freundschaftlichem Fuße standen und sich mit ihnen trotz des Unterschieds des Glaubens sehr gut vertrugen, gab es nur einen einzigen Menschen, der die Politik des Sultans Abulfauaris durchschaute. Es war Alfonzo, der niemals aufhörte, seinem Bruder ins Gedächtniß zurück zu rufen, was dieser ihm versprochen, und als dieser die Sache auf die lange Bank hinausschob, wandte sich Alfonzo an die Königin Blanca, von der er wußte, welchen unbegrenzten Einfluß sie auf das Herz des Königs besaß.

Weder Blanca noch Alfonzo ahneten es, welche Veränderung unterdessen im Gemüthe Don Pedro's vorging, sie sollten dies zu ihrem Schaden erst später erkennen.

Das Oberhaupt der maurischen Garde war ein Gomer, Namens Mirza Danischmend, der eine wunderschöne Tochter hatte. Ihr Name war Zuleika. Sie war eine Künstlerin auf der Mandoline, besaß eine außerordentlich klangvolle Stimme und tanzte wie wenn sie aus Luft bestände, so leicht. So sehr Don Pedro Blanca auch liebte, hatte er auch Augen für andere Schönheiten und Zuleika verstand es durch Künste der Coquetterie den König zu ihren Füßen zu

bannen, als er aber bei ihr sich um den höchsten Preis bewarb, den ein Weib einem Manne schenken kann, spielte sie die Spröde und Uneinnehmbare. Die Wahrheit war, daß sie bereits über ihre Liebe zu Gunsten eines Andern verfügt hatte. Dieser Andere war ein französischer Ritter, den sie während eines Turniers erblickt hatte, ein sehr schöner und tapferer Mann, der in allen Kampfspielen über seine Gegner gesiegt. Er war ein uneheliches Kind eines Grafen von Mauléon aus der Guyenne, man nannte ihn auch nur den Bastard von Mauléon. Auch diesem Ritter gefiel Zuleika so gut, daß er ihr seine Hand und sein Herz antrug, nebenbei aber redete er ihr zu, sie möge sich zur christlichen Religion bekehren lassen. Zuleika gab dem Geliebten in jeder Beziehung Gehör und er selbst ertheilte ihr am ehesten das Sakrament der heiligen Taufe. Er that dies letztere, um sie für sich zu sichern, denn er mußte sie verlassen, da er von seinem Oberhaupte Bertrand Du Guesclin ins Feld gerufen wurde, da die Engländer Frankreich mit Krieg überzogen hatten und jeder Arm gebraucht wurde, um den Feind aus dem Lande zu treiben.

Der Bruder Zuleika's, Sohn Mirza Danischmend's, Abu Ghimer, hatte es wahrgenommen, wie sich seine Schwester mit dem christlichen Ritter in eine tiefere Bekanntschaft eingelassen, als es die Sitten erlaubten und nahm sich vor die Schande zu rächen und zwar weder an seiner Schwester und dem Bastard

von Mauléon, sondern an dem Comthur von Calatrava, den er im Verdachte hatte, daß er dieses verbotene Verhältniß begünstigt habe, weil der Ritter von Mauléon mit diesem auf einem intimen Fuße stand. Abu Ghimer lauerte also dem Comthur so lange auf, bis er ihn eines Abends seinen Weg nach jenem Theil des königlichen Schlosses nehmen sah, welcher von der Königin bewohnt wurde. Er schlich sich ihm im Finstern nach, zog seinen Dolch aus der Scheide und bohrte ihn zwischen die Thür und den Thürstock, so daß das zu beiden Seiten hervorstehende Dolchheft eine Art Klammer bildete, wodurch die Thür von Außen gleichwie verriegelt war. Hierauf rannte er zum König, bei dem er zu jeder Stunde freien Zutritt besaß und setzte ihm einen Floh ins Ohr, indem er ihm weiß machte, wie Alfonzo mit Blanca in einem verbotenen Liebesverhältnisse stehe und sich gegen das Leben des Königs verschwor. Der leichtgläubige Don Pedro folgte dem Angeber bis ans Gemach der Königin, fing an zu lauschen und obschon das Gespräch zwischen seinem Bruder und Blanca ganz unschuldig war, so stieg doch ein Verdacht gegen sie in seiner Seele auf, die Unterhaltung könne sich ein andermal auch um andere Gegenstände drehen und seine Eifersucht machte ihn vollends blind.

Dies war der Wendepunkt im Gemüthe Pedro's. Er war von diesem Augenblicke wie umgewandelt. Die beiden Personen, die seinem Herzen am nächsten

standen, seine Gattin und sein Bruder, verschworen sich gegen ihn. Er sah schon Mörder, die sie gegen ihn ausgesandt, hielt sich einen Vorkoster, der jede Speise, die er zu sich nahm, kosten mußte, ob sie nicht vergiftet sei, dagegen aber ergab er sich dem Trunke. Sein versäuertes Gemüth ließ ihn überall Feinde sehen und er verbannte alle Diejenigen, von denen er wußte oder auch nur ahnte, daß sie Blanca und Alfonzo nicht feind waren, vom Hofe, er hatte beinahe keine andere Vertraute mehr als Mirza Danischmend und dessen Sohn Abu Ghimer.

Diese Bevorzugung der Ungläubigen, wie die Mauren von den Castilianern genannt wurden, verdroß die meisten Spanier, die sich um Alfonzo schaarten und ihn bewegen wollten, die Fahne des Aufruhrs aufzustecken und indem er Pedro vom Throne stieß, sich selber dahin zu setzen.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte sich Alfonzo stets als treuer Bruder und loyaler Unterthan bewährt. Die Versuchung war ihm jedoch zu groß, daß er ihr widerstehen konnte. Es handelte sich hier aber nicht allein um Pedro, sondern vielleicht noch mehr um Blanca. Cid stand in so heiligem Andenken im Herzen eines jedes Castiliers, daß sie es für ein Verbrechen gehalten hätten, Etwas gegen seine Kinder zu unternehmen, demnach war es eben Blanca, die Pedro schützte.

Pedro selbst war in seiner Eifersucht so blind,

daß er es nicht erkannte, wie er Alles aufbieten müsse, um Blanca nicht zu beleidigen, weil er den Thron nur ihrer Gnade dankte, da diejenigen, die mit ihm unzufrieden waren, nur durch Rücksichten für seine Gattin von offener Empörung zurück gehalten wurden. Anstatt dessen fing er an sie zu vernachlässigen und ihr Ursache zu Klagen zu geben. Blanca war aber viel zu großherzig, um dies zu thun, sie besaß viel von dem erhabenen Geiste ihres Vaters, sie sagte nichts, als sie sah, wie Pedro die weiße Schärpe, die sie für ihn gestickt, mit einer grünen, den Farben Zuleika's, vertauschte und, um seine Gattin recht zu ärgern, der Maurin Serenaden brachte; sie zog sich in ihre Gemächer zurück, Niemand hörte sie klagen und seufzen, Niemand sah sie weinen, wenn sie es ja that, geschah dies im Geheimen.

Dieser Gleichmuth Blanca's reizte Pedro zu noch größerer Wuth, denn er erblickte darin nichts als ein Gefühl des Schuldbewußtseins, eine Gleichgiltigkeit gegen ihn, weil sie einen Anderen, seinen Bruder Alfonzo, liebte. Er vertiefte sich immer mehr in seine finsteren Gedanken, steigerte die Bitterkeit derselben durch unmäßiges Trinken, und gab eines Tages den Befehl, Blanca als Verschwörerin wider sein Leben und als Ehebrecherin in einen Thurm zu sperren.

Die Nachricht von der Verhaftung Blanca's war dem Comthur eine sehr willkommene, denn nun war

es ja Don Pedro, der sich gegen sie vergangen und die Spanier würden sich nicht mehr durch Rücksichten für Blanca von der Empörung zurückhalten lassen. Eine solche brach auch wirklich in einigen Städten Castiliens aus, namentlich auch in Calatrava, und es hieß, sie werde von den beiden Brüdern Don Pedro's, Alfonzo und Enriquez, unterstützt. Don Pedro aber stellte sich an die Spitze seiner maurischen Leibgarde, griff die Empörer an und hatte sie in kürzester Zeit zerstreut. Die Rädelsführer wurden auf die grausamste Weise hingerichtet, ihr Vermögen confiscirt und als Beute den maurischen Leibgarden geschenkt, die Familien der Hingerichteten aber aus dem Lande verbannt.

Der Sieg, den Don Pedro errungen, machte ihn vermessener und grausamer, als er es schon ohnehin war, er beschloß den Tod seiner beiden Brüder. Am meisten wurde er von Mirza Danischmend und Abu Ghimer hierzu gereizt. Es war unter ihnen ausgemacht, daß wenn Blanca stürbe, Don Pedro Zuleika zur Gattin nehmen sollte; ob diese ihn liebte oder nicht, darum kümmerten sich Vater und Bruder nicht sehr. Wenn es im gegenwärtigen Jahrhundert vorkommt, daß ein Mädchen gezwungen wird, einen Menschen zu heirathen, den sie nicht liebt, um wie viel mehr war dies im finsteren Mittelalter so, wo es kein Recht, sondern nur Willkür gab.

Don Manuel Icerraguy, der Bastard von Mau-

léon und noch einige französische und spanische Ritter drangen nun in Alfonzo, er möge Don Pedro noch einmal sprechen, ihm die Abscheulichkeit seiner Handlungsweise vorhalten und ihn bewegen, Blanca nicht nur wieder in Freiheit zu setzen, sondern ihr und dem spanischen Volke die Genugthuung zu geben, die er schuldig war, nämlich seine maurische Leibgarde zu entlassen und anstatt derselben eine der großen Freibeutercompagnien, unter der Anführung des Helden Du Guesclin, zu berufen — denn die Franzosen hatten mittlerweile mit den Engländern Frieden geschlossen, Frankreich benöthigte also nicht mehr Du Guesclin, noch die großen Compagnieen, die das Land nur aussogen und die Karl der Fünfte, genannt der Weise, um jeden Preis aus dem Lande bringen wollte; ja er bot den beiden Brüdern, Alfonzo und Enriquez, noch mehr Truppen an, wenn sie sie gegen Pedro und seine Mauren benöthigten.

Alfonzo hatte keine sehr große Lust, seinen Kopf in den Rachen des Löwen zu stecken, sein Bruder Enriquez aber redete ihm zu und sagte, man würde ihn für feig halten, wenn er nicht nach Madrid ginge, wo sich damals Pedro befand. Endlich ließ sich Alfonzo bereden und reiste von Calatrava ab, obschon ihm ein inneres Gefühl, eine Art Ahnung, sagte, er würde von Madrid nicht mehr zurückkommen.

Seine schlimmen Ahnungen hatten ihn nicht ge-

täuscht. Pedro empfing seinen Bruder anfangs ziemlich freundlich und selbst als dieser das Gespräch auf die Einkerkerung Blanca's brachte und sagte, welch böses Blut diese Handlung in ganz Spanien hervorrief, entgegnete er, wie er nichts sehnlicher wünschte, als daß sie sich vor dem Verdachte reinigte, der auf ihr lastete und daß er selber den Vorsitz bei dem Gerichte führen wollte, welches berufen werden würde, um über ihre Schuld oder Unschuld zu entscheiden und ein Urtheil zu sprechen. Alfonzo ließ sich, getäuscht durch die scheinbare Milde seines Bruders, zu einigen Aeußerungen hinreißen, die dann so gedeutet wurden, als ob er sich eine gewisse Macht über seinen Bruder anmaßen wollte. Dieser entließ ihn, ohne ihm etwas von seinen Absichten wahrnehmen zu lassen. Kaum hatte aber Alfonzo den Palast verlassen und war auf den Platz getreten, als er von Abu Ghimer auf Befehl Pedro's arretirt wurde. Man schleppte ihn vor die Schranken eines aus maurischen und spanischen Offizieren zusammengesetzten Gerichts, welches ihn als Hochverräther und Majestätsbeleidiger zum Tode verurtheilte. Eine Stunde später legte der Groß-Comthur des Calatravaordens sein Haupt auf den Block, Enriquez aber, als Mitverschwörer, wurde in die Acht erklärt und seines Amtes als Groß-Admiral entsetzt.

Noch am Abende desselben Tages, an welchem Alfonzo enthauptet wurde, ward auch das Loos der

unglücklichen und unschuldigen Blanca von Castilien entschieden. Der junge Bastard von Mauléon machte einige vergebliche Anstrengungen zu ihrer Rettung. Es war ihm gelungen, durch seine wahrhaft ans Riesenhafte grenzende Stärke, sich einen Weg nach dem Kerker, in welchem sie schmachtete, zu bahnen; er beschwor sie auf seinen Knieen, ihm zu folgen und sich seiner Führung anzuvertrauen, sie aber wies mit lächelndem Antlitz auf das Bild der heiligen Agnes in ihrem Zimmer und sagte: „Seht, wie gut die Märtyrerkrone das Haupt der Heiligen ziert. Auch ich werde in einer Stunde das goldene Diadem, welches ich bis jetzt getragen, mit dem Heiligenscheine der Märtyrerschaft vertauscht haben.“ Die arme Blanca hatte sich aber geirrt, denn den Päpsten fiel es nicht ein, sie canonisiren zu wollen, dazu paßten unflätige, übelriechende Faullenzer von Mönchen besser, als eine tugendhafte Königin.

Mauléon hatte noch auch mit seiner Geliebten Zuleika eine Zusammenkunft, diese schwor ihm von Neuem Treue und versprach, ihn von Allem, was sich am Hofe Pedro's begab, zu unterrichten.

Als Pedro erkannt hatte, wie er gleich dem Hunde in der Fabel, die Wirklichkeit für eine leere Hoffnung hingegeben und Zuleika sich seinen Wünschen nicht fügen wollte, stürzte er sich aus Verzweiflung in den Strudel der Leidenschaften und sammelte um sich die ausschweifendsten Courtisanen, die er sich

aus Venedig und Florenz verschrieben hatte. An seinem Hofe wurden derartige Orgien gegeben, daß die Mauren darüber zu murren begannen, denn sie sagten, sie wollten nicht einem Menschen dienen, der das heiligste Gefühl im Herzen des Menschen, die Liebe, zu einer Pfütze erniedrigt, so wie es ihnen schon ein Greuel war, daß sich Pedro dem Trunke ergab. Nur mit Mühe gelang es dem bösen Genius des Königs, Abu Ghimer, die Mauren zu beschwichtigen, indem er ihnen einredete, Pedro sei von zeitweiligem Wahnsinn befallen, sobald er von demselben geheilt sein würde, thäte er nichts mehr, um den Zorn seines Gottes und Allah's auf sein Haupt herauf zu beschwören; dem Könige aber rieth er, seine Ausschweifungen nur im Geheimen fortzusetzen, welchen Rath Pedro auch befolgte.

Mittlerweile war Mauléon nach Calatrava, wo sich die Ritter des Ordens und die unzufriedenen Spanier befanden, zurückgekommen und stattete ihnen Bericht über den Tod Alfonzo's und Blanca's ab. Enriquez beschloß an den Hof Karl's V. von Frankreich zu gehen und hier jene Hilfe in Anspruch zu nehmen, die ihm von diesem Könige zugesagt worden war.

Don Pedro erfuhr sehr bald, was seine Feinde gegen ihn im Schilde führten, er schloß mit Abulfauaris neuerdings einen Vertrag, kraft dessen er ihm einen Theil seines Landes abtrat, wenn dieser

ihm eine zahlreiche Armee stellte, mit der er gegen seine Gegner ziehen konnte. Der Sultan von Granada sandte ihm 30,000 Mann und Pedro eilte dem Feinde entgegen.

Die Verbündeten waren in drei Haufen getheilt. Das Centrum commandirte Enriquez in eigener Person, den linken Flügel bildeten die Frei-Compagnieen unter der Anführung Bertrand Du Guesclin's, in der Reserve befand sich der Ritter von Mauléon. Sie trafen mit dem Feinde unweit von Cintra zusammen. Du Guesclin rieth Enriquez, mit dem Angriffe so lange zu warten, bis die Truppen der Spanier aus Beda, Burgos, Valladolid und Leon ankommen würden und sich lieber zurückzuziehen, denn sein geübtes Feldherrnauge erkannte nur zu bald die große Uebermacht der königlichen Truppen. Enriquez, obschon selber kein besonders tapferer Mann, war doch zu übermüthig und hielt die Mauren für keine so ausgezeichneten Krieger, wie sie es wirklich waren, er vertraute zu sehr den Rüstungen seiner Leute und glaubte, der Feind würde bei dem ersten Cavalerieangriff die Flucht ergreifen. Hierin täuschte er sich aber, denn die Mauren hielten trefflich Stand und indem sie die schwergepanzerten Krieger Enriquez' von allen Seiten umschwärmten und einmal scheinbar die Flucht ergriffen, ließen sich die Spanier verlocken, ihre festen Stellungen zu verlassen und die Verfolgung des

Feindes begann zum größten Nachtheil der Spanier und der Freibeutercompagnieen, denn als die letzteren sahen, wie Enriquez' Truppen vorwärts drangen, war auch Du Guesclin nicht mehr im Stande sie zurückzuhalten und sie zerstreuten sich auf Beute lüstern den Mauren nachjagend. Kaum hatten Mirza Danischmend und sein Sohn diese voreilige Bewegung wahrgenommen, als sie den Vortheil, den ihnen dieselbe bot, nicht mehr aus der Hand ließen und die einzelnen Corps von einander trennten, die sie dann durch ihre numerische Uebermacht erdrückten. Nun war die Reihe des Fliehens an Enriquez und seine Truppen gekommen, doch eben das, was ihnen anfangs ein Vortheil dünkte, wurde ihr Verderben, sie konnten in den schweren Rüstungen nicht fliehen und wurden größtentheils niedergemacht. Du Guesclin und Mauléon, die sich in einem Friedhofe verschanzt hatten, sammelten von den Flüchtigen noch so Viele, daß sie den Feind in geschlossenen Gliedern aufhalten konnten, der beim Herannahen des Abends und der in diesen Gegenden kurzen Dämmerung die Verfolgung aufgeben mußte und er hielt endlich an. Du Guesclin führte die Ueberreste der aufgeriebenen Armee mit Mühe zwischen die Gebirge und Enriquez gab jede Hoffnung auf, den Thron Spaniens besteigen zu können, so daß er Europa verlassen und nach Palästina ziehen wollte.

Große Seelen behalten ihren Muth gerade in

den gefährlichsten Situationen. Du Guesclin beredete Enriquez zum Bleiben, sammelte eine neue Armee und in eben dem Maße klüger gemacht durch die ersten Verluste, wie Pedro's Armee übermüthig geworden war, begann der Krieg von Neuem und zwar mit wechselndem Glück. Pedro's Armee erhielt einige Schlappen, die Mauren waren unzufrieden mit ihm, theils weil er durch seine Ausschweifungen Aergerniß gab, theils weil er ihnen den versprochenen Sold nicht zahlte, unter den Spaniern aber, die es noch mit Pedro gehalten hatten, riß eine Desertion ein und dieser war genöthigt, nach einer an den Ufern des Ebro verlornen Schlacht seinen Bruder um einen Waffenstillstand zu bitten. Ein solcher wurde geschlossen und die beiden Brüder kamen in einem Zelte zusammen, um die Bedingungen eines zu schließenden Friedens fest zu stellen. Die Forderungen, die Enriquez stellte, waren aber so übertrieben, daß Pedro darüber in Wuth gerieth und seinem Bruder eine Maulschelle gab, worauf dieser Pedro mit seinem Dolche niederstach, die Freunde Enriquez aber gaben ihm noch die letzte Absolution mit ihren Schwertern.

Diese rasche That sicherte Enriquez den Thron, den ihm auch Niemand streitig machte, er bestieg denselben und entließ die maurische Garde, gleichzeitig erklärte er auch den Vertrag, den sein Bruder mit Abulfauaris geschlossen, für null und nichtig, was

natürlicherweise einen lange währenden Krieg nach sich zog, der endlich doch mit dem Siege Enriquez' endete.

Enriquez war eben so wie sein Bruder ein Mensch, der den Lüsten gerne lebte, mit dem Unterschiede, daß er es nur im Geheimen that, auch heißt es von ihm, daß er es in Bezug auf das Geschlecht nicht sehr genau genommen haben soll. Er ist einer der wenigen Regenten Spaniens, die diesem Laster fröhnten, obschon es Historiker giebt, die dies auch von Ferdinand dem Katholischen behaupten. Gewiß ist's, daß die Gattin Enriquez sich für die Vernachläßigung, die sie von Seite ihres Gatten erfuhr, sich anderweitig schadlos hielt. Donna Elvira, so hieß sie, hatte ein lange Zeit währendes Liebesverhältniß mit eben dem Ritter Mauléon, der sich in den ersten Kriegen ihres Gatten so ausgezeichnet hatte, daß Enriquez ihn zum Granden und Herzog von Albufera ernannte und er einige Zeit auch das Obercommando über die Armee führte. Später jedoch hatte sich Mauléon mit dem Könige überworfen, er legte seinen Herzogstitel ab und zog sich auf sein Schloß in der Guyenne zurück, wo er, ohne Erben zu hinterlassen, starb.

III.

Unterschied zwischen den Portugiesen und Spaniern. — Don Sebastian, König von Portugal. — Seine Gattin, sein Bruder, der Erzbischof von Lissabon und der Dichter Camoens. — Don Sebastian geräth in Tunis in Gefangenschaft. — Ein falscher Don Sebastian wird begraben. — Der König wohnt seinem Leichenbegängnisse bei. — Die Braganza. — Don Alfonzo. — Die Verschwörung der Grafen von Vasconcellos. — Tod der Königin Mutter. — Absetzung Alfonzo's. — Don Pedro folgt ihm auf dem Throne.

Wenn man die Gebirge passirt, die spanisch Estramadura von der Provinz gleichen Namens in Portugal trennen, wird man den gleichen Typus im Aeußeren des Volkes finden, so wie auch die Sprache beinahe dieselbe ist, doch ganz verschieden vom spanischen ist der Nationalcharakter der Portugiesen. Bei diesen letzteren findet man nichts von jener steifen Grandezza, von dem Bettelstolz, aber auch nichts von jener eleganten Höflichkeit, die den Spanier auf den ersten Anblick kennzeichnet. Die Portugiesen sind ein fleißiges Volk, der Spanier ist träge,

die Portugiesen kann man die südlichen Holländer nennen, denn sie leben für den Handel und für die Industrie, diese macht sie geizig und geldgierig, die Spanier sind leichtsinnig und ihnen ist das Geld nicht das höchste Gut, deshalb nennen sie auch die Portugiesen Juden. Als Soldaten sind sich Spanier und Portugiesen gleich, sie haben niemals etwas Großes geleistet, sind aber warme Patrioten und niemals hat ein Volk seinen Herd so tapfer vertheidigt, wie die Portugiesen und Spanier, namentlich zu Zeiten Napoleon's I.

Es ist nicht der Zweck meines Buches auch nur eine oberflächliche Geschichte der Halbinsel zu geben und davon zu sprechen, wie es geschah, daß sich Portugal von Spanien trennte und zwar auf ewig, so daß sich die Spanier selbst damals, als ihre Könige am mächtigsten waren, nicht einfallen ließen, das kleine Königreich zurück zu erobern. Die Portugiesen haben eben deshalb, weil sie ein Handelsvolk sind, niemals Unterdrückung ertragen können, so gerne sie selbst dort, wo sie Sieger waren, andere Völker unterdrückten, nicht in der schreienden Weise, wie die Spanier es in den Niederlanden, in den von ihnen entdeckten Welttheilen — in Amerika — ja selbst zu Hause gethan, sondern systematisch, indem sie zum Gegenstand der Unterdrückung den Geldbeutel der ihnen unterworfenen Völker machten. Diese Unterdrückung, so empfindlich sie auch sein mochte, war

doch erträglicher als jene, wo es sich um das Leben der Menschen handelte, sie ist aber viel schlimmer, denn sie bildet aus dem Mißbrauch ein Recht, wenn die Unterdrückten die Unterdrückung anfangs geduldet haben — so haben es Holland und Venedig gemacht, so einst die Phönicier und Carthaginenser, so machen es gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Gott bewahre ein Volk vor dieser Art Unterdrückung, sie wird eine ewig währende sein, während man eine gewaltsame, physische, durch Energie und Auflehnung abschütteln kann, weil sie nicht so demoralisirend auf die Bevölkerung wirkt.

So wie ich in den Scandalgeschichten Spaniens nur einzelne Episoden herausgenommen, will ich es in Bezug auf Portugal auch thun und zwar habe ich die Geschichte Don Sebastian's gewählt, gerade eine, über welche so vielerlei geschrieben wurde, die man eben deshalb am wenigsten kennt. Wenn man die verschiedenen Data zusammenhält, dann sieht man erst, wie wenig man sich auf die geschriebene Geschichte verlassen darf, daß die Traditionen aus den Urzeiten nicht weniger unzuverlässig sind, als die geschriebene Geschichte. Die Ursache dieser Unzuverlässigkeit liegt lediglich in dem Umstand, daß es keine andere Geschichte des Mittelalters giebt, als die, welche in Klöstern von Mönchen geschrieben wurde, in deren Interesse es lag, die Wahrheit zu verhüten und Lügen zu verbreiten.

Wenn dies bei irgend einer Gelegenheit geschah, so war es zur Zeit der Kreuzzüge.

Die Spanier und Portugiesen, die sich an allen Kreuzzügen von Anfang bis ans Ende betheiligt hatten, spielten in denselben keine so hervorragende Rolle, wie die Franzosen, Italiener, Engländer und Deutschen, sie konnten auch nicht so große Heereskräfte nach Palästina senden, weil sie im Inneren ihres Landes gegen die Moslims — die Mauren — zu kämpfen hatten, die den größten Theil ihrer Armeen in steter Beschäftigung hielten.

Zur Zeit des Königs Don Sebastian hatten sowohl die Spanier wie die Portugiesen mit den Mauren einen dauernden Frieden geschlossen, die letzteren hatten von den Christen so empfindliche Niederlagen erlitten, daß sie froh sein mußten, wenn sie in den Besitzungen, die sie inne gehabt, ehe der Krieg begonnen, belassen wurden. Namentlich waren es die Könige Don Sebastian von Portugal und Sancho von Spanien, die die Macht der Mauren gebrochen hatten.

Die tolle Manie, das Kreuz zu nehmen und nach Palästina zu ziehen, hatte auch Don Sebastian ergriffen, namentlich als ihm die Pfaffen einredeten, er würde dort die übrigen Helden der Christenheit durch seine Thaten bald verdunkeln. Vergebens flehte Sebastian's Gattin, Corona, er möge sein Land nicht verlassen oder wenn er es thun müsse, sie mit sich nehmen, wie es andere Könige gethan hatten, nament-

lich Ludwig IX. von Frankreich und Richard I. von England, deren Gattinnen ihren Männern nach dem heiligen Lande gefolgt waren. Sebastian aber, von Ruhmsucht getrieben, die von den Pfaffen noch genährt wurde, hörte nicht auf die Bitten Corona's, sondern zog an der Spitze eines stattlichen Heeres nach Palästina, eigentlich nur nach Tunis, von wo er über Aegypten zu marschiren gehabt hätte, ehe er in das heilige Land kam; das Königreich stellte er unter die Regentschaft seiner Gattin, seines Bruders Jago und des Erzbischofs von Lissabon, Don Sancho Riveiro. Sie sollten während seiner Abwesenheit gemeinschaftlich die Regierung führen.

Die Expedition Don Sebastian's war eine eben so unglückliche, wie es jene Ludwig's des Heiligen gewesen. Er fiel in einen Hinterhalt und wurde von den Tunisern gefangen; in Lissabon aber hatte sich die Nachricht verbreitet, er sei gefallen, was um so glaubwürdiger erschien, da sein erster Kämmerling, Pablo Sancheda, mit seiner Rüstung und seinem Helme zurückkehrte und behauptete, er habe an seiner Seite gestanden, als Sebastian fiel. Somit war der Thron Portugals erledigt und es handelte sich darum, ob Corona als Wittwe die Krone gebühre oder ob Jago in der Regierung folgen sollte. Der letztere hatte alle Pfaffen und Mönche für sich, während die Ritterschaft und das Volk für Corona schwärmte.

Jago, um die Krone ohne Streit erhalten zu

können, bot Corona seine Hand an, die Wittwe aber entgegnete, sie dürfe diese nicht annehmen, so lange sie nicht volle Gewißheit hatte, daß ihr Gatte gestorben und diese gäbe ihr nur der Leichnam Sebastian's. Sie verlangte, man möge an den Dey von Tunis einen Gesandten mit soviel Lösegeld senden, daß der Leichnam des Königs dafür ausgeliefert werden sollte. Diese Gesandtschaft ging auch sofort nach Tunis ab und Jago freute sich schon in Voraus auf das Gelingen seiner List, denn er war es, der den Kämmerling bestochen hatte, er war es, der eine Rüstung und einen Helm hatte verfertigen lassen, die denjenigen, welche Don Sebastian trug, vollkommen glichen und diesen nachgeahmt waren, er war es endlich, der einen Ritter, Nunnez Peseda, seinen und Don Sebastian's Bastardbruder, der diesem letzteren nach Tunis gefolgt war, ermorden ließ, um seinen Leichnam anstatt dem des Königs zu substituiren. Es war folglich nicht Sebastian's, sondern Nunnez' Leichnam, den man nach Europa brachte, um damit die Königin und das ganze Volk zu täuschen.

Der Betrug wäre ohne die Dazwischenkunft des berühmten Dichters und Verfassers der Lusiade, Camoens, beinahe gelungen. Dieser war der Einzige, der, als er den Leichnam erblickte, ungläubig lächelte und die Meinung äußerte, der Leichnam habe sich im Verhältniß zur Länge der Zeit ziemlich gut erhalten.

Die Königin, die am Sarge knieete, hatte diese Aeußerung Camoens vernommen und ließ ihn sogleich zu sich rufen. Sie berieth sich mit ihm eine volle Stunde, Niemand wußte, was sie mit ihm gesprochen, man wunderte sich aber, daß am nächsten Tage, als das Leichenbegängniß stattfinden sollte, anstatt dessen von den Herolden der Befehl der Königin ausgerufen wurde, zufolge dessen das Leichenbegängniß auf einen Monat aufgeschoben, der Sarg in einer Kapelle zu Beja ausgesetzt werden sollte und dem Volke geboten wurde, das Andenken des Königs durch Gebete und Wallfahrten nach der Kapelle, wo der Sarg stand, zu ehren. Sie selber zog ebenfalls dahin und betete alle Tage am Fuße des Sarges ein paar Stunden um die ewige Ruhe des Hingeschiedenen. Camoens selber war aus Lissabon verschwunden, ohne daß es Jemand wußte, was aus ihm geworden.

Während der Zeit, die von der Königin festgesetzt worden war, daß die Leichenfeierlichkeit stattfinden sollte, hatte sich Jago alle Mühe gegeben, unter dem Volke das Gerücht ausstreuen zu lassen, die Königin leide an einer fixen Idee und bereite im Staatsrathe den Ministern solche Schwierigkeiten, die das Regieren erschwerten, in den Kirchen aber wurden auf Anordnung des Erzbischofs von Lissabon Gebete gehalten, damit die Königin ihre verlornen Verstandskräfte wieder erhalte. Diese Gerüchte kamen ihr in Beja zu Ohren, sie stellte Jago und den Erzbischof

zur Rede, und diese sagten, die Annahme vom Verlust ihres Verstandes rühre lediglich von ihrem Befehle her, mit dem Leichenbegängniß inne zu halten. Sie verstand es, sich so weit zu bemeistern, daß sie ihnen ihrer Schurkerei wegen keine Vorwürfe machte, sondern sie entließ.

Mittlerweile war ein Monat verstrichen, die Königin erwartete ihren Gesandten Camoens von Tag zu Tag, dieser aber kehrte nicht zurück. Sie hatte ihn nämlich insgeheim nach Tunis geschickt, damit er dort die Wahrheit erfahre und er war sofort abgereist. Sie hatte ihm ihre gesammten Juwelen gegeben, um diese zu verpfänden und falls ihr Gatte nicht todt war, für ihn dem Dey von Tunis eine reiche Ranzion anzubieten.

Camoens war glücklich in Tunis angekommen und erhielt eine Audienz bei dem Dey, dem er das Lösegeld für den gefangenen König anbot, ihm gleichzeitig den Hergang der Geschichte erzählend. Der Dey hörte dem Dichter aufmerksam zu und als derselbe geendet hatte, sagte er: „Hätte ich gewußt, welch schnöden Verrath man an Deinem König begangen, Christ, dann würde ich es Euch zu Wissen gegeben haben, daß er sich bei mir befindet und zwar gesicherter in dem von hohen Mauern umgebenen Garten meines Palastes, als in seinem königlichen Schlosse. Wenn er und Du meinem Rathe folgen wollt, so bleibt Ihr lieber hier, als daß Ihr in Eure Hei-

math zurückkehrt, wo ein Bruder und Euer erster Dolmetscher des göttlichen Wortes solcher Schändlichkeiten fähig sind. Entweder wird Dein Herr die Schuldigen bestrafen und den Thron seiner Ahnen mit Bruderblut beflecken oder er wird ihnen vergeben und wer Gnade säet, erntet Undankbarkeit, er wird dann von ihren Dolchen fallen. — Ich sehe es Dir am Gesichte an, daß Du nicht wirst bleiben wollen, dann ziehe mit Deinem König dahin. Ich nehme von dem Weibe, welches ihrem todtgeglaubten Manne so treu geblieben, daß sie für ihn ihre werthvollsten Juwelen hingiebt, kein Lösegeld an, denn ich will weder ihr noch Dir an Großherzigkeit nachstehen."

Der Dey gab sofort Befehl, eine Galeere zu bemannen und entließ seinen Gefangenen, nachdem er mit ihm einen goldenen Reif getheilt hatte, was als Zeichen ewiger Freundschaft galt.

Sebastian und sein treuer Camoens landeten in Spanien und gingen als Pilger verkleidet nach Portugal, sie langten eben zu rechter Zeit in Lissabon an. Die Glocken aller Kirchen wurden geläutet, es war offenbar, daß ein Leichenbegängniß begangen wurde. „Es ist mein eigenes Leichenbegängniß," sagte Don Sebastian, „meine treue Corona ist also für mich noch nicht verloren. Ich kann es aber nicht glauben, daß mein Bruder geflissentlich einen Betrug begangen, er und mein Diener Sancheda müssen

getäuscht worden sein, denn wirklich war der Unglückliche, den man für mich genommen, mir nur zu ähnlich."

„Ihr werdet also den Verräthern vergeben, mein König?" frug ihn Camoens.

„Nenne sie nicht so, mein Herz spricht sie von jeder Schuld frei," entgegnete der König.

„Gedenkt der Worte des Dey: ‚Wer Gnade säet, erntet Undank,'" sprach Camoens.

Als sie auf den großen Platz, welcher heutzutage die Benennung „Prinzenplatz" führt, kamen, war dieser gefüllt mit Zuschauern, die Leute aus dem Volke wehklagten und weinten über den Tod ihres tapferen und guten Königs, die Wachen, die ein Spalier bildeten, drängten sie zurück. Endlich erschienen die Leidtragenden mit dem geschlossenen Sarg. Jago, Corona und der Erzbischof von Lissabon knapp hinter demselben. Don Sebastian konnte beim Anblick seiner trauernden Gattin nicht mehr länger an sich halten, er trat vor, gebot dem Zuge Halt und gab sich Allen zu erkennen. Die Königin, die nicht ganz unvorbereitet auf diesen Auftritt war, flog ihrem Manne entgegen und stürzte sich in seine Arme, Jago aber war wie versteinert, doch erholte er sich, als ihm Sebastian die Rechte hinhielt, indem er sagte: „Nicht wahr, Bruder, es war Täuschung und kein Verrath?" Da fiel ihm Jago zu Füßen und stand im Begriffe, Alles zu bekennen, doch der Erzbischof fiel ihm in die Rede und sagte, wie alle Welt überzeugt gewesen

sei, der Leichnam, den man aus Tunis gebracht, sei der des Königs gewesen. Der Sarg wurde geöffnet und alle Welt überzeugte sich von der Aehnlichkeit des Verstorbenen mit dem Lebenden.

„Mein armer Nunnez," sagte Sebastian, „Du hättest niemals daran gedacht, daß man Dich nach Deinem Tode für einen König halten würde. Du hast diese Ehre theuer mit Deinem Leben erkauft und ich will sie Dir nicht rauben. Er möge an der Seite der übrigen Könige und Prinzen ruhen."

Wie der König befahl, so geschah es. Nunnez wurde in der königlichen Gruft bestattet.

Der Dey von Tunis und Camoens hatten aber die Zukunft des Königs richtig vorher verkündet, er lebte nicht mehr lange, denn sowohl er wie seine Gattin starben an einem und demselben Abend durch Gift, welches ihnen Jago beigebracht, um auf den Thron gelangen zu können. Die Regierung dieses Mörders war aber eine kurze, denn er wurde von einem seiner Vetter aus dem Hause Braganza vom Throne gestoßen und starb in der Verbannung, fern von seinem Vaterlande, von aller Welt verachtet und mit Millionen Flüchen beladen.

Unter den Regenten des Hauses Braganza ereigneten sich keine bemerkenswerthen Hofscandale, außer unter der Regierung Alfonzo's I., eines schwachen, verweichlichten Regenten, eines Menschen, der ganz das Ebenbild Heinrich's III. von Frankreich war.

Auch Alfonzo lebte im schändlichen homosexuellen Umgang mit seinen Mignons, die das Volk aussogen und die Staatseinkünfte verpraßten. Die Grafen von Vasconcellos zettelten gegen ihn eine Verschwörung an und beriethen seinen Bruder Pedro zum Throne, da aber die Mutter Alfonzo's und Pedro's noch immer lebte, und Pedro für dieselbe eine große Achtung und Liebe fühlte, so lehnte er den Antrag, der ihm von Seite der mächtigsten Granden — namentlich der beiden Brüder Vasconcellos — gemacht wurde, ab und that Alles, um seinen Bruder auf den Weg der Tugend zurück zu bringen, was aber nicht möglich war, denn dieser war schon so tief gesunken, daß ihn solche Vorstellungen, wie sie ihm sein Bruder machte, nicht mehr angriffen. Alfonzo stiftete einen Orden, genannt „des blauen Sterns", eine einfältige Nachahmung des in Deutschland eingeführten Narrenordens. Bei der Aufnahme der Ritter wurden im königlichen Palaste die schändlichsten Orgien veranstaltet, die mit einer sogenannten Treibjagd endeten, die die Wüstlinge in den Straßen hielten, wobei sie selbst die angesehensten Damen nicht schonten. Man hatte die Mutter des Königs von diesem schändlichen Treiben ihres Sohnes benachrichtigt, sie wollte es aber durchaus nicht glauben, sondern hielt Alles für Verleumdung, bis sie sich selber davon überzeugte. Sie war nämlich eines Abends mit der Gattin des älteren Vasconcellos ausgefahren, als die tolle Jagd

eben begonnen hatte, ihr Wagen wurde von den Wüstlingen angehalten und sie erkannte die Stimme Alfonzo's, der den Befehl gab, die Gräfin Vasconcellos aus dem Wagen, in welchem sie fuhr, in den seinigen zu setzen und sie nach dem Palaste zu fahren. Die Mutter gab sich nun ihrem Sohne, der ganz trunken war, zu erkennen, dieser lachte sie aus und die Gräfin Vasconcellos ward von seinen Begleitern auf das Gröblichste insultirt. Wer weiß, zu welchen ärgeren Scandalen es noch gekommen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke die beiden Vasconcellos mit einer großen Schaar Bewaffneter am Platze erschienen, die die rohe Bande in die Flucht trieben. Dieser Scandal hatte die alte Königin derart angegriffen, daß sie todeskrank wurde und an gebrochenem Herzen starb. Nun aber trat Pedro auf, der seinen Bruder zum Abdanken zwang und Alfonzo wurde in's Kloster der Pauliner gesperrt, wo er bald darauf starb.

IV.

Das Maurenreich in Granada. — Feindseligkeiten zwischen den Abencerragen und Zegris. — Boabdil el Zogoibi. — Er läßt seinen Vater ermorden. — Die Wittwe Laura Verasteguy. — Muza Abenkarrach El Arslan. — Laura verbirgt ihn in einem Sarge. — Ein Massacre unterbleibt zufolge des von Leila geschehenen Verraths unter den Abencerragen. — Die letzten Tage von Granada. — Laura folgt Abenkarrach nach Afrika. — Der letzte König der Mauren wird Dominikanermönch. — Leila's Alter und Carlos' I. Liebe.

Da die Mauren in Spanien lange Zeit einen beträchtlichen Theil des Landes besessen, so gehören sie unstreitig auch unter die europäischen Völker und ihre Könige zu den Souveräns dieses Welttheiles, ebenso wie die Regenten des osmanischen Reiches. Ich habe es aber nicht für interessant genug befunden, Scandale des Hofes von Konstantinopel in meine Sammlung aufzunehmen, obschon es auch dort deren einige gab, die gewöhnlich mit Strangulirung eines Mannes oder Ertränken eines Weibes im Bosporus endeten, sie sind sich also ziemlich gleich. Eine schnelle und blutige Justiz ist Alles, was man über

die europäische Türkei erzählen könnte. Wirkliche Scandale, ob sie nun blutig endeten oder nicht, kann man eigentlich nur von christlichen Höfen erzählen, weil diese, wenn man sie mit einander vergleicht, eine Abwechselung bieten und den Philosophen zu Raisonnements darüber verleiten, wie es kam, daß manchmal größere Scandale ungeahndet blieben, während kleinere auf das Grausamste bestraft wurden, und man von dem Eindruck, den diese Scandale unter den betreffenden Völkern hervorbrachten, auf den Charakter des Volkes, die Sitten oder Unsitten eines Zeitalters Schlußfolgerungen ziehen kann.

Der Hof von Granada, eben weil derselbe in einer innigeren Verbindung mit den übrigen Höfen Europas stand, als der konstantinopolitanisch-osmanische, bietet in dieser Beziehung mehr Abwechselung, und die Scandale hierselbst haben auch mehr vom Typus der Civilisation an sich. Dennoch habe ich auch unter den Scandalgeschichten des Hofes von Granada nur eine ausgesucht, die den Scandalgeschichten der übrigen europäischen Höfe am nächsten kommt und zeugt, wie die Demoralisation von den christlichen Höfen ausgehend auch die nichtchristlichen angegriffen und eben hierdurch Ursache des Sturzes eines Reiches war, welches den vereinigten Mächten der gesammten Christenheit die längste Zeit Widerstand leistete und auch später geleistet haben würde, wenn diese Demoralisation sich dort nicht eingenistet hätte.

Ich werde also die Geschichte des letzten Königs von Granada aus maurischem Stamme erzählen.

Der Vater dieses letzten Königs hatte, als sein Sohn noch ein Knabe war, erkannt, wie wenig er von ihm erwarten könne, denn er war ein schwächliches, feiges Kind, ohne jene Leidenschaften, die den Abkömmling eines Heldenstammes schon frühzeitig charakterisiren, er gab ihm auch den Beinamen „El Zogoibi", was in maurischer Sprache so viel bedeutet als „Schwächling". Schon der Umstand, daß Boabdil, so hieß eigentlich der Erbe des Thrones von Granada, sich stets mehr an die Abencerragen, einen maurischen Stamm, der sich wohl durch Liebe für die Künste und Wissenschaften auszeichnete, doch an Tapferkeit den Zegris, ja sogar den Gomeren bei Weitem nachstand, hielt, zeugte, daß Boabdil ein friedliches Naturell besaß, wogegen sein Vater die Zegris als die stärkste Stütze seines Thrones betrachtete, was jetzt, wo die Kreuzzüge in Palästina aufgehört hatten und die Herrschaft der Mauren von allen Seiten bedroht war, da sie schon aus Portugal gänzlich verjagt worden waren, höchst nothwendig war, daß ein kriegerischer Stamm bevorzugt wurde.

Die Mauren hatten indessen mit dem König von Castilien, Ferdinand I., genannt den Katholischen, Frieden oder eigentlich nur einen Waffenstillstand geschlossen und es handelte sich noch um den Austausch einiger in maurischer Gefangenschaft befindlicher Chri-

sten. Der Ritter Verasteguy ward von Castilien an den König von Granada abgeschickt, um mit ihm darüber zu unterhandeln. Es gab nämlich viel mehr christliche Gefangene in Granada, als maurische in den Händen der Christen. Das Lösegeld, welches von Seite Ferdinands angeboten wurde, war so gering, daß der König es als ungenügend zurückwies. Verasteguy setzte sich auf das hohe Roß, sprach in wenig respectvollen und drohenden Worten mit dem König, der darüber in eine solche Wuth gerieth, daß er seinen Dolch nach ihm schleuderte und ihn leicht verwundete; die maurische Garde hielt dies für ein Zeichen, den stolzen übermüthigen Spanier niederzusäbeln, sie fiel über ihn her und er wurde durch mehre Säbelhiebe todt zu Boden gestreckt. Dies war eine schreiende Verletzung des Völkerrechts und Ferdinand forderte dafür eine eclatante Genugthuung, ohne jedoch den Krieg zu erklären, es war aber in Voraus zu sehen, wie diese Affaire doch mit einem solchen enden würde, dieser mußte aber für die Mauren unglücklich ausfallen.

Die Abencerragen, die stets für den Frieden gestimmt waren, fürchteten sich vor einem solchen Kriege viel mehr als ihre Gegner, die Zegris, sie hätten alles Mögliche gethan, um einen solchen abzuwenden, dies war aber von dem König nicht zu erwarten. Sie verschworen sich also gegen ihn und verwickelten Boabdil El Zogoibi ebenfalls in die Verschwörung,

um seinen Vater vom Throne zu stoßen, was denn auch geschah, ja sogar mehr, denn der alte Mann wurde von ihnen in Gegenwart und auf Befehl des entarteten Sohnes ermordet und Boabdil bestieg sofort den Thron.

Es ist eine sehr oft vorkommende Erscheinung im Charakter des Menschen, daß eine schlimme Eigenschaft selten vereinzelt steht, sondern sich mit anderen verbindet. Dies war auch bei Boabdil der Fall. Er hatte sich der Abencerragen bedient, um seinen Vater vom Throne zu stürzen, jetzt, nachdem dies geschehen, suchte er die kriegerischen Zegris und Gomeren zu gewinnen, um sich auf dem Throne zu erhalten, nebenbei aber verschmähete er aber den Rath der friedlichen Abencerragen auch nicht, er lieferte auf ihr Drängen die Gefangenen an Ferdinand unter der Bedingung aus, daß seines Vaters und der Zegris That ungerochen bliebe, denn er schob alle Schuld auf seinen verstorbenen Vater. Ferdinand betrachtete die Sache in eben demselben Lichte, ein Vertrag wurde geschlossen, kraft dessen der erste Friede in allen Punkten ratificirt wurde, ja Boabdil trat dem katholischen Könige noch einen Landstreifen seines Gebietes, welcher bisher streitig gewesen war, ab. Dies letztere geschah ohne Zuziehung des Geheimen Rathes und erbitterte die Mauren in gleichem Maße, die Abencerragen vielleicht noch mehr als die Zegris, weil die ersteren dabei ihre Privatbesitzungen entweder

ganz einbüßten oder sie wurden dem katholischen Könige für dieselben steuerpflichtig.

Bei der nächsten Divansitzung ergriff einer der angesehensten Abencerragen, Muza Abenkarrach, genannt der Löwe, der tapferste Mann unter den Mauren, das Wort gegen El Zogoibi, überhäufte ihn mit Vorwürfen und nannte ihn geradezu einen Vatermörder. Einige der Zegris, aus erblichem Haß gegen den feindlichen Stamm, nahmen sich El Zogoibis an, Schwerter wurden gezogen und die Abencerragen entfernten sich, den Tod im Herzen, aus der Alhambra.

Noch an demselben Tage, an welchem dieser stürmische Auftritt stattgefunden, näherte sich der Citadelle von Granada, in welcher das königliche Schloß Alhambra gelegen war, ein Zug von Reitern, an deren Spitze man eine Dame in Trauergewändern erblickte. Es war die Wittwe des von den Zegris ermordeten Ritters Verasteguy, die gekommen war, um dem Könige den Leichnam ihres Gatten abzufordern. Boabdil ertheilte Befehl, sie sofort einzulassen, und sie ritt auch ein; ihr Gefolge aber blieb draußen und schlug Zelte auf, denn man mißtraute den Spaniern und hielt sie für Kundschafter, die nur deshalb kamen, um die Stärke und Vertheidigungsanstalten der Mauren auszuspioniren, da man auf ein baldiges Ausbrechen des Krieges, trotz aller Friedensschlüsse, gefaßt war.

Laura Verasteguy gehörte zu den schönsten Damen Castiliens und ihr Aeußeres machte einen so starken Eindruck auf Boabdil, daß er schon bei ihrem ersten Anblick in Liebe für sie entbrannte, ein Gefühl, welches ihm bis jetzt noch ziemlich fremd war, so daß er den Entschluß faßte, sie nicht mehr aus Granada fort zu lassen und sie unter allerlei Vorwänden zuzurück hielt.

Die schöne Spanierin bewohnte einen Flügel des königlichen Palastes, mehre Maurinnen wurden ihr beigegeben, um sie zu bedienen und durch Zitherspiel und Gesang zu zerstreuen, Boabdil selber besuchte sie alle Abende und nahm seinen ganzen Muth zusammen, ihr seine Liebe zu erklären, ihr gleichzeitig Herz und Hand, mithin auch die Hälfte seines Thrones, anbietend.

Obschon Laura sehr jung war und die Tochter des ältlichen Ritters Verasteguy hätte sein können, so hing sie doch am Andenken ihres verstorbenen Mannes viel zu sehr, als daß sie auf die Anträge Boabdil's eingegangen wäre, auch war er weder so schön, noch besaß er einen Ruf als tapferer Mann, was zu jener Zeit beinahe noch mehr als Schönheit galt, daß sie ihn geliebt haben konnte, sie ward für ihn zu einer unerreichbaren Tantalusfrucht.

Laura's Herz blieb aber Eindrücken nicht verschlossen. Derselbe Muza Abenkarrach, dessen ich oben erwähnt, fand Gelegenheit, mit ihr im Garten des

Schlosses zu sprechen und eben weil sich sein Benehmen auf kalte Höflichkeit beschränkte, gefiel es ihr besser als das süßliche Schmachten des verweichlichten Boabdil. Sie fing an, an das Vertauschen des Wittwenschleiers und der Cypressen mit den Rosen und Myrthen der Liebe zu denken und obschon Abenkarrach ein Moslim und sie eine Katholikin war, so brauchte er an ein Erreichen des geliebten Gegenstandes nicht zu verzweifeln, denn es war eben nichts Seltenes, daß ein Moslim eine Christin heirathete, ohne sich zur christlichen Religion zu bekehren oder seine Gattin zu zwingen, zum Islam überzutreten.

So wenig liebenswürdig übrigens Boabdil auch sein mochte, war er doch König und eine wünschenswerthe Partie. Dies fand auch die Tochter Ben Hakims, eines Abencerragenhäuptlings, Leila. Sie hatte schon seit einiger Zeit das Netz der Liebe ausgeworfen, um Boabdil darin zu fangen, und obschon es wider die Sitten der moslimitischen Mädchen verstieß, sich vor einem Manne unverschleiert zu zeigen, that sie nicht nur dies, sondern noch mehr, das, was Bethseba gethan, damit sich der König David in sie verliebe, sie badete im Schloßgarten, um von Boabdil gesehen zu werden, der auch nicht so prüde war, um seine Lider zu schließen.

Es giebt Menschen von so großer Einbildungskraft, daß sie aus einzelnen kleinen Theilen des Gegenstandes, den sie erblicken, auf das Ganze schlie-

ßen. Dies war auch bei Boabdil der Fall. Er hatte bei Leila Alles, bei Laura hingegen nur das Gesicht, den Hals und die Hände gesehen und indem er Vergleiche zwischen dem Ganzen der Maurin und dem Wenigen der Christin anstellte, dünkte es ihm, daß das Fehlende bei der Letzteren das Vorhandene der Ersteren bei Weitem übertreffen müsse. Nichtsdestoweniger hatte ihm auch Leila gut genug gefallen, um bei ihm Begierden zu erregen, die leicht gestillt werden konnten, ohne darum seine Hoffnungen in Bezug auf die Wittwe Verasteguy aufzugeben.

Da Boabdil sehr gut wußte, wie sich eine Christin niemals bequemen würde, das Bett ihres Gatten zu theilen, so durfte er, wenn er ja Laura gewinnen wollte, Leila nicht heirathen. Er nahm sie also nur zu seiner Maitresse, was bei den Moslims von keinem großen Unterschied ist, und Leila fühlte sich ganz glücklich, von ihrem Könige auch nur in dieser Weise geliebt zu werden, nur das Einzige stimmte sie traurig, daß ihre Liebe geheim gehalten werden mußte, weil es Boabdil so verlangte, sie es aber der ganzen Welt gern gesagt hätte, wie sie von ihm geliebt werde.

Die sinnlichen Begierden, die Boabdil zu Leila gezogen hatten, waren durch Befriedigung bald entschlummert, während sie bei dem Anblicke Laura's durch ihren hartnäckigen Widerstand nur desto mehr geweckt wurden.

Laura bestand nun darauf, daß ihr der Leichnam ihres Gatten ausgeliefert und sie aus Granada entlassen werde, denn sie meinte, ihr Gefolge müsse über ihr langes Ausbleiben schon beunruhigt sein. Als Boabdil wieder Ausflüchte fand, um sie zurück zu halten, fing sie an, darüber nachzusinnen, wie sie auch ohne seine Erlaubniß und ohne den geforderten Leichnam ihres Mannes aus Granada entkommen könnte, denn ihre Pietät gegen den Verstorbenen war seit der Zeit, wo sie Muza Abenkarrach gesehen, ziemlich erkaltet. Trotz ihres Sinnens fand sie aber kein Mittel des Entkommens, denn ihre maurischen Dienerinnen ließen sie niemals aus den Augen, wenn sie ihre Zimmer verließ, wogegen sie ganz unbewacht blieb, wenn sie sich im Palaste befand.

Es gab nur ein Mittel, sich mit ihren außerhalb der Stadt befindlichen Dienern zu verständigen, wenn sie Jemand fand, der eine Botschaft an dieselben übernahm; wo aber einen solchen Menschen finden unter einem fremden ihr schon wegen ihrer Religion feindlichen Volke?

Sie lustwandelte eines Abends in der Löwenhalle, als eben Kriegsrath im Palaste gehalten wurde, denn es hieß, der Waffenstillstand, den man neuerdings geschlossen, sei von den Spaniern gekündigt worden, obschon es bis jetzt nur ein leeres Gerücht war, welches man aber immerhin als einen Vorläufer der Wirklichkeit betrachten konnte. Laura hatte eben

einen Strauß verschiedener Blumen in der Hand und wartete am Eingang der Löwenhalle so lange, bis die Mitglieder des Kriegsrathes aus dem Berathungssaale traten. Auch Muza Abenkarrach befand sich unter ihnen. Als Laura den Abencerragenhäuptling erblickte, ließ sie zwei ihrer Blumen, eine Anemone und eine Granatblume, fallen, Muza errieth die Bedeutung der Blumen, die Anemone sollte so viel heißen als: „Komme schnell, ich muß Dich sprechen," die Granatblume aber: „Verschwiegenheit hat Ansprüche auf der Liebe Lohn." Muza wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Laura und Niemand hatte wahrgenommen, was zwischen der Spanierin und dem Mauren vorgegangen war, so glaubte es wenigstens Laura.

Sie hatte sich indessen getäuscht. Leila, welche in einem Thurmzimmer der Alhambra am Fenster stand, hatte gesehen, wie Laura die Blumen fallen ließ und wie sich der Kopf eines Mannes gegen sie wendete, sie konnte ihn aber in der Abenddämmerung nicht erkennen, sie wußte nur so viel, daß es ein Abencerrage war, dies hatte sie an der weißen Farbe des Turbans, den er trug, erkannt, denn die Zegris trugen scharlachrothe, die Gomeren hingegen hellgelbe Turbans.

Leila theilte das Gesehene ihrem Geliebten, dem König, sogleich mit, indem sie ihn auslachte, wie er so blind sein könne, auf die Tugend eines Weibes zu bauen, die ihn für einen Anderen abgewiesen.

„Und wer war es?“ frug El Zogoibi, „wer war es, dem sie Liebe versprochen?“

„Ich konnte sein Gesicht nicht sehen,“ war Leila's Antwort, „er hielt es zu Boden gesenkt.“

„Du hast doch die Blumen erkannt,“ rief Boabdil zweifelnd, „Du willst ihn nicht verrathen, weil es ein Mann Deines Stammes, ein Abencerrage ist. Wie war sein Gang?“

„Fest und entschlossen, wie der eines Kriegers,“ berichtete Leila.

„Hah, das ist Muza Abenkarrach!“ rief Boabdil. „Ich hätte es niemals geglaubt, daß er im Einverständniß mit der Christin stehe. Er hat mich ausgelacht, als ich ihre Schönheit pries, er nannte mich einen solchen Schwärmer, wie es nur unter den Christen giebt.“

„Es konnte auch ein Anderer gewesen sein, ich behaupte nicht, es sei El Arslan gewesen.“

„Ich werde es sofort erfahren. Fkelula, die Sklavin der Christin, wird es mir sagen, sobald sich Jemand den Gemächern der Castilianerin nähert, er soll die Alhambra nicht lebend verlassen.“

Wuth im Herzen verließ Boabdil seine Maitresse, nahm einen dunklen Mantel und stellte sich hinter ein Rosengebüsch, um seinen glücklichen Nebenbuhler erkennen zu können.

Es giebt nichts Lächerlicheres, als einen Eifersüchtigen, zumal wenn die Dame, von deren Liebe er

eifersüchtig ist, ihn niemals geliebt, noch lieben wird und er dies gewiß weiß, wie es Boabdil wissen konnte, denn Laura hatte es ihm unzählige Mal gesagt. Noch viel lächerlicher aber ist ein Mann, wenn er sich einbildet, er könne es in List mit einer Frau aufnehmen.

Ob Laura und Muza Abenkarrach es geahnt, daß man sie bemerkt, als sie mit einander Zeichen wechselten, wäre schwer zu bestimmen, gewiß aber ist's, daß der Letztere nicht jenen Weg zum Gemache Laura's wählte, welchen die meisten Besucher gingen, sondern eine geheime Treppe, welche an dem Gewölbe vorüber führte, in welchem der Leichnam des Ritters Verastegui in einem Sarge lag, denn Boabdil hatte seiner Wittwe den einzigen Trost, den sie sich gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft erbeten, gewährt, den Leichnam in ein Gewölbe, welches sie sich als Betstube einrichten ließ, stellen zu lassen. Hier pflegte sie allabendlich ihre Andacht zu halten und hier empfing sie auch Muza Abenkarrach, der ihr dahin gefolgt war.

Als Boabdil eine Stunde nach der anderen vorüberstreichen ließ, dachte er an den geheimen Eingang, dessen Vorhandensein ihm zu spät eingefallen war. Er ging an dem Gewölbe vorbei ins Zimmer Laura's, wo er gewöhnlich mit ihr zusammen zu treffen pflegte. Niemand, nur die Dienerinnen befanden sich hierselbst. Auf seine Frage, wo sich ihre Herrin befinde, entgegnete Ikelula, ihre Gebieterin befinde sich in ihrer

Betstube, welche sie, wie gewöhnlich, hinter sich abgeschlossen hatte. Leise wie eine Blindschleiche ging Boabdil die Treppe hinab und lauschte an der Thür, doch konnte er nichts mehr hören, weil Laura bereits ihren Buhlen von sich gelassen, d. h. in den Sarg, in welchem sich der Leichnam des Ritters Verasteguy befunden hatte, legen ließ, den letzteren hingegen versenkte sie in eine Cisterne, die sich unter dem Gewölbe befand. Alles dies konnte sie mit Hilfe Muza Abenkarrach's thun, während Boabdil sich oben in ihren Gemächern befand. Als dieser an der Thür der Betstube pochte, frug sie, wer es sei, der sie in ihrer Andacht störe und öffnete erst, als Boabdil sich meldete. Auf dem Boden lag ein Blumenstrauß und einige Blätter von Bandgras ausgerissen. Die Bedeutung dieses Grases war nach der maurischen Blumensprache: „Ich habe Deine Liebesseufzer gehört, und schenke Dir meine Gegenliebe," Boabdil blickte um sich, er war überzeugt, daß Muza hier gewesen, doch wie er entkommen, war ihm ein Räthsel, da er Befehl gegeben, man solle alle Ausgänge, mithin auch die kleine Pforte, die von hier ins Freie führte, mit Wachen besetzen. Er blickte hinaus, die Wachen standen noch dort, wohin er sie — zwar etwas spät — hingestellt. Endlich sah er die Fruchtlosigkeit seines Hierverweilens ein und entfernte sich. Muza blieb noch bis Mitternacht in seinem Verstecke. Bis dahin hatte Laura Mittel gefunden, ihm mittelst eines

Seiles in die Cisterne hinab zu lassen, so daß er glücklich entkam.

Von diesem Augenblicke an war die Wuth Boabdil's gegen Muza Abenkarrach bis zur Raserei gestiegen und sie dehnte sich auf alle Abencerragen aus. Er beging die tollsten Streiche und warf sich den Zegris ganz in die Arme, er machte die Abencerragen für die Abwesenheit Muza Abenkarrach's verantwortlich und berief sie zu einer Rathssitzung. Als die Vornehmsten dieses Stammes nach geschlossener Sitzung sich entfernen wollten, wurden sie auf Boabdil's Befehl ergriffen und im Löwenhofe enthauptet, dann aber sollte eine allgemeine Metzelei stattfinden, etwa in der Weise, wie die Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht von Paris. Leila, deren Vater sich auch unter den Enthaupteten befand, floh aus der Alhambra, um ihre drei Brüder zu warnen und ihnen zur Flucht zu rathen. Der Plan Boabdil's ward also von seiner Maitresse verrathen und die Abencerragen hatten noch Zeit, sich zusammen zu rotten und den Verzweiflungskampf abzuwarten, der um Mitternacht nach der Hinrichtung ihrer Stammältesten beginnen sollte.

Unterdessen hatte sich Muza Abenkarrach, der die unschuldige Ursache des geschehenen Massacre gewesen und noch sein sollte, aus der Cisterne hervorgearbeitet und hörte was geschehen, so wie auch was seinen Stammverwandten bevorstand. Sogleich stellte er sich

an die Spitze der entschlossensten Jünglinge, drang gegen die Citadelle vor, um Boabdil gefangen zu nehmen; es entspann sich zwischen seinen Leuten und den Zegris, die die Leibgarde Boabdil's bildeten, ein wüthender Kampf, die Abencerragen wurden aber genöthigt, sich zurückzuziehen und wurden während des Rückzugs von ihren Gegnern verfolgt.

Laura hatte sich diese Verwirrung zu Nutzen gemacht, sie war während des Kampfes, der unter ihren Fenstern am ärgsten wüthete, hinab gegangen, entkleidete einen der gefallenen Zegris und benutzte diese Verkleidung, um sich unbemerkt fortzuschleichen. Es fehlte nur wenig, daß sie von einem Abencerragen erschlagen worden wäre, sie rief laut den Namen Muza's, der, herbei eilend, sie sofort erkannte und sie auf die Croupe seines Rosses setzend, sich kämpfend zurückzog, bis Alle das östliche Thor von Granada erreichten und nachdem sie die Wache niedergemacht, das Thor sprengten und somit im Freien waren, wohin ihnen ihre Feinde nicht mehr zu folgen wagten, da sich das Gerücht von einer Annäherung spanischer Truppen noch immer aufrecht hielt.

Die Abencerragen bezogen nun ein verschanztes Lager außerhalb Granadas und Muza Abenkarrach hatte für Laura ein eigenes Zelt einrichten lassen. Man nannte sie im Lager die Löwin von Castilien, wie man Muza Abenkarrach den Löwen nannte.

Die Lage der Männer dieses Stammes war indessen eine sehr schlimme. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich mit den Truppen Ferdinand's des Katholischen gegen ihre Glaubensgenossen zu verbünden, in diesem Falle aber würden sie von allen Moslims für Verräther gehalten worden sein, außerdem aber schwebten ihre Angehörigen, ihre Weiber, Kinder und unmündigen Geschwister in Gefahr, von den Zegris ermordet zu werden.

Muza Abenkarrach war aber ein eben so großer Politiker, wie er als Krieger auf dem höchsten Gipfel des Ruhmes stand. Er ahnte es, was die Schuld der Erbitterung Boabdil's war. Wenn er es vermochte, die Sache der Zegris von jener des Königs zu trennen, daß sich die feindlichen Stämme zu seinem Sturze vereinigten, so konnte Granada vielleicht noch gerettet werden. Demzufolge trachtete er Einen der angesehensten Zegris gefangen zu nehmen, um mit ihm über das Schicksal der Stadt zu verhandeln, da es jetzt höchste Zeit war, auf die Vertheidigung derselben bedacht zu sein. Die Gerüchte von der Kündigung des Waffenstillstandes bewahrheitete sich insofern, als wirklich eine spanische Armee in Anmarsch war, ohne jedoch die Solemnität der Kündigung des Friedens vorausgelassen zu haben. Ferdinand der Katholische hatte von den Uneinigkeiten unter den Mauren gehört und dachte, er dürfe es nicht so lang anstehen lassen, bis Boabdil gestürzt war und man Muza Abenkarrach

zum König ausrief, der tapfer und verständig genug war, um ihn aufhalten zu können.

Es handelte sich jetzt nur darum, wer schneller operirte. Muza war es zwar gelungen, mit den Zegris in Unterhandlung zu treten, doch waren die Stimmen darüber getheilt, was mit Boabdil geschehen sollte, ob man ihn absetze, ehe noch die Belagerung von Granada durch die Spanier begann, oder ob man abwartete, wie er sich bei dieser Gelegenheit zeigte, denn er hatte auf den Koran geschworen, er würde Granada nicht anders als todt verlassen und sich unter den brennenden Trümmern der alten Maurenstadt begraben lassen, wenn er sie nicht mehr halten könnte. Er hatte noch viele Anhänger unter den Mauren der drei Stämme, er bot sogar Muza Abenkarrach seine Rechte an und erließ eine Proclamation, in welcher er Vergessenheit gelobte und von den Mauren eine solche erbat für die Metzeleien, die auf seinen Befehl stattgefunden. Die Abencerragen im Lager Abenkarrach's sehnten sich zu ihren Familien zurück und die Desertion riß unter ihnen so stark ein, daß Muza Abenkarrach kaum noch ein paar hundert Streiter um sich fand, die ihm geschworen hatten, ihn unter keinen Verhältnissen zu verlassen.

Der tapfere Abencerrage war über die Perfidie der Zegris und den Wankelmuth seiner Stammesgenossen sehr niedergeschlagen und traf Anstalten, sich mit dem Reste seiner Mannschaft nach Afrika ein-

schiffen zu lassen, wo seine ehemaligen Stammverwandten lebten, unter denen er sterben wollte.

Als er sinnend im Lager auf und ab schritt, begegnete er Laura, die auf einem schwarzen Zelter an der Spitze ihres Gefolges einherritt und bei seinem Anblicke anhielt.

„Du ziehst fort, Laura?“ sagte El Arslan (der Löwe, wie Muza Abenkarrach genannt wurde).

„Glaubst Du, die Löwin werde den Löwen verlassen?“ entgegnete die schöne Castilianerin. „Entweder Du kommst mit mir ins Lager meines Königs, Ferdinand's des Katholischen, und tauschest den Halbmond mit dem Kreuze ein, oder ich folge Dir hinüber nach Afrika und bleibe an Deiner Seite, doch unter der Bedingung, daß Du mich nicht zwingst, den Glauben, den ich seit meiner Kindheit bekannt, für den Deinigen hinzugeben. Ich werde dann Deine Freundin bleiben, wie ich es bis jetzt gewesen. Besinne Dich, was Du thun willst?“

„Ich nehme Deinen letzteren Antrag an,“ entgegnete El Arslan, „doch wünschte ich noch zu erfahren, was mit der Stadt geschehen wird, die ich meine Heimath genannt.“

„Man wird sie nehmen und denjenigen, die um einen freien Abzug bitten, denselben gewähren. Selbst Boabdil wird frei abziehen dürfen,“ sagte Laura.

„Wohlan, dann gehen wir noch heute. Zwei Galeeren liegen im Hafen von Cadix, die mich und

mein Gefolge aufnehmen werden und ich stehe nicht vereinzelt da, denn Du bist ja mit mir," sprach Muza Abenkarrach und umarmte seine Geliebte.

Man hörte nicht mehr von Laura Verasteguy und weiß nicht, ob sie sich später nicht anders besonnen und zum Islam übergetreten sei. Muza Abenkarrach aber kam am Tage des Falles von Granada nach Spanien und traf mit Boabdil zusammen. Niemand begleitete diesen, die Zegris wie die Abencerragen hatten sich von ihm losgesagt, denn er war auch im letzten Momente des Sturmes auf Granada eben so feig, wie er es stets gewesen und als er nach Afrika kam, nahm man ihn nur unwillig auf. Er hatte sich während seiner Regierung so viel Schätze gesammelt, um unabhängig leben zu können und da er von seinen Glaubensgenossen zu sehr verachtet ward, um unter ihnen leben zu wollen, kehrte er nach Europa zurück, nach Toledo, wo er den Glauben seiner Väter abschwor und Christ wurde. Der Erzbischof von Toledo vertrat bei ihm Pathenstelle. Nachdem er einige Zeit ein unstetes Leben gelebt, befolgte er den Rath seines neues Patrons, des obenerwähnten Erzbischofs, er trat als Mönch in ein Dominikanerkloster, dem er alle seine Schätze schenkte und erlebte ein hohes Alter.

Dies war das Ende des letzten Königs von Granada.

Auch seine ehemalige Maitresse, die Boabdil

trotz seiner Feigheit, seiner Grausamkeit und seiner übrigen Fehler, noch immer liebte, folgte seinem Beispiele, denn auch sie wurde zur Christin, obschon sie sich nicht entschließen konnte, in ein Kloster zu gehen.

In einem alten vergelbten Buche, welches mir während meines kurzen Verweilens in Cintra in die Hände fiel, las ich alle diese Details, die mir interessant genug und nicht ganz unpassend für meine Scandalgeschichten schienen, daß ich sie hier wiedergebe. Namentlich fiel mir das, was darin von Leila gesagt wird, auf: sie wird in diesem Buche die maurische Diana genannt, weil sie gleich ihrer französischen Namensverwandten (Diana von Poitiers) noch in ihrem hohen Alter so schön war, daß sich der junge König Carlos' I. (als deutsch-römischer Kaiser der Fünfte dieses Namens) in sie verliebte, wo sie doch schon über siebzig Jahre zählte.

V.

Ferdinand der Katholische und Isabella I. — Die Jugend Carls I. von Spanien. — Sein erstes Liebesabenteuer mit einer Gräfin Crévecoeur. — Er wird an den Hof Isabella's geschickt. — Sein Abenteuer in Salamanca. — Tod Donna Anna's von Cruxado. — Don Juan von Aragonien. — Haarbreites Entkommen Carl's. — Großherzigkeit Don Juan's von Aragonien. — Die Verschwörer in Aachen. — Carlos als Kaiser von Deutschland. — Amnestie.

Von den Gründern des spanischen Reichs, Ferdinand dem Katholischen und seiner Gattin Isabella I., läßt sich in meinen Scandalgeschichten wenig sagen, so viel Stoff sie auch sonst der Weltgeschichte bieten. Sie waren die Gründer der spanischen Grandezza, der langweiligsten aller Hofetiquetten, die dann später auf die meisten europäischen Höfe überging, zumal auf jene von Oesterreich und Frankreich, weil diese Reiche mit Spanien in einem engeren Verkehr standen, als die übrigen. Unter ihrer Regierung ward Amerika entdeckt und Spanien fing an aus seiner Unbedeutsamkeit heraus zu kommen, leider, daß diese Bedeutung für die Civilisation und den Fortschritt eine nach-

theilige war, denn das Land der goldenen Sonne ward vom Fanatismus der katholischen Religion, dessen Hort es wurde, verdunkelt. Ich übergehe also die Regierung Ferdinand's und Isabella's, die meinem Buche keinen genügsamen Stoff liefern, auf ihren nächsten Nachfolger Carlos I.

Carl von Oesterreich, in Spanien der Erste dieses Namens, sonst mehr bekannt unter der Benennung Carl V., war unter den Regenten des Hauses Habsburg Das, was Joseph II. unter den auf die Habsburgs gepfropften Lothringer. Freisinnig und aufgeklärt, weise und klug, tapfer und großmüthig, sonst ein Bonvivant, der die Genüsse, die ihm das Leben bot, niemals verachtete und von seinen galanten Abenteuern überall bekannt war. Carl V. war der einzige von den Habsburgern, der Geschmack für alles Schöne und Große hatte.

Ich habe im ersten Bande meiner Scandalgeschichten von dem kalten Temperamente der Regenten aus dem Hause Habsburg gesprochen. Bei Carl V. muß ich eine Ausnahme machen. Er hatte schon als Prinz in seinem vierzehnten Jahre von der süßen Frucht des Baumes der Erkenntniß gekostet und es gab in Wien einen großen Scandal am Hofe seines Vaters Maximilian's I. und Maria's von Burgund, denn der junge Prinz hatte eines ihrer Hoffräulein, eine Comtesse Crévecoeur, auf Abwege gebracht und zur Mutter gemacht. Die Familie Crévecoeur war

eine der stolzesten von Burgund und die Angehörigen der jungen Dame bestanden darauf, daß der Fehler der Tochter und ihres Verführers durch eine Heirath gesühnt werde. Eine gefällige Kammerfrau rettete den Prinzen und das Kaiserhaus vor einer Mesalliance, indem sie aussagte, Carl sei nicht der Erste und nicht der Einzige gewesen, der bei der schönen Burgunderin Gehör gefunden und man fand auch einen vermögenslosen Ritter, der über den Fehltritt des Fräuleins ein Auge zudrückte und die Schuld auf sich nahm, so daß man sie ihm mit einer ansehnlichen Mitgift zum Weibe gab, was für ihn jedenfalls ein Gewinnst war. Carl wurde darauf nach Spanien geschickt an den Hof Ferdinand's und Isabella's, um sich dort zu bessern.

Isabella — denn sie war es eigentlich, die über Spanien herrschte, neben ihr konnte Ferdinand nur als Strohmann betrachtet werden, er hatte weder die Energie, noch den Willen selbstständig zu sein, schon das, daß er gegen die Mauren in den Krieg ziehen mußte, verdroß ihn, da er der apathischste Mensch war, der jemals auf einen Thron gesessen, kaum etwas besser als weiland der Kaiser Claudius, ein Automat, der nur durch seine Gattin Bewegung und Leben erhielt — hatte den Sohn Maximilian's bald so lieb gewonnen, daß sie sich über das Nichtvorhandensein directer Erben hinwegsetzte und Carl gleich einem Sohn behandelte. Eben der Umstand, daß er keinem jener Menschen glich, von denen sie umgeben war,

machte ihn in ihren Augen steigen. Er sprach in der kürzesten Zeit so vollkommen alle Dialekte der spanischen Sprache, daß man ihn füglich für einen gebornen Spanier halten konnte und diese schnelle Acclimatisation machte ihn auch zum Liebling aller Spanier, daß es Niemandem einfiel, sich seiner Thronbesteigung zu widersetzen. Als er ihn endlich bestiegen hatte, bemerkte es Niemand, denn er blieb als König noch immer jener lebenslustige Mann, wie er es als Prinz gewesen.

Noch ehe er sich verheirathet hatte, schwärmte er allabendlich in den entlegentsten Stadttheilen von Madrid und suchte galante Abenteuer, die auch nicht fehlten, denn er war schön, galant, tapfer, liebenswürdig und zärtlich, wenn es seine Laune mit sich brachte, auch freigebig, obschon nicht immer, etwas vom habsburgischen Geize steckte auch in ihm und es kostete ihm viel Ueberwindung, wenn er die Schnüre seines Geldbeutels lösen mußte, außer bei Kunstgegenständen, wobei er niemals feilschte.

Die verliebten Abenteuer Carl's V. oder, da ich von Spanien spreche, will ich ihn hinfort Carlos I. nennen, finden sich nicht so verzeichnet, wie diejenigen der französischen Könige, oder Carls II. Stuart von England. Obschon er niemals einen Hehl aus seiner Neigung zum schönen Geschlechte machte, so that seine Umgebung, auch ohne Ordres darüber zu erhalten, Alles, um dieselben zu vertuschen und ich verdanke es

den Aufzeichnungen eines seiner Sekretäre, einen Ritter des Ordens der Narren, den er stiftete, dessen Mitglieder aber nichts weniger als Narren waren, einen Italiener, Namens Urbano Gattemalo, daß ich über Carlos' Abenteuer schreiben kann. Auch dieses Buch befindet sich mit den übrigen Seltenheiten in der vaticanischen Bibliothek. Es scheint, der Verfasser habe in der besonderen Gunst des Papstes Leo X. gestanden, denn in der Vorrede, die zugleich Widmung ist, bedankt er sich für die 4000 Zechinen, die ihm der Papst auszahlen ließ und das Buch soll eine schwache Anerkennung der Freigebigkeit Leo X. sein.

Wenn man das Libretto der Oper Don Juan durchliest und es mit dem von mir so eben erwähnten Buche vergleicht, geräth man unwillkürlich auf den Gedanken, der Abbate da Ponte habe es ebenfalls gekannt, denn die in diesem Buche verzeichneten Abenteuer finden in dem Libretto ihre Wiederspiegelung. Ich will von diesen Abenteuern einige anführen, muß aber trachten, sie nicht allzu sehr zu dehnen, da ich für Spanien nur ein Bändchen bestimmt, welches sich nicht verlängern läßt, so daß meine Helden in dieses Bändchen hinein gezwängt werden müssen, wie die Gäste des Prokrustes.

Es war mehre Jahre vor Ausbruch des spanisch-französischen Krieges und vor der Erwählung Carlos I. zum Kaiser von Deutschland, als dieser seine Provinzen bereiste und so auch nach Salamanca

kam, wo er um eine Katheder mehr gründete, als daselbst bereits waren.

Eines Abends, als er verkleidet, wie er es immer zu thun pflegte, wenn er auf Abenteuer ausging, in der Stadt umherschlenderte, wurde er durch eine herrliche Mädchenstimme, die aus einem Hause tönte, auf seinen Platz gebannt und horchte, um ja keine Note zu verlieren, mit gespanntester Aufmerksamkeit. Ein Weib, welches eine so herrliche Stimme besitzt, muß auch schön und jung sein, dachte er sich und es lohnte die Mühe sie kennen zu lernen. Er wartete mehre Stunden, sogar noch dann, als der Gesang aufgehört, aus dem Hause aber kam Niemand, von dem er erfragen konnte, wer die Sängerin sei. Er wurde endlich ungeduldig und pochte an der Hausthür, bis diese halb geöffnet ward und ein hübscher Mädchenkopf zum Vorschein kam. Der König, in der Meinung, es sei die Sängerin selber, huschte hinein und fing dem Mädchen, ohne sie zu Worte kommen zu lassen, seine Liebe in sehr handgreiflicher Weise zu erklären, er überrumpelte sie in einer Weise, daß sie keine Zeit hatte, sich zur Wehre zu setzen und nachgerade doch zufrieden war, von dem schönen Cavalier besiegt worden zu sein. Nachdem der erste Sturm vorüber, bat er sie, sie möge das schöne Lied, welches sie vorhin gesungen, wiederholen. Sie wußte nichts davon, daß sie gesungen und er erfuhr, daß nicht sie, sondern ihre Herrin ihn durch ihren Gesang entzückt.

„Deine Herrin? Wie heißt sie, wer ist sie denn? Bist Du selber nicht auch Herrin?“ frug Carlos.

„Oh nein, ich bin nur eine arme Dienerin,“ entgegnete das Mädchen. „Meine Herrin ist Donna Anna de Cruxado y Fuentera y Braga, die Tochter eines Grafen, der am Hofe der Königin Isabella gelebt, später in Ungnade gefallen war und sich hierher begab, weil seine Güter in der Nähe von Salamanca liegen. Donna Anna ist Braut eines Cavaliers, den sie aber nicht liebt. Sie kam vor acht Tagen aus Madrid zurück, hat dort den jungen König Carlos erblickt, ihm gelten ihre schwärmerischen Lieder, denn sie war toll genug, sich in ihn zu verlieben.“

„Das nennst Du toll sein? Dann müßte man Dich auch so nennen,“ sprach Carlos lachend, „denn Du hast Dich nicht nur verliebt in ihn, sondern ihn sogar erobert und in Deine Arme geschlossen; denn wisse, ich selber bin der König Don Carlos.“

Man kann sich den Schrecken und die Ueberraschung des Mädchens denken, als sie die Worte des Königs vernahm, doch erholte sie sich später und um das Majestätsverbrechen, welches sie begangen zu haben glaubte, zu sühnen, versprach sie, ihm zu einem Stelldichein mit ihrer Herrin zu verhelfen und zwar noch vor Mitternacht. Sie winkte ihm hierauf zu folgen und schloß ihn in einen Schrank ein, wo er es eben nicht sehr bequem hatte. Unterdessen wollte sie ihr Fräulein auf die Zusammenkunft vorbereiten.

Daß die hübsche Duenna schon Erfahrungen im Reiche der Liebe gemacht, hatte der König alsobald erkannt, denn sie leistete in keiner Beziehung einen solchen Widerstand, wie man ihn von einer züchtigen Jungfrau zu erwarten berechtigt ist. Wer weiß, welcher Student sein Vorgänger gewesen. Selbst ihre Bereitwilligkeit, dem Könige als Gelegenheitsmacherin zu dienen, sagte dafür, daß sie sich mit einem Antheil an einem Manne begnügte, wie sie sich ihm auch nur zum Theil hingegeben, da sie in ihrer Vergangenheit schon ähnliche Scherze erlebt hatte, mit einem Worte, sie war eine gefällige Soubrette, wie es deren in allen Ländern und zu jeder Zeit gegeben.

Der König hatte in seinem Verstecke ziemlich lange zu warten, erstens, weil der Vater der schönen Sängerin noch nicht zu Bette gegangen war, zweitens, weil es doch nicht so schnell ging, die junge Dame dahin zu bringen, daß sie dem König, in den sie platonisch verliebt war, Alles gewähren würde, was ein Stubenmädchen, ohne sich lange zu sträuben, geschenkt hatte.

Eine Soubrette und ein feuriges spanisches Blut sind aber die größten Verführerinnen. Der Widerstand von Seite Donna Anna's ward immer schwächer und sie folgte ihrer Dienerin in jenes Zimmer, in welchem der König noch immer im Schranke verborgen ihrer wartete. Dieser wurde endlich aus seinem Bauer gelassen und war ganz entzückt und überrascht,

in Donna Anna ein so schönes junges Mädchen zu erlicken, wie er es kaum hoffen konnte, daß er es in einem so verborgenen Winkel Spaniens, wie Salamanca, antreffen werde. Donna Anna war noch sehr jung, sie zählte nicht mehr als 14 Jahre. Der König schwor ihr ewige Liebe und würde weiß der Himmel was versprochen haben, wenn sie es gefordert hätte. Sie glich einer zarten Taube in den Krallen eines verliebten Katers, sie leistete beinahe eben so wenig Widerstand wie die Duenna und Carlos hatte bei ihr Alles erreicht, was ein Mann bei einem Mädchen erreichen kann.

Bis dahin war Alles nach Wunsch gegangen; wie erschrak aber der König, als er das schöne Mädchen nach vollendetem ersten Liebessturm neuerdings an seine Brust und ihr einen Kuß auf die Lippen drückte, die letzteren kalt, ihre Arme und ihren ganzen Körper erschlafft vor sich liegen sah, die Augen halb geschlossen, wie ihre Brust sich nicht mehr hob. Anfangs dachte er, sie sei in Ohnmacht gefallen, er versuchte Alles, um sie aus derselben zu wecken, rief auch das Stubenmädchen herbei, doch Anna rührte sich nicht mehr, sie war todt. Ob sie das Gefühl, welches sie bis jetzt nicht gekannt, übermannt und getödtet, oder ob Carlos für sie zu stürmisch in den Beweisen seiner Liebe gewesen, vermag ich eben so wenig anzugeben, wie Urbano Gattemalo es thut, gewiß ist's, daß Carlos, ohne es zu wollen, zu ihrem Mörder geworden. Es

läßt sich leicht denken, daß die Lage des Königs nicht die beneidenswertheste war. Er konnte gar nicht daran denken, welche Folgen dieser Fall nach sich ziehen würde, sowohl er, wie das Stubenmädchen standen rathlos an der Seite des entseelten schönen Kindes.

Um die Verlegenheit des Königs zu erhöhen, hörte man von der Straße her ein dumpfes Getümmel, welches sich dem Hause, in welchem sich Carlos befand, immer mehr näherte. „Die Räuber aus Corunna!“ rief die Duenna aus und der König, der seine Waffen stets bei sich führte, eilte auf die Straße, um sein Leben in Sicherheit zu bringen, denn diese Räuber waren, wie er es recht gut wußte, nichts anderes, als Partisans eines einstigen Kronprätendenten, Don Juan's von Aragonien, den noch Isabella aus Spanien verbannt hatte, der aber in den Pyrenäen eine Bande gesammelt hatte und mit derselben zu wiederholten Malen in den baskischen Provinzen einbrach. Die Gefahr, in welcher Carlos schwebte, war sehr groß. Er war von so auffallendem Aeußeren, daß ihn Jedermann kannte und er traf auch richtig mit seinem Feinde zusammen, der ihn gefangen genommen hätte, wenn Carlos nicht, an seine spanische Großherzigkeit sich berufend, ihm das Kritische seiner Lage mittheilte.

„Sie werden es mir übel lohnen, Sire“, sagte Don Juan, „ich weiß es. Es mag indessen wie immer geschehen, Sie haben sich meiner Großmuth

anvertraut und sollen sich darin nicht getäuscht haben. Ich schenke Ihnen eine Stunde, mehr brauchen Sie nicht, um außer dem Bereich meiner Leute zu sein. Nehmen Sie mein Pferd, meinen Hut und Mantel, damit Sie von den Meinigen nicht erkannt werden. Ich hoffe, wir werden noch unter anderen Umständen zusammentreffen."

Der König entkam glücklich aus Salamanca. Einige der Bande Don Juan's waren auch in das Haus des Grafen Cruxado eingebrochen. Als sie die Stadt verlassen hatten, schrieben Alle den Tod Anna's ihrem Schrecken vor den Räubern zu und der Graf, ihr Vater, brachte das Ereigniß bis an die Stufen des Thrones. Unter den Zeugen, die verhört wurden, befand sich auch die Cameriera der Conteſſe, die in ihrer Aussage den Tod ihrer Herrin den Räubern zuschrieb, es wurde sogar angenommen, sie müsse von ihnen geschändet und der Gewalt erlegen sein. Carlos versprach dem trostlosen Vater eine blutige Genugthuung, stellte sich selber an die Spitze eines Corps, welches die pyrenäische Gebirgskette durchstöberte, man hielt eine förmliche Treibjagd auf die Räuber und die meisten derselben fielen in die Hände der königlichen Truppen. Don Juan selber entkam zwar, es wurde aber auf seinen Kopf ein Preis von 10,000 Scudi gesetzt und er in effigie hingerichtet.

Vom wirklichen Sachverhalt wußte Niemand, nur der König, das Stubenmädchen und Don Juan, der

den König aus dem Hause kommen sah und ihn nur unter der Bedingung entließ, wenn er ihm sagte, was er dort gesucht habe. Dies hatte Don Juan gethan, um den König im Schach zu halten, dieser aber hatte keinen ruhigen Augenblick, so lange die beiden Mitwisser lebten. Daß die Cameriera schweigen würde, war noch eher anzunehmen, wer bürgte aber für Don Juan's Discretion? Es gab kein anderes Mittel ihn zum ewigen Schweigen zu bringen, als entweder ihn zu tödten oder ihn sich so zu verpflichten, daß er nicht im Stande wäre, ihn zu verrathen. Der König hatte Alles aufgeboten, um Don Juan lebend in die Hände zu bekommen, denn es widerstrebte ihm, einen Menschen zu tödten, dessen Großmuth er sein Leben zu verdanken hatte, doch der Prätendent war verschollen. Niemand wußte, was aus ihm geworden.

Viele Jahre nach diesem tragischen Ereigniß, bei Gelegenheit der Kaiserwahl zu Aachen, hatten sich mehre spanische, deutsche, italienische und niederländische Unzufriedene gegen das Leben Carlos I. verschworen. Sie lauerten ihm im Dome auf. Einer der Verschwornen aber, wie dies nur zu oft geschieht, verrieth den Plan der Verschwörung dem Könige und der Dom ward von seinen Soldaten umzingelt, noch ehe das Signal, drei Kanonenschüsse, ertönten, die den Städtern die Erwählung Carl's zum römisch-deutschen Kaiser kund machten. Carlos trat muthig aus der Gruft Charlemagnes und gleichzeitig mit ihm ström-

ten seine Leibwachen, Schweizer, ins Innere des Domes, so daß die Verschwörer die Waffen strecken mußten. Unter diesen Männern erkannte der neue Kaiser auch Don Juan. Der erste Act, den er als Kaiser vollführte, war eine allgemeine Amnestie, in welche auch Don Juan eingeschlossen war. Er erhielt seine confiscirten Güter wieder und blieb fortan seinem Könige, dem er seine Huldigung darbrachte, bis zu seinem Tode treu.

VI.

Don Carlos I. von Spanien. — Das Riesenregister seiner Geliebten. — Donna Elvira Torillo. — Er ist ihrer nach drei Tagen satt. — Seine Expedition gegen Tunis und sein Krieg in Italien gegen Franz I. von Frankreich. — Die schöne Bäuerin Marcelline. — Abenteuer Carlos' bei einer Bauernhochzeit. — Prügel, die sich Gattemalo theuer bezahlen läßt. — Abenteuer Carlos' mit der Marquesa Gentileschi in Venedig. — Sein Sprung über einen Canal. — Seine Incognitoreise nach England. — Der Judenknabe Reb Israel als letzter Tröster Don Carlos' I. im Kloster San Juste.

Da die Nachfolger Don Carlos' I. insgesammt nicht so viel interessante Liebesabenteuer hatten, als dieser Fürst allein, so halte ich es für besser, ihm mehr Seiten meines Buches zu schenken, als den übrigen einzelweise.

Es scheint, als wäre die Galanterie in den Regentenhäusern an den Namen Carl gefesselt. Spanien hatte zwei Könige dieses Namens, die zu den galantesten gehörten, Carlos I. und Carlos II., Frankreich Carl VII. und England Carl II., obgleich es auch Könige mit diesem Namen gegeben, die weder verliebten Na-

turells, noch liebenswürdig waren, wie wir dies finden können, wenn wir die Weltgeschichte studiren.

Ich habe weiter oben gesagt, wie es scheint, daß der Verfasser des Libretto von Don Juan, der Abbate da Ponte, das Manuscript, von welchen ich gesprochen, vielleicht auch gelesen, denn es müßte ein sonderbares Zusammentreffen der seltsamsten Umstände sein, daß die meisten Data, die in dem Libretto vorkommen, auch im Manuscript in ähnlicher Weise angegeben werden, namentlich daß eine der Liebhaberinnen, Donna Anna de Cruxado, in Salamanca mit der Donna Anna in Don Juan identisch ist, obschon das Ende der letzteren kein so tragisches war. Es scheint aber auch, Victor Hugo habe diese Episode in seinem Trauerspiele Hernani benutzt, indem er aus der Donna Anna eine Donna Sol, aus ihrem Vater einen Don Ruy macht. Das Weitere, nämlich das Abenteuer mit der Bande Hernani's, ist beinahe Wort für Wort so, wie in dem von mir erwähnten Manuscripte.

Noch mehr Aehnlichkeit zwischen den beiden Büchern ist zu finden im weiteren Text derselben. Es heißt nämlich, Urbano Gattemalo, der der maître des plaisirs des Kaiserkönigs war, mußte ein Register über die Namen und Einzelnheiten der Liebesabenteuer seines Monarchen führen, er las sie ihm dann von Zeit zu Zeit vor und Don Carlos fand viel Zerstreuung in seinem vorgerückteren Alter in der Rückerinnerung an die süßen Stunden, die er mit den

schönsten Frauen zugebracht, möglich sogar, daß er im Kloster San Juste sich noch damit unterhielt. In diesem Katalog werden die sämmtlichen Geliebten, zumeist nur ephemere Liebschaften, nach Datum und Nationalität registrirt. Es heißt: die Zahl seiner Geliebten in Spanien sei auf 1001 (also genau dieselbe Zahl wie in Da Pontes Libretto) gestiegen, unter diesen befinden sich 22 Maurinnen, nur 5 Zigeunerinnen — Gitanas — 79 Jüdinnen und 31 Portugiesinnen, die übrigen sind Spanierinnen. Aus dem Umstand, daß er auch 5 Gitanas unter seinen Geliebten zählte, geht zweierlei hervor: erstens, daß es nicht wahr ist, daß die Zigeunerinnen für andere Männer als Zigeuner unzugänglich sind, zweitens, daß Carl sehr geschickt in der Eroberung der Frauen sein mußte, daß er sogar über die Sprödigkeit dieser Personen zu siegen vermochte.

Außer den Spanierinnen kommen in seinem Kataloge 102 Böhminnen, 38 Negerinnen, 19 Walachinnen, 350 Italienerinnen, 192 Französinnen, 105 Engländerinnen, 52 Schottinnen, 92 Irländerinnen, 21 Russinnen, 10 Türkinnen, 34 Armenierinnen, 132 Polinnen, 190 Deutsche, 37 Däninnen, 36 Schwedinnen, 135 Holländerinnen und 16 Schweizerinnen vor. Mithin sind außer den Spanierinnen die Italienerinnen am stärksten vertreten, unmittelbar nach diesen die Französinnen und Deutschen, dann die Holländerinnen, Polinnen und Engländerinnen. Eine Summirung

aller in dem Katalog vorhandenen Geliebten ergiebt die enorme Zahl von 2562, die Spanierinnen mit eingerechnet, nämlich in Spanien 1001, für das Ausland 1561. Ich will nicht untersuchen, ob so etwas möglich, halte es aber dafür. Wenn man gewissen in französischer Sprache geschriebenen erotischen Büchern trauen will, so ist dies ja möglich. Ich habe gesagt, die erste Geliebte Carlos' sei eine Gräfin Crévecoeur gewesen, als er nicht mehr als 14 Jahre zählte, er mochte es 40 Jahre so getrieben haben, in welchem Falle auf ein Jahr etwa 64 Damen fallen, was nicht in das Reich der Unmöglichkeiten gehört, zumal wenn die meisten seiner Liebesverhältnisse und Abenteuer so ephemer waren, wie jene mit Donna Anna de Cruzado und ihrer Cameriera.

Unter allen Damen, mit denen er Liebeshändel hatte, waren die Maurin Leila, von der ich im IV. Kapitel gesprochen, und eine reizende Castilianerin, Donna Elvira Torillo, die Tochter eines Granden von Spanien erster Classe und Verlobte des Grafen Ottavio von Fuentarabia, die am längsten währenden. Carlos I. ward bei der Letzteren als Zeuge zur Verlobung gebeten und die junge Dame verliebte sich in ihn im ersten Augenblicke. Noch am Abend nach geschehener Verlobung kam eine verschleierte Duenna in den königlichen Palast und verlangte mit Carlos zu sprechen, der sich eben im Staatsrathe befand. Sie war bis in den Vorsaal gedrungen und ließ sich

nicht abweisen, so daß einer der Kammerherren es riskirte, wider den Befehl, den der König ein für allemal gegeben, ihn bei solcher Gelegenheit nicht zu stören, zu handeln und ihn brach, indem er in den Sitzungssaal ging und dem König ein paar Worte in die Ohren flüsterte.

„Wenn Herrendienst vor Gottesdienst geht," sagte Carlos lächelnd, „um so mehr muß Damendienst vor Herrendienst gehen." Nach diesen Worten stand er auf, befahl seinen Ministern beisammen zu bleiben und in seiner Abwesenheit die Sitzung fortzusetzen, ohne jedoch etwas zu beschließen, ehe er zurückkehrte. Er selber ging hinaus, winkte der Duenna ihm in ein Cabinet zu folgen und als er mit ihr allein war, frug er sie nach ihrem Begehren.

„Dieses Schreiben wird Euer Majestät Alles deutlicher sagen, als ich es im Stande wäre," entgegnete die Duenna und überreichte dem König ein zierliches Briefchen von Damenhand geschrieben. Es war von Donna Elvira Torillo, der Braut des Grafen von Fuentarabia.

Der Brief setzte den Kaiserkönig in nicht geringe Verlegenheit, denn Don Torillo sowohl wie der Graf von Fuentarabia gehörten zu jenen Personen, die ihm am meisten anhänglich waren und sie befanden sich auch gegenwärtig in seinem Palaste als Mitglieder des Staatsraths. Andererseits war aber Donna Elvira ein so reizendes Geschöpf, daß es für den größ-

ten Stoiker schwer gewesen wäre bei ihrem Anblicke kalt zu bleiben. Die Alternative, entweder die beiden Cavaliere sich zu Feinden zu machen oder in den Augen einer reizenden Dame als ungalant zu erscheinen, war eine sehr schwierige, zu welcher er sich entschließen sollte. Donna Elvira hatte ihm in den Ausdrücken der zärtlichsten Hingebung geschrieben, sie sagte, wie sie sehr gut wisse, wie das Herz ihres angebeteten Monarchen schon für viele Damen geschlagen, sie setze sich allen schlimmen Folgen aus, sei darauf gefaßt, von ihm für ihren Schritt verachtet zu werden, aber, wenn er sich auch entschlösse, ihre Liebe zu erwidern, sie von seiner Seite nicht erwarten dürfe, daß er ihr treu bleibe. Sie könne aber ihrer Leidenschaft nicht gebieten, diese habe sie zu diesem raschen Schritt gedrängt, wenn sie seine Liebe nur eine Stunde besäße, so sei sie bereit, auf ewig von der Welt Abschied zu nehmen und in ein Kloster zu gehen. Er möge sich nicht durch Rücksichten für ihren Vater oder Bräutigam zurückhalten lassen, denn sie erkläre, sie würde den letzteren niemals heirathen.

Dies war der Inhalt des Briefes, der in Urbano Gattemalo's Buch vier ziemlich enggeschriebene Seiten einnimmt, den ich also nur im Auszuge bringe. Carlos kehrte in den Staatsrath zurück. Er war zerstreuter als sonst und brach die Sitzung viel früher ab, als dies sonst der Fall zu sein pflegte, dann rief er nach seinem Sekretär Gattemalo, theilte ihm, als

seinem Gewissens- und Liebesrath, den Brief Donna Elvira's und die Scrupeln, die in ihm aufstiegen, mit und frug ihn, was er glaube, daß er unter den gegenwärtigen Verhältnissen thun könne.

„Es handelt sich nur darum, ob die Dame schön genug sei, um für sie Etwas zu wagen," entgegnete der Liebesrath. „Euer Majestät müssen darauf gefaßt sein, daß Sie sie nicht so bald los werden. Sie wird sich an Sie klammern wie eine Katze, wenn man sie über das Fenster werfen will. Das Schlimmste dabei sind nicht ihr Vater, ihre Angehörigen, ihr Bräutigam, diese bringt man, wenn das Mädchen so viel werth ist, durch eine hohe Anstellung, durch den Orden des goldenen Vließes oder auf ähnliche Weise zum Schweigen. Was wollen aber Euer Majestät mit dieser liebesbrünstigen Donna thun, um sie loszuwerden?"

„Hast Du denn ihren Brief nicht verstanden? Sie will ja in ein Kloster gehen, so bald sie mir die Erstlinge ihrer Liebe geschenkt," sagte Don Carlos. „Ich will dafür sorgen, daß sie sogleich als Aebtissin eintrete. Leo X. ist mir zu sehr verpflichtet und auch persönlich mit mir befreundet, daß er mir diesen Dienst leiste. Glaubst Du etwa, er würde es nicht thun?"

„Von dieser Seite ist gewiß kein Widerstand zu erwarten und da Euer Majestät die Hindernisse so geschickt beseitigen, so sehe ich nicht ein, was Sie ab-

halten könnte, die Blume zu pflücken, die Sie in Ihrem Wege finden, deren Kelch sich vor Ihnen öffnet," war Gattemalo's Ansicht.

„Du hast Recht. Ich sehe es auch so. Gehe also zu ihr und verabrede ein Stelldichein mit ihr, und zwar sobald als möglich. Du weißt, daß ich in Liebesaffairen sehr ungeduldig bin."

Gattemalo entledigte sich des Auftrages so gut, daß der König mit der schönen Donna Elvira schon am Abende desselben Tages eine Zusammenkunft hatte. Sie kam als Page verkleidet ins königliche Schloß, ihre Duenna verrieth die Abwesenheit des Fräuleins nicht und Carlos hatte vielleicht noch niemals eine so leichte Eroberung gemacht, die ihn gleichzeitig auch so zufrieden gestellt hätte.

„Ich fange an zu begreifen," sagte er am nächsten Morgen seinem Sekretär, „daß auch ein Mann seiner Dame treu bleiben könne, angenommen, daß sie so schön und liebenswürdig ist, wie diese Elvira. Dies wird eine bleibende Leidenschaft sein, wie es die Carl's VII. mit Agnes Sorel gewesen."

„Sie vergeben, Sire, wenn ich dies bezweifle. Ihre Bekanntschaft ist noch zu grün, als daß Sie darauf schwören sollten. Ich will Sie in einem Monat — was sage ich — in einer Woche — fragen."

„Du bist ein Geizhals, Gattemalo, daß Du ihr einen so kurzen Termin giebst," sagte der König.

Es war aber nicht einmal eine Woche verstrichen, denn schon am vierten Morgen nach einer wonnig durchlebten Schäferstunde gähnte Carlos so sehr, daß man ihm die Gelangweiltheit leicht ansehen konnte und Gattemalo errieth auch die Ursache derselben.

„Wir werden bald Krieg haben," sprach der König, „und zwar einen sehr langwierigen, gegen drei mächtige Feinde, den König von Frankreich, den Churfürsten von Sachsen und gegen den Sultan Soleiman. Auch müssen diese unverschämten Tunifer Räuber von mir gezüchtigt werden. Ich selber werde die Expedition nach Afrika commandiren."

„Und Donna Elvira ins Kloster schicken?" frug Gattemalo.

„Hm, ich weiß nicht. Das Mädchen ist rasend in mich verliebt und, denke Dir, sie interessirt sich auch für Politik. Bei einem so jungen Geschöpfe und noch obendrein einer Spanierin, ist so etwas eine Seltenheit," sagte der König. „Sie hat mir das Versprechen abgenommen, ihr zu gestatten, mich auf meinen Expeditionen zu begleiten. Deshalb werde ich auch mit den Tunifern am ehesten anfangen, dahin wird sie mich sicherlich nicht begleiten wollen."

„Gerade dahin am liebsten, Sire. Wissen Sie denn nicht, daß Weiber Gefahr lieben? Die Furcht fängt bei ihnen an, wenn sie nicht mehr zurück können."

„Teufel, das wäre fatal! In dem Falle will

ich lieber an einer Expedition in dem neu entdeckten Welttheil theilnehmen, dabei giebt es keine Gefahr, nur eine langwierige Seereise."

„Wir zählen heute den vierten Tag seit jenem, an welchem Donna Elvira zum erstenmal als Page verkleidet den königlichen Palast besuchte," sagte Gattemalo, verschmitzt lächelnd.

„Du brauchst mich nicht an meine Worte zu erinnern, ich habe selber darüber nachgedacht und sehe, daß unsere Seelenbeschaffenheit eine solche ist, daß wir ohne einen beständigen Wechsel nicht lieben können. Dies mag bei gemeinen Leuten vielleicht nicht so sein. Ich will mich nicht kasteien, indem ich nur Eine liebe. Sprechen wir nicht weiter davon, ich bleibe immer der Alte. Rathe mir, wie ich sie mir vom Halse schaffe. Sie will von einem Kloster nichts mehr hören."

„Wollen Sie sie für immer los werden, Sire?" frug der Liebesrath.

„Und Du, Herr Schurke, willst mir vielleicht gar dazu rathen, sie erdolchen oder vergiften zu lassen?" fuhr Carlos auf und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Gott bewahre, ich würde Ihnen aber rathen, sie an einen Ort zu bringen, von wo sie nicht mehr zurückkommen könnte und es dennoch den Anschein hätte, als sei es nach ihrem Wunsche geschehen."

„Ich verstehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher," sagte der König, als Gattemalo inne hielt.

„Sie will die Expedition nach Tunis mitmachen. Wie wäre es, wenn dies während oder vor einem Gefechte geschähe, daß Euer Majestät das Schiff, auf welchem Sie sich befindet, bei Nacht verließen, die Tunifer aber das von Ihnen verlassene Schiff eroberten und nach Tunis brächten."

„Nein, nein, in der Art, wie Du es meinst, kann es nicht geschehen. Du hast mir aber die Grundidee dazu gegeben und ich werde sie in anderer Weise anwenden."

Die Vorbereitungen zur Expedition gegen die Barbaren wurden getroffen, doch sie nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß Donna Elvira, die sich bereits in gesegneten Umständen befand, ohne Risico sich nicht zur See begeben konnte, da sie nicht wußte, in welchem Augenblick sie die verhängnißvolle Krisis zu bestehen haben werde. Gerade dieser Umstand veranlaßte auch Carlos I. zur Aenderung seiner Pläne. Er war mittlerweile von einer Blume zu anderen geflattert und Donna Elvira bekam ihn sehr selten zu Gesichte. Stets waren es wichtige Staatsgeschäfte oder die Kriegsrüstungen, die er vorschützte, um sich von ihr loszumachen, er fand endlich Gelegenheit sich für längere Zeit von ihr zu entfernen, da er nach Italien zog, um sein Heer in Person anzuführen.

Daß die Italiener mehr Sympathie für Carlos I.

als für Franz I. von Frankreich fühlten, ist weltbekannt, so wie sie auch zur Zeit der Napoleon'schen Kriege den Oesterreichern mehr anhänglich waren als den Franzosen. Die Ursache liegt wohl darin, weil die Unterdrückung des nationalen Elements von Seite einer Nation, die mit der italienischen stammverwandt war, viel drohender erschien, gleichwie dies der Fall in Polen ist. Nur eine analoge Nationalität kann die andere bedrohen, indem die Einschmelzung eines Dialekts in den andern leichter stattfindet. In dieser Beziehung sind in Europa die Ungarn vielleicht noch am wenigsten schlimm daran, denn die ungarische Sprache steht von allen übrigen europäischen Sprachen isolirt, kann also von anderen, wie z. B. von der deutschen oder russischen, nicht aufgesogen werden. Wenn es ja eine Nationalität gab, die der ungarischen gefährlich werden konnte, so war es die türkische, die der ungarischen noch am meisten ähnelt, doch hier stand die Barbarei den Eroberern im Wege. Eine nichtcivilisirte Nation kann eine civilisirte zwar unterjochen, wird sie aber niemals in die ihrige einschmelzen, sondern vielmehr sie wird sich in die, die sie unterjocht, einschmelzen lassen. Solche Beispiele kommen nur zu oft vor. Dies war so, während den Völkerwanderungen, es war so in Hindostan und in China, ja überall, wo rohe Kraft gegen geistige stritt, sie siegte materiell und unterlag selber in geistiger Beziehung.

Carlos I. hatte demnach in Italien gegen Franz I. leichtes Spiel. Die italienischen Spione dienten nur ihm, so daß er alle Bewegungen seiner Feinde kannte. Während die Lebensmittel bei Annäherung der Franzosen von den Italienern zerstört wurden, brachte man sie in großer Menge in Carlos' Lager, die Verproviantirung seiner Truppen war also auch eine leichte. Es war auch nicht schwer die Disciplin unter solchen Truppen aufrecht zu erhalten, die keine Ursache hatten, sich zu beklagen, während die Franzosen genöthigt waren, strenge, ja manchmal sogar grausam zu sein, um etwas zu erpressen, was ihnen nicht gutwillig geboten wurde.

Man kann schon aus dem Umstande, daß Carlos in Italien allein 350 Eroberungen im Reiche der Liebesgötter machte, schließen, wie gut es seinen Truppen und ihm hier gehen mußte. Alle Damen schwärmten für ihn und waren glücklich, ihn besitzen zu können. Sie wußten zwar in Vornherein, daß dieser Besitz nur ein kurzer sein würde, doch waren und sind die Italienerinnen nicht so eifersüchtig, als sie in den Romanen dargestellt werden.

Trotz seines Liebesglückes und seiner Beliebtheit unter den Italienerinnen hatte er hier zu Lande doch zwei Abenteuer, wobei er in eine sehr kitzliche Lage gerieth und das Drängen seines feurigen Temperaments setzte sein Leben selbst in Gefahr.

Es war wenige Tage vor der Schlacht bei Pavia,

als die Armee des Kaiserkönigs durch ein kleines Dorf zog, der Kaiser selber ritt an der Spitze seiner Truppen, als plötzlich eine Stockung entstand, weil zwei Züge von der Vorhut derselben sich kreuzten. Der erste war ein Hochzeitszug, der andere eine Wallfahrtsprozession. Der Kaiser selber war vorwärts geritten, um sowohl der letzteren seinen Respect dadurch zu beweisen, daß er vom Pferde stieg und als die Hostie herannahte, niederkniete und sich die Brust schlug, theils that er es auch, um den Hochzeitszug, namentlich die Braut, zu sehen, denn es hieß, es sei das schönste Mädchen weit und breit in der Umgegend. Als sie vorüber zog und den Kaiser erblickte, stieß sie einen leichten Schrei aus, denn sie erkannte in ihm einen Menschen, den sie schon gesehen, obwohl nicht in so prachtvoller Kleidung, sondern als gemeinen Soldaten. Er hatte es nämlich an den Ufern des Po auch nicht anders gemacht, als an jenen des Manzanares, Ebro und Guadalquivir und war einer Base des Mädchens nachgestiegen, die ihm die Pforten des Paradieses öffnete, wie dies auch von anderen Frauen geschehen war.

Carlos neigte sich zum Ohre seines Sekretärs und Liebesboten Gattemalo und flüsterte ihm einige Worte zu, dieser trennte sich vom Zuge und kehrte in einer Stunde wieder auf schnaubendem Rosse im Galopp zurück. Er hatte mit seinem Monarchen eine Conferenz und Beide verließen miteinander das Lager.

Der Hochzeitszug war nach Piacenza gegangen und Carlos ging mit seinem Postillon d'amour Gattemalo ebenfalls dahin. Er war als Cavalier gekleidet und blendete durch seine Erscheinung die Augen der Männer so gut wie der Mäochen, Niemand wußte es aber, daß es der mächtige Monarch sei, vor dem die Feinde zitterten. Er miethete in einem der besten Wirthshäuser einen Saal, wo der Ball gehalten werden sollte, lud die Bauern zum Tanze ein, ließ aufspielen und die Gesellschaft fühlte sich sehr geehrt durch die Herablassung des römischen Reichsgrafen, denn als solchen hatte sich Don Carlos ausgegeben. Niemand, nur die Bauernbraut, die schöne Marcelline, ahnete in dem prachtvoll gekleideten Ritter einen noch größeren Herrn, als für den er sich ausgab. Während Gattemalo den Bräutigam und die übrigen Gäste beschäftigte und ihnen einige Gauklerkunststücke vormachte, denn Herr Urbano war ein sehr geschickter Escamoteur, wenn es galt, seinem König einen Dienst zu leisten, hatte sich Carlos mit Marcelline ins Nebenzimmer verloren und gab ihr die handgreiflichsten Beweise seiner Liebe, die ihr jedoch in einem kritischen Augenblicke einen so gellenden Schrei entlockten, daß man denselben selbst im Tanzsaal hörte. Die Bauern wurden erst jetzt die Abwesenheit der Braut gewahr, sie fingen an nach ihr zu suchen, brachen ins Nebenzimmer ein und waren Zeugen einer Scene, wie weiland die Götter des Olympus, als sie von

Hephestos herbeigerufen wurden, um zu sehen, wie sich der Kriegsgott mit Aphrodite unterhielt. Der unglückliche Gattemalo wollte sich für seinen Herrn aufopfern, die Bauern aber fielen über den einen wie über den anderen her, der König zog seinen Degen und bahnte für sich und für seinen Diener einen Weg, der letztere aber hatte von einem Dreschflegel einen so starken Schlag über den Schädel erhalten, daß er ohnmächtig zu Boden stürzte, was eigentlich für ihn ein Glück war, denn als die Bauern ihn blutend auf dem Boden liegen sahen, kühlte dieser Anblick ein wenig ihr Rachegefühl, und verwandelte sich bald in Schrecken, denn Marcelline sagte, wer es gewesen, den sie angegriffen. Die Leute wurden ganz bleich vor Aengsten und der Bräutigam verließ das Dorf sogleich, kam auch erst wieder zum Vorschein, als er die Versicherung erhielt, es würde ihm nichts geschehen. Gattemalo aber war seinem Herrn gefolgt, er trug seinen Kopf noch immer verbunden.

„Was willst Du, mein armer Urbano," sagte der König, „wenn man Gelüste auf Fleisch hat, erhält man manchmal auch Knochen dabei, um die Zähne auszubrechen."

„Euer Majestät haben bei dieser Mahlzeit des Löwen Antheil genommen und mir nur die Knochen gelassen," entgegnete Gattemalo. „Ich habe es aber den Schurken nachträglich doch eingebracht. Sie haben mir wenigstens ein tüchtiges Schmerzensgeld gezahlt."

„Du hast Dich für die Prügel bezahlen lassen? Pfui, Du bist kein wahrer Edelmann. Ich hätte mich lieber tödten lassen, als Geld von den Schurken anzunehmen. Hast Du viel von ihnen erhalten?“

„Nicht weniger als tausend Pistolen!“ entgegnete Gattemalo und zeigte den wohlgefüllten Geldbeutel.

„Tausend Pistolen! Alle Wetter! Die Kerle müssen ja fürchterliche Aengsten vor mir haben, wenn sie für die Prügel, die sie meinem Diener gegeben, gleich eine so riesige Summe zahlen. Es lohnt also doch die Mühe, daß man um den Besitz eines Landes, wo die Bauern so reich sind, Krieg führt. Aber schön war das Mädchen, daß ich es recht sehr bedaure, wie ich von den Tölpeln in meiner Unterhaltung unterbrochen wurde. Es war das hübscheste Kind, das ich in der Lombardei getroffen.“

Der König grämte sich aber nicht zu lange über den Verlust, er hätte Marcelline ohnehin nicht für immer besitzen wollen.

Einige Zeit nach diesem Abenteuer und der Schlacht bei Pavia, kam ihm der Gedanke, Venedig zu besuchen; er theilte seine Absicht dem venezianischen Gesandten, der sich ebenfalls im Lager befand, mit. Lorenzo Cornari, dies war der Gesandte der Republik, rieth Carlos, er möge Venedig incognito besuchen, weil er sonst allerhand Redereien ausgesetzt werden würde, und da Cornari auch seinen Hang zu Aben-

teuern kannte, redete er ihm noch mehr zu. Er meinte, Carlos sei ein zu schöner und für frivole Genüsse zu empfänglicher Mann, die Paraden, die man ihm zu Ehren veranstaltete, würden ihn nur langweilen und es sei überhaupt gerathener, in Venedig unbekannt zu bleiben. Carlos reiste also in Begleitung des Gesandten, seines Achates Gattemalo und noch eines vertrauten Dieners nach Venedig unter dem Namen Conte Castigliani. Für Carlos war es ein Leichtes, sich unter jedem Namen und jeder Nationalität den Leuten vorzustellen, da er alle Sprachen vollkommen sprach, so daß es schwer gewesen wäre, zu erkennen, welcher Nation er angehörte.

Auch in Venedig hatte er mehre Liebesabenteuer, namentlich eines mit einer venezianischen Dame, der Marchesa Gentileschi, Gattin eines Senators. Ihr Gatte hatte es wahrgenommen, wie zwischen dem Kaiserkönig und der Marchesa ein geheimes Einverständniß bestehe, er spähete dem Kaiser nach und als derselbe eines Abends zu den Füßen der schönen Dame girrte, wurde das zärtliche Paar von dem schauderhaften Gatten in einer keinen Zweifel Raum gebenden Situation angetroffen, was wenigstens für einen der Betheiligten von üblen Folgen hätte sein können, wenn der König nicht die Geistesgegenwart gehabt, die den Männern gewöhnlich im entscheidendsten Momente mangelt. Er packte den Senator am Halse und am Gürtel, hielt ihn einige Secunden aus dem

Fenster zwischen Luft und Wasser, bis der Ehemann mürbe wurde und um Gnade bat. Es war aber nicht genug, seine eigene Person in Sicherheit zu bringen. Kaum waren nämlich die Präliminarien des Waffenstillstandes zwischen den kriegführenden Parteien in dieser Weise festgestellt, als der Kaiser denselben auch auf die Dame ausdehnen und dem Senator das Ehrenwort abverlangen wollte, daß er ihr nichts thun würde.

„Seien Sie darüber ruhig, Sire, ich schwöre Ihnen, ich werde die Marchesa mit keinem Finger berühren, noch sie durch einen Bravo tödten lassen, wie dies viele meiner Landsleute thun würden. Das, was ihrer wartet, ist viel schlimmer, als Tod, obschon sie sich anfangs nicht viel daraus machen wird, wir wollen aber sehen, was sie nach einem Monat sagt."

Die Rache des Senators war wirklich eine grausamere, als wenn er seine Gattin hätte umbringen lassen. Sie wurde jede Nacht durch die fürchterlichsten Erscheinungen geplagt, ohne zu wissen, was mit ihr geschehen. Der Senator hatte sich die Sache viel kosten lassen, um einen Theil seines Palastes in eine Art Theater oder Bühne umzuwandeln, in welchem greuliche Geistererscheinungen mittelst einer magischen Laterne, zu jener Zeit kaum noch bekannt, einen Todtenreigen aufführten, die sie so entsetzten, daß sie in einem Monat beinahe bis zum Skelet abgezehrt war und zuletzt ganz irrsinnig wurde. Car-

los selbst lief Gefahr, einmal erdolcht zu werden, denn er wurde von zwei Bravos in einem sehr engen Gäßchen angefallen und rettete sich nur durch einen Sprung, den er auf die entgegengesetzte Seite über den schmalen Canal machte und dann so lang rannte, bis er einen Gondoliere antraf, der ihn in Sicherheit brachte. Auf diese Art wurde ihm der Aufenthalt in Venedig sehr bald verleidet.

In Flandern war er so beliebt bei den Bürgern und den Edlen, daß sie sich nicht gar zu viel daraus machten, wenn sie durch ihn zu Hahnreien wurden. Von Scheveningen machte er einen Abstecher nach England, ebenso incognito, wie er nach Venedig gereist war. König Heinrich VIII., der mit Carlos I. seit längerer Zeit auf gespanntem Fuße stand, erfuhr davon erst als Carlos das Land verlassen, der letztere schrieb Heinrich einen eigenhändigen Brief und sagte, wie leid es ihm gethan, seinen königlichen Vetter nicht besucht zu haben; daran sei lediglich das eifersüchtige Naturell Heinrich's schuld und er — Carlos — wollte es nicht auf sein Gewissen nehmen, daß seinetwegen eine Gattin des Königs geköpft werde.

„Der eingebildete Geck!" soll Heinrich ausgerufen haben, indem er den Brief in Stücke zerriß.

Nachdem er so vielerlei durchgemacht, fühlte er auch endlich, wie sich das Alter und mit demselben Mißmuth und Müdigkeit einstellten. Sein Aeußeres zeigte nicht die Hinfälligkeit seiner Kräfte, doch es

geschah ihm bei einigen der Damen so, wie dies Voltaire von dem englischen Ritter im XIII. Gesange seiner Pucelle d'Orleans erzählt, als die Letztere auf dem Punkte stand, ihm ihre Jungfräulichkeit hinzuschenken und diese durch ein Mirakel, welches der heilige Dionysius geschehen ließ, für die Sache Frankreichs gerettet ward. Diese Schwäche war nachgerade eine unheilbare geworden, so daß er den Genüssen der Liebe für immer entsagen mußte. Lange Zeit kämpfte er mit sich, was er thun sollte, bis er in das Kloster St. Juste kam, wo er die letzten Jahre seines Lebens hinbrachte. Ein sehr schöner Judenknabe, Reb Israel, leistete ihm hier Gesellschaft und tröstete ihn über den Verlust seiner Manneskraft in Bezug auf das weibliche Geschlecht, dem er auf ewig entsagt. Daß dieser Judenknabe nichts anderes als ein Mignon Don Carlos' war, zeugt auch die Grabschrift, die er sich und Reb Israel setzen ließ, dieser starb nämlich um 14 Tage früher als der König und Carlos grämte sich über seinen Tod so sehr, daß dieser Gram sein Ende beschleunigte. Die Grabschrift, die der Kaiserkönig verfertigen ließ, lautete:

„Hic jacet intus Carolus Quintus et puer Hebraeus."
(Hier liegt Carl der Fünfte und ein Judenknabe.)

Reb Israel wurde nämlich in dasselbe Grab gelegt, welches später auch Carlos I. aufnahm.

VII.

Unähnlichkeit Philipp's II. mit seinem Vater. — Prinz Don Carlos' Jugend. — Seine erste Liebeständelei mit Elisabeth von Valois. — Erste Verschwörung Don Carlos'. — Perez, Secretär des König. — Philipp II. heirathet Elisabeth von Valois. — Die Prinzessin von Eboli, Maitresse des Sohnes und des Vaters. — Ihre Intriguen. — Hinrichtung Perez'. — Noch eine Verschwörung des Don Carlos'. — Der König übergiebt seinen Sohn der heiligen Hermandad. — Die Dominikaner wollen ihn nicht verurtheilen. — Don Carlos' Tod. — Pizarro. — Des Königs und der Prinzessin Eboli Tod.

Das Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" findet bei keinem Regenten eine so handgreifliche Widerlegung, wie bei Philipp II., der Sohn des von mir in den beiden vorhergehenden Kapiteln erwähnten Don Carlos I. Er war ihm in jeder Beziehung so unähnlich, daß man sich wundern muß, wie ein Mensch, selbst wenn seine Mutter an dem präsumptiven Vater eine Untreue begangen und er ein Bastard gewesen, durch die erhaltene Erziehung vom Naturell und Psychischen desselben nicht so viel angezogen, daß er doch eine einzige Eigenschaft be-

sessen, in welcher er ihm gleiche. Solche Abnormitäten finden wir übrigens in der Weltgeschichte sehr viele, wie z. B. Ludwig XIII. von Frankreich, Ludwig I. römisch-fränkischer Kaiser, Johann ohne Land, Jakob I. von England, auch Franz I. von Oesterreich. Kein einziger besaß nur ein Fünkchen der guten Eigenschaften und des Naturells seines Vaters, doch bei einem jeden war es die Erziehung, die sie so degenerirt hatte, namentlich die Mütter, die ihre Kinder während deren Minderjährigkeit entweder verzogen hatten oder ihnen jede freie Willensäußerung benahmen, wie es Maria von Medici und Elisabeth von England mit den Thronerben gethan. Bei Philipp II. kann auch nur seine Mutter schuld daran gewesen sein, daß er so geworden. Sein Vater, Carlos, war entweder mit den Kriegen oder mit der Politik beschäftigt oder aber vertiefte er sich in seinen Liebeshändeln zu sehr, um sich der Erziehung seines Sohnes widmen zu können. Den Ton in Europa anzugeben, mit unzufriedenen Spaniern, Niederländern und Deutschen zu thun zu haben, Kriege gegen die protestantische Liga in Deutschland, gegen Soleiman II., gegen die Morisken siegreich zu führen, sich mit Religionsaffairen nebenbei beschäftigen und 2562 Geliebte zu haben, Alles dies ist keine Kleinigkeit und nahm nur zu viel Zeit in Anspruch, daß ihm zum Ueberwachen der Erziehung seines Sohnes wahrlich keine Zeit mehr blieb.

So ward denn aus Philipp II. ein Mann von sehr begrenzten Verstandsfähigkeiten, ein Mysanthrop, ein Obscurant, ein kalter, unfreundlicher, mürrischer Finsterling, eine Maschine in den Händen des Pfaffenthums, die um so gefährlicher ward, weil sie selber einen eigenen Willen zu haben glaubte und ihn dort äußerte, wo es galt zu schaden, ohne jemals etwas Gutes gethan zu haben.

Selbst in seinem Temperament war Philipp II. von seinem Vater ganz verschieden. Don Carlos war sehr verliebten Naturells, auf Philipp vermochte kein Weib einen Eindruck zu machen, obschon er sich dreimal verehelichte. Maria Tudor war unter seinen Gattinnen vielleicht die einzige, die sich für ihn schickte; er war aber beinahe immer von ihr getrennt, denn sie wohnte in London, während er, außer ein einzigesmal, niemals dahin kam und in England ein Andenken zurückließ, welches ihn in dieselbe Kategorie stellte, wie seine Gattin, die blutige Maria.

Sein Sohn, Don Carlos, gerieth übrigens ihm in Allem nach und würde ein eben so finsterer Despot geworden sein wie Philipp II. Dieser liebte ihn niemals so, wie ein Vater seinen Sohn lieben soll, wie übrigens das Gefühl der Liebe bei Philipp Etwas nicht existirendes war. Schon in seiner Kindheit war Carlos seinem Vater so entfremdet, daß er sich, wenn er ihn nahen hörte, versteckte, der Vater aber liebkoste ihn niemals, er war sogar froh, wenn er

ihn nicht zu Gesicht bekam. Carlos wurde schon in seinem 18. Jahre aus dem Hause geschickt, zuerst nach den Niederlanden, wo die reformirte Religion bereits viel Anhänger hatte, daß man das, was später folgen sollte, daß sich die Provinzen am Zuyderse und an den Ufern der Schelde trennen würden, in Voraus hätte sehen können. Philipp traute seinem Sohne nicht so viel Energie zu, um das aufrührerische Land zu pacificiren, sondern sandte an seiner Stelle ein Weib und einen Pfaffen dahin, indeß Don Carlos an den Hof des Königs von Frankreich, Heinrich II., kam. Hier konnte er das Intriguiren von zwei Weibern, Catharina von Medici, der Gattin, und Diana von Poitiers, der Maitresse des Königs, aus dem Grunde lernen, nebenbei aber klebte auch etwas von Galanterie an ihm, denn die Prinzessinnen des Hauses Valois waren niemals Muster der Sittsamkeit, so wie auch die Gattin Franz II., damals noch Kronprinzen, Maria Stuart, keine Lucretia war. Ihre beiden Schwägerinnen, Margarethe, nachherige Königin von Navarra und Gattin Heinrich's IV. von Bourbon und Elisabeth, waren schon als Kinder mit 14 Jahren nicht nur kokett, sondern sie kannten die Theorie der Liebe besser als den Katechismus und die letztere knüpfte mit Prinz Carlos eine Liebeständelei an, ohne daß ihre Mutter darüber ein Wort verloren. Eine solche Partie wie Don Carlos dünkte ihr nicht schlecht für Elisabeth, ob sie nun die Freuden

der Liebe um ein paar Jahre früher oder später kennen lernte, daran lag ihr nicht viel. Sie gönnte demnach sowohl ihrer Tochter wie ihrem Courmacher jede mögliche Freiheit und die jungen Leute hatten diese auch benutzt.

Mittlerweile war aber Philipp Wittwer geworden und da er dies nicht gerne bleiben wollte, schaute er sich unter den Prinzessinnen Europas nach einer Gattin um. Er war schon hoch über das gereifte Mannesalter hinaus, für ihn wäre eine Person von 30 Jahre passender gewesen als eine unter 20, dennoch fiel seine Wahl auf eine solche und zwar auf die Geliebte seines Sohnes, Elisabeth von Valois, die Tochter Heinrich's II. und Catharina's von Medici.

Der Gesandte Philipp's II. am Hofe von Frankreich erhielt den Auftrag, um die Hand Elisabeth's anzuhalten und ihre Mutter Catharina war froh, sie noch besser anzubringen und anstatt des Zukünftigen, ihr das Gegenwärtige zuzusichern, es ist also ganz natürlich, daß die Verlobung sogleich stattfand, Carlos aber erhielt den Befehl, nach Spanien zurück zu kommen.

Zwischen dem Don Carlos Schillers und jenem der Weltgeschichte ist ein großer Unterschied. Das ganze Drama ist eigentlich nichts als eine schöne Phantasie des Dichters gewesen, obschon die in demselben vorkommenden Persönlichkeiten sämmtlich der Wirklichkeit entlehnt sind, insofern dies ihre Namen

betrifft, in Wirklichkeit waren sie ganz anders, namentlich Alba, der König und Don Carlos.

Man hielt die Verlobung des Königs mit der Prinzessin Elisabeth von Valois vor Don Carlos einige Zeit geheim, d. h. man fand es nicht der Mühe werth, ihn darüber in Kenntniß zu setzen. Er befand sich damals, als Elisabeth sich auf die Reise nach Spanien begab, in Pampelluna und lebte dem Vergnügen der Jagd. Ein Piqueur in französischer Livree kam eben von jenseits der Pyrenäen, um für das Gefolge der Prinzessin Quartier zu bestellen und mit diesem traf der Prinz zusammen. Der Piqueur erzählte ihm, was der ganzen Welt außer Don Carlos bekannt war, nämlich von der baldigen Heirath seines Vaters. Don Carlos war wie zu Stein verwandelt, ehe der Paroxismus der Wuth über ihn kam, er tobte und fluchte, endlich aber sann er darüber nach, welchen Streich er seinem Vater spielen sollte, um sich an ihm dafür zu rächen, daß er ihm seine Geliebte geraubt. Ihn zum Hahnrei machen war Etwas, was ihm schwer fallen würde, wenn Elisabeth einmal nach Spanien käme. Carlos wußte nur zu gut, wie mißtrauisch sein Vater war, daß es ihm an Gelegenheit mangeln würde, mit seiner Stiefmutter unter vier Augen zu sprechen. Am spanischen Hofe ging es sehr streng zu und eine Königin ward dort nicht mehr gehütet, als eine Sklavin des Sultans. Es fiel ihm ein abenteuerlicher Gedanke ein:

Elisabeth zu entführen, mit ihr nach den Niederlanden zu fliehen, dort an die Spitze der Unzufriedenen zu treten und sich von ihnen zum König ausrufen zu lassen. Dieser Plan war also so gut Hochverrath, als es jemals einen solchen gab. Carlos war aber unvorsichtig genug, seinen Plan nicht für sich zu behalten, sondern ihn einigen Menschen mitzutheilen, von denen er glaubte, sie seien ihm anhänglich. Diese drei Personen, denn so viele waren es, hatten den Prinzen auf seiner Jagdexcursion begleitet, es waren der Graf José Perez, der Herzog de Silva und ein Graf Lerma. Kaum hatte sich Carlos ihnen mitgetheilt, als sie sein Vorhaben dem Könige mittheilten, der den Grafen Alba entsendete, um den Prinzen, ob er wollte oder nicht, zurück zu holen und wenn er sich widersetzte, gefangen zu nehmen. Alba war ein Mann, der auch viel schwierigere Aufträge ausgeführt haben würde, er machte mit Don Carlos nicht viel Umstände, sondern brachte ihn nach Madrid zu seinem Vater. Der eine wie der andere schmollten eine Zeit lang mit einander. Den Vater verdroß es, daß die Welt von der Uneinigkeit zwischen ihm und dem Sohne etwas erfahren sollte, er wollte etwas thun, um ihn Elisabeth vergessen zu machen.

Eine der Damen, die dazu bestimmt waren, die junge Königin zu empfangen, die Prinzessin von Eboli, eine Zeit lang Maitresse des Königs, ward dazu ausersehen, Don Carlos zu besänftigen. Für Liebhaber

vollkommener Weiberformen war die Eboli gewiß tausendmal mehr werth, als die spindeldünne Elisabeth und es war ihr auch nicht schwer, den Prinzen in ihren Netzen zu fangen, so daß er in ihren Armen Elisabeth gänzlich vergaß. Er verstand es übrigens so wenig, sich vor der Welt zu bemeistern, daß das Liebesverhältniß zwischen ihm und der Dame bald offenkundig wurde und in den Augen vieler prüden Personen als Aergerniß erschien. Bis dahin waren die Spanier noch an keine Hofscandale gewöhnt, weder Isabella I., noch die Gattin Carlos I., noch auch jene Philipp's I. hatten Ursachen geliefert, daß man über sie sprechen konnte und Carlos I. hatte alle seine Liebesverhältnisse außerhalb des königlichen Palastes, die Hofdamen selbst hielten viel auf den Schein und die jesuitische Maxime: si non caste, caute. Die einzige Eboli hatte sich über das Gerede der Welt hinweggesetzt, schon damals, als sie die Maitresse Philipp's II. war, dieser hatte sie auch deshalb aufgegeben und siehe da, jetzt war der Scandal noch größer.

Diese Dame war eine solche Messaline, daß ihr ein Liebhaber auf einmal nicht genügte und sie hatte deren mehre, namentlich auch den Cardinal Granvella, den Secretär des Königs, Perez, den Abenteurer Francisco Pizarro, Entdecker von Peru und noch einige Andere. Sie hatte den jungen Prinzen bald so demoralisirt, daß sich selbst sein Vater dar-

über entsetzte und er ernstlich daran dachte, was aus seinem Reiche unter einem solchen Nachfolger werden würde.

Daß Don Carlos in seine Stiefmutter Elisabeth verliebt war, ehe sie Philipp geheirathet, ist gewiß, nicht aber, daß das Liebesverhältniß auch später fortgesetzt wurde, wiewohl es sogar Historiker giebt, die behaupten, der Nachfolger Philipp's II. sei nicht das Product der Lenden dieses Königs, wohl aber ein in blutschänderischem Ehebruch gezeugtes Kind gewesen.

In einem in Escurial befindlichen Buche, welches zum Verfasser denselben Perez hat, dessen ich schon zweimal erwähnt, wird das Liebesverhältniß zwischen Carlos und der Stiefmutter durchaus in Abrede gestellt und zwar, weil die Königin, die Carlos noch als Prinzen geliebt hatte, als sie erfuhr, welch ausschweifendes Leben er mit der Prinzessin von Eboli führte, einen solchen Widerwillen gegen ihn faßte, daß sie ihn niemals bei sich empfing und ihn auch sonst, wenn sie mit ihm öffentlich zusammen kam, sehr kalt und beinahe verächtlich behandelte.

Die Prinzessin von Eboli, die nebenbei, daß sie viel Geschmack an Liebesgenüssen fand, auch sonst eine Intrigantin war, ärgerte es, daß sie jetzt gar keinen Einfluß mehr bei Hofe besaß und sie fing an, neuerdings die Waffen der Koketterie hervor zu nehmen und mit denselben auf den König zu zielen. Dieser hatte an Elisabeth nichts mehr und nichts weniger

gefunden, als eine Dame, die ihn nicht liebte, bei seinen Liebkosungen kalt blieb, so daß sie ihm endlich langweilig wurde. Diese Veränderung in seinen Gefühlen fiel Niemandem so bald auf, als der Prinzessin von Eboli und nächst dieser zwei Männern, dem Secretär Perez und dem Herzog de Silva. Sie waren es, die Carlos Absichten auf Elisabeth verrathen hatten, als er diese entführen wollte. Sie hatten keinen Dank davon, denn der Posten, den Perez erhalten, war einer, von welchem er nicht höher avanciren sollte, Silva aber erlangte die Gouverneursstelle von Valencia, um die er angehalten, nicht, diese wurde dem Herzoge von Feria gegeben. Es reute sie demnach der begangene Verrath und obschon Nebenbuhler, trachtete doch der Eine und der Andere Carlos Zuneigung wieder zu gewinnen.

Der König selbst wurde einmal schwer krank, einige Aerzte meinten, er würde die Pocken bekommen, eine Krankheit, die damals für tödtlich gehalten wurde, die selbst heutzutage, trotz der segensreichen Erfindung Dr. Jenner's, immer noch sehr gefährlich ist. Diese Krankheit brachte die Actien seines Sohnes ins Steigen und die heliotropartigen Höflinge schaarten sich um die aufgehende Sonne. Es war aber nicht so schlimm mit Philipp, er genas und die Prinzessin von Eboli, die seine Genesung geahnt haben mochte, hatte sich während seiner Krankheit, als seine Wärterin, dem alten Manne wieder so unentbehrlich gemacht, daß

er das abgebrochene Liebesverhältniß mit ihr neuerdings anknüpfte, ihr gleichzeitig den Wink gebend, Carlos von sich ferne zu halten. Philipp II. konnte sich nämlich mit dem Gedanken, er sei ein Nebenmann seines Sohnes, durchaus nicht befreunden.

Die Eboli ward Carlos auch satt und es fiel ihr nicht schwer, ihm den Abschied zu geben. Zu Carlos Unglück war aber dieser viel erpichter auf ihren Besitz, als daß er sich hätte abweisen lassen. Er verband sich mit Perez und dem Herzog von Silva gegen die Dame, um sie so zu zwingen, zu ihm zurückzukehren, indem er sie ihres Einflusses berauben wollte. Sie war aber viel zu geschickt, um nicht jeden gegen sie geführten Schlag zu pariren. Sie brachte es durch ihre Intriguen dahin, daß der Herzog von Silva vom Hofe verbannt, gegen Perez aber ein Proceß wegen Hochverrath eingeleitet wurde, in welchen auch Don Carlos verwickelt war.

Eine Commission, aus Dominikanern bestehend, wurde vom Könige ernannt, um die Sache aufs Strengste zu untersuchen und die Vollmacht, die sie erhielt, war eine unbegrenzte. Carlos, der sich schuldig fühlte, war der erste, der, auf seine Rettung bedacht, Madrid verließ und indem er sich nach Portugal begab, überließ er seine Freunde ihrem Schicksale, ja er that noch mehr, er schrieb von Lissabon an seinen Vater einen Brief in Ausdrücken der größten Zerknirschung, beschuldigte Perez, der ihn verführt

und sandte ihm eine Liste jener Männer, die in das Complot verwickelt waren, es war unter den Spaniern nur einer, nebenbei aber drei Niederländer, Wilhelm von Oranien und die Grafen von Egmont und Horn. Dieser Brief hatte die sofortige Hinrichtung des Secretärs zur Folge. Als dieser auf die Folter gespannt wurde, konnte ihm kein Geständniß entlockt werden, er blieb dabei, daß er unschuldig an Allem und behauptete sogar, eine solche Verschwörung, wie der Prinz angegeben, habe niemals stattgefunden, außer vielleicht im Herzen des Prinzen, von dem er überzeugt sei, daß er nach dem Leben seines Vaters trachtete.

Carlos erhielt von seinem Vater eine Amnestie und kehrte wieder nach Madrid zurück. Die Perfidie seiner ehemaligen Geliebten, der Prinzessin von Eboli, wurmte ihn aber so, daß er es auch fortan nicht aufgab, gegen sie zu intrigiren und sein Benehmen gegen sie war ein feindseliges.

Die Prinzessin war nicht eine Frau, um sich von einem Menschen, der in geistiger Beziehung tief unter ihr stand, verächtlich behandeln zu lassen, sie schrieb sich die bitteren Worte, die er über sie fallen ließ, hinter's Ohr und lauerte auf eine Gelegenheit, es ihm einzubringen.

Der Eroberer von Peru, Francisco Pizarro, hatte der Krone ein Juwel mehr geschenkt und erwartete, zum Vice-König des eroberten Landes er-

nannt zu werden. Anstatt dessen wurde ein Günstling der Prinzessin, Nunnez Vela, dazu ernannt, doch kaum in Cuzco angekommen, von den Parteigängern Pizarro's ermordet, so wie auch Almagro auf Pizarro's Befehl hingerichtet. Pizarro selbst fühlte sich nicht stark genug in Peru, wo er seiner Grausamkeit halber sehr unbeliebt war und dachte daran, aus Spanien eine Stütze zu erhalten. Er ließ sich also mit dem Kronprinzen in einen Briefwechsel ein und bot ihm die Krone des entdeckten großen Reiches an. Carlos war einfältig genug, auf den Leim zu gehen, doch während er bei den reichen Wucherern von Madrid ein Anlehen negocirte, um eine kleine Flotille ausrüsten zu können, wurde auch Pizarro von den Freunden des hingerichteten Almagro ermordet und Valboa nach Peru als Statthalter gesendet. Dieser ließ den Palast von Cuzco durchstöbern und die Briefe Don Carlos fielen ihm in die Hände. Er schickte die Schriften an den König und diese wurden der heiligen Hermandad vorgelegt. Sie waren übrigens nicht nur für Carlos, sondern auch für die Prinzessin von Eboli in sofern compromittirend, als der Prinz in den Briefen Perez als an der Verschwörung, derentwegen er hingerichtet werden, ganz unschuldig darstellte. Der Groß-Inquisitor berieth sich mit dem König über die Maßregeln, die zu ergreifen wären. Philipp sagte, man solle seinen Sohn nicht schonen.

„Die heilige Hermandad urtheilt nicht über

Staatsverbrechen, sondern nur über Ketzerei," sagte der Groß-Inquisitor. „Der Prinz ist ein zu guter Katholik, als daß ihm der Vorwurf gemacht werden könnte, er sei der Lehre der verfluchten Ketzerei gewogen."

„Er war es und ist es noch gegenwärtig. Er hat ja mit dem Unzufriedenen und Bilderstürmern in Gent in Verbindung gestanden," entgegnete der König. „Ich werde vor ihm keine Ruhe haben, er trachtet nach meinem Leben und hat sogar meine Ehre angetastet, indem er es gewagt, seine Augen auf seine Stiefmutter zu werfen. Er muß sterben. Drängt mich nicht dazu, daß ich ihn durch einen Meuchelmörder ermorden lasse, sondern übernehmt seine Verurtheilung."

So wenig human und schonend das Inquisitionsgericht mit den Unglücklichen verfuhr, die es unter seine Krallen bekam, so ängstlich benahmen sich die Mitglieder desselben in Bezug auf den Prinzen. Zu vier verschiedenen Malen begab sich der Groß-Inquisitor zum König, um ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen, eben so oft hatte die Prinzessin von Eboli seine Beredsamkeit paralisirt und als endlich das Urtheil gefällt war, baten die Dominikaner um Gnade für den Prinzen. Der König hatte aber eben Depeschen aus den Niederlanden erhalten, in welchen ihm die Herzogin von Parma ihre Lage als eine sehr riskirte schilderte und den König bat, sie von ihrem

Posten abzuberufen, denn sie habe sonst das Aergste zu gewärtigen. Diese Nachrichten hatten den König so aufgebracht, daß er das Urtheil dem Groß-Inquisitor aus der Hand riß, es unterfertigte und mit barscher Stimme ausrief: „Noch heute zu vollziehen," worauf er ihn verließ.

Philipp II. reiste an dem Tage, an welchem sein Sohn hingerichtet wurde, von Madrid nach Escurial. Die Hinrichtung geschah nicht öffentlich; der Königssohn wurde in ein warmes Bad gesetzt und ihm die Adern geöffnet, so daß er verblutete. Niemand wußte davon, was geschehen, denn von den Dominikanern kam es nicht heraus, der König hatte es aber verboten, diesen Gegenstand weiter in seiner Gegenwart zu berühren, so daß selbst die Königin Elisabeth davon erst ein Jahr später, als das traurige Ereigniß stattgefunden, Kunde erhielt. Erst jetzt war wieder die Erinnerung an ihre einstige Liebe zu ihm in ihrem Herzen erwacht und sie weinte die bittersten Thränen um ihn, so daß dies selbst den sonst unempfindlichen König rührte.

Philipp reute es später und, wie alle schwachen Menschen, wenn sie etwas begangen, wobei sie auch andere Personen in die Mitleidenschaft gezogen, schob er die ganze Schuld dieser überstürzten Handlungsweise auf seine Favoritin, die Prinzessin von Eboli. Er war aber viel zu feig, um ihr selber Vorwürfe zu machen, sondern lieh sein Ohr den Feinden der

Prinzessin, deren es nicht wenige gab und überließ es ihnen, diese Dame zu stürzen. Er selbst machte sich aus dem Staube.

Bei einer öffentlichen Feierlichkeit, einer Procession, erschien die Prinzessin in höchstem Staat unter den Hofdamen, als die Königin eintrat und ihren Gruß nur mit einem verächtlichen Blicke erwiderte. Die Königin hatte sich nämlich an die Spitze der Intrigue gegen die Prinzessin gestellt, die übrigen Damen zogen sich ebenfalls von ihr zurück und sie sah sich während des Umzuges von Allen gemieden, auch hatte sie am heutigen Tage keine Einladung zum Festmahl erhalten und Groll im Herzen reiste sie nach Escurial, um vom König eine Erklärung und Genugthuung zu fordern. Philipp ließ sich vor ihr verleugnen und verließ auch diesen Palast, um ja nicht mit ihr eine Erörterung zu riskiren. Als sie sah, wie sich Alles gegen sie verschworen, verließ sie die Hauptstadt und den Hof auf ewige Zeiten und zog sich auf ihren Landsitz in der Provinz Asturien zurück, wo sie fortan blieb.

Die Rachegöttin hatte übrigens weder sie noch den König aus den Augen gelassen. Ein Neffe jenes Perez, der zufolge der Intriguen der Prinzessin als Hochverräther hingerichtet wurde, dessen ziemlich große Besitzungen, nachdem sie confiscirt worden waren, der Prinzessin als Lohn ihres Verraths zufielen, hatte es geschworen, den Tod seines Oheims an ihr zu rächen.

Er warb eine Bande von Räubern an, die das Schloß, in welchem sich die Prinzessin aufhielt, angriffen und in Brand steckten. Dieser Brand fand bei Nacht statt und sie erwachte erst, als die Flammen bereits das Gemach erreichten, in welchem sie schlief. Sie hatte noch immer Geistesgegenwart genug, die Bettdecke in die Wasserkufe, in welcher sie sich gewöhnlich badete, zu tauchen und es um sich nehmend durch die Flammen zu stürzen, während ihre Diener mit den Räubern ins Handgemenge kamen. Sie wäre beinahe schon gerettet gewesen, als eine verirrte Kugel sie in die Brust traf und sie zusammenstürzte. Die Flammen hatten sie ergriffen, ehe zwei ihrer Diener sie von Boden aufhoben und sie auf einen sicheren Platz trugen. Sie starb hier dann unter unsäglichen Qualen, denn sie war überall verbrannt, die Brandwunden hätten sie getödtet auch ohne den Schuß, der jedoch ebenfalls tödtlich war.

Philipp überlebte seine ehemalige Maitresse nur um ein Jahr, er starb an jener Krankheit, an welcher auch Herodes und Sulla gestorben, an der Phtyriasis oder Lauskrankheit.

VIII.

Carlos II. von Spanien. — Sein Versuch selbstständig zu werden. — Der Officier Torillo. — Der Graf von Alameda. — Die strengen Duellgesetze. — Der Graf von Santarem. — Der Graf von Bazan. — Das königliche Aranjuez. — Entfremdung des Königs von der Königin. — Der Chevalier de Vaudemont, später Herzog von Alameda. — Ausschweifungen des Königs und deren Folgen. — Seine Furcht vor galanten Kranheiten. — Die Nichte Mazarins, Maria Mancini, Herzogin von Olivarez.

Der letzte König von Spanien, aus dem Hause Habsburg, Carlos II., gehörte auch unter diejenigen Monarchen, bei denen die Genüsse der Liebe über Alles gehen; Carlos würde kein schlimmer Regent gewesen sein, wenn er nur etwas mehr Selbstständigkeit besaß. Er war schon seit Kindheit auf zu Gehorsam gewöhnt worden, so daß diese ihm zur zweiten Natur geworden war. Seine Erziehung war eine solche, die ihm jedes Gefühl der Selstständigkeit raubte. Die spanische Hofetikette war die steifste in ganz Europa. An diesem Hofe war Alles abgezirkelt und mußte auf Takt geschehen. Die Schuld daran

lag an den Königinnen, die, angefangen von Isabella I. bis zur Zeit Henriettens, der Gattin Philipps von Orleans, nachherigen Königs von Spanien, zu den prüdesten Geschöpfen gehörten. Es ist beinahe ein Wunder, daß sie ihre ehelichen Pflichten erfüllten, dies mußte wahrscheinlich auch nach den Gesetzen der Etikette geschehen, daher ist es kein Wunder, wenn einige der spanischen Monarchen, wenn sie Vergnügen in der Liebe finden wollten, dieses außer dem Hause zu suchen genöthigt waren, so daß sogar der kalte und finstere Philipp II. sich bei der Prinzessin von Eboli schadlos halten mußte dafür, was ihm zu Hause so spärlich geboten wurde.

Als Carlos II. noch ein Knabe von 15 Jahren war, hatte er versucht, selbstständig sein zu wollen, indem er das königliche Schloß verließ und einen ganzen Tag nicht in Vorschein kam. Er hatte einige Scudi als Geburtstagsgeschenk von seiner Mutter erhalten und es wurde ihm gestattet, mit diesem Gelde in der Tasche zu klimpern. Er benutzte einen Augenblick des Unbewachtseins und schlüpfte auf die Straße, bis er in solche Straßen kam, die er bis jetzt noch gar nicht gesehen hatte, da ging er in eine Posada, ließ sich Wein geben, sah den Leuten zu, wie sie spielten, versuchte sein Glück ebenfalls mit den Würfeln und gewann eine Summe, die diejenige, welche er in der Tasche besaß, verdoppelte und würde, weiß der Himmel, welche tolle Streiche verübt haben, hätte

ihn nicht ein Officier, der ebenfalls dahin kam, erkannt und am Hofe berichtet, wie er den jungen Monarchen getroffen. Dieser hatte unterdessen ein paar Glas Wein zu hastig getrunken und befand sich in einem Zustande, die ihm die Stellung, welche ihm das Schicksal auferlegt, vergessen machte, er widersetzte sich den Hofcavalieren, die ihn zurückbringen wollten und sie mußten warten, bis er seinen Rausch ausgeschlafen, um ihn nach Hause zu führen.

„Ich möchte gerne den Schurken kennen," sagte der König zum Herzog von Alameda, „der mich verrathen. Ich war im besten Zuge, habe mich noch niemals so gut unterhalten, als gestern und Ihr mögt thun, was Ihr wollt, ich werde Euch doch wieder entwischen, denn ich bin bei Gelde."

Eines Morgens, es war etwa eine Woche nach dem soeben erzählten Abenteuer, überraschte der König in einem der Gemächer, die von den Hofdamen bewohnt wurden, einen jungen hübschen Officier, der, als er den König erblickte, sich schnell entfernen wollte. Dem König kam das Gesicht des Officiers bekannt vor.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr hier und weswegen wollt Ihr Euch fortschleichen?" frug der König.

„Weil ich keine Lust habe von den Wachen gesehen und arretirt zu werden," war des Officiers Antwort.

„Ihr seid also ohne Erlaubniß hier?" frug der König, den Officier fixirend.

„Etwa so, wie Euer Majestät vor acht Tagen in der Posada des Jago Sulzio," entgegnete der Officier.

„Hah, ich erkenne Euch, Ihr habt auch dort gespielt und ich habe Euch fünfzehn Scudi abgewonnen."

„Wann Euer Majestät befehlen, stehen Ihnen noch andere fünfzehn zu Diensten."

„Ich erinnere mich Eurer, Ihr seid ein lustiger Bruder. Euer Name ist Ruy Torillo. Ihr seid von Adel."

„Ich bin so glücklich einer der erlauchtesten Familien Spaniens anzugehören."

„Sagt mir aber, was habt Ihr hier zu thun? Dies sind die Gemächer der Herzogin von Gonzalez."

Torillo bekannte dem König, wie er mit der Duenna der Herzogin eine Verabredung getroffen, um mit ihrer Gebieterin sprechen zu können, in die er rasend verliebt war. Die Intrigue gefiel dem jungen König so gut, daß er dem Officier versprach, er wolle sich seiner annehmen, und um dies thun zu können, ernannte er ihn zum Capitain in seiner Leibgarde, nahm sich auch wirklich seiner soweit an, daß die stolze Herzogin von Gonzalez ihm die Hand ihrer Tochter nicht verweigerte.

Hiermit hatte der König den ganzen Vorrath seiner Energie und Selbstständigkeit verschossen und, nachdem er als Knabe und Jüngling unter der Zucht seiner Mutter gestanden, ward er in seinem Mannes-

alter von seiner Umgebung bevormundet, so daß er noch unselbstständiger wurde, als er ehemals gewesen, obschon sich diese Unselbstständigkeit nur auf Staatsaffairen beschränkte. In seinen Liebesintriguen ließ er sich keinen Zwang anlegen, es fiel auch Niemandem ein, es thun zu wollen.

Spanien hatte seit beinahe zwei Jahrhunderten in beständigem Kriege mit Frankreich gestanden und selbst zu Anfang der Regierung Carlos II. wüthete zwischen diesen beiden Ländern der Krieg noch immer fort, weil derselbe von Seiten Oesterreichs geschürt wurde.

Unter den Ministern, die sich noch bei der Mutter des Königs in Gunst gesetzt hatten, befand sich auch der Herzog von Alameda, von Herkunft ein Franzose, doch schon in Spanien geboren, da sein Vater hier geheirathet hatte, und ein Feind Mazarins war, der sich an den Kriegen der Fronde betheiligt und nach Spanien gekommen war, um hier sein Glück zu versuchen. So lange Mazarin lebte, war der ältere Alameda, ehemals Chevalier de Vaudemont, in seiner Politik seinem ehemaligen Vaterlande entschieden feindlich, erst nach dem Tode des französischen Premiers, nachdem Colbert an dessen Stelle getreten war, fing er an, sich wieder dem Hofe Ludwigs XIV. freundlich zu zeigen. Die spanischen, wie viele andere Minister, ließen sich entweder durch Geld und Orden oder durch geschickte Agentinnen be-

stechen, eine solche hatte Colbert in der Person einer schönen Französin, der Marquise von Hautpoul, gefunden, die nicht nur den Minister, sondern auch den König in ihre Liebesnetze verstrickte.

Diese Dame hatte am Hofe von Madrid alle Pariser Moden eingeführt. Der König fing an, für Alles, was aus Frankreich kam, zu schwärmen und seine Freundschaft mit Ludwig XIV. wurde von Tag zu Tag eine innigere und die drei Frauen, die Mutter Ludwigs XIV., Anna von Oesterreich, seine Gattin Maria Theresia und die Herzogin von Roncesvalles — alias Marquise von Hautpoul — trugen am meisten zur Cementirung der Freundschaft zwischen den beiden Monarchen bei, obschon die Königin, Carlos II. Gattin, und der Minister Graf von Santarem sich mehr zu Oesterreich neigten.

Die Manie, am Hofe Alles nachzuahmen, was in Paris Mode war, zeigte sich in den kleinlichsten Sachen und erstreckte sich sogar auf die gesetzgebende Macht. In Frankreich wurden zu Zeiten des großen Cardinals Richelieu die Duelle unter Androhung der Todesstrafe verboten. Jakob I. von England hatte es versucht, die Duelle abzuschaffen, obschon auf dieselbe keine so schwere Strafe gesetzt ward, es war ihm nicht gelungen und unter seinen Nachfolgern Carl I. und Carl II. waren Duelle im höchsten Flor. In Frankreich hatten dieselben nach den Edikten ebenfalls zugenommen und ließen erst unter der Minister-

schaft Mazarin's nach, da diese Edikte nicht mehr gehalten und stillschweigend abgeschafft worden waren. In Spanien hingegen waren die Duelle gleichfalls an der Tagesordnung und selbst unter den Ministern gab es Fälle, daß sich einer mit dem andern schlug.

Niemandem war diese Duellmode so außerordentlich ungelegen, wie dem Grafen von Santarem, einem sehr hasenherzigen Menschen, einem Parvenu, den die Jesuiten poussirten und der es unter einem energischeren Regenten als Carlos II. niemals so weit gebracht hätte. Santarem erfreute sich zumeist der Gunst der Königin, zu deren Schleppträgern er gehörte. Er kannte jedes Stadtgeklatsche und schmeichelte sich bei ihr dadurch ein, daß er ihr alle kleinen Scandale, die sich in aristokratischen Familien und an den Höfen von St. James und Versailles zutrugen, brühheiß erzählte. Der Graf von Alameda war der erbittertste Feind Santarem's und sein Nebenbuhler in der Gunst des Königs, der aber zu wankelmüthig war, um sich für den einen oder den andern mit Bestimmtheit zu entscheiden.

Dem Grafen von Santarem kostete es ungeheuer viel Mühe, die sarkastischen Ausfälle Alamedas gegen ihn zu pariren, er wußte sehr gut, daß sein politischer Gegner es nur darauf abgesehen hatte, ihn derart zu beleidigen, daß ein Duell unter den beiden Ministern unvermeidlich gewesen wäre, in welchem Falle Santarem gewiß den Kürzeren gezogen

hätte, da Alameda als der beste Fechter in Spanien bekannt war. Um einer solchen Zufälligkeit nicht ausgesetzt zu sein, drang Santarem während der Abwesenheit Alamedas in den König, dem Beispiele Frankreichs zu folgen und ein strenges Edikt gegen die Duelle zu erlassen, um so mehr, da sich gerade zwei Caraliere aus hohen Familien geschlagen und einer derselben, der letzte Nachkomme eines erlauchten Geschlechts, gefallen war. Der Scandal war um so größer, da das Duell am Gründonnerstag, während die Leute nach der Kirche gingen, vor der Thür derselben stattgefunden. Am Abend desselben Tages wurde das Edikt gegen die Duelle angeschlagen, nach welchem die Duellanten mit dem Tode durch Pulver und Blei bestraft werden sollten.

Das Edikt wirkte auf die Spanier in entgegengesetzter Weise, ebenso wie dies in Frankreich war, die Duelle wurden noch häufiger und Alameda, der es sehr gut wußte, was die Ursache gewesen, weswegen dieses Edikt verkündet wurde, nahm Santarem zu seinem Stichblatt, er witzelte über ihn und nannte diese Edikte die Wappenschilde seines Collegen und Freibriefe für die Feigheit des Grafen von Santarem, er sagte auch, es fiele ihm niemals ein, sich mit diesem schlagen zu wollen, er ziehe die Jagd auf Hochwild jener auf Hasen vor.

Dieses Edikt stand übrigens während zwei Jahren in voller Kraft, und es fanden einige Hin-

richtungen statt, zuweilen begnadigte der König auch die Schuldigen, manchmal geschah es aber, daß die Begnadigung zu spät ankam, nachdem der Verurtheilte bereits hingerichtet worden. Alameda drang in den König das Edikt abzuschaffen, da durch dasselbe ohnehin keine Resultate erzielt worden.

„Ich will Ihrem Rathe folgen," entgegnete der König, „und das Widerrufungsedikt soll am nächsten Ostermontage verkündet werden, wir haben bis dahin nur noch eine Woche. Ich hoffe, es wird sich indessen nichts ereignen, man kann es allenfalls unter die Leute bringen, wenn sie sich schlagen wollen, können sie's auf die nächste Woche lassen."

Die Charwoche wird in Madrid mit dem größten Pomp gehalten und so absurd es auch ist, daß in einer Zeit, wo die Christen das Andenken des Erlösers durch Andacht und Zerknirschung ehren sollten, Festlichkeiten stattfinden sollen, so geschieht dies doch in katholischen Ländern, selbst die sogenannten Passionsspiele sind nicht viel besser als Karrikirungen des Lebens und der Leiden Christi. Der Mensch begeht aber nur zu oft die widersinnigsten Handlungen aus übertriebenem Eifer und infolge einer falschen Auffassung der Dinge.

In der Charwoche war es also auch, als mehrere Buffons, Tänzer und Tänzerinnen, Gaukler, Bänkelsänger, Marktschreier sich an den Hauptplätzen von Madrid, namentlich vor der Puerta del Sol

versammelt hatten, wo gleichzeitig Marktbuden aufgeschlagen waren. Der König selber besuchte den Markt mit seinem Gefolge. Er wurde vom Anblicke einer andalusischen Straßentänzerin gefesselt. Santarem, der bei dem König nur deshalb in großer Gunst stand, weil er bei ihm die Rolle eines Postillon d'amour und Kupplers spielte, erhielt vom König den Auftrag, die Tänzerin seinen Wünschen zugänglich zu machen. Das Mädchen war aber spröde, sie hielt viel zu sehr auf ihre Tugend, als daß sie dieselbe selbst einem König hingegeben hätte.

„Auf diese Weise wird es nicht möglich, der Dirne beizukommen," meinte Santarem. „Sie ist übrigens, so viel ich aus den wenigen Worten, die ich mit ihr gewechselt, entnehmen konnte, gebildet und liebenswürdig genug, um Eure Majestät auch auf längere Zeit zu fesseln."

„Ich will sie zu meiner Maitresse haben," sagte der König, „sie hat mich ganz geblendet und ich fühle, daß ich sie viel länger lieben werde, als ich dies bis jetzt mit anderen Frauen gethan."

„Bedenken aber Euer Majestät, was würde die Welt sagen, wenn es hieße, Sie haben eine Straßentänzerin zu Ihrer Maitresse erhoben? Es wäre ein ungeheurer Scandal. — Es gäbe nur ein Mittel. —"

„Welches Mittel? Schnell heraus damit. Ist es vielleicht viel Geld?" frug der König.

„Es würde allerdings etwas kosten. Euer Majestät sind aber freigebig."

„Die Schätze des Escurial gäbe ich für den Besitz dieses Mädchens," sagte der König.

Das Schauspiel „Maritana" oder „Don Cäsar de Bazan" ist wohl Jedermann bekannt, ich finde es also nicht nothwendig, den Hergang der ganzen Affaire zu erzählen, will nur davon sprechen, in wiefern das Schauspiel von der Wirklichkeit abweicht:

Don Cäsar de Bazan war zwar ein verarmter Cavalier, doch bei weitem kein solcher Taugenichts, wie der Held des französischen Stückes. Auch in der Wirklichkeit war der Graf de Bazan unter Gewahrsam, doch nicht eines Duells wegen, sondern in Schuldenhaft. Der Graf von Santarem machte ihm den Antrag, er würde seine Schulden bezahlen und ihm noch so viel Geld geben, daß er nach Mexiko auswandern könnte, er müßte sich nur bequemen, einer Dame von niederer Herkunft seinen Namen zu geben. Cäsar ging auf den Antrag ein und wurde aus dem Gefängniß entlassen. Santarem hatte ihm auch eine Art Drangabe, 100 Skudi, gegeben, damit er sich cavaliermäßig ausstaffiren könne. Cäsar ging nach dem Markte, wo er ebenfalls die Straßentänzerin erblickte und sich in sie auf den ersten Anblick verliebte. Die hübsche Andalusierin nahm seine Complimente besser auf, als die Anträge des Königs. Sie waren bald so vertraut mit einander,

daß sie sich gegenseitig Alles mittheilten, so erfuhren sie auch ihre beiderseitige Stellung zu einander und wie es bestimmt worden, daß er sie heirathen sollte, damit sie als Gräfin von Bazan hoffähig werden könnte, denn wie die meisten verliebten Könige, war auch Carl II. darauf bedacht, seiner ehemaligen Maitresse, wenn er sie einst verlassen sollte, die Zukunft zu sichern, zumal als er sah, wie spröde sie sich gegen ihn benahm. Die Trauung zwischen Don Cäsar und der Straßentänzerin sollte in einer Kapelle des Dominikanerklosters zu Aranjuez, wohin sich der König begeben hatte, um hier einer großen Treibjagd beizuwohnen, stattfinden. Maritana fuhr voran in einem Wagen des Grafen von Santarem und Don Cäsar folgte ihr zu Pferde. Zwischen elf und zwölf Uhr Nachts fand die Trauung statt, nach derselben aber ein Abendmahl einiger Gardeofficiere, zu welchem auch Don Cäsar eingeladen war.

Don José de Santarem glaubte während der Trauung, welcher er als Zeuge beiwohnte, Blicke des Einverständnisses zwischen Don Cäsar und seiner Braut wahrgenommen zu haben und trug den Officieren auf, dem Bräutigam so lange zuzutrinken, bis er unter dem Tische liege. Don Cäsar war aber das Trinken so gewöhnt, daß es eine ziemliche Dosis brauchte, um ihn in einen unzurechnungsfähigen Zustand zu versetzen, auch mochte er die Absicht der Officiere geahnt haben, er nahm sich also in Acht

und trank die ihm ausgebrachten Gläser kaum zur Hälfte aus, so daß er es war, der nüchtern blieb, während die übrigen Officiere sich betranken, doch auch er stellte sich betrunken und warf sich in einen Lehnstuhl, wo er so lange wartete, bis alle schnarchten. Als er keinen anderen Laut als das Schnarchen der Betrunkenen hörte, stand er wieder auf und sprang in den Garten hinab, um in jenen Theil des königlichen Schlosses zu kommen, wo er seine Gattin zu finden hoffte. Er irrte eine Weile durch die am dichtesten bewachsenen Partieen und als er dem Schlosse näher kam, hörte er menschliche Stimmen, eine männliche flehende und eine weibliche in höchster Entrüstung. Er lauschte und erkannte in einer der Stimmen die seines Gönners Santarem, die weibliche war ihm anfangs fremd, doch erkannte er später aus dem Gespräch, es müsse die Königin sein, der der Minister Carls eine Liebeserklärung machte.

Das, was er gehört, genügte ihm, um die Sachlage zu kennen und er nahm sich vor, das Gehörte zu seinem Nutzen auszubeuten, demzufolge setzte er seinen Weg fort und erklimmte mittelst einer Leiter den königlichen Palast. Er kam auf den Balkon, von hier in ein dunkles Gemach und dann im Finstern umhertappend an eine Thür, wo er anhielt, weil er wieder Stimmen vernahm. Auch diesmal war es eine männliche und eine weibliche, diejenige seiner Gattin und das Königs, der der Ersteren in ähn-

licher Weise zusetzte, wie der Minister der Königin. Der König war als Liebhaber viel weniger unternehmend als sein Minister und Maritana hielt ihn vom Aeußersten zurück. Er beschränkte sich blos auf Worte, ohne auf Thätlichkeiten überzugehen und Cäsar erfuhr aus dem Gespräche, daß er bei ihr noch nichts erlangt hatte. Das Bewußtsein davon, hinter welches Geheimniß er gekommen war, machte, daß er, indem er Alles wagen wollte, eigentlich nicht viel wagte, deshalb trat er ohne anzupochen ins Zimmer und nun entwickelte sich zwischen den drei Personen eine sehr pikante Scene. Carl hatte sich der Straßentänzerin als der Graf de Bazan vorgestellt, als der ältere Bruder Don Cäsars, der vor vielen Jahren in Mexiko gestorben war. Es wäre für Cäsar ein Leichtes gewesen, den König Lügen zu strafen und ihn zu entlarven, doch that er es nicht, sondern nahm die ihm aufgebürdete Rolle eines jüngeren Bruders an und führte sie mit Geschick durch, indem er sagte, er habe gewußt, daß Don Ruy de Bazan — das war des verstorbenen Bruders Name, hier angekommen sei und daß er dies von der Königin erfahren, die sich im Schloßgarten aufhielt und alle Mühe hatte, die Zudringlichkeiten des Grafen von Santarem von sich zu weisen, er selber — Cäsar — habe denselben zum Zweikampf gefordert und er bittt jetzt seinen Bruder, die Stelle eines Secundanten bei ihm zu vertreten.

„Ist dies Ernst?“ rief der König bis über die Ohren erröthend. „Und weshalb hast Du den Verräther nicht gleich niedergestoßen. Ich hielt Dich für einen loyaleren Unterthan.“

„Man sieht, mein Bruder, daß Du ferne vom Hofe gelebt,“ erwiderte Cäsar, „sonst würdest Du wissen, daß Blutvergießen im Angesichte einer so hohen Dame wie die Königin, Majestätsbeleidigung ist. Zudem verlangte sie ausdrücklich nach Dir. Beeile Dich also, ihrem Rufe zu gehorchen.“

Der König sah sich überlistet und vermochte nichts Anderes zu thun, als dahin zu eilen, wo er wußte, daß seine Ehre angegriffen wurde. Er fand den Grafen noch immer bei der Königin, doch schon ernüchtert durch ihre strengen Worte. Alle drei Personen standen gegen einander in einer sehr zweideutigen Stellung; der Minister hatte der außerordentlich eifersüchtigen Königin die ganze Intrigue mit der Straßentänzerin verrathen, der König erkannte dies an den zornigen Blicken seiner Gattin. Alle fürchteten einen Scandal, doch der Graf von Santarem am meisten. Er zog sich bei Zeiten zurück und reichte seine Demission ein. Er fand es nicht geheuer in der Nähe des Hofes und floh sofort nach Frankreich, von hier aber nach Italien, wo er in einem Duelle gegen Don Cäsar de Bazan, der ihm dahin gefolgt war, fiel. Dieser selbst wurde vom König zum Gouverneur von Granada ernannt und

hütete sich wohlweislich, seine Gattin an den Hof zu führen.

Santarems Sturz hatte einem anderen Manne eine Carrière am Hofe eröffnet. Dieser Mann war ein Verwandter der einst mächtigen Guisen und Sohn des obenerwähnten Grafen von Alameda, die jedoch zur Zeit der Cardinäle Richelieu und Mazarin ihre Macht eingebüßt hatten, auch er hieß der Chevalier de Vaudemont. Er hatte in seiner Jugend am Hofe Ludwigs XIII. als Page gedient, gehörte sammt seinem Vater zur Zeit der Frondekriege zu den Anhängern der Herzöge von Beaufort und Longueville, als dann diese mit Mazarin Frieden schlossen, desavouirten sie ihre Anhänger und der Chevalier kam in die Bastille, von wo er aber zufolge der Vermittelung einer Freundin der Königin Anna von Oesterreich, der Herzogin von Chevreuse, wieder entlassen ward, als dann diese Dame selber in Ungnade fiel, floh er nach Madrid, ließ sich dem Orden der Jesuiten affiliiren und leistete demselben sehr wichtige Dienste, wurde später als ein wirkliches Mitglied aufgenommen und von ihnen so weit poussirt, daß ihn Carl II. zum Herzog von Alameda ernannte. Er war ein so gewandter Diplomat, daß er alle Parteien zufrieden stellte und alle Höfe stritten sich um seine guten Dienste. Er brachte zwischen seinem ehemaligen Vaterlande und Spanien, ebenso auch zwischen dem letzten Lande und Portugal sehr vortheil-

hafte Friedensschlüsse und Alliancen zu Stande, außerdem aber verstand er es sowohl des Königs wie der Königin Gunst zu gewinnen und wie man vielleicht nicht mit Unrecht vermuthet, soll er bei der Letzteren die Stelle ausgefüllt haben, die der Gatte, der sie seit dem Auftritte mit dem Grafen von Santarem vernachlässigte, gelassen.

Die Entfremdung zwischen dem König und seiner Gattin währte bis an den Tod der letzteren. Carl tröstete sich durch seine mannigfaltigen Liebesabenteuer für den Verlust. Seine Wahl war nicht immer eine gelungene zu nennen und er hatte sich durch seine Ausschweifungen eine zu jener Zeit gefährliche Krankheit, die ihn auf lange Zeit für jede Art Liebesgenüsse unfähig machte, zugezogen. Er fürchtete sich von diesem Augenblicke vor den Frauen so sehr, daß, als er sich wieder erholte und die Begierden für sinnlichen Genuß in ihm erwachten, er dem Beispiel einiger anderer Könige, namentlich Jakob's I. von England und Heinrich's III. Valois von Frankreich folgte und sich mit einer Schaar Mignons umgab. Der homosexuelle Genuß aber muß ihn nicht befriedigt haben, denn er verabschiedete die hübschen Knaben und wandte sich neuerdings den Damen zu, doch war er in seiner Wahl vorsichtiger und schloß sich an eine der schönsten Frauen, die ehemalige platonische Liebe Ludwig's XIV. Maria Mancini, Nichte des Cardinals von Mazarin an, ebenso wie sein

Königskollege und Namensvetter Carl II. von England an deren jüngere Schwester sich angeschlossen hatte. Der spanische Carl ernannte seine Geliebte zur Herzogin von Olivarez und sein Minister Alameda war klug genug, sich der Gunst dieser Dame ebenfalls zu versichern, so daß die Kinder, die sie hatte, in Beziehung auf die Vaterschaft in Zweifel blieben.

IX.

Die spanische Erbfolge nach dem Tode Carl's II. — Philipp von Anjou und Carl von Habsburg. — Nicolo Ursini. — Tod Alameda's. — Sturz der Gräfin Ferraris. — Die Tochter Ursinis. — Die Spanier ziehen Philipp von Anjou seinem Nebenbuhler vor. — Die Herzogin von Cordova. — Die Schönheit Philipps. — Die Prinzessin von Parma, später Königin von Spanien. — Ihre Intriguen zu Gunsten ihres Sohnes. — Philipps Schmollen. — Er zieht sich nach Escurial zurück. — Donna Porraz. — Geheime Liebschaften des Königs und der Königin. — Hernandez d'Oliveira.

Die spanische Erbfolge nach dem Tode Carl's II. war auch nichts Anderes, als eine zu Versailles gesponnene feine Intrigue, deren Fäden sich bis nach dem Escurial ausdehnten, und wo mehr als drei Parzen figurirten, um den Hoffnungen des Hauses Habsburg für immer ein Ende zu machen. Es ist nur zu gewiß, daß Carl II. sich auf's Verzweifelste dagegen wehrte, einen französischen Prinzen, da er selber kinderlos war, zu seinem Thronfolger zu er-

nennen und Ludwig XIV. mußte hier dasselbe Mittel anwenden, was ihm in England bei seinem anderen Schwager und dem Namensvetter des Königs von Spanien gelungen war. Schon die Herzogin von Olivarez, die ehemalige Geliebte Ludwig's XIV., hatte den Auftrag erhalten, den König von Spanien zu Gunsten einer französischen Erbfolge zu stimmen. In jener Zeit war es aber noch viel zu früh daran zu denken, denn sowohl Carlos II., wie seine Gattin waren noch jung und Niemand konnte auf die Kinderlosigkeit des Königspaares mit Bestimmtheit, ja nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit, rechnen. Dennoch schien das Haus Habsburg vom Schicksale mit einem Kinderlosigkeitsfluch beladen gewesen zu sein, daß beide Zweige dieser Dynastie, die Nachkommen Ferdinand's I. und Carlos' I., in einem kurzen Zwischenraume von kaum 38 Jahren aussterben sollten. Die Entfernung der französischen Prinzen vom Rechte auf den Thron Spaniens war eine viel größere, als diejenige ihrer Nebenbuhler aus dem Hause Habsburg, obschon auch bei diesen Letzteren der Ursprung des Rechtes von weiblicher Seite (von Isabella I. von Castilien) herrührte.

Die Herrscher aus dem Hause Habsburg waren nicht weniger geschickt in Intriguen, wie die Bourbons, nur dieser Geschicklichkeit hatten sie es zu verdanken, daß sich ihre Macht seit den Zeiten Friedrich's IV. vergrößerte und sich ihre Besitzungen immer

mehr ausdehnten; sie wandten ähnliche Mittel zur Durchführung ihrer Pläne an, wie die Bourbons und so gut Ludwig XIV. das Fräulein von Kerouaille nach England, die Marquise von Tolenville nach den Generalstaaten, die Gräfin Vaugirard nach Polen, die Prinzessin von Ursini nach Spanien schickte, so thaten es auch die Herrscher aus dem Hause Habsburg seit jeher und die Gräfin Ludmilla von Ferraris, eine Agentin Leopold's I., brachte die Wagschale zum Stillstand, denn sie hatte es besser als die französischen Damen verstanden, den schwachen Carl II. ihren Plänen zu gewinnen, so zwar, daß das erste Testament, welches dieser König machte, zu Gunsten des Hauses Habsburg ausfiel und es kostete Ludwig viel Mühe, dasselbe später umstoßen zu lassen. Die schönsten und koketteſten Damen Frankreichs wurden nach Spanien gesandt, um Carl zur Aenderung des Testaments zu bewegen, nur sehr wenigen von ihnen gelang es, den König auch nur zu Gesicht zu bekommen, geschweige denn zu sprechen und selbst wenn sie den König dahin brachten, daß er, von ihren Reizen hingerissen, der Erbsünde erlag, so waren diese Verhältnisse zu ephemer, als daß sie den König der herrschenden Maitresse hätten abwendig machen können, obschon der Herzog von Alameda, der noch immer Carlos' II. Gunst besaß, sich ebenfalls alle Mühe gab, sie vom Hofe zu verdrängen, ohne daß ihm dies gelang.

Etwa ein Jahr vor Carlos' II. Tode kam ein verarmter italienischer Fürst, Niccolo Ursini, nach Madrid, er ließ sich dem Herzog von Alameda, zu dieser Zeit einem Greise von mehr als achtzig Jahren, vorstellen und bot sich ihm zum Werkzeuge an, um die Gräfin von Ferraris zu stürzen.

„Wie wären Sie dies im Stande?" frug ihn der spanische Minister.

„Ich werde auf die Sinne und auf den Aberglauben des Königs wirken," war Ursini's Antwort. „Meine Tochter, ein Mädchen von 13 Jahren, besitzt die seltene Eigenschaft einer Pythonisse, sie vermag es in die Zukunft zu sehen und wenn es Euer Eminenz (Alameda war nämlich Cardinal) gelingt, sie in das königliche Schloß zu bringen, daß sie ihre Sehergabe in Gegenwart des Hofes produciren kann, so hafte ich dafür, daß die Gräfin Ferraris binnen jetzt und einem Monat aus der Gunst des Königs verdrängt sein wird."

„Wird Ihre Tochter das, was sie zu sagen hat, auch in Gegenwart der Maitresse des Königs thun?"

„Die Anwesenheit dieser Dame ist sogar nothwendig und sie wird es nicht errathen können, wie sie in einem so kleinen Mädchen eine gefährliche Gegnerin vor sich hat."

Dem Herzog war es nicht sehr schwer, den König dahin zu vermögen, daß er der jungen Dame

und ihrem Vater die Erlaubniß ertheilte, sich in Gegenwart des ganzen Hofes zu produciren. Die Erstere war geschickt genug, ihre Rolle so zu spielen, daß die allmächtige Maitresse nicht den geringsten Verdacht schöpfte, im Gegentheil, sie interessirte sich sogar für das Mädchen, nicht im Entferntesten auf den Eindruck rechnend, den eine so halb aufgebrochene Knospe auf die Sinne des Königs ausüben würde. Die Vorstellungen wurden wiederholt und der Herzog von Alameda commentirte im Privatcabinet des Königs die Prophezeihungen der kleinen Pythonisse, gleichzeitig ergoß er sich in eine Abhandlung über die unentfalteten Reize des Mädchens, so daß im Herzen Carlos' ein Gefühl entstand, welches er bis dahin nicht gekannt, Etwas, was einer reinen unschuldigen platonischen Liebe glich. Von diesem Momente an wurden die Intriguen gegen die Gräfin von Ferraris zwischen den beiden Männern weiter gesponnen, deren Ende kein anderes war, als der Sturz der Favoritin und ein zweites Testament des Königs, in welchem er den Enkel Ludwig's XIV., den Herzog von Anjou, Philipp, zu seinem Erben einsetzte.

Nach dem Tode Carl's II. war es wieder die Schönheit Philipps von Anjou, seine Liebenswürdigkeit und Galanterie, die noch mehr dazu beitrugen, als die Waffen, daß er sich auf dem Throne erhielt. Es ist bekannt, wie Carl VI. in Spanien

unter den Granden und noch mehr unter den Damen sehr wenig beliebt war. Eine Herzogin von Cordova hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Krone Spaniens sollte demjenigen der beiden Kronprätendenten gehören, der die meisten Eigenschaften besäße, um diese zu verdienen. Philipp's Truppen wurden von jenen Carl's zu wiederholten Malen geschlagen, dieser hielt einen glänzenden Einzug in Madrid, doch war sein Benehmen so zurückstoßend, er selber so hochmüthig, daß sich alle Herzen von ihm wegwandten und zu Philipp flohen. Die Spanier haben es schon damals ebenso wie zu Zeiten Napoleons I. gezeigt, daß sie sich mit Gewalt keinen König aufbürden lassen, so kam es denn, daß Carl VI. das Spiel aufgeben und seinen Rechten entsagen mußte. Philipp aber behauptete sich auf dem ihm streitig gemachten Throne.

Unter den Männern, die sich für Philipp am meisten interessirten, befanden sich der greise Alameda und der jüngste Günstling Carlos II., der Herzog von Ursini, keiner der Beiden überlebte den Tod seines Gönners länger als ein halbes Jahr. Alameda starb an Altersschwäche. Ursini wurde vom Schlage getroffen, den Einfluß, den er selber besessen, seiner Tochter vermachend.

Philipp V. wußte es nur zu gut, wie er die Krone zumeist den Bemühungen Ursini's und seiner Tochter zu verdanken hatte, denn diese waren von

seinem Großvater nach Madrid gesandt worden, nachdem Ludwig XIV. in ihnen die rechten Personen erkannte, die im Stande sein würden, Alles durch ihre Intriguen und Künste durchzuführen, nachdem alle diplomatischen Kunstgriffe fehlschlugen. Auch war die junge Dame in der ersten Blüthe ihrer aufkeimenden Jugend, so daß sie auch durchaus nicht viel Koketterie brauchte, um den ohnehin sehr leicht entzündlichen König zu ihren Füßen stürzen zu machen und ihn ganz zu beherrschen.

Wenn die Liebesgötter eine Rundreise in ganz Europa gemacht hätten, um das schönste Paar aufzusuchen und zusammen zu bringen, hätten sie schwerlich zwei reizendere Geschöpfe finden können, wie Philipp V. — den man mit Recht ebenso wie seinen Vorgänger in Frankreich, ebenfalls Philipp den Vierten, den Schönen nannte — und die Prinzessin von Ursini. Das Verhältniß zwischen Beiden schien ein für die Ewigkeit geknüpftes und gewiß ist es, daß diese Dame am Hofe von Madrid viel mächtiger war, als die Königin, und daß diese letztere viele bittere Thränen vergoß, als sie sich von ihrem Gatten, den sie beinahe abgöttisch liebte, vernachläßigt sah.

So wie die Maitresse Carl's II., die Herzogin von Olivarez, im Verdachte stand, sie habe die Königin vergiftet und daß sie, da man einen Aufstand in Madrid befürchtete, der ihr das Leben ge-

kostet haben würde, von dort flüchten mußte, so war auch der baldige Todesfall der Gattin Philipp's V. der Maitresse des Königs zugeschrieben worden. Dennoch hielt sich die Prinzessin Ursini länger als sich die Herzogin von Olivarez bei Carlos II. gehalten hatte und entfernte sich erst vom Hofe, als der König, dem Drängen seiner Minister und des Volks nachgebend, sich dahin erklärte, er wolle seinem Erstgeborenen in der Prinzessin von Parma eine Stiefmutter geben. Die Prinzessin hatte darauf gerechnet, er würde dem Beispiele seines Großvaters folgen, und sie, wie dieser Madame Maintenon, noch heirathen, daran war aber in Spanien, in einem Lande, wo man noch viel mehr auf Verhütung von Mesalliancen hielt als in Frankreich, nicht zu denken. Es gab eine fürchterliche Scene zwischen dem König und der Prinzessin, sie wollte sich einen Dolch durch's Herz stoßen — möglich auch, daß dies nur ein Knalleffekt sein sollte, er entriß ihn ihr aber, worauf sie Madrid endlich verließ und sich auf einige Zeit in das Nonnenkloster nach Cintra zurückzog, wo sie aber nicht lange blieb, sondern in ihre eigentliche Heimath, nach Rom, zurükehrte.

Die zweite Gattin Philipp's besaß mehr die Eigenschaften einer Maitresse, als die einer verheiratheten Frau, sie verstand es, den leichtsinnigen, flatterhaften König derart zu fesseln, daß, wenn er ihr auch nicht ganz treu blieb (welcher König war

jemals seiner Gattin absolut treu?!), er sie doch niemals vernachlässigte, auch war sie pfiffig genug, ihn durch Ehrfurcht nicht zu plagen, doch dafür verstand sie das Intriguiren in der Politik um so besser und wenn Philipps Minister etwas durchsetzen wollten, mußten sie sich am ehesten an sie wenden. Sie wollte nämlich ihren Kindern gerade solche Vortheile sichern, wie sie eigentlich nur dem Sohne Philipp's aus seiner ersten Ehe gebührten. Er selber kümmerte sich nicht viel darum, was in der Politik geschah und seine Gattin vereint mit den Ministern verwickelte die Staatsangelegenheiten derart, daß Spanien auf dem Punkte stand, mit Oesterreich, später mit England und endlich sogar mit Frankreich in einen Krieg verwickelt zu werden. Der Gesandte Ludwigs XIV. machte dem König ernstliche Vorstellungen und mahnte ihn an seine Enkelpflichten.

„Ah ja, Sie haben auch wirklich Recht," sagte Philipp gedankenlos, „ich bin der Enkel meines Großvaters. Es würde verdammt komisch sein, wenn ich dem alten Herrn den Krieg erklärte. Ich weiß gar nicht, wie es nur so weit hat kommen können. Ich werde meine Gattin, die Königin, fragen, denn sie wird diese Sachen besser kennen als ich. Seien Sie indessen immerhin beruhigt, ich werde es schon zu verhindern suchen, es soll zu keinem Kriege zwischen meinem jetzigen und einstmaligen Vaterlande kommen."

Dies war die erste Gelegenheit, daß sich Philipp in die Politik mischte und mit seiner Gattin in einen ernstlicheren Streit gerieth, als es bis jetzt der Fall gewesen war. Dies ging so weit, daß sich Philipp schmollend nach Escurial zurückzog und seinen Ministern mit Absetzung drohete, wenn sie Spanien in einen Krieg mit Frankreich verwickelten. Er selbst lebte fortan ein nur noch wüsteres Leben, als er es bis jetzt gelebt hatte und äußerte sich vor dem Herzog von Medina Sidonia in einer Weise, die diesen befürchten ließ, Philipp würde in seiner Unbedachtsamkeit so tolle Streiche begehen, daß es die Spanier reuen könnte, sie hätten ihn Carl von Habsburg vorgezogen.

„Wie närrisch war doch einer meiner Vorfahren, Ramiro I., daß er nicht zum mohamedanischen Glauben übertrat," sagte Philipp, „und ich denke ernstlich daran, ob dies nicht auch jetzt noch möglich wäre. Glauben Sie nicht, daß ich ein Khalifat erhielte, wenn ich dem Sultan schriebe, ich wollte Moslim werden?"

„Wenn Euer Majestät den mohamedanischen Glauben nur deshalb dem christlichen vorziehen, weil Sie als Moslim mehrere Gattinnen halten könnten," entgegnete der Vertraute des Königs, „so sind Sie, Sire, nicht weit davon; denn außer Carlos I. hat wohl kein König Spaniens so viel galante Abenteuer gehabt, wie Sie."

„Allerdings, doch Carlos hat es Niemand gewehrt, daß er Abenteuer habe, mir hingegen legt man tausend Hindernisse in den Weg, spricht von scandalösem Lebenswandel, wollte aus mir gar einen Karthäuser machen," sagte der König verdrießlich. „Warum beschränkt man meine Freiheit mehr, als diejenige aller meiner Vorgänger?"

„Weil die Vorgänger Euer Majestät ihre Liebesabenteuer in ein solches Dunkel gehüllt haben, daß dadurch kein Aergerniß gegeben wurde, hierdurch gewinnt auch der Genuß an Interesse," entgegnete der Herzog. „Einem so schönen Manne, wie Euer Majestät, wird es ganz gewiß nicht an Gelegenheit mangeln, Damen zu finden, die sich Ihren Wünschen willfährig zeigen.

„Nur daß ich kein Freund eines langen Girrens und Buhlens bin."

Der Minister sah endlich ein, daß er Philipps Lüstlingssucht Nahrung reichen mußte und er versorgte ihn stets mit Damen, ohne daß auch nur eine im Stande gewesen wäre, einen bleibenden Eindruck auf ihn zu machen und er sich wider Willen gestand, daß er bei keiner derselben ein solches Vergnügen genoß, wie bei der Prinzessin von Ursini und bei seiner zweiten Gattin. Dies bestimmte ihn endlich zur Rückreise nach Madrid, wo er sich mit seiner Gattin sofort aussöhnte, nachdem auch diese in der Politik ihm in einigen Stücken nachgegeben.

Daß die Königin, die, wie erwähnt, das Temperament einer sehr befriedigenden Maitresse besaß, auch nicht vom Verlangen, Liebe zu genießen, frei war, läßt sich wohl denken, doch wußte sie sehr gut, daß sie als Dame viel mehr riskirte, als ihr Gatte, und daß tausend und abertausend Späheraugen alle ihre Schritte und Geberden bewachten, auch suchte sie vergebens nach einer Dame in ihrer Umgebung, der sie sich hätte vertrauen können, bis sich ihr endlich eine selber anbot.

Es war eine Italienerin von Geburt, die Gattin eines spanischen Granden, Don Diego Porraz, eine Dame, die viel Geschmack für homosexuellen Genuß besaß, obschon sie auch dem heterosexuellen nicht fremd war. Bei einem Ausflug nach einem Badeorte in den Pyrenäen, wo sie mit der Königin in einem Zimmer badete, vertieften sich die beiden Damen in ihr Gespräch so sehr, daß sie selbst solche Gegenstände berührten, die nur die ausschweifendste Phantasie ersinnen kann und Donna Porraz gewährte und fand Befriedigung in den Armen der Königin, die sie in einige ihr bis jetzt unbekannte Geheimnisse der Liebe einweihte. Sie fand sogar Mittel, der Königin volle Befriedigung in den Umarmungen schöner Jünglinge zu verschaffen, die sie ihr als Mädchen verkleidet zuschmuggelte, so daß die Königin vollkommen zufrieden gestellt wurde.

Diese Abenteuer der Königin brachten sie jedoch

einmal in eine nicht geringe Gefahr, welche ihr von einer Seite und in einer Weise drohte, wie sie dies am wenigsten vermuthete. Einer der Jünglinge, der junge Graf Hernandez d'Oliveira, war plötzlich verschwunden, weil er seine Rolle als Mädchen spielte. Die Familie stellte Nachforschungen an und der König selbst interessirte sich dafür, daß er aufgefunden werde. Eines Abends trat er unvermuthet in das Boudoir der Königin und fand den Gesuchten in Mädchenkleidern, die Königin verlor aber die Gegenwart des Geistes nicht und stellte dem König ihren Galan als Mädchen und Schwester des vermißten Cavaliers vor und er ließ sich leicht überreden, dies zu glauben, doch entbrannte er selber in Liebe für das vermeintliche Mädchen und beauftragte seinen Vertrauten Rafael Mendoza, ihm ein Stelldichein mit ihr zu verschaffen. Zum Glück für die Königin bestand auch zwischen Donna Porraz und Mendoza ein Liebesverhältniß und der Letztere schwätzte aus der Schule, daß Hernandez einen Wink von der Königin erhielt und die Damenkleider mit männlichen vertauschte, worauf er wieder vor seinen Eltern erschien und seiner Mutter unter vier Augen Alles gestand, die ihn dann nach Cuba sandte, so daß er keinen weiteren Versuchungen mehr ausgesetzt war und der König sich diese Leidenschaft aus dem Kopfe schlug, die Königin aber fortan in ihren Liebeshändeln noch viel vorsichtiger wurde, als sie es bis dahin gewesen.

X.

Die Bourbons in Spanien. — Hingebung der Spanier für diese undankbare Dynastie. — Die letzten Bourbons liefern kein Material für die Scandalgeschichten, ausgenommen Christina und Isabella. — Wie diese Frauen schließen. — Rianzares und Marfori.

Die Nachfolger des ersten Bourbon in Spanien liefern meinen Scandalgeschichten kein solches Material, daß ich es der Mühe werth fände, über jeden derselben ausführlicher zu schreiben; es ist beinahe so, als ob diese Dynastie selbst in der Galanterie degenerirt sei, wie dies auch in Frankreich bei den letzten Bourbonen der Fall war, wo nicht sie selber, wohl aber diejenigen hohen Personen, die so zu sagen auf sie gepfropft wurden, derartige Scandale begingen, daß das Volk zur Erkenntniß dessen kam, wie dadurch die Wohlfahrt des Staates aufs Spiel gesetzt wurde und es solche nicht mehr dulden wollte, demnach revoltirte es und verjagte die Dynastie, die nicht mehr verdiente, daß sie regiere.

Die Bourbons genossen in Spanien viel mehr Popularität, als sie verdienten und das Volk opferte sich ihnen so zu sagen auf. Wie viel edles Blut wurde in Spanien zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts verspritzt, um diese Dynastie auf dem Thron zu erhalten und wie lohnten die Bourbons diese Hingebung der Nation! Denken wir an den letzten Ferdinand, erinnern wir uns nur daran, wie die Mitglieder dieser Dynastie die Dienste eines Godoy — des Herzogs von La Paz — Mina, Merino, des berühmten Mädchens von Saragossa, Riego, Espartero und andere Helden und Heldinnen lohnte, daß man, anstatt mit dem Geiste der Zeit vorwärts zu gehen, die Krebsengangart antrat und die bereits in Verfall gerathene heilige Inquisition neuerdings einführte, wie man mit den Cortez und überhaupt mit der Constitution verfuhr.

Das, was am spanischen Hofe an Scandalen zu wenig vorhanden war, wurde durch die Tyrannei mehr als reichlich ersetzt. Die Spanier ergriffen für Christina und Isabella, zwei der unwürdigsten Weiber in der Weltgeschichte, die Waffen, weil sie glaubten, diese würden doch besser sein, als der finstere Prätendent, Don Carlos; sie täuschten sich und man muß die Langmuth dieses Volkes nur bewundern, wenn man bedenkt, daß es sich 35 Jahre hindurch — mit steter Hoffnung auf Besserung der Zustände — tyrannisiren ließ, ehe es diese überall in ganz Europa emeritirte

und demeritirte Dynastie vertrieb, um sie nicht wieder in seinem Schoße aufzunehmen.

Was die Bourbons an eigentlichen von der Welt sogenannten Scandalen, wobei zumeist geschlechtliche Ausschweifungen verstanden werden, zu wenig geliefert, das haben die letzten zwei Königinnen, Christina und Isabella, reichlich ersetzt. Daß Christina schon bei Lebzeiten ihres Gatten Ferdinand keine Caba war, weiß die Welt. Daß sie auf den tapferen und herrlichen Riego ihre Netze ausgeworfen, die er mit starker Hand zerriß und dafür mit seinem Leben zu büßen hatte, wird wohl weniger bekannt sein und noch viel weniger, daß es ihr gelang, den einst galanten und leicht entzündlichen Herzog von Vittoria, Espartero, zu verstricken, bis sie endlich bei ihrem letzten Günstling, Rianzares, eine Fermate machte, bei dem sie anhielt, nachdem nicht sie dem Laster entsagte, sondern das Laster sie zu alt und verbraucht fand.

Isabella trat in die Fußtapfen ihrer Mutter. Sie war noch schlimmer, noch cynischer, noch unklüger als ihre Mutter. Schon als junges Mädchen von 13 Jahren hatte sie jenen jungfräulichen Schatz, den andere Frauen mit so viel Aengstlichkeit wahren, an den nächsten Besten versplittert. Bei Gelegenheit einer Reise in den Pyrenäen stieß sie auf einen jungen Franzosen, der sie von ihrem Jungfernkränzchen erlöste. Es war nicht einmal ein ephemeres Liebesverhältniß, noch weniger wahrhafte Liebe zu nennen,

was sie mit diesem Manne verband, es war eine Schäferstunde, für ihn einmal für allemal, während sie an solchen Geschmack fand und ihrer Leidenschaft weder vor, noch nach ihrer Verheirathung Zügel anlegte. Daß ihr Gatte, Don Francisco d'Assis, der selber ein Halbmann, ein Schwächling, dabei aber ein Mensch war, der, wie weiland Heinrich III. von Frankreich, die homosexuellen Genüsse der naturgemäßen Liebe vorzog, so daß sie Niemanden fand, der sie auf den von ihr verlassenen Pfad der Sittlichkeit zurückführte, ist nur zu sehr bekannt, als daß ich Anstand nähme, dies zu berühren. Isabella war in ihren sexuellen Ausschweifungen nicht wählerisch. Ihrem ersten Liebhaber folgten Andere aus beinahe allen Schichten des Volkes, Minister, Granden, Studenten, hohe und subalterne Officiere, Torreadors, gemeine Soldaten, Matrosen, hohe Geistliche und Mönche. Sie trieb selbst homosexuelle Excesse, mit einem Worte, sie versuchte es, eine Katharina von Rußland nachzuahmen, doch war sie in der Wahl, die sie traf, eben nicht häkelig und den Schlußstein ihrer Liebschaften krönte sie mit einer Leidenschaft, die ihrem Herzen und ihrem Kopfe zur Schande gereichte. Ihr Günstling Marfori wird noch jetzt von der spanischen Nation verflucht. Dahin sind also die spanischen Hofscandale ausgelaufen.

Druck von Th. Krüger in Leipzig.